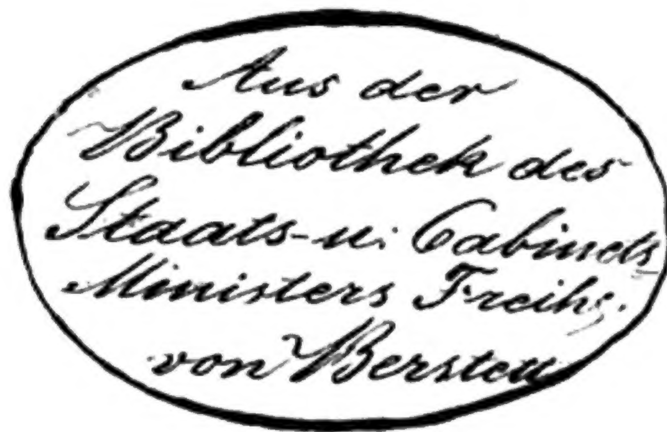
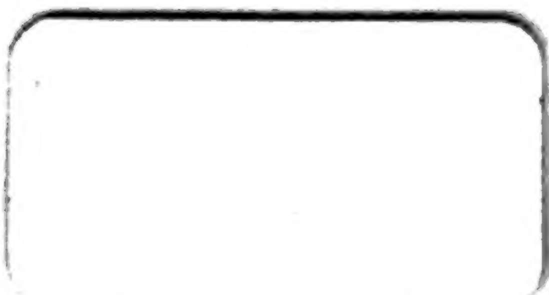
WIDENER
HN ZN8A U

Digitized by Google


Aus der
Bibliothek des
Staats-u. Cabinets
Ministers Freih.
von Bersten



Zeitgenossen.

Neue Reihe.

Vierter Band.

Die erste Reihe dieser Zeitgenossen besteht aus 6 Bänden oder 24 Heften. Jedes Heft einzeln kostet 1 Thlr. auf Druckpapier und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier; alle zusammen genommen aber werden zu sechszehn Thaler auf Druckpapier und zu vierundzwanzig Thaler auf Schreibpapier erlassen.

Zeitgenossen.

Biographien und Charakteristiken.

Neue Reihe.

Vierter Band.

(Heft XIII—XVI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1824.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
Oct 1956

Inhalt des vierten Bandes.

(Neue Reihe.)

XIII.

Seite
Dorothea, Herzogin von Kurland. (Von Ch. A. Tiedge.) Erste Abtheilung 1
Georg Zoega 105
Jean François Baron von Bourgoing . . 147
Violette Garrick 163
Graf Franz Gabriel de Bray, königl. baierscher Gesandter zu Paris 175

XIV.

Dorothea, Herzogin von Kurland. (Von Ch. A. Tiedge.) Zweite Abtheilung 1
Marie Antoinette Josepha Johanna, Königin von Frankreich. Zweite Abtheilung . . . 137
Michael Speransky 167

XV.

	Seite
Heinrich I. (Christoph), König von Haiti . . .	1
Graf Kleist von Nollendorf, königl. preuß. General-Feldmarschall	29
Johann Centurius Graf von Hoffmannsegg .	57
Josias Friedrich Christian Löffler . . .	85
Jean Jacques Régis Cambacérès, Herzog von Parma	111
Friedrich August Wilhelm Spohn . . .	135
Theodor Hartleben, großherzogl. bad. Geh. Regierungsrath	151

XVI.

Lazare Nicolas Marguerite Carnot . . .	1
Christian Garve	93
Mohammed Ali, Vicekönig von Aegypten . . .	141

Dorothea, Herzogin von Kurland.

Erste Abtheilung.

Dorothea, Herzogin von Kurland.

Erste Abtheilung.

Die beiden Fürstenthümer, Kurland und Semigallen, standen, ehe sie in ein weltliches Herzogthum verwandelt wurden, unter der geistlichen Herrschaft der deutschen Ordensritter und wurden durch Heermeister regiert. Diejenigen Familien nun, aus denen Heermeister hervorgegangen, nannten sich heermeisterliche; und der Umstand, zu einem solchen Geschlechte zu gehören, wurde, wiewohl er sonst keinen Vortheil gewährte, nicht ohne Nachdruck mit genannt, wenn von der Bedeutenheit einer Familie die Rede war. In der Reihe der Heermeister von Kurland tritt der Name: Konrad Medem hervor, der 1272 Mitau erbaute. Aus diesem Geschlechte stammte Anna Dorothea, Gemahlin des letzten Herzogs Peter von Kurland. Ihr Vater, der aus einer ersten Ehe bereits eine Tochter, Elisabeth Charlotte Constanze, und einen Sohn, Johann Friedrich, hatte, war Johann Friedrich Reichsgraf Medem; ihre Mutter, die Gattin zweiter Ehe ihres Vaters, eine verwittwete von Nolde, geborne Manteufel. Sie, das erstgeborne Kind aus dieser Ehe, ward den 3. Februar 1761 zu Mesothen, einem herzoglichen Domainengute geboren.

Noch zwei Brüder, Graf Karl und Graf Johann, folgten ihr. Bei der Geburt des Letztern starb die Mutter. Die älteste Tochter Elisa befand sich bereits im großmütterlichen Hause. Friedrich erhielt einen Hauslehrer, und die zweijährige Dorothea, sammt ihren zwei jüngern

Brüdern, wurde nun einer Erzieherin übergeben, welche mit aller Liebe und Sorgfalt einer mütterlichen Seele die drei, ihr anvertrauten, Kinder behandelte, und späterhin ihnen mit gleicher Zärtlichkeit, neben der körperlichen, auch die geistige Pflege angedeihen ließ, deren das erste Lautwerden der jungen Seelenkräfte bedarf. Kein ängstlicher und ängstender Zwang umkerkerte die gutgearteten, kindlichen Seelen, und so entwickelten, sich ihrer Natur gemäß, in ungestörter Freiheit und Heiterkeit die Gemüthsanlagen und Geisteskräfte der zarten Dorothea. Freundlichkeit und Liebe waren die Pflegerinnen dieser schönen Natur. Die weiche Sanftheit der verständigen Erzieherin wurde durch eine gewisse Würde gehalten, so daß sie nie in eine Schwäche ausarten konnte, die von Kindern nur zu leicht wahrgenommen und nicht selten gemißbraucht wird. Der Vater, der hinter einer sehr ernsten Außenseite das unbedingteste und allgemeinste Wohlwollen barg, welches sich über sein ganzes Hauswesen und über seine sämmtlichen Unterthanen verbreitete, konnte zwar, bei seiner weitläufigen wirthschaftlichen Betriebsamkeit, nur wenig Aufmerksamkeit seinen Kindern zuwenden; doch blieb sein stilles Lebensbeispiel, welches frei von ansteckender Leidenschaftlichkeit, sich nur in Handlungen der Gerechtigkeit, der Wohlthätigkeit und Milde bewährte, nicht ohne wirksamen Einfluß auf die Erziehung seiner Kinder. Wohin sich die Lebendigkeit der regen Willenskraft der kleinen Dorothea wenden mochte, sie begegnete immer den Zurechtweisungen, die, aufmunternd oder mahnend, in ernstfreundlichen und freundlichernsten Blicken ihr entgegenkamen; und wenn es der Worte bedurfte, so waren es die Worte der Liebe, die zu ihr sprachen. Ueberhaupt bewegte sich ihre beginnende lebhafte Regsamkeit in wohlgeordneten und alterthümlich-fromm gebildeten Hauseinrichtungen, wo ihr zartes Gemüth oft von Handlungen der Gerechtigkeit, des Wohlwollens, der Milde, der Versöhnlichkeit, und von Vorbildern einer schonenden Ausgleichung verletzter Verhältnisse berührt wurde. Mehr, als jeder andre Unterricht, wirkte solche Lehre in Beispielen, auf das junge Gemüth; denn Kinder lernen mehr durch die Augen, als durch die Ohren, was recht ist; sie haben einen schärfern Blick, als diejenigen glauben, denen die eigne Kindheit, wie ein vergessner Traum verschwand.

Der Vater unsrer Dorothea beobachtete in seiner ganzen Art, zu seyn, selbst im Unwillen und wenn er zu strafen hatte, eine gleichmäßige, ruhige Haltung, und nie zeigte er seinen Kindern eine zürnende Gestalt. Nie ward das Ohr der, für alles so leicht empfänglichen, Dorothea durch ein heftiges Wort, durch eine Unzartheit, Unwahrheit oder Zweideutigkeit verletzt. In dieser Rücksicht erwarb sich auch die verständige Erzieherin um ihre Zöglinge ein großes Verdienst. Bei solchen Umgebungen bewahrte sich in der jungen Seele, ohnerachtet ihrer raschen, leicht beweglichen und oft voreiligen Sinnesart, eine gewisse Gedankenunschuld, und Lauterkeit der Gesinnung, Wahrheit und Gerechtigkeitliebe, Nachsicht und Versöhnlichkeit gewannen in ihrem Gemüthe die Kraft der Gewohnheit, und bildeten die Grundlage des frei sich entwickelnden Charakters; ihr inneres Leben aber erhielt dadurch jene natürliche Unbefangenheit, welche sich in allen Bewegungen ihrer Wohlgestalt abspiegelte, dieser die Grazie verlieh, welche bis in das höhere Alter hinauf ihr Leben begleitete, und über ihr ganzes Wesen eine zauberhafte, hinreißende Anmuth ausgoß. Diese Grazie, deren schönes Walten unbeeinträchtigt auch dann noch ihre Lippen umschwebte, wenn sie in spätern Jahren, mit einer etwas minder ruhigen Haltung, angefochtene Ideen ihres Geistes vertheidigte.

Da nun der, von der Natur ihr mitgegebene, kindlich heitere, leicht fröhliche Sinn, wie wir oben bemerkten, nie durch eine finstre Begegnung getrübt, und ihre rasch vorstrebende Willenskraft durch keine rauhe Strenge gebrochen wurde: so zeichnete sie sich durch Offenheit und Frohsinn, durch geübtere Mittheilungsgabe und kindliche Geschwätzigkeit vor ihren ältern Geschwistern, Elisa und Friedrich, sehr auffallend aus. Diese beiden Kinder mußten leider einer so sanften, aufmunternden Behandlungsart entbehren, als die war, deren die fröhliche Dorothea sich erfreute. Der arme Friedrich war einem harten, und, wie sich späterhin zeigte, unwürdigen Hauslehrer unterworfen, der die hölzerne Erziehung mit dem Stocke gegen den, mit reichen Naturgaben und schönen Gemüthsanlagen, ausgerüsteten Knaben ausübte. Die sanfte Elisa war im großmütterlichen Hause ebenfalls einer unterdrückenden Strenge hingegeben, die zum Theil aus einem gangbaren Irrthume der Zeit hervorging.

Wenn nun diese beiden verschüchterten Kinder zu gewissen Zeiten, in ehrerbietiger Ferne, vor den ernsten Blicken des Vaters dastanden, so sprang die muntere Dorothea ihm in die Arme und küßte ihm den tiefen Ernst vom Gesicht, streichelte liebkosend ihm die Stirn, und erschmeichelte sich in süßer Unschuld von seinen Lippen ein belohnendes Lächeln.

In solchen glücklichen Tagen erreichte Dorothea das sechste Jahr; sie hatte bereits gute Fortschritte in der französischen Sprache gemacht. — Jetzt war oftmal die Rede davon, daß sie wieder eine Mutter bekommen würde. Die redliche Erzieherin malte ihr mit lebhaften Farben das Glück vor, eine liebende Mutter zu besitzen, und wie die neue Mutter sich freuen würde, ihre liebe Dorothea so gut französisch sprechen zu hören; dahingegen wußte der tyrannische Lehrer des gequälten Friedrich, das Bild einer Stiefmutter nicht abschreckend genug zu schildern, und wie eine solche mit noch viel härtern Züchtigungen gegen ihn verfahren würde, als er bisher zu erdulden gehabt hätte.

Die ältere Schwester Elisa im großmütterlichen Hause überließ man, wenn von einer Stiefmutter die Rede war, ihren eignen Vorstellungen, und diese umkleideten dann im Andenken an die verstorbne, so hochgeliebte Mutter, das Gemälde der künftigen Stiefmutter mit allen den reizenden Farben, welche die lebhafte Phantasie in der stillen Tiefe der kindlich liebenden Seele aufzutreiben wußte. Wie verschieden und entgegengesetzt mußten nun die Empfindungen jener beiden Kinder seyn, mit welchem sie dem Zeitpuncte entgegen sahen. Bange, finstere Ahnungen erfüllten das Gemüth des geängsteten Friedrich. Mit Entzücken hingegen blickte die frohe Dorothea zu dieser nächsten Zukunft hinüber. Die Zeit kam; der Vater verheirathete sich mit einer verwittweten Frau von der Recke, deren verstorbner Gemahl Oberst in preußischen Diensten gewesen war; diese Frau, ohnerachtet sie selbst nie Kinder gehabt hatte, war in mancher Rücksicht recht dazu geschaffen, die Mutter so hoffnungsvoller Kinder zu seyn; nur daß sie vielleicht eine etwas zu bedeutende Rücksicht auf das Leben und den Glanz der sogenannten großen Welt unter die Grundsätze der Erziehung für die Jugend ihres Standes aufgenommen hatte. Den Eintritt der neuen Mutter in

das väterliche Haus begrüßte die lebhafte, schöne, festlich geschmückte Dorothea mit einer kleinen französischen, von der Erzieherin verfaßten, Anrede. Sie sprach diese Worte der Bewillkommungsfeier mit so feinem, und doch so kindlich natürlichem Anstande, mit solchem Liebreiz, mit einer solchen Grazie, die sich in allen Bewegungen der zarten, schönen Gestalt ausdrückte, daß alle Zeugen dieser lieblichen Feier entzückt waren, und der kleine holde Engel aus einer Umarmung in die andre flog. Sie hatte den Vater innig gerührt und das Herz der neuen Mutter auf immer gewonnen. Die, bis zum zwölften Jahre ihres Alters, aus dem väterlichen Hause entfernt gewesene Charlotte Elisabeth Constanze, trat sechs Monate nach der Verheirathung des Vaters, wieder in den Kreis ihrer jüngern Geschwister zurück und brachte furchtsam freudige Erwartungen mit. Der süße, vertraute Muttername, der bisher gleichsam nur aus der Engelwelt zu ihr herüber geklungen und einem schönen Phantasiebilde angehört hatte, den sie aber nun an sichtbare Liebe richten durfte, verbannte nicht gänzlich aus ihrer bewegten Seele die Schüchternheit, welche die übertriebne, und oft ungerechte Strenge, dem zarten Gemüthe eingedrückt hatte. Die Blütenknospe kindlicher Fröhlichkeit war gebrochen; die erste Zärtlichkeit, mit welcher die freundliche Mutter sie aufnahm, erregte in ihr ein neues, mächtiges Gefühl, welches in einer frohen Wehmuth noch lange nachzitterte; ihren höchsten Genuß aber fand sie in dem Umgange mit der Schwester. Es war ihr nur selten vergönnt gewesen, sie zu sehen; von jetzt an durfte sie die Geliebte ganz ungestört in ihre Arme schließen und immer mit ihr seyn. So verschieden, theils von Natur, theils durch Erziehung die beiden Kinder waren, so hielten sie sich doch auf das Innigste zusammen; es war, als ob sie einander ergänzten. Elisa war still, sinnig, in sich gekehrt; Dorothea geschwätzig, lebhaft und hüpfte, leicht aufgeregt, von einem Gegenstande zum andern; der, beiden eigenthümliche Hang zum Mitleid und zur Wohlthätigkeit war bei der ältern tiefer — heftiger bei der jüngern, die kein trauriges Gesicht sehen konnte, ohne gewaltig erschüttert zu werden; sie eilte hinzu, gab, was sie hatte: bittende Worte, Liebkosungen und Thränen.

Der neunjährige Bruder Johann Friedrich, unter dem Druck seines harten Zuchtmeisters, war beiden Schwestern gewissermaßen entrückt, blieb es aber nicht mehr lange, indem wenige Tage nach der Ankunft der neuen Herrin des Hauses, der Tyrann im Bewußtseyn eines lasterhaften Lebens und aus Furcht des Mißlingens einer schon begonnenen neuen Frevelthat, sich erschoß.

Ob nun gleich ein Band wechselseitiger Liebe die ganze Familie umschlang, so vermochten dennoch die freundlichsten Aeußerungen der guten Stiefmutter nicht aus der Seele des armen Friedrichs die Spuren der Furcht und des Mißtrauens hinweg zu tilgen, welche sein Tyrann ihm eingeflößt hatte; er nahte sich ihr verlegen und düster, wodurch er freilich einen ungünstigen Eindruck auf die, sonst wohlwollende Stiefmutter machte. Das sanfte Erröthen, womit Elisa zu ihr trat, war ein Ausdruck der schüchternen Liebe, den die Mutter verstand. Die jüngsten Brüder, Karl und Johann, erschienen in ihrer unbewußten, kindlichen Unschuld. Die muntere Dorothea hingegen sprang freudig und fröhlich der Mutter in die Arme, liebkosete ihr auf die zutraulichste Art, trieb tausend liebliche Possen und blieb keine Antwort schuldig, wenn die eingeschüchterte, weiche Elisa jede Anrede mit stummem Errröthen erwiederte. So konnte es nun nicht fehlen, daß Dorothea sogleich die Lieblingsschaft in der Neigung der Mutter gewann, wie sie solche längst schon in dem Herzen des Vaters besaß. Indessen erregte der Vorzug, der dieser jüngern Schwester zu Theil wurde, keinen Neid bei den übrigen Geschwistern, sondern sie räumten ihr solchen vielmehr als eine verdiente Gabe, gutmüthig gern ein.

Die neue Herrin des Hauses führte eine neue Ordnung der Dinge herbei. Das Erziehungsgeschäft wurde getheilt. Die drei Söhne wurden einem Hauslehrer übergeben; die beiden Töchter nahm ausschließlich die Mutter in ihre Erziehung. Alles im Hause gewann nun eine andre Gestalt, eine andre Seele. Ein frisches Leben durchdrang und bewegte alle Glieder des häuslichen Vereins, in welchem schonende Milde das Zepter führte; dem Wohlwollen begegnete Willigkeit und der Güte kam die Gefälligkeit entgegen. Die Kinder durften Dienstleistungen von der Dienerschaft nicht anders, als bittend

begehren und dankend empfangen: dies erzeugte in ihrem ganzen Betragen eine solche natürliche Humanität, deren sie sich bei der Ausübung kaum noch bewußt waren.

Nicht, was man den Glanz eines großen oder vornehmen Hauses nennt, der sich in Aufwand, Prunkfesten und rauschenden Ergötzlichkeiten verbreitet, gab hier Gesetze, sondern das Leben der feinen Sitte eines edeln Geschlechtes waltete in dem Medem'schen Hause, und ordnete, wenn es die Gelegenheit gab, Feste, bei denen auch der Geist seine Befriedigung fand. Sie selbst, die würdige Herrin des Hauses, war eine unterrichtete Frau, liebte die Wissenschaften und den Verkehr mit wissenschaftlichen Männern, so wie auch ihr Gemahl in einer geistreichen Gesellschaft seine liebste Erholung fand. Jedem, ohne Unterschied des Standes, der Anspruch auf Vorzüge der Bildung zu machen, und Wohlanständigkeit und Reinheit der Sitten mitzubringen hatte, stand in diesem Hause des harmlosen Frohsinns und des feinen geistigen Genusses der Zutritt offen. Der Graf liebte die Tonkunst; nicht weniger Freude an ihr fand auch seine Gattin. Musikalische Unterhaltungen und Tanz wechselten mit andern häuslichen Festen, welche durch die dichterische Erfindungsgabe der Gräfin verherrlichet wurden. Diese treffliche Frau, welche einen geläuterten Geschmack besaß, die besten Schriften ihrer Zeit kannte und überhaupt vielseitig wissenschaftlich gebildet war, übernahm nicht nur die Erziehung, sondern auch den Unterricht der beiden Töchter, Religion, Tanzkunst und Musik ausgenommen. In der letztern blieb die ältere Elisa weit zurück hinter der jüngern Dorothea, indem jene von sanfterm und weichem Sinne, sich durch die unfeine, auffahrende Weise des Lehrers abschrecken ließ; diese aber, alles viel leichter nehmend, den zürnenden ungeduldigen Mann durch allerlei kleine Possen zu besänftigen und zum Lachen zu bringen wußte.

In den Windungen der Tanzkunst glänzten beide Schwestern in gleicher Vollkommenheit; nur daß in solchen Darstellungen, wo es nicht auf Rede und Antwort ankam, die ältere durch ihren hohen, schlanken Wuchs vor der kleinen hinreißenden Zauberin sich hervorthat.

Der Hauslehrer, ein Candidat des Predigtamts, besorgte den Religionsunterricht; und wenn dieser auch etwas dürftig und geistlos ausfallen mochte, so wurde doch

der Mangel von dieser Seite durch die eingreifende Nachhülfe der Mutter, so wie durch die ehrwürdige Sitte des Hauses ersetzt, nach welcher jeden Tag, Morgens und Abends, eine Hausandacht gehalten wurde, wobei auch die Dienstboten gegenwärtig seyn mußten. Es wurde ein Lied gesungen, dann eine ascetische oder homiletische Betrachtung gelesen und mit Gebet und Gesang die Morgenstunde beschlossen. Diese gottesfürchtige Weise legte in den jugendlichen Seelen den Grund zu der frommen, weihenden Sinnesart, welche sich durch ihr ganzes Leben bewährte. Was zu dieser vernünftig frommen Stimmung der ganzen Familie vortheilhaft mit einwirkte, war der Umgang mit verständigen, hochgebildeten und aller dumpfen Mystik abholden Geistlichen, die zu den erwähltesten Hausfreunden gehörten; von ihnen wurden oft Fragen, höhere Lebensansichten betreffend, und selbst Gegenstände der Religion in gesellschaftlichen Gesprächen erörtert; und Auffassungen, von daher genommen, pflegen, eben wegen der Zufälligkeit und Ungezwungenheit solcher Erörterungen, Aufregungen des Nachdenkens hervorzubringen und tiefer Wurzel zu schlagen, als Lehren eines bestimmten Vortrages. — Diese geistlichen Hausfreunde, und andre ausgezeichnete Gelehrte in allen Fächern der Wissenschaften, nahmen gewöhnlich an den Familienfesten Theil und fanden in solchen Zerstreuungen einen Genuß, der durch keine widrigen Nebengefühle beeinträchtigt wurde: denn in dem geselligen Verkehr dieses Hauses fand sich durchaus keine Spur von einengenden Rücksichten des Zwanges, der sonst wohl im Gefolge sogenannter Gönnerschaften seine übelverstandne Vornehmheit geltend zu machen pflegt. Geistesvorzüge und höhere Vollendung in Wissenschaften und Künsten fanden hier die ehrenvollste Anerkennung; und, wenn sie aus der Ferne kamen, Gastfreundschaft und ungeheuchelte Liebe; alles dieses konnte nun nicht fehlen, einen fördernden Einfluß auf die jungen Gemüther zu gewinnen, die unter solchen Umgebungen auf die leichteste und ungezwungenste Weise für Wissenschaft und Kunst erwärmt wurden.

Die Tonkunst war es, welche die Abende verschönerte, wenn der Fleiß sein Geschäft abgethan hatte. Hier gab sich nun die Veranlassung, wo die muntere Dorothea mit ihrem musikalischen Talent sich hervorzuthun Gelegen-

heit fand. Ein ununterbrochnes Festtagsleben war gleichsam für die Kinder der Aufenthalt auf dem Lande; da wurden Spaziergänge zu einem nahen Birkenwäldchen gemacht. Gesang und Jubel begleitete die fröhliche Jugend. Bei besonders festlichen Anlässen wurden kleine dramatische Darstellungen mit eingemischten Tänzen aufgeführt. In tragischen Scenen glänzte Elisa, in heitern und komischen zeichnete Dorothea sich aus.

Sechs Monate nach dem Einzuge der geliebten Mutter veranlaßte der Geburtstag des Grafen ein Familienfest, für welches die geistreiche Mutter ein kleines Schäferspiel, und der Tanzmeister einen mimischen Tanz erfunden hatte. Früh erschienen die fünf schönen Kinder vor dem Bett des Vaters. Der Aeltesten kam das Wort zu, sie hielt dem Vater eine Rede, verfaßt von der Mutter, die auch den jüngeren einige Worte der kindlichen Liebe in den Mund gelegt hatte. Abends wurde der gefeierte Mann in den an einem See gelegenen Garten geführt, heiterer, sternenheller Himmel begünstigte das Fest; auf der obersten Terrasse wölbte sich über einen blumenvollen Altar ein erleuchteter Bogen von Tannengezweig. An der rechten Seite des Altars standen die beiden ältern Kinder, Friedrich und Elisa, an der andern die beiden jüngern, Karl und Dorothea, alle schäferlich geschmückt und knieend in betender Stellung. Vor dem Altar stand der jüngste, Johann, ein schöner Amor mit glänzenden Flügeln. Eine feierliche Musik hinter dem Altar empfing den Vater, der Tanz begann, Amor warf Opferblumen in die Flamme, die auf dem Altar brannte. Die lieblichen Kinder bewegten sich tanzend vorwärts und umringten den Vater. In wohlgeordneten Wendungen kehrten sie tanzend zurück, und dem Schäferspiele schloß sich, auf die ungezwungenste Weise, der Tanz an. Der Vater war tief gerührt und ein bewunderndes, unvergeßliches Entzücken erfüllte die übrigen Zuschauer. Unter solchen, mehr und minder festlichen, bald veranstalteten, bald zufälligen Bezeichnungen flossen in dieser glücklichen Familie die Tage dahin, so daß der Ruf davon sich weit umher verbreitet hatte, und das Medem'sche Haus das geehrteste und besuchteste ward. Dieser Ruf gelangte bis an den fürstlichen Hof, wo Herzog Ernst Johann wieder regierte, der seine, bei der Kaiserin Anna bis zu ihrem Tode behauptete Lieblingsschaft und das,

nach dem Tode seiner hohen Gönnerin nur 21 Tage gedauerte Regentenansehn durch eine 22jährige Verbannung nach Siberien abgebüßt hatte. Der dreimalige Regierungswechsel in Rußland, nach welchem endlich Katharina die Zweite den russischen Thron bestieg, hatte auch die Entfernung des, durch polnischen Einfluß zu dem Herzogthume Kurland beförderten, sächsischen Prinzen Karl, und die Zurückberufung der Familie Biron, aus der Verbannung zur Folge gehabt.

Die Herstellung des Herzogs Ernst Johann geschah nicht mit dem Beifall des sämmtlichen kurischen Adels; zwar besaß der Prinz Karl keine ausgezeichneten Regenteneigenschaften, durch angenehme Sitten aber und durch äußere Gaben der Liebenswürdigkeit, war es ihm gelungen, die Angesehensten und Fähigsten des kurischen Adels zu gewinnen, so daß der Fürst Ernst sagen mußte: der Prinz Karl habe die Köpfe mit sich genommen und ihm nur die, so schwer zu füllenden, Bäuche gelassen.

Die Landschaft zerfiel in zwei Parteien: Karoliner nannten sich die Einen, Ernestiner die Andern. Zu den erstern hielt sich mit vorzüglichem Eifer der Herr von Medem, so daß er sich erst durch militairische Einladungen zur Anerkennung des Herzogs Ernst bewegen ließ; aber den Hof besuchte er nicht, nahm auch weder eine Landesstelle, noch eine gewinnreiche Arende vom Herzoge an. In dieser Stimmung verharrte er, bis nach und nach jede Hoffnung für den Prinzen Karl verschwand. Um diese Zeit war es, als die liebenswürdigen Fräulein von Medem immer schöner empor blühten, und der Ruf dieser Familie die besondere Aufmerksamkeit des Hofes erregte. Mit feiner Zuvorkommenheit wurde sie zu Hoffesten eingeladen; und der Graf Medem, das Alte vergessend und ohne Rückhalt anerkennend, was die Gegenwart foderte, erschien mit seiner Gemahlin am Hofe. Die vorzüglichste Aufmerksamkeit der fürstlichen Personen ward beiden zu Theil, und die Unterhaltung lenkte sich bald auf die liebenswürdigen Medem'schen Töchter, von denen, wie geäußert wurde, der Ruf so Schönes und Lobwürdiges verkünde. Der Mutter wurden feine Artigkeiten über die Erziehung ihrer Töchter gesagt. Ihr vertraute die alte Fürstin die Klagen, daß ihr Erbprinz die süßen Vaterfreuden entbehren müsse, indem seine liebenswürdige

Gemahlin, gegenwärtig in der Schweiz, zu kränklich sey, um dazu einige Hoffnung zu geben. Beim Abschiede vereinigten der Herzog und die Herzogin ihre Bitten bei den Medem'schen Eltern, daß sie es nicht versagen möchten, ihnen bei der nächsten Hofversammlung ihre holden Töchter zuzuführen. Man versprach das Verlangen der Herrschaften zu erfüllen.

Als bei ihrer Rückkunft vom Hofe die Eltern den Töchtern die Wünsche der fürstlichen Personen bekannt machten, so wirkte die Aussicht, bei Hofe zu erscheinen, auf die beiden jungen Gemüther der dreizehnjährigen Elisa und der siebenjährigen Dorothea, sehr verschieden. In der Seele der ältern kämpfte, wie sie selbst nachher eingestanden, Eitelkeit und Schüchternheit. Die jüngere Dorothea sprang bei dieser Nachricht fröhlich umher, fühlte nichts weiter, als die herzlichste Freude, bei Hofe zu erscheinen und erwartete mit höchster Ungeduld den Tag dieses Heils. Der ersehnte Tag erschien endlich. Die schönen Kinder machten allerdings einen gewinnenden Eindruck auf die ganze Gesellschaft, und zogen vorzugsweise die Aufmerksamkeit der fürstlichen Personen auf sich. Sie wurden von allen Seiten umringt, und Fragen auf Fragen wurden an sie gerichtet; die jüngere antwortete jedesmal mit Ungezwungenheit im Geist ihrer kindlichen Natur; bei der ältern hingegen mußte wohl oft ein schönes Erröthen und bescheidne Verbeugung, die Stelle der Antwort vertreten, so sehr sie auch schon wissen mochte, daß ihre Gestalt einen siegenden Eindruck nicht verfehlen konnte. Es war Concert. Die Vollständigkeit der Musik setzte beide Kinder in die angenehmste Stimmung. Auf Elisa wirkten besonders die sanften Adagiostellen; Dorothea hingegen wurde mehr durch die, zu tanzender Bewegung stimmenden Töne aufgeregt. Dazwischen wurde abwechselnd bald mit der einen, bald mit der andern, besonders vom Erbprinzen, gesprochen. Diesem gefiel die Aufmerksamkeit, mit welcher beide Schwestern der Musik zuhörten; auch wußte er, daß sie diese Kunst übten, und foderte die ältere auf, sich auf dem Fortepiano hören zu lassen; sie lehnte diesen Antrag sanft erröthend ab. Er wandte sich zu der jüngern; diese, ohne alle Verlegenheit, nahm den willkommnen Beruf an, und würde sich kurz und gut an das Instrument gesetzt haben, wenn nicht die Mutter, dazwischen-

tretend, sie zurückgehalten hätte, indem sie sich gegen den Prinzen auf die Unerfahrenheit berief, die der Kleinen für ihre Dreistigkeit zur Entschuldigung dienen müßte. Hierauf nahm der Prinz die beiden Lieblinge zum Tanz, für den nächsten Hofball, in Anspruch. Tanz klang für beide Schwestern wie ein Zauberwort, und das Entzücken über diese Aussicht drückte sich auf dem hellbegeisterten Gesichte der jüngern sehr lebhaft aus. Man verließ den Hof, und jedes Herz nahm volle Zufriedenheit mit. Vor den jungen Phantasien schwebte schon der zukünftige Tanz. Nur die geregelten Beschäftigungen der Hausordnung verscheuchten die Langeweile der Sehnsucht; selbst die gute Mutter, für die ein nicht geringer Antheil des Beifalls abfiel, den die holden Kinder gewannen, war voll Erwartung. Der festliche Tag kam, die Stunde der Freude schlug; man begab sich auf das Schloß. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend; der Ball nahm seinen Anfang, und der Erbprinz, nachdem er einige Pflichttänze mit den vornehmen, ältern Frauen abgethan hatte, foderte Elisa von Medem auf. Volle Bewunderung folgte den Windungen des Tanzes nach. Hierauf begehrte die Herzogin einen Solotanz von der jüngern Schwester, und sie wurde mit Zustimmung der Mutter in den Kreis geführt; sie tanzte mit kindlicher Anmuth und der allgemeinste Beifall umrauschte die kleine, schwebende Graziengestalt.

Mitten aus der Verbeugung am Ende des Tanzes hob der Erbprinz sie empor, dann nahm der Herzog sie bei der Hand und sagte: „Kleiner Engel, wie wirst du einst Herzen zu fesseln wissen!" Doch alles dies rauschte, ohne tief einzudringen, wenn auch nicht ganz spurlos, an ihr vorüber. Während des ganzen Balles schienen die Medem'schen Töchter der Mittelpunct aller Aufmerksamkeit zu seyn, und als es nach Endigung des Balles zum Speisen ging, wurden beide Schwestern vorzugsweise, auf Befehl des Herzogs zu der fürstlichen Tafel geführt. Indessen nahmen die gutartigen Kinder diese Auszeichnungen mit so unbefangnem, unschuldigem Anstand auf, daß die Gespielinnen ihres kindlichen Freundschaftskreises neidlos und freudig die Triumphe ihrer Freundinnen mitfeierten. Daß aber die Gefühle, welche diese frühzeitigen Huldigungen aufregten, tiefe Eindrücke in den jugendlichen Seelen zurücklassen mußten, war

wohl sehr natürlich; und die Nachklänge so lauter Zerstreuungen hätten leicht auf die Richtung der zarten Gemüther störend eindringen können, wäre nicht durch die, von den Eltern mit sanfter Strenge beobachtete, Ordnung des Hauses entgegengewirkt worden. Beschäftigung ist die sicherste Schutzwehr gegen Verlockungen der Phantasie und Verirrungen des Herzens. Jedem Tage waren seine Ansprüche angewiesen, jeder Stunde mußte ihr Recht widerfahren; und so wechselten denn der Fleiß mit dem Genuß, mit der Freude der Ernst. Auch durfte kein Tag ohne die Weihe der häuslichen Gottesverehrung angefangen werden, und kein Abend verging ohne religiöse Erbauung, Gesang und Gebet.

Eine solche Fassung und Sammlung des Gemüthes zu dem Anfang und Ende eines Tages war sämmtlichen Hausgenossen schon zu einem Bedürfnisse geworden, und dieses heilige Bedürfniß, von welchem besonders die Seele der sinnigen Elisa durchdrungen war, hatte auch in dem zarten Herzen der lebensfrohern Dorothea eine sanfte Stelle gefunden. Sie betete mit wahrer Andacht, und in die geistlichen Lieder, stimmte sie recht herzlich mit ein; nur durften die dazwischen fallenden, frommen Betrachtungen und Ermahnungen für ihre Lebhaftigkeit nicht zu lang seyn, und nicht viel von der Verachtung und Abtödtung des irdischen Lebens sprechen; dies letztere vermochte leicht, ihren ganzen Andachtssinn zu stören. So wurde einstmals bei Gelegenheit einer solchen Abendfeier ein Lied gesungen, welches die Stelle enthielt: „Komm, o Tod, mein bester Freund"! Bei diesen Worten überraschte sie ein so heftig widerstrebendes Gefühl, daß sie alle Rücksicht vergessend, das Liederbuch von sich warf, und die drohenden Blicke der Eltern vermochten nicht, sie zur Fassung zu bringen. Als sie nun nach der Stunde den ihr zugedachten Verweis erhielt, rief sie mit Unwillen aus: „Der Tod ist nicht mein bester Freund; und ich wünsche ganz und gar nicht, daß er kommen möge! Wie kann ich denn nur singen was nicht wahr ist?" Der Vater blieb ernst, die Mutter aber vermochte kaum das Lächeln zu bergen, das sich bei diesem Auftritt ihr aufdrang.

Die erste Vorstellung der beiden Schwestern bei Hofe hatte den Anfang zu neuen Vergnügungen des Hauses gemacht, und im frohesten Wechselgenuß flogen

die Wintertage vorüber. Mit dem Anfange des Frühlings zog die Familie auf das Land. Kunstübung und Unterricht gingen dort im Schooße der ländlichen Natur, die den Geist und das Gemüth kräftig und frisch erhält, ihren vorgeschriebnen Gang.

Bei dem nächsten Winteraufenthalt in Mitau vermochte die achtjährige Dorothea schon mit geübten Kräften sich in einem Hofconcert auf dem Fortepiano hören zu lassen. Drei Jahre schwanden dieser glücklichen Familie im Schooße des Friedens dahin. Eintracht und Liebe, Wohlwollen und Güte gingen von einem Herzen zum andern; nur in der Stellung des ältesten Sohnes Friedrich zu der Mutter war kein freundliches, vertrauendes Verhältniß mehr aufzurichten; das von schnöder Verruchtheit dem Knaben eingeflößte Vorurtheil hatte zu tief Wurzel gefaßt, um ohne Hülfe von außen sich aufzulösen; und ein Entgegenkommen der, sonst so vortrefflichen Mutter war bei der Stimmung, die der unglückliche unschuldige Knabe sogleich durch sein erstes Erscheinen in ihr hervorgebracht hatte, nicht zu bewirken; so gründete sich fester und fester in beiden Gemüthern der trennende Irrthum, wie solches alles die Briefe voll geheimer Klagen verriethen, die der arme Friedrich an seine Vertrauten schrieb, und nachmals Bleßig in Straßburg 1792 herausgab. Diese Verstimmung war der einzige Mißklang in der schönen, häuslichen Sittenharmonie, welche der sonst so innige Familienverein darstellte. Doch wurde, trotz der Spannung zwischen Stiefmutter und Stiefsohn, eine solche Zartheit von beiden beobachtert, daß das Mißvergnügen nie mit einer lauten Klage hervortrat; daher die übrigen Verhältnisse des Hauses von dieser Stimmung wenig erfuhren. Die immer heitere Dorothea hüpfte froh und unbekümmert aus einem Tag in den andern; mit ihr stand alles gut. Nur die zart und tiefempfindende Elisa fühlte sich zwischen der geliebten Mutter und dem eben so innig geliebten Bruder, schmerzlich berührt; sie vermochte nicht zu fassen, wie da seyn konnte, was doch war. Da indessen der Irrthum, der zwei treffliche Glieder des Familienkreises auseinander hielt, sich gleichsam in sich selbst verbarg, und den Frieden des Hauses im Ganzen auf keine Weise störte, so flössen auch für Elisa im väterlichen Hause drei glückliche, heitere Jahre vorüber; dann aber schattete ein zweifelhaftes Verhängniß herein,

welches sie mit der Trennung von ihren Lieben bedrohte. Unter den Vielen, die um ihre Hand warben, hatte die Mutter Einen erwählt. Er stammte aus einer heermeisterlichen Familie, war reich und empfahl sich überdem noch der Mutter durch die Verwandtschaft mit ihrem verstorbenen Gemahl; es war der Freiherr von der Recke; das war genug, um die große Ungleichheit des Alters und andere abrathende Umstände weniger in Betrachtung zu ziehen. Die arme Elisa ließ willig, nur heimlich weinend, sich opfern. Der Vater, der seiner Gattin das unbedingteste Zutrauen gewidmet hatte, schwieg. Mit bitterm Mißfallen, doch ohne eine Aeußerung zu wagen, blickte Friedrich in diese Verhandlungen hinein, voraussehend die unseligen Folgen, die daraus hervorgehen mußten. Desto rücksichtsloser und vernehmlicher erklärte ihren Unwillen die lebhafte Dorothea, die man aber, als ein eilfjähriges Kind, mit Verweisen zur Ruhe schickte. Elisa wurde vermählt und sperrte sich, halb freiwillig, halb gezwungen, in das alte Ritterschloß ein, welches ihr Gebieter bewohnte; die rasche Dorothea verlor nun von ihrer Seite eine sanfte, leitende Freundin; die heitere Seele, die sonst alles so leicht zu nehmen wußte, vermochte nur schwer, sich an diesen Verlust zu gewöhnen. Wenn die entfernte Schwester jeden Monat etwa einmal, ihrer Haft entlassen, in das väterliche Haus kam, dann scholl ihr der lauteste Jubel der Geschwister entgegen; Dorothea flog ihr, frohe Thränen weinend, in die Arme und konnte vor Ungeduld nicht den Augenblick erwarten, alle ihre kleinen Geschichten und Geheimnisse ihr anzuvertrauen.

Im Jahre 1772 trat der alte Herzog, seiner Hinfälligkeit wegen, die Regierung dem Erbprinzen Peter ab. Der junge Herrscher verjüngte nun gleichsam den Hof. Elisa von Medem schmückte die Kreise, die um den jungen Fürsten sich versammelten, nicht mehr; aber Dorothea, die immer schöner aufblühte an Liebreiz der Gestalt und an Gaben des Geistes, fand nun noch öfter Gelegenheit, bei Hofunterhaltungen sich auszuzeichnen. Der Ruf von ihrer Liebenswürdigkeit verbreitete sich und klang bis die Abgeschiedenheit hinein, wo ihre Schwester auf das Innigste sich an dem Beifall ergötzte, den ihre geliebte Dorothea gewonnen. Dieser Liebreiz der holden Gestalt war mit der seltenen Eigenthümlichkeit

geschmückt, die nicht den Neid, sondern reine Anerkennung und Bewunderung erregte. Es ist der Geist der Milde, der solchen Zauber hervorbringt, indem er den Glanz der Schönheit mit der Anmuth umgibt, die, anspruchslos und wohlwollend, nicht zu wissen scheint, wie siegreich sie auftritt.

Die neue Regierung hatte neue Bewegungen unter dem kurischen Adel aufgeregt. Uebelgesinnte, die nur in der Unruhe ihr Heil suchen, schärften ihren Tadel gegen alle Maßregeln und Anstalten des Herzogs. Selbstsüchtige Gesinnungen, die das Vaterland, und immer nur das Vaterland im Munde führten, bargen hinter solchen Aeußerungen ihre lichtscheuen Zwecke. Der junge Herzog fing seine Regierung damit an, daß er zum Besten des Landes, ohne dessen Kräfte in Anspruch zu nehmen, das Gymnasium zu Mitau errichtete und mit einer sehr reichlichen Gründung ausstattete. Die Wohlgesinnten, welche mit reinem Urtheil die Ansicht von dieser Einrichtung auffaßten, erkannten in ihr den wohlthätigen Zweck, den nur böser Wille mit verläumderischem Tadel zu bewerfen vermochte. Der Parteigeist erhob sich und erfüllte die Landtagsversammlungen mit Unruhen und Zwietracht, wo dann schlaue Stimmenführer die Händel einleiteten, die zur sogenannten Entscheidung nach Polen wanderten, welches sich die Verworrenheit theuer bezahlen ließ, womit der dortige Gerichtshof Kurland so reichlich begabte. Der Graf Medem gehörte zu den Wenigen, die das Rechte wollten und Gerechtigkeit dem Herzoge widerfahren ließen. Aus den Landtagsversammlungen ging das Hin- und Herreden über Gegenstände der Staatsverfassung in die Gesellschaften über, wo dann die Jugend schon frühzeitig anfing, an Gesprächen, welche Landesangelegenheiten betrafen, lebhaften Antheil zu nehmen. Im Medem'schen Hause war das nicht minder der Fall. Die leicht erregbare Dorothea ließ sich oft recht stark über Gegenstände dieser Art vernehmen; sie eiferte mit dem ganzen Feuer ihrer Seele gegen diejenigen, die dem Herzog so übel vergalten; ja, sie tanzte auf den Bällen mit Niemand, der nicht von ihrer Partei war und zu den Gegnern des Herzogs gehörte. Durch diesen Verkehr, der ihr Gemüth immer in einer gewissen Spannung erhielt, nahm ihr Geist nach und nach die Richtung an, welche

sich gern den Erörterungen zuwandte, welche Staats- und Völkerwohlfahrt betrafen; eine Richtung, die bis in die spätern Jahre nicht nur fortdauerte, sondern noch mehr an Allgemeinheit, Innigkeit und Energie gewann. Mit ihren Gedanken war sie immer mitten unter den Welthändeln, und das Zeitungslesen war und blieb fort und fort ihr ein Bedürfniß.

Der junge Herzog hatte sich im Jahre 1773 von seiner geliebten Gemahlin Karolina, einer Waldeck'schen Prinzessin, ihrer unheilbaren Kränklichkeit wegen, trennen müssen. In der Wahl seiner zweiten Gemahlin, einer russischen Prinzessin Jesubof, hatte sich der Fürst geirrt; sein Herz war überrascht worden. Sogleich nach der vollzogenen Vermählung offenbarten sich in den beiderseitigen Gemüthern solche einander widerstrebende Gesinnungen und Neigungen, daß auf eine fügende und ausgleichende Lebensgewohnheit nicht zu rechnen war; das bewog die kaum vermählte Fürstin, nach Petersburg zurückzukehren. Dieses Mißgeschick versetzte die Herzogin Mutter in die tiefste Betrübniß. Der Fürst war ein zärtlicher Sohn, er liebte herzlich seine Mutter und bot alles auf, ihren Geist aufzuheitern und abzulenken ihr Gemüth von schmerzlichen Empfindungen. Er ließ im Schlosse ein wohleingerichtetes Theater erbauen. Es wurden Opern und andre Schauspiele aufgeführt. Die höchste Wohlanständigkeit herrschte bei dieser sehr beliebten Unterhaltung, daher denn die fähigste Jugend beiderlei Geschlechts aus dem Adel kein Bedenken trug, auf diesem Theater zu erscheinen. Hier durfte Dorothea von Medem nicht fehlen; sie errang auch hier wiederum durch ihre Darstellungsgabe im Schauspiel, durch die Trefflichkeit ihrer Stimme und durch die Kunstfertigkeit ihres Gesanges in der Oper den höchsten Preis. Mehr und mehr setzte sie sich in der Lieblingsschaft der Herzogin Mutter, und in der Bewunderung des Herzogs fest. Immer war es Sonnenschein in diesem reizend empor blühenden Leben, und nur zu schmeichelhaft klangen von allen Seiten die Stimmen des Beifalls hinein. Immer glänzender wurden ihre Triumphe, doch war es jedesmal nur ein kurzer Rausch der Eitelkeit, der nicht Zeit hatte, ihr Gemüth aus dem Gleichgewichte zu rücken; auch stand das Bild ihrer hohen Schwester ihr immer zur Seite, und der heilige Ernst des Lebens, der in so

vielen ehrwürdigen Gestalten sie umgab, half ihr die Unbefangenheit und Ruhe der Seele bewahren. Was aber dem Einfluß eines solchen Umgangs sehr zu statten kam, war eine feine Naturanlage, ein Sinn der Mäßigung, der als treuer Genius des Lebens den Gang ihrer Empfindungen bewachte und gegen den mächtigen Trieb, der sich gern mehr, als recht ist, in einer glänzenden Persönsönlichkeit gefällt, die edlern Neigungen ihres Herzens in Schutz nahm. Daher bewahrten sich um so sichrer in ihrer Seele ein stets reges Wohlwollen, die lebhafteste Theilnahme nach außen hin, und der vorwaltende Hang zur Wohlthätigkeit, dessen Befriedigung sie auch wohl, wenn es nicht anders ging, auf dem Wege einer kleinen muthwilligen List zu erreichen, sich erlaubte. Es war nämlich der Gewohnheit jener Zeit gemäß, jungen Leuten, so lange sie noch unter elterlicher Behandlung standen, kein Geld, zu eigner Verwendung, anzuvertrauen. Unsre Dorothea fand es unbequem, wenn sie um eine Gabe angesprochen wurde, die Zwischenbettlerin bei den Eltern zu machen. Es war ihr erlaubt, ohne Anfrage sich so viel Paar Schuhe fertigen zu lassen, als sie bedurfte. Sie ließ sich jedesmal, wenn sie vom Lande zur Stadt kam, zwölf Paar liefern, verkaufte davon sogleich die Hälfte, und legte auf diese Art eine kleine Kasse für Nothleidende an, denen sie selbstständig nun Unterstützungen zutheilen konnte. Bei den Eltern, die einen so starken Verbrauch auffallend fanden, mußten die häufigen Tanzgelegenheiten und andere Vorwände zur Rechtfertigung dienen. — Der Handelsvertrag war geschlossen, ihre Absicht erreicht, sie fühlte sich glücklich. So nahm, so genoß sie dann ihre Blumentage mit dem heitersten Frohsinn.

Nur das Mißgeschick ihrer geliebten, unglücklich verheiratheten Schwester war es, welches manche Stunde ihres heitern Daseyns trübte; denn das tiefe Schweigen jener edeln Dulderin konnte doch nicht verhindern, daß ihr Schicksal ruchbar wurde, und vor allen ihren trefflichen Bruder Friedrich, so wie auch ihre Schwester mit der schmerzlichsten Theilnahme erfüllte. Endlich hatten die Mißhandlungen, welche die Unschuldige täglich von ihrem rauhen Gatten erfahren mußte, einen Punkt der Unerträglichkeit erreicht, der nach einer fast sechsjährigen Duldungszeit im Jahr 1776 eine Trennung herbeiführte. Die nun allein stehende Frau kehrte nicht in das Haus der

Eltern, sondern zog sich in eine, beinahe klösterliche Abgeschiedenheit zurück, wo sie der Erziehung ihrer einzigen Tochter ihre Zeit widmete, und des nähern Umgangs ihres herrlichen Bruders Friedrich und ihrer geliebten Dorothea genoß. Diese konnten jetzt mit ihren großen und kleinen Angelegenheiten leicht ihrer treuen Elisa zueilen. Wie aus niederwerfenden Stürmen fühlte die krank und matt gequälte Elisa sich gleichsam herüber gerettet in die Windstille eines minder gedrückten Daseyns; obgleich auch diese Errettung, besonders von Seiten der Stiefmutter, welche die Heirath veranstaltet hatte, und folglich die Trennung mißbilligen mußte, nicht ohne Anfechtung blieb; aber desto inniger und liebevoller fanden sich die drei Geschwisterseelen zusammen. Tröstend, berathend, ermahnend und aufmunternd, theilten sie einander sich mit. Es wurden Lebensansichten genommen, Meinungen beurtheilt, Fragen erörtert, Zweifel erwogen, Bekenntnisse abgelegt, Entschlüsse gefaßt und geweiht. Sie feierten gemeinschaftlich in stiller Vertraulichkeit Tage und Ereignisse, die ihren Herzen heilig waren, begeisterten sich wechselseitig für das Gute und Schöne, für das Erhabene und Große in der Menschenbrust, wie in den äußern Erscheinungen der Naturwelt. Ueberhaupt beschäftigte sich dieser innige Geschwisterverein mit den würdigsten Vorbereitungen zur Reise durch das Leben. Ohne Zweifel sind aus dieser Zeit unzerstörbare und einflußreiche Denkmale der edelsten und erhabensten Gesinnungen in diesen reinen Jugendgemüthern stehen geblieben. Es waren wohl glückliche, fruchtbare Tage, die sie bis zum Jahre 1777 verlebten. Das war der Zeitpunkt, der den Bruder Friedrich zu der Universität nach Straßburg rief. Einige Wochen vor seiner Abreise, den 1. Juni Abends, besuchte er mit den beiden Schwestern das Birkenwäldchen bei Urdzen. Sie hatten einen schönen, langen Tag mit einander genossen, viel Großes und Schönes gedacht, viel Erhebendes empfunden; jetzt dort auf der Birkenstelle, sahen sie der scheidenden Sonne nach. Die wehmüthige Idee des Scheidens bemächtigte sich der Gemüther. Sie versprachen einander: der Weihe dieses Tages nie zu vergessen, und bei dessen jedesmaliger Wiederkehr Rechnung zu halten mit sich selbst über das verflossene Jahr. Im August reiste sodann Bruder Friedrich nach Straßburg und die Schwestern sahen den theuern Bruder nicht wieder. Im Jahre 1778

brach das dunkle Verhängniß herein, welches den, mit Geistes- und Gemüthsgaben so reich ausgerüsteten Jüngling von der Welt nahm. Die tiefe Seele der ältern Schwester verschmerzte den Verlust nicht mehr; Dorothea, obwohl gleichfalls hart verwundet, und das gefeierte Andenken des theuern Bruders unauslöschlich im Herzen tragend, richtete sich leichter von dem Niederdruck auf, womit dieser Schlag ihren Frohsinn getroffen. Zurückzugewinnen, meinte sie, sey doch durch den unmäßigsten Kummer der Dahingeschiedene nicht. Sie versagte sich nicht zu lange den Einladungen der Hoffeste und den Zerstreuungen des gewohnten Lebens, während die ältere Schwester, die seit acht Monaten auch den Verlust ihres einzigen Kindes zu betrauern hatte, sich tiefer und unzugänglicher in ihre Einsamkeit einschloß, wo nur die Erinnerungen an den verkannten Bruder wie heilige Schatten sich um sie versammelten, und ihre fromme Seele beflügelten zu Aufschwingungen, welche die selige Geisterwelt aufsuchten.

Um diese Zeit, im Februar 1779, war es, als Cagliostro in Mitau erschien und eine Aufnahme fand, wie er sie kaum hoffen durfte. Seine wohlberechneten, halbverhüllten Andeutungen fanden Beifall. Seine maurerischen Gaukeleien und arglistigen Marktschreierkünste gewannen Spielraum. Wer nach den angeblichen Tiefen der Maurerei lüstern war, den zog er durch vorgespiegelte, halbverrathene Geheimnisse an. Er hatte für Jeden etwas. Die Einen ließ er von fern die verborgene Kunst sehen, Metalle zu verwandeln, oder den Bernstein zu großen Massen zusammen zu schmelzen, oder unterirdische Schätze zu entdecken und zu heben. Die gute Elisa von der Recke verlockte er zu dem Glauben an seine hohen Gaben durch den Erwerb eines höhern Tugendlebens und durch die Verheißung einer himmlischen Weihe, die das Reich der Geister ihr aufschließen, und sie einlassen würde zu dem Umgange mit den Verklärten. Die unbefangene Dorothea konnte von dem Allen nichts gebrauchen; doch folgte sie absichtslos dem allgemeinen Zuge und dem Beispiele ihrer Lieben. Cagliostro errichtete eine maurerische Frauenloge. Elisa und Dorothea wurden eingeladen. Die erstere sollte vor der Weihe das Versprechen eines unbedingten Gehorsams gegen die unsichtbaren Obern des hohen Ordens ablegen; sie weigerte sich standhaft, wurde aber gleichwohl aufgenommen. Von der freisinnigen Dorothea foderte der

schlaue Gaukler das Versprechen, keinen andern Gatten zu nehmen, als der ein Freimaurer sey. Sie wieß die Zumuthung zurück und erklärte, daß sie solchem Zwange sich durchaus nicht unterwerfen werde. Ihr wurde das Beispiel ihrer Eltern und andrer ehrwürdigen Personen vorgehalten, die zu ähnlichen und noch strengern Verpflichtungen sich hergegeben hätten; nichts half: sie beharrte bei ihrer Erklärung und versicherte ausdrücklich, daß sie einen Mann, der ihr vor Allen gefiele, heirathen würde, unbekümmert, ob er Freimaurer sey, oder nicht. Wenn Loge gehalten wurde, so gab sich Elisa mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den eiteln Verhandlungen hin, mit denen Cagliostro die Mitglieder der Loge sich beschäftigen ließ, und hörte mit der höchsten Anstrengung die Reden an, welche Cagliostro in schlechtem Französisch vor der Versammlung hielt. Sie bot, obwohl vergeblich, ihren ganzen Scharfsinn auf, die dunkeln, räthselhaften Aeußerungen des Gauklers in etwas Menschenverstand aufzulösen; Dorothea hingegen ließ es sich nicht das mindeste Nachdenken kosten, wenn sie von sogenannten hieroglyphischen Andeutungen, oder von geheimnißvollen Hinweisungen auf höhere Dinge, in einem unverständlichen Galimathias hören mußte; sie gestand ihrer Schwester, daß sie die bitterste Langeweile bei solchen Vorträgen fühle, und daß ihre Ungeduld sich nur in den Liedern besänftige, die an der sogenannten Tafelloge gesungen wurden. Wenn die Schwester zu ihr von der Seligkeit sprach, die der Umgang mit Geistern gewähren müsse, so erwiederte sie liebkosend der Schwester: „Lassen wir die Geister! So lieb ich unsern verewigten Bruder habe, so würde doch sein Besuch aus der Geisterwelt mich mit Entsetzen und Grausen erfüllen." In solcher Stimmung wohnte sie ohne alle wahre Theilnahme den Logenversammlungen bei.

Das ganze Trugspiel endete zuletzt, wie es Unbefangene vorausgesehen, mit einer ziemlich lautbaren Bestürzung der gläubigen Seelen; doch mußten diese erst von Warschau her, wo der Gaukler später mit seinen Künsten aufgetreten war, belehrt werden, daß sie betrogen seyen. Diese Entdeckung machte auf die treuherzigen Anhänger und Anhängerinnen des nun verrathenen Magus einen niederschlagenden Eindruck. Kaum berührt von diesem Mißgeschick fühlte sich die freiherzige Dorothea. Sie büßte einige Liederabende bei der Tafelloge künftig ein;

das war der ganze Verlust, über den sie sich zu trösten hatte. Unverletzt und leicht zog sie sich von den entlegenen, dunkeln Gegenden der Magie, aus denen die unverständlichen Hieroglyphen herüberkamen, zurück. Nähere Gegenstände von ganz andrer Bedeutung beschäftigten ihre Seele.

In Herrlichkeit und Fülle stand der Rosenfrühling ihres Jugendlebens. Die Bewerbungen junger, liebenswürdiger Männer umdrängten sie, und in ihrem Herzen rief die Stimme der Liebe. Hier befand sie sich nun in der geheimnißvollen Gegend, von wo nicht selten, mit reizendem Beginn, die beweintesten Wege des Lebens auslaufen; in dem wunderbaren Gebiete, wo in die Lieder der Freude Töne der Wehmuth sich mischen und die Seufzer des Schmerzes sich thränenfroher Erhebung freuen; wo alles so lockend und so unsicher ist; wo die Hoffnung unter Rosen ihre Täuschungen birgt; wo die Eitelkeit, ihres Sieges immer gewiß, unter dem schönsten Myrtengebüsch lauert. Auch die holde Dorothea kam an dieser gefährlichen Stelle keineswegs unverlockt und unüberwunden vorüber. „Ich kann mich nicht rühmen“, bekannte sie oft in spätern Jahren, „der Macht der Eitelkeit siegreich entronnen zu seyn.“ Aber bei aller Lebhaftigkeit ihres Gefühls und trotz ihrer leicht ergriffenen Phantasie ist doch der, ihr angeborne, feine Sinn, der auf das höhere der Menschennatur hindeutet, nie von ihr gewichen, und der heilige Ernst des Lebens hat in ihrem Gemüthe fort und fort seine geweihte Stelle bewahrt. Auch hatte sich ihr das Vorbild und das Schicksal ihrer vortrefflichen Schwester tief eingeprägt, welche wie ein leitender und schirmender Engel nie von ihrer Seite wich. Ein Zeugniß der ernsten Sinnesart, die selbst ihren heitersten Jugendtagen nie fremd war, spricht ein Brief aus, den sie, etwa kaum siebenzehn Jahr alt, an eine junge Freundin geschrieben, die sich zu verheirathen im Begriff war. „Suche Dir“, schreibt sie, „das Vertrauen Deines Erwählten zu erhalten, und dazu wüßt' ich kein besseres Mittel, als das, nie anders, als wahr zu erscheinen, und Deine Handlungen mögen seyn, welche sie wollen, nie etwas zu verbergen. — Verzeihe, wenn ich zu offen geschrieben habe. Wenn ich einmal in Deine Lage komme, so handle eben so strenge mit mir. Mache mir meine Pflichten so schwer, als möglich; denn wenn man liebt, wird die Last zur

Freude.“ — Ohne Zweifel war es ihr nicht wenig schmeichelhaft, sich von einem zahlreichen Kreise eifriger Huldigungen umgeben zu sehen. Ihre Neigung hatte gewählt. Aber auch sie — die von jedem sanften, heilbringenden Genius des Lebens so hochbegünstigte Dorothea, sollte einmal erfahren, daß Alles, das Höchste, wie das Niedrigste, ein mehr oder minder gemischtes Daseyn hat; auch sie sollte schmerzhaft berührt werden von dem Wechsel der Tage, der unsere harmlosesten Wünsche vereitelt. Indeß entdecken uns einzelne Denkmale aus jener Zeit, daß die Widerwärtigkeiten sie erhoben, daß gleichsam in verklärter Gestalt ihr Wesen aus den Anfechtungen hervorging. Es traten Umstände hervor, welche sie nöthigten, der Wahl ihrer Liebe zu entsagen. „Ich habe einen schweren Kampf gekämpft“, schrieb sie in der damaligen Stimmung eben der Freundin, an die der obige Brief gerichtet ist — „aber, Gott sey Dank, glücklich überwunden, bis auf die liebe Welt, für die ich ein Inhalt des Gesprächs geworden; und wie verschieden die Urtheile über mich sind, kannst Du Dir denken. Doch lieber mögen mich alle Menschen für — ich weiß nicht was — halten, als daß ich mich und ihn, dem ich für seine gute Meinung von mir Dank schuldig bin, unglücklich mache.“ So sich selbst beruhigend, stand die Kämpferin da, noch nicht ahnend, welchen neuen Bewegungen sie entgegen trete. Ein andres Verhältniß knüpfte sich an. Ein junger Mann, den einige liebenswürdige Eigenschaften auszeichneten, nahte sich ihr. Die feine Aufmerksamkeit, womit er sie frühern Verbindungen vorzog, gewann ihre Neigung und bestimmte ihren Entschluß. Die Vollziehung des Ehebündnisses war nahe; da äußerte sie in dem bangen Gefühle, eine Vorgezogene zu seyn, dem Manne ihrer Liebe bedenkliche Zweifel. Dieser ergoß sich in furchtbare Betheuerungen seiner heiligen, unerschütterlichen Treue. Nach einigen Wochen gelangte zu ihr plötzlich die Nachricht, daß ihr Verlobter mit dem Gegenstande seiner frühern Neigung sich entfernt habe. Es war im Kreise der Familie, als zufällig auch ihre Schwester gegenwärtig war, wo die Kunde von diesem Schicksal sie traf. In Thränen stürzte sich der Schmerz aus ihren Augen; sie zog sich zurück auf ihr einsames Zimmer; bald eilte die Schwester ihr nach, und fand sie auf den Knien liegend; sie betete in ihrem kindlich frommen Sinne um

Abwendung der Strafrache, die der Treulose in jenen Betheuerungen gegen sich herausgefodert hatte. Jetzt wandte sie sich zu der Schwester mit den weinenden Worten: „Hasse ihn nicht, Liebe! verachte ihn nicht! wir wissen nicht, welche gewaltigen Umstände ihn zwangen, einen solchen Schritt zu thun." Doch bald verschwanden die Spuren des Kampfes, der durch ihre Seele gestürmt hatte. Freundlich zu statten kam ihr jetzt die ländliche Einsamkeit; da verschmerzte sie an der Brust ihrer treuen Elisa das letzte Nachgefühl der bösen Ueberraschung, bis das Idealbild aus dem Rahmen gefallen war, womit ihr schönes Gemüth es eingefaßt hatte, und sie eine gemeine Natur erblickte, die, hervorgetreten aus der geliehenen Verklärung, ihr wieder zur Ruhe verhalf.

Im Herbste 1778 hatte der Herzog, dem Wunsche seiner Mutter gemäß, sich endlich entschlossen, die Trennung von seiner zweiten Gemahlin Eudoria, die in Petersburg lebte, vor dem mitauischen Consistorium in eine vollkommne Scheidung verwandeln zu lassen. Es war freilich vorauszusehen, daß dieser Schritt des Herzogs in Petersburg bei den Gesetzen des griechischen Cultus, dem Eudoria zugethan war, Anstoß finden würde; daher denn auch dort die Anerkennung dieser Scheidung, so lange Eudoria lebte, zurückgehalten wurde. Indessen die Scheidung in Mitau erfolgte, und der Herzog ließ im Stillen nach einer Prinzessin suchen, welche fähig sey, die Hoffnung des Landes zu erfüllen, und die Wünsche seiner Mutter, so wie die seinen, zu befriedigen. Die Bemühungen lieferten keinen entsprechenden Erfolg. Die Angelegenheit ruhte; der Geburtstag der Herzogin Mutter, der 15. October, nahte sich; er sollte mit einer Opernfeierlichkeit begangen werden. Es konnte nicht fehlen, daß bei der Vertheilung der Rollen in dem aufzuführenden Singspiel des Herzogs erster Gedanke auf Dorothea von Medem fiel. Durch den Bruder derselben, Graf Karl von Medem, der damals am Gymnasium zu Mitau studirte, sandte er einen Brief an die Mutter, der die Einladung der Medem'schen Familie zum Geburtsfeste seiner Mutter und zugleich die Anfrage enthielt: ob die liebenswürdige Dorothea wohl nicht abgeneigt seyn würde, eine Rolle in der, an diesem Feste aufzuführenden Oper zu übernehmen? Der Brief drückte übrigens die hochachtungsvollsten Gesinnungen des Herzogs für die Eltern

aus, wobei zugleich Worte für die Tochter einflossen, die etwas mehr, als den gewohnten Beifall andeuteten. Dann sprach noch eine Stelle des Briefes in verhüllten und unbestimmten Wendungen von gewissen wichtigen Angelegenheiten, die er mit den Eltern der liebenswürdigen Dorothea zu berathen, und von vielleicht nicht unannehmlichen Vorschlägen, die er ihnen zu machen hätte. Die Mutter schloß daraus sogleich auf einen Heirathsantrag, und eröffnete dem Gatten ihre Vermuthung. Beide theilten gemeinschaftlich den Inhalt des herzoglichen Briefes der Tochter mit, und diese erklärte unbetroffen und unumwunden, daß sie in dem Antrag einen hohen Beruf fände und übrigens kein Bedenken trüge, die Gemahlin ihres Landesfürsten zu werden. Sie überließe indessen die Entscheidung der Weisheit ihrer geliebten Eltern, wünschte aber doch, daß ihre Schwester Elisa mit in die Berathungen gezogen würde. Dies geschah; die umsichtige Elisa freute sich zwar des hohen Berufs, der ihrer geliebten Dorothea geworden seyn sollte, fand jedoch besonders darin, daß die Ehe des Herzogs mit der russischen Eudoxia nach den Ansichten in Petersburg nicht als vollständig aufgelöst anzusehen sey, einige Rücksicht fodernde Bedenklichkeiten, welche der Vater aufnahm die Mutter aber bestritt. Uebrigens aber wurde beschlossen, daß die Uebernehmung einer Rolle in der aufzuführenden Oper für die, in so zweifelhaften und unbestimmten Verhältnissen jetzt befangene Dorothea wohl abzulehnen sey. Die Opernfeierlichkeit kam nicht zu Stande. Doch begab sich die Familie Medem zum Feste der Herzogin Mutter nach Mitau, und den Tag nach ihrer Ankunft daselbst zu einer besondern Vorstellung nach Hofe, um der würdigen Fürstin ihre glückwünschende Ehrerbietung darzubringen. Der Herzog war gegenwärtig und es fehlte ihm hier nicht an Gelegenheit, eine Erklärung seines geheimnißvollen Briefes zu geben; er gab keine. Der 15. October erschien; ein großer Ball, den Tag zu verherrlichen, war angeordnet worden. Elisa von der Recke hatte, trotz ihren Jugendansprüchen, seit der Trennung von ihrem Gatten allen Hoffesten entsagt, doch ihrer Schwester zu Liebe, welche sie darum gebeten, verließ sie diesmal, während seiner ganzen Dauer, den Ball nicht, um ihrer Dorothea, die ein betroffenes Herz umhertrug, zur Seite zu stehen, im Fall, daß der Herzog

vielleicht Gelegenheit nähme, sich ihr zu nahen. Der Herzog beobachtete ein gleichmäßig vertheiltes Betragen in der ganzen, großen Gesellschaft, und that nichts, woraus sich auf eine besondere Aufmerksamkeit für Dorothea von Medem hätte schließen lassen. Nur setzte er sich im Verlauf des Balles einmal zwischen die beiden Schwestern. Das Gespräch lief über gleichgültige Gegenstände hin, dann eröffnete er ihnen: daß er vorhabe, den 19ten zur Nachfeier des Festes seiner Mutter, einen großen Maskenball in seinem Lustschlosse Schwedhof zu veranstalten, und bat zur Verherrlichung des Festes um die Theilnahme der beiden Schwestern. Damit endete die Unterhaltung; also wiederum keine Erklärung. Beim Zurückfahren von dem Balle, war zwischen Eltern und Töchtern natürlich von des Herzogs Betragen die Rede, und die Mutter selbst befremdete das von ihm beobachtete Stillschweigen, über den, an sie geschriebenen Brief nicht wenig. Die Zweifel, welche der bedenklichen Elisa gleich anfangs sich darstellten, schienen wohl mehr und mehr sich zu rechtfertigen. Indessen stand ja noch der verheißene Maskenball in Schwedhof bevor; dort konnte sich vieles entwickeln. Die Einladung dazu an die Familie Medem erfolgte den 17. October. Dieser Einladung, so wie derjenigen, die an die Familie des Landmarschalls von Medem ergangen, ward die Auszeichnung beigefügt, daß es beiden Familien gefallen möchte, nach geendetem Feste ein Nachtlager in Schwedhof anzunehmen. Der Zwischentag war ein Tag der gespannten Erwartung. Man verlor sich in Vermuthungen und erschöpfte sich in Errathen des Räthselbriefes.

Der Tag des Festes erschien; das prachtvoll erleuchtete Schloßgebäude glänzte den kommenden Gästen entgegen, und eine Verschwendung fürstlicher Herrlichkeit ergoß sich durch die weiten Säle, in denen ein buntes, unter sich wetteiferndes Maskengewühl auf- und abwogte. Im hellsten Lichtschmuck stralte der Garten, dessen Verherrlichung ein reiches Feuerwerk vollendete. Viele bemerkten, daß mit so glänzender Pracht das Fest der Fürstin Mutter noch nie gefeiert worden sey.

Die Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir den Faden der Erzählung hier fallen, und ihn durch einen Brief fortführen lassen, den Elisa von der Recke an Sophie Becker geschrieben. Es spricht in diesem Briefe nicht nur eine unverwerfliche Augenzeugin, sondern eine

mithandelnde Theilnehmerin an allem, was an jenem Feste und dann weiter sich begab.

Mitau, den 18. November 1779.

„Ich habe Dir lange geschwiegen, meine Theure, ja nicht einmal geantwortet habe ich auf Deine verschiedenen, herzvollen Briefe. Nicht Krankheit war die Nothwendigkeit, die mich zum Schweigen verurtheilte; aber es gibt Zustände, die noch gebietender, als Krankheiten sind. Vieles von dem, was ich Dir mitzutheilen habe, wird nun schon durch den geschäftigen Ruf zu Dir gelangt seyn. Theure! mein Herz ist noch so voll; ich weiß nicht, wo ich zu erzählen anfangen soll. So vernimm denn, wie sich das alles begab, was meine überfließende Seele mit den seligsten Empfindungen erfüllt. Den 12. vorigen Monats kamen wir zur Stadt und wohnten einem Balle bei, den der Herzog zur Geburtsfeier seiner Mutter veranstaltet hatte. Wir waren dazu vom Herzoge selbst eingeladen worden, und zwar durch einen, an unsre Mutter gerichteten, räthselhaften Brief, der, halb verhüllend, halb verrathend, Absichten des Herzogs auf meine Schwester andeutete. Dem Herzoge gefiel es nicht, uns auf dem Balle, wo es an Gelegenheit dazu nicht fehlte, die Räthselworte seines Briefes zu lösen. Vier Tage nachher, den 19ten, hatte er, ebenfalls seiner Mutter zu Ehren, wiederum einen großen Maskenball angeordnet. Wir waren eingeladen und fanden uns ein. Meiner Schwester zu Liebe, die mich an ihrer Seite zu haben wünschte, zog ich mich nicht zurück, so wie ich auch bei dem Balle am 15. nicht von ihrer Seite gewichen war. Der Tanz ging zu Ende. Der Brief blieb ein Räthsel. Mein Oheim, seine Familie und wir, nahmen auf Verlangen des Herzogs, der, wie er sagte, dem Oheim, wegen seiner Corpulenz, und unsrer Mutter, wegen ihrer Brustbeschwerden, keine Nachtfahrt zumuthen wollte, ein Nachtlager in Schwedhof an. Wir fanden die Zimmer, welche für uns bereitet waren, verschwenderisch erleuchtet und die Tische mit mancherlei Erfrischungen besetzt. Der Herzog folgte uns auf dem Fuße nach, erschöpfte sich in verbindlichen Aeußerungen und sprach auch viel mit unsern Eltern; aber der Brief blieb ein Räthsel. Endlich nahm er uns das Versprechen ab, den

folgenden Tag die Fürstin Mutter zu besuchen. Nach 11 Uhr Morgens am andern Tage begaben wir uns insgesammt zu der alten Fürstin. Man lud uns zur Tafel. Um 1 Uhr wurde gespeist. Der Herzog beschäftigte sich weder mehr, noch weniger mit meiner Schwester und mir, als mit allen Uebrigen. Der Brief blieb ein Räthsel. Nach aufgehobener Tafel wurde ein Spaziergang gemacht zu der Orangerie. Die Alten blieben zurück. Meine Schwester und mich begleitete der Herzog, die Uebrigen der Hofmarschall. In dem Gewächshause nun führte dieser seine Gesellschaft abwärts, so daß wir beide mit dem Herzoge uns allein fanden. Während des Ganges drückte unser Führer die Hand meiner Schwester oft an sein Herz; die Arme ward sichtbar immer beklommener. Ich bat unsern Führer, uns mit der übrigen Gesellschaft wieder zusammen zu bringen. Er blieb stehen und sah meine Schwester mit einem Blick an, der freilich ausdrucksvoller, als seine verbindlichsten Aeußerungen, war; dann richtete er an sie Worte der Zärtlichkeit, welche die betroffene Seele mit niedergeschlagenen Augen und erröthender, jungfräulicher Zartheit erwiederte. Der Herzog versicherte unter andern, daß seine Leidenschaft für sie mit ihm aufgewachsen sey, so daß seine Tage ohne die holde Begleiterin, deren Hand er jetzt an sein Herz drückte, nicht mehr glücklich seyn könnten. Ich nahm das Wort und sagte: Ihnen, mein Fürst, wird das beredte Schweigen meiner guten Schwester nicht unverständlich seyn, ich kenne ihre Gesinnungen und bin gewiß, daß sie, wären Sie ein Privatmann, Ihnen vor allen Bewerbern die Hand geben würde. — Ist das wahr, fragte der Herzog meine Dorothea, und wahrlich ein Blick des Entzückens begleitete die Frage. Ein leises Ja zitterte über Dorotheens Lippen; dann aber machte der Herzog auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die sich einer Vermählung mit meiner Schwester entgegen setzen würden, auf die beiden noch lebenden Gemahlinnen, besonders auf die russische Eudoxia hindeutend; hierauf erwiederte ich: Verzeihung meiner Freimüthigkeit! Wenn Ew. Durchl. von der Unüberwindlichkeit dieser Schwierigkeiten überzeugt sind, so hätte von Ihrer Leidenschaft für meine Schwester gar keine Rede seyn sollen. Der Herzog fühlte den Ernst dieser Worte und meinte, daß den widerstrebenden Umständen doch vielleicht wohl eine

günstige Seite für die Sache seines Herzens abzugewinnen seyn dürfte, wenn mit einer gewissen Klugheit und Vorsicht dabei zu Werke gegangen würde. Dann ersuchte er mich, ihm in meiner einsamen Wohnung mit meinen Eltern, meiner Schwester und mir eine geheime, abendliche Zusammenkunft zu gestatten. Ich gestand ihm solche zu, und der nächstfolgende Abend wurde zu der Zusammenkunft festgesetzt. Der Herzog küßte freudig meiner Schwester die Hand, und wir kehrten mit noch schwererm Herzen, als wir gekommen waren, zu der Herzogin zurück. Auf dem Heimwege von Schwedhof erzählte ich im Wagen den Eltern unsre ganze Unterhaltung mit dem Herzog. Diese waren sehr zufrieden mit mir. Den Abend des folgenden Tages besuchten mich zeitig die Eltern; zur bestimmten Stunde erschien auch der Herzog, vertheilte kostbare Geschenke und trat dann bald mit der Angelegenheit hervor, welche die Veranlassung seines Besuches war. Mein Vater äußerte, unter Voraussetzung der Zustimmung der Herzogin Mutter, seine unbedingte Einwilligung in den, seiner Tochter gemachten, ehrenvollen Antrag. Hierauf zog der Herzog die Schwierigkeiten hervor, die sich besonders von Seiten der Fürstin Eudoxia seinen Wünschen entgegen setzten, indem seine Scheidung von dieser in Petersburg nicht anerkannt sey. Er that daher den Vorschlag zu einer geheimen Heirath. Ich erschrak, mein Vater ward bedenklich, aber freudig nahm die Mutter den Vorschlag an. Als der Herzog uns verlassen hatte, wurde unter uns noch vieles, besonders was die geheime Heirath betraf, besprochen, erwogen und endlich beschlossen: die Angelegenheit fürs erste fest unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu bewahren und nur den Hofrath Schwander, diesen erfahrnen, einflußreichen Rechtsgelehrten, unsern vertrautesten Hausfreund, in das Geheimniß zu ziehen, um seinen Rath zu benutzen. Sogleich den folgenden Tag, den 22sten, wurde die Sache dem ehrwürdigen Schwander vorgetragen. Dieser fand die Bedenklichkeit des Herzogs gegründet, billigte daher die Geheimhaltung der Verhandlungen, versagte aber einer heimlichen Heirath seinen Beifall. Den 24sten früh erhielt ich von dem Herzog einen Brief, der meine Eltern, meine Schwester und mich gegen 5 Uhr Abends hinbeschied zu der Herzogin Mutter. Wir stellten uns ein und fanden den Herzog. Die ehrwürdige Herzogin, die

Mitwisserin des Geheimnisses war, gab ihre höchste Freude über die Verbindung ihres Sohnes mit meiner Schwester zu erkennen, hieß sie, nebst dem Herzog vor sich niederknieen, gab beiden ihren Muttersegen: und sie waren verlobt. Doch war jetzt noch immer die Rede von einer geheimen Heirath. Als der Herzog nach dieser stillen Verlobungsfeierlichkeit meine Schwester und mich in das Nebenzimmer führte, um seine Braut zu beschenken, nahm ich Gelegenheit, dem Herzog, nach Schwander's Anweisung, von der Unbequemlichkeit einer heimlichen Ehe Vorstellungen zu machen; ich zeigte ihm, mit meines Freundes Beredtsamkeit und Weisheit ausgerüstet, wie ruhestörend ein solches Verhältniß beiden Theilen einst werden könne, und daß nur durch eine gewisse Oeffentlichkeit die Ehe zur Ehe werde. Ich setzte hinzu: der Freund unsers Hauses, der hocherfahrne Hofrath Schwander, sey eben derselben Meinung; doch würde er vielleicht Wege vorzuschlagen wissen, auf denen diese wichtige Angelegenheit anständig und mit Sicherheit durchzuführen sey. Der Herzog verlangte den Hofrath Schwander bei mir zu sprechen. Dies geschah den 27. October. Schwander zeigte dem Herzog die angreifbaren Seiten, die eine heimliche Heirath feindlichen Gesinnungen darböte; dieser überzeugte sich, und es ward beschlossen, um nichts aufregen, was störend seyn könnte, die Vorbereitungen zu der Vermählung durchaus geheim zu veranstalten; die Vermählung selbst aber so überraschend, als möglich, mit der vollen, fürstlich feierlichen Oeffentlichkeit erfolgen zu lassen. Schwander übernahm nicht nur die zweckdienlichsten Vorkehrungen zu treffen, sondern auch die übelwollenden Gesinnungen, welche sich von Seiten des Landschaftsecretairs Howen etwa fürchten ließen, zu entkräften und zu beseitigen. Dieser wurde durch eine vortheilhafte Domaine und tausend Ducaten für das Geheimniß gewonnen. Der 6. November ward zum Tage der Vermählung festgesetzt. Der Plan gelang vollkommen. Frühmorgens an diesem Tage ergingen Einladungen an die Verwandten und an die sämmtlichen Landesbehörden für den Abend zum Concert und Abendessen. „Dem Superintendenten wurde erst kurz vor dem Einsteigen in den Wagen mitgetheilt, daß er sich zu einer Trauung bei Hofe gefaßt halten möge. Von unserm trefflichen Schwander erhielt ich einen Zeddel, dem ein versiegelter Brief von ihm an

meine Schwester beigefügt, den ich ihr kurz vor der Vermählung übergeben sollte. Als sie im vollen Fürstenschmuck da stand, übergab ich ihr den Brief; sie las, und eine Thräne fiel auf das Blatt. Ihre Antwort erfolgte auf der Stelle. Wahrlich! es schien, als ob die innerste Tugendbegeisterung den Brautschmuck der schönen Gestalt zur Verklärung erhöbe. Nach 5 Uhr hatte sich die Gesellschaft in dem Courzimmer versammelt. Der Herzog mit der Herzogin Mutter trat herein und verkündete in einer kurzen Rede der Versammlung seine zu vollziehende Vermählung mit einer liebenswürdigen Tochter des Landes. Jetzt öffneten sich die Flügelthüren und meine Schwester, von Eltern und Geschwistern umgeben, erschien und nahte sich dem Herzog. Dieser stellte sie nun der Versammlung als seine künftige Gemahlin vor, faßte ihre Hand und führte sie, nebst seiner Mutter, in den Audienzsaal. Die Versammlung folgte; dort stellte der Herzog mit seiner Braut sich unter den Thronhimhimmel, und die Trauung ward vollzogen. Du wirst Dir, ohne meine Hülfe die Gewalt des Erstaunens vorstellen, welches die Versammlung überfiel; aber wie stand unsre Dorothea da! Aus dem irdischen Fürstenschmuck leuchtete ein himmlischer Engel hervor. — Nach der Trauung drängten sich zu der jungen Herzogin die Glückwünsche und die holde Hochgefeierte empfing diese Huldigungen mit der Milde des reinsten Wohlwollens und mit einem Anstande, in welchem sich jungfräuliche Anmuth und fürstliche Würde vereinten. Gewiß waren in diesem Augenblick alle Glückwünschende von einer und derselben Empfindung, von dem Gefühl der Zuneigung durchdrungen, und selbst Howen war in diesem Augenblick von der allgemeinen Stimmung ergriffen und überwältigt. So überwältigend, man möchte sagen, so heiligend sind Unschuld und Güte, besonders wenn sie im Fürstenpurpur erscheinen. Wie prächtig zu Abend gespeist wurde, davon sage ich Dir nichts, auch weiß ich davon fast nichts, ob ich gleich gegenwärtig war."

„Den nächsten Sonntag nach dem Vermählungsfeste hielt das fürstliche Paar einen feierlichen Kirchgang. Die Bürgergarden paradirten. In der Kirche ward das Te Deum gesungen, und der Kanonendonner verkündete solches der Stadt und der Gegend umher. Abends war große Versammlung bei Hofe. Die junge Fürstin erschien,

ein Stern, zu dem hin alle Blicke sich wandten, angethan mit dem Liebreiz, mit der Holdseligkeit und Freundlichkeit, mit der sanften Grazie, die so bescheiden und darum so mächtig ist; die mehr und höher, als die Fürstenkrone, sie schmückte. Sie sprach unbefangen mit Allen, und Alle waren bezaubert."

„Nach einigen Tagen kamen vom Lande die Abgeordneten der Kirchspielkreise, um dem Fürstenpaare die Huldigungen ihrer Glückwünsche darzubringen. Dem Herzog wurde viel Schmeichelhaftes über die, von ihm getroffene Wahl gesagt. Es ist Sitte, daß die an den Herzog gerichteten Reden der Landesvorstände von dem Kanzler, die an die Herzoginnen von dem Hofmarschall im Namen der fürstlichen Personen beantwortet werden. Die junge Herzogin aber erbat sich von ihrem Gemahl und selbst von dem Hofmarschall die Erlaubniß, ihre Antwort an die Abgeordneten der Kirchspiele selbst von sich geben zu dürfen. Dann verlangte sie, daß die Gesandtschaften, wenn sie den Herzog verlassen würden, zu der Herzogin Mutter und dann zu ihr geführt werden möchten. Die junge Fürstin, von ihrem Hofstaat umgeben, und mit einer Fassung, als ob eine lange Gewohnheit sie eingeübt hätte, empfing in ihrem Versammlungszimmer die Männer des Landes, und sprach auf ihre Glückwünschungsreden im Wesentlichen folgende Antwort:

„„Tief gerührt bin ich von der Freude, welche mein Vaterland über meine Vermählung und Berufung zum Fürstenthrone durch Ihre Vermittelung, meine Herren, zu erkennen gibt. Ich habe mein Vaterland immer seit meiner frühesten Kindheit geliebt; immer hat es mich mit der lebhaftesten Zufriedenheit erfüllt, wenn ich in diesem, mir so theuern Lande Wohlstand verbreitet und Eintracht herrschen sah. Jetzt, da der Herzog mich an seine Seite berufen und zur Fürstin erhoben, jetzt hat sich um das Herz der Landestochter noch das Band der Landesmutter geschlungen. Und wenn es mir in Zukunft immer gegenwärtig seyn wird, was ich bin, so werde ich auch nie vergessen, was ich war; doch nimmer — das fühle ich in meinen Gesinnungen, wird dies Doppelband mir Gelegenheit geben, in Zwiespalt mit mir selbst zu gerathen. Mein Lebensglück hängt fortan mit der Zufriedenheit meines geliebten Gemahls auf das engste zusammen, und

diese Zufriedenheit geht wiederum aus einem wohlwollenden Einverständniß zwischen dem Landesvater und den Landeskindern hervor. Von dem dahinstrebenden, aufrichtigen Willen meines Gemahls bin ich überzeugt, und eben so zweifle ich nicht an entgegenkommenden, redlichen Wünschen. Da nun die Eintracht von einem gegenseitigen Willen abhängig ist, so sehe ich mit frohester Hoffnung der Zukunft entgegen, und übernehme mit Freudigkeit und Zuversicht die neuen Pflichten meines Berufs. Ich von meiner Seite — das gelobe ich Gott, meinem Vaterlande und mir an diesem feierlichen Tage vor Ihnen, meine Herren, die Sie einst meine Zeugen seyn werden, — ich will alles, alles, was in meinen Kräften ist, thun, um mich der treuen Anhänglichkeit und Liebe meines Vaterlandes, als Fürstin, würdig zu machen. Wie glücklich würde ich mich schätzen, auch nur das Kleinste dazu beizutragen, daß Eintracht und gegenseitiges Wohlwollen unter uns walten. Eröffnen Sie, Edle Männer des gemeinschaftlichen Vaterlandes, diese meine Gesinnungen, Vorsätze und Wünsche den verschiedenen Kirchspielen, deren Wort sie geführt haben, und nehmen Sie für sich noch diesen Wunsch mit: daß Sie sich mit Freude künftig dieses Tages erinnern mögen."" —

„So sprach die junge Fürstin zum erstenmal öffentlich. Gottes Kraft war sichtbarlich mit ihr. Auch nicht die kleinste Spur von Befangenheit ließ in ihrer Haltung sich wahrnehmen; nachher gestand sie mir wohl, daß zu Anfange ihrer Rede ein leises Zittern sich durch ihre Nerven geschlichen hätte. Alle Anwesende waren überrascht, gerührt und begeistert. Ja, Freundin, ein besonderer Segen des Himmels ruhet auf unsrer Dorothea: alles geht ihr von statten, alles kommt ihr zu statten. Auch von Petersburg her ist kein bestimmter Widerspruch gegen ihre Vermählung, wenn auch keine entschiedene Zustimmung, eingelaufen. Der Baron von Krüdener, der bei den Nachfesten der Vermählungsfeier erschien, half sich, wenn er zu der Herzogin redete, mit der französischen Sprache durch. Verbindliche Glückwünsche sandten die Höfe Berlin und Warschau."

„So hat Dir denn nun, geliebte Freundin, mein weitläufiger Brief der Länge und Breite nach erzählt, wie sich das alles begab, was meine ganze Seele in Bewegung setzt und mein Gemüth mit Entzücken und

freudigen Hoffnungen erfüllt. Noch nie hat eine solche Lebendigkeit aller meiner Kräfte mich getrieben. Meine Tage seither waren Träume; schlaflos und gedankenvoll meine Nächte; und gleichwohl darf ich mir das Zeugniß geben, daß in meinem Kopfe die Besonnenheit regierte. Wie doch Eine Idee den ganzen Menschen so innig durchdringen und so hinnehmen kann, daß nichts von ihm übrig bleibt, als nur eben diese Idee! Alle meine Leiden, meine Gegenwart und meine Zukunft waren untergegangen in dem einzigen Gedanken: meine Schwester und mein Vaterland glücklich zu sehen. Ich fühlte mich so gewaltig bewegt, und doch war alles in mir so sanft und so froh. Ich habe erfahren, daß es eine selige Unruhe gibt."

„Seit zwölf Tagen ist denn nun unsre Geliebte die Landesfürstin unsres Vaterlandes, für uns aber ist sie, was sie immer war; daran zweifelst Du nicht. Komm bald zu uns. In ihrem Namen und in dem meinigen bitte ich Dich, uns recht bald zu besuchen. Viel, sehr viel habe ich noch auf dem Herzen, was der Brief nicht fassen konnte, wenn er kein Buch werden sollte. Komm, Liebe, und freue Dich, in der jungen Landesmutter Deine Dorothea wieder zu finden." — So weit die briefliche Erzählung der ehrwürdigen Elisa von der Recke. Vernehmen wir jetzt, wie die junge Fürstin selbst über das neue Verhältniß ihres Lebens denkt und empfindet.

In einigen wenigen Zeilen an den Hofrath Schwander sagt sie: „Mein künftiger Gemahl würde meine innigste Zuneigung gewonnen haben, wenn er auch nicht Fürst wäre; er ist ein sehr liebenswürdiger Mann. Mir ist vor der Zukunft nicht bange. Welch ein guter Sohn ist er gegen seine Mutter; das läßt vermuthen, daß er künftig auch ein guter Gatte seyn wird. Sein früheres Mißgeschick in der Ehe ist ihm nicht anzurechnen." — An eine Freundin schreibt sie: „Wenn ich ganz ernsthaft über meine Lage nachdenke, so scheint mir noch alles, als wäre es ein Traum; ein allzugroßes Glück sind wir nicht im Stande ganz zu fühlen. Wunderbar ist mein Schicksal, und ich fühle zu sehr, daß mich Gott glücklicher macht, als ich es verdiene. Meine Eltern und Geschwister kann ich zwar so oft, als möglich, um mich haben; indessen sind wir doch in gewisser Art von einander getrennt. Was wirst Du dazu sagen, wenn ich Dich

versichere, daß ich diese Trennung kaum fühle. Hier finde ich alles ersetzt: eine zärtliche Schwiegermutter, die mir in jeder Kleinigkeit ihre Gnade erzeigt, und einen Gemahl, der mir mehr ist, als Eltern, Schwester und Bruder. Der Rang eines Fürsten und alle mögliche andere Vorzüge wären nicht vermögend gewesen, mich glücklich zu machen, spräche mein Herz nicht für meinen Geliebten." — Alle die Aeußerungen, aus der unbelauschten Stille ihres Gemüthes hervorgegangen, tragen in ihrer vollen Offenherzigkeit den unverkennbaren Stempel der Wahrheit; man fühlt in ihnen das Herz schlagen, welches sie eingab.

Aber mitten in dem frischen Genuß ihres Glückes vergaß sie nicht, daß es Noth gibt. Als der Herzog ihr bald nach der Vermählung viertausend Thaler Nadelgelder angewiesen hatte, äußerte sie gegen ihre Schwester: „Liebe Schwester, wie will ich nun wirken! wie will ich helfen, wo Hülfe nöthig ist." Und sogleich bestimmte sie tausend Thaler jährlich für wohlthätige Zwecke. In etlichen Antwortzeilen an ihre Schwester sagt sie: „Liebe Schwester, warum dankst Du mir so weitläufig für die Pension, welche ich auf Deine Vorstellung der würdigen Familie N . . . bestimmt habe. Es ist ja für mich so wenig! Das Verdienst ist nur klein, wenn man blos die Hand auszustrecken braucht, um wohlzuthun; ich habe ja noch keine Opfer darum gebracht, und mir noch nichts abgehen lassen, wie u. s. w." — „Geben, — schreibt sie an eine andre Freundin — an Unglückliche austheilen, ist für ein gutdenkendes Herz Freude; allein ohne Untersuchung, ob es die Personen verdienen, werden Wohlthaten oft verschwendet — — ich verlasse mich blos auf Deine Zusage, und hoffe und wünsche, daß der kleine Gehalt, den ich der armen Frau bestimme, an eine gute Seele verwandt werde: er soll in funfzig Thalern bestehen — zahle ihr die Summe aus; bei unsrer nächsten Zusammenkunft will ich sie erstatten. Durch die Post versandt, möchte das Geld zu viel Aufsehen machen. Aber nun noch eine Bitte: mir in Deinem künftigen Briefe nichts darüber zu sagen; für mich ist es Belohnung, daß Gott mir so viel gab, daß ich Nothleidenden Hülfe schaffen kann." —

Die Befriedigungen ihres Hanges zur Wohlthätigkeit rechnete sie zu den bedeutendsten Vorzügen, welche

die neue Stellung ihr gewährte. Uebrigens war in ihrem innersten Wesen nichts anders geworden; keins ihrer frühern Verhältnisse hatte sich aus seinem Gleise gerückt. Sie feierte mit eben der feurigen Innigkeit, wie sonst, im Kreise ihrer Lieben, Feste der Freundschaft, die an frühere Tage erinnerten. Weit hinter ihr blieben dann in solchen Stunden der Weihe die Schmeichelopfer und des Hofes Glanz, dessen Leben und Seele, wie sie wohl wissen mußte — sie war.

Der Hof hatte durch die junge Fürstin eine neue anziehende Gewalt gewonnen; ihn umgab die höchste Wohlanständigkeit und das heiterste Leben. Aus dem Herzen der strengsittlichen Herzogin Mutter schwand nun mancher geheime, tiefe Kummer; sie bemerkte mit stillem Wohlgefallen, daß der Sohn ihres Herzens endlich die volle Befriedigung seines ganzen Daseyns in der reichen Lebensfülle seiner jungen Gemahlin fand, die auch gegen sie ein so würdiges töchterliches Betragen beobachtete, indem sie, nach ihrem Gemahl, ihr bei allen Gelegenheiten den ersten Rang überließ. An der frischen, frohen Jugendlichkeit der Schwiegertochter verjüngten sich gleichsam ihre sinkenden Tage. Auch bot die junge Fürstin ihren ganzen Liebreiz, ihre Talente und ihre Lebendigkeit auf, um das Leben ihrer Schwiegermutter zu erheitern. Mit inniger Zufriedenheit bemerkte diese Zartheit der Herzog, dessen Zuneigung die junge Fürstin immer mehr, und vorzüglich noch dadurch gewann, daß sie der Beschäftigung mit der natürlichen Tochter ihres Gemahls, einer jungen Gräfin Wartenberg, mehrere Stunden des Tages mit einer mütterlichen Zärtlichkeit widmete.

Wie am Hofe, so wurde die junge Herzogin auch im Lande beliebt; ein heilbringendes Gestirn war aufgegangen für Kurland. Ein freundliches Verhältniß zwischen dem Fürsten und den Ständen des Landes hatte Raum gewonnen und schien fester, als jemals die Hoffnung dazu vorhanden gewesen, sich begründen zu wollen. Die erste Verhandlung, bei der sich diese Eintracht offenbarte, war die Wahl des Abgeordneten, der die Landtagsbeschlüsse nach Warschau zu überbringen, und solche dem Könige von Polen zur Bestätigung vorzulegen hatte. Diese Wahl fiel einstimmig auf den Landschaftssecretair Howen. Das war der Mann, dem alles gelang; anziehend und gefällig im Umgang, gewandt und mächtig

in Geschäften, hinreißend und überwältigend in Verhandlungen, verführerisch, Zutrauen zu gewinnen durch den Anschein, oder auch durch wirkliche Züge des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit; unersättlich habsüchtig, unaufhaltsam verschwenderisch; leichtsinnig sich jedem Genuß ergebend, einen Augenblick des Taumels durch eine lange Reihe unseliger Folgen erkaufend; der Mann, dem nichts zu heilig war, um es seinen selbstsüchtigen Zwecken aufzuopfern, dem es nichts kostete, das Heil, selbst eines Landes zu stürzen, wenn nur für ihn aus den Trümmern ein Vortheil erwuchs; das war nun der Mann, den der Fürst und die Stände Kurlands erwählt hatten, ihre gemeinschaftliche Angelegenheit vor dem obern Lehnsherrn, dem Könige von Polen, zu vertreten, der aber auch hier wieder alles verwirrte. Er besaß vom Herzog die sehr bedeutende Domaine Bergfried auf sechs Jahre, ohne Pacht dafür zu entrichten. Durch Ränke der List wußte er den König von Polen, ohne Vorwissen des Herzogs, dahin zu bestimmen, daß er ihn auf den Fall der einseitigen Erledigung des Herzogthums mit der Domaine Bergfried erb- und eigenthümlich belehnte. Dieser arglistige Betrug empörte den Herzog; er versagte, ohne auf den Rath umsichtiger Freunde zu hören, seine Zustimmung zu dieser erschlichenen Belehnung. Der König aber fand in solcher Verweigerung die Würde des Oberlehnsherrn gekränkt, und setzte als solcher sein gegebenes Wort, vermöge der ihm zu Gebote stehenden Mittel, gegen den Willen des Herzogs durch. Aus solchen unfreundlichen Verhandlungen mußten natürlich gespannte Verhältnisse hervorgehen; denn auch Howen kehrte zu seinen feindlichen Gesinnungen gegen den Herzog zurück; und dieser gab seinen Unwillen allen zu erkennen, die ihm Howen zur Wahl seines Geschäftsführers in Warschau empfohlen hatten. Zu denen gehörte vorzüglich der Vater der jungen Herzogin und Schwander. Die holde Fürstin trat versöhnend, wie ein Friedensengel, dazwischen; aber der Same des Mißtrauens war ausgestreut, und wucherte reichlich. Indeß, ein frohes Ereigniß that sich kund, welches mehr, als jede andre Wendung der Umstände, geeignet war, solche Mißstimmung in allmähliges Vergessen aufzulösen. Die Herzogin nämlich trug die ersehntesten Hoffnungen ihres Gemahls, der Herzogin Mutter und des ganzen Landes, unter dem Herzen.

Um diese Zeit machte auch die Ankunft des Kronprinzen, des nachmaligen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms des Zweiten, bei Gelegenheit seiner Reise nach Petersburg, auf den Herzog und dessen Gemahlin einen angenehmen, zerstreuenden Eindruck, der wiederum anziehend auf den Kronprinzen zurückwirkte. Dieser war mit der, ihm bereiteten Aufnahme so zufrieden, daß er versprach, bei seiner Zurückreise in Mitau länger zu verweilen. Er hielt Wort, und wurde noch glänzender empfangen. Feste reiheten sich an Feste; aber die Seele dieses äußern Glanzes war die innige Herzlichkeit, womit die hohen Personen sich einander näherten. Drei Fürstenseelen schlossen einen, von entlegenen Zwecken freien, echt menschlichen Freundschaftsbund, der sich in dem Herzen des edeln Monarchen bis an seinen Tod fortsetzte, und bei jeder Gelegenheit, besonders gegen die Brüder der Herzogin, die in preußischen Kriegsdiensten standen, thätig erwies. Die Schwangerschaft der Herzogin war bis zu einem gewissen Zeitpunkte vorgerückt, und ihr Zustand machte einen Aderlaß nothwendig. Die Herzogin Mutter verlangte, dabei gegenwärtig zu seyn, und setzte durch drohende Ermahnungen zur Vorsicht den Chirurgen so in Furcht, daß er wirklich fehl schlug und die Herzogin stark verletzte. Diese, aus Schonung für den armen Chirurgen, sprang auf, klagte sich selbst an, küßte der Schwiegermutter die Hand und bat um Verzeihung, daß sie durch eine ungeziemende Furchtbewegung sich die Verwundung, ihr aber, was noch schlimmer sey, ein Schrecken zugezogen habe. Ein zweiter Versuch glückte. Am 8. Februar 1781 beschenkte die Herzogin ihren Gemahl mit einer Tochter, der jetzigen Herzogin von Sagan. Ein neues Band der Innigkeit hatte sich um die beiden Herzen des fürstlichen Paares gelegt, und die Freude der öffentlichen Theilnahme war allgemein.

Im folgenden Jahre 1782 am 19. Februar wurde dem Herzog die zweite Prinzessin, die jetzige regierende Fürstin Pauline von Hohenzollern Hechingen geboren. Die Erwartung war freilich auf einen Prinzen gerichtet, allein die Zufriedenheit des Vaters war deshalb um nichts geringer, und die Hoffeste begrüßten nicht minder feierlich die Geburt dieser zweiten Prinzessin.

Der Herzog fühlte und erkannte, welchem holden Genius er seine schätzbarsten und würdigsten Verhältnisse,

seine höchsten und edelsten Lebensfreuden zu verdanken hatte, daher er dann auch eifrig bemüht war, seine Gemahlin mit Unterhaltungen zu umgeben, welche ihrer Neigung und ihrem Geiste zusagten. Zur Vervollständigung des Gesanges in der fürstlichen musikalischen Kapelle wurden zwei Sängerinnen, Schülerinnen Hillers aus Leipzig, berufen, und an den berühmten Meister selbst erging die Einladung, seine Schülerinnen nach Kurland zu begleiten. Dort fand dieser ausgezeichnete Tonkünstler am herzoglichen Hofe eine Aufnahme, die seinem Verdienst angemessen war, und ihm durch sein ganzes Leben unvergeßlich blieb. Es waren Tage der geistigsten Freude, welche während Hillers Anwesenheit, die Hoffeste auszeichneten; Concerte wechselten mit Opern. — „Glauben Sie nur", sagt ein Schreiben aus jener Zeit, „daß die Musen auch hier eine erwärmende Sonne und einen Tempel gefunden. Hiller hat uns zwei treffliche Sängerinnen, die böhmischen Schwestern Podleska, zugeführt; auch die junge Gräfin Wartenberg, die der Herzog seiner Gemahlin als Hofdame zugegeben, hat eine angenehme Stimme. Die Concerte und Opern sind trefflich besetzt, und die Harmonien, die durch die fürstlichen Säle rauschen, scheinen sich auch den Menschen mitgetheilt zu haben. Ueberhaupt hat das Leben des Hofes wohl noch nie eine so würdige und anziehende Physiognomie gezeigt. Die Seele, die das alles belebt, hat die junge Herzogin mitgebracht. Sie ist das Gestirn, um welches recht erfreulich die übrigen Gestalten sich drehen. Kommen Sie und überzeugen Sie sich!"

In die Freudentage, welche dieser Brief schildert, trat bald mit seinen Trauerstunden ein dunkles Verhängniß; die Herzogin Mutter verfiel in eine Krankheit, die im Herbste dieses Jahres ihr Lebensende herbeiführte. Die junge Herzogin, zum drittenmal schwanger, verließ, trotz ihres bedenklichen Zustandes, nur selten das Krankenlager ihrer Schwiegermutter, bis diese mit heiligen Segnungen für die, ihr so theuer gewordene Gemahlin ihres geliebtesten Sohnes, verschied. Kurz vor ihrem Tode empfahl sie die Armen und Kranken, welche Versorgung und Pflege von ihr erhalten, der jungen Herzogin, die dann auf das Gewissenhafteste dies fromme Testament der Tugend vollstreckte. Ihr Gemahl nahm an diesem heiligen Geschäfte den thätigsten Antheil. Der

Herzog, der seine ehrwürdige Mutter auf das zärtlichste geliebt hatte, verließ die Residenz Mitau, wo die, von der Mutter bewohnt gewesenen Zimmer ihn mit zu wehmüthigen Erinnerungen erfüllten, und bezog das Schloß Würzau. Hier wurde am 24. Juni 1783 die dritte Prinzessin Johanna, jetzige Herzogin von Azarenza geboren. Der Herzog machte seiner Gemahlin große Geschenke, um ihr die getäuschte Hoffnung, die abermals vergebens einen Sohn erwartet hatte, zu versüßen.

Schon vor der Geburt der Prinzessin war die russische Eudoria mit Tode abgegangen. Die Kaiserin Katharina ließ durch ihren Gesandten, Herrn von Krüdener, dem Herzog von diesem Todesfalle Nachricht geben und ihn zugleich ihrer aufrichtigen Theilnahme an den neuen Verhältnissen seines Hauses versichern. Für die Herzogin hatte der Gesandte Worte der Huld und des Wohlwollens von Seiten der hohen Monarchin in dem Auftrage, worin die Kaiserin mit wahrem Wohlgefallen der Liebenswürdigkeit der jungen Fürstin erwähnte, von welcher der Ruf, wie sie sich ausdrückte, bis zu ihr gedrungen sey.

So waren denn nun auch in Petersburg die Unebenheiten hinweggeräumt, die den Uebelwollenden dazu dienten, Irrungen und Mißhelligkeiten anzuknüpfen. Wiederhergestellt war zwischen dem petersburger Hofe und dem Herzoge das gute Vernehmen, welches durch giftige Einflüsterungen dort, und durch Unziemlichkeiten hier, gestört worden war. Der Herzog hatte eine Reise nach Deutschland und Italien beschlossen. Von bedeutender Wirksamkeit würde es gewesen seyn, wenn er zuvor sich mit seiner Gemahlin in Petersburg der Kaiserin dargestellt hätte; allein er derwarf den Rath, der, zu diesem Schritt ihn zu bestimmen, die Absicht hatte, weil er von Männern kam, denen er in unauslöschbarem Andenken von Howens Treulosigkeit sein Vertrauen entzogen hatte. Er vernachläßigte Petersburg, unternahm in Begleitung mit seiner Gemahlin und der damals vierjährigen Tochter Wilhelmine im August 1784 die bestimmte Reise, und überließ die Regierung den vier Oberräthen, die, dem Herkommen gemäß, in Abwesenheit des Landesherrn mit fürstlichem Ansehen bekleidet, die Verwaltung der beiden Fürstenthümer nach eignem Ermessen zu betreiben, die Angelegenheiten des Landes ohne Ausnahme zu

leiten, und selbst Einrichtungen von gesetzlicher Kraft dem Lande zu geben, befugt waren. Um dem sehr möglichen Mißbrauch einer so ausgedehnten Gewalt vorzubeugen, blieb dem Herzoge zwar das Recht vorbehalten, die Verwaltung der Oberräthe untersuchen zu lassen, und diese in dem Falle, daß sich Ausstellungen gegen sie ergeben, zur Verantwortung zu ziehen, — aber wo? In Warschau! Das ist genug, um sogleich zu erkennen, welch ein reicher Quell von goldfressenden Processen, die wieder Processe erzeugten, in jener herkömmlichen Einrichtung sich ergoß. Wir werden weiterhin sehen, daß dieser Quell auch im gegenwärtigen Falle seine Ergiebigkeit nicht verleugnete. —

Zu einer Reise nach Deutschland und Italien konnte die Herzogin freilich nicht vorbereitet seyn; indeß faßte sie wenigstens den Entschluß, ihre Wanderungen für sich so nützlich, als möglich, zu machen; zu dem Ende fing sie ein Tagebuch an. Wohl hatte sie Recht, ein redlich geführtes Tagebuch als eine wirksame Nachbildung der Erziehungsanstalt zu betrachten, welche die Natur im innersten Bewußtseyn des Menschen angelegt hat. Ohne Zweifel mochte ein solche tägliche Selbstbeobachtung durch die aufbewahrten Erfahrungen ihr dazu dienen, sich über gefahrvolle Stellen im Laufe ihres Lebens minder verletzt hinüber zu helfen. — Weil aber in solchen Aufzeichnungen nothwendigerweise von fremder Persönlichkeit die Rede seyn muß, so fand sich die Zartfühlende in einem gewissen unsichern Zeitpunkt ihres Lebens, im Jahr 1793 bewogen, ihre bis dahin geführten Tagebücher zu vernichten, um es dem Zufall unmöglich zu machen, irgend einen Verrath an ihren stillen Herzensergießungen zu begehen. Für uns ist dieser Verlust zu beklagen, sie aber deshalb keineswegs zu tadeln.

Erfreulich und ungestört, bis auf die Nachricht vom Tode der Stiefmutter der Herzogin, die schon in Königsberg sie traf, ging die Reise von statten. In dieser Stadt empfing die willkommenen Gäste das gräflich Kaiserling'sche Haus, und versammelte um sie den hohen Adel und die gefeierten Männer der Stadt: Kant, Hamann, Hippel, Scheffner und Andre. Das war das Haus, wo der feinste Weltton durch einen Zusatz von Wissenschaftlichkeit so anziehend wurde. Die junge Fürstin, die schon in ihrem väterlichen Hause sich an den

Umgang mit kenntnißreichen Männern gewöhnt hatte, fühlte sich auch hier gewissermaßen heimisch. Sie ließ keinen Gegenstand außer Acht, dem irgend eine Belehrung abzugewinnen war; und auf ihre empfängliche Seele machte jede neue Erscheinung, die der Aufmerksamkeit sich darbot, einen lebhaften und nicht selten begeisternden Eindruck; dieses, verbunden mit einer ungewöhnlichen Leutseligkeit, im höchsten Sinne des Wortes, reizte wiederum die Menschen, die etwas Wissenswürdiges anzubieten hatten, sich ihr zu nahen. Der Herzog theilte vollkommen mit ihr diesen Sinn für Wissenschaften und Künste, und war hocherfreut über den Beifall, den überall seine Gemahlin davon trug. Sie erregte Gefühle des Wohlgefallens, wenn sie kam, und ließ Bewunderung zurück, wenn sie schied.

Die Reise ging über Schwedt. Dort wurde der Herzog, nebst seiner Gemahlin, von dem Markgrafen mit den würdigsten Auszeichnungen aufgenommen. Die große Oper Cora, von Naumann, verherrlichte den Abend ihrer Anwesenheit daselbst. Der glänzendste Empfang war den Reisenden in Berlin bereitet; der Stadt, von welcher das Gerücht so viel Widersprechendes und Zweideutiges in entfernten Gegenden umhertrug. Da waltete noch Friedrich in seiner, dem Ende zusinkenden Kraft, wie ein untergehendes, großes Gestirn, welches seine letzte Feuerstralen noch auf die Welt, die wehmüthig ihm nachblickt, herabwirft, und nun weggeht, andern Welten zu leuchten. In Dorotheens Seele brannte das Verlangen, den Mann, dessen feierlicher Name bis zu ihren Kindertagen herübergeklungen, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Den Herzog empfing der Monarch in Sanssouci, die Herzogin aber wurde ihm bei seiner Schwester, der Prinzessin Amalie, vorgestellt. Sie sey, versicherte sie nachher, vor dem Anblicke des großen Monarchen von einem solchen Gefühl der Ehrfurcht, welches sich füglich mit einer Art von Schrecken vergleichen ließe, gleichsam überfallen worden; in dem milden Licht aber, welches aus seinen dunkeln Augen hervorgedrungen, und durch die Worte des Wohlwollens, die er zu ihr gesprochen, hätte sich jenes Gefühl bald in eine freudige Bewunderung aufgelößt. Die sanfte fürstliche Frau hatte den Beifall des Königs gewonnen; er sandte ihr wiederholentlich niedliche Körbchen mit den feinsten und selten-

sten Früchten gefüllt, mit den erlesensten Blumen geschmückt und jedesmal von einigen freundlichen Zeilen begleitet. Bei Gelegenheit der ersten dieser Sendungen beklagt sich der Monarch, daß seine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, sie selbst zu bewirthen; er müsse es seinem Neffen überlassen, ihren und ihres Gemahls Aufenthalt in Potsdam und Berlin so angenehm, als möglich, zu machen. Nichts konnte dem Prinzen erwünschter seyn, als dieser Auftrag; in seinem Herzen lebte ja noch das frische Andenken an seinen Aufenthalt in Mitau. Er setzte alles in Thätigkeit, was Potsdam und Berlin anzubieten hatten, seine hochwillkommnen Gäste auf die würdigste und erfreulichste Art zu unterhalten. Es war im September, zu der Zeit der Truppenversammlungen im Herbst. Es wurden große kriegerische Uebungen zu Ehren des Fürstenpaares veranstaltet. Friedrich wohnte zum letztenmale diesen soldatischen Prachtaufzügen bei, die der Kronprinz nach den Befehlen des Königs leitete. Auch von den übrigen Höfen der königlichen Familie wurde dem Herzog und seiner Gemahlin ein Empfang zu Theil, der sich zu einer herzlichen Verbindung entwickelte. Mit der Prinzessin Luise, der Tochter des Prinzen Ferdinands von Preußen, knüpfte die Herzogin eine Freundschaft an, die sich in einem ununterbrochenen, lebhaften Briefwechsel durch das ganze Leben fortsetzte. Wo, in welchem Kreise der Königsstadt die holde Dorothea erschien, ging der Ruf ihrer Liebenswürdigkeit ihr voraus, und vollstimmiger Beifall folgte ihr nach. Sehr oft versammelten sich um das kurische Fürstenpaar die bedeutendsten Gelehrten Berlins: Nicolai, Ramler, Engel, Mendelssohn u. A. Der Herzog fand, so wie seine Gemahlin, in der Unterhaltung mit Gelehrten und Künstlern seinen besten Lebensgenuß. — „Ich kann es recht merken", schrieb die Herzogin aus Berlin an ihre Schwester, „wie der Umgang mit weisen Männern und verdienstvollen Gelehrten unsern Ideenkreis erweitert, unsre Ansichten berichtigt und unsre Blicke in das Leben schärft. Wie ganz anders finde ich jetzt Berlin, als ich mir es sonst dachte. So viel Freundschaft und Liebe mir überhaupt auch hier entgegenkommt, so ergötzlich auch hier die Zerstreuungen sind, die mich umgeben, so freue ich mich doch auf die Tage, wenn die gelehrten Männer dieser Königsstadt zu uns kommen. Es gibt

hier viel zu hören und zu sehen; ich sauge aus beiden meinen Honig. Abends wird zu Buche getragen, was der Tag eingebracht hat." —

Von Berlin aus wurden die Reisenden auf ihrem weitern Zuge durch Deutschland nach Italien von den beiden Brüdern der Herzogin, die in Berlin in Garnison standen, begleitet. In Dresden, dieser festlichen Stadt, waren es vorzüglich die Kirchenmusik und die herrlichen Schätze der Gemäldesammlung, welche auf die rege Phantasie der jungen Fürstin einen unauslöschlichen Eindruck machten. Auch hier versammelten sich um das fürstliche Paar Gelehrte und Künstler. Die Reise ging weiter über München durch Tirol. Von diesem majestätischen Felsenlande, wie sie es zu nennen pflegte, sprach die junge Fürstin immer im Ton des höchsten Entzückens. Mit welcher Begeisterung die Reisenden in Verona gefeiert wurden, davon zeugt noch jetzt die Inschrift an der Felsenwand auf einer Anhöhe im Justi'schen Garten *). In Vicenza, Padua, Bologna und Venedig ließen die Reisenden ein ehrenvolles Andenken zurück.

In Bologna legte der Herzog eine Stiftung nieder, mit der Bestimmung, jungen, verdienten Künstlern Preise, und fähigen, unvermögenden Schülern der Kunst Unterstützung zufließen zu lassen. Den erfreulichsten Anblick gewährte besonders der jungen Fürstin, dieser sanften Tochter der Natur, das reizende, mit Oliven und Rebenhügeln so reich geschmückte Florenz. „Diese merkwürdige Stadt" — schrieb sie von dort an ihre Schwester, ohne zu wissen, daß sie eine oft gemachte Vergleichung wiederhole — „weckt sehr lebhafte Erinnerungen an Dresden in mir auf, an dessen freundschaftliche Einwohner von so feinen und gefälligen Sitten, an die reichen Bildersäle und vorzüglich an die erhabene Kirchenmusik, die mich mit himmlischen Empfindungen erfüllte."

Ihr lebhafter, empfänglicher Geist entwickelte sich

---

*) Petro. Magnanimo. Praestanti. Curlandiae. Duci. Annae. Dorotheae. Lectissimae. Venustissimae. Uxori. Justorum. Aedes. Viridarium. Tramites. Antra. Fontes. Aeternum dicent.

XIII. Kal. Jan. MDCCLXXXIV.

Franc[us] P. Gombertus. I. I. P. P.

auf dieser Reise immer mehr und mehr an der Fülle und Großartigkeit der, zu ihrer Anschauung eindringenden Gegenstände; immer treffender, sicherer und gediegener wurden ihre Urtheile über Werke der Kunst; immer mehr Reiz für sie erhielt die Geschichte der Vorwelt, zu der sie sich sonst nur wenig oder gar nicht hingezogen gefühlt hatte. Von der höchsten Begeisterung ward ihre Seele emporgehoben in Rom. Auf das innigste bewegt ging sie auf den Spuren der Vorzeit, unter den Ruinen, die in ihrer Zerrissenheit ihrem Gemüth wunderbar anziehend zusprachen. Ihre Wanderungen an der Seite ihres Gemahls waren nicht nur von gewöhnlichen Ciceronen, sondern auch von bedeutenden wohlunterrichteten Männern begleitet, welche, wie sie, Fremdlinge in Rom waren. Hier hatte sie die Bekanntschaft mit dem berühmten Denon, mit Münter, jetzigem Bischof in Kopenhagen, und mit einem geistreichen Schweizer, Thormann, gemacht. Alle wetteiferten, der jungen Fürstin in ihren Nachforschungen nützlich zu seyn. Rom — eine ganz neue Welt ging hier in der alten ihr auf. — Alte Sitten, alte Gebräuche; das Leben der Griechen und Römer, das Besondere der Häuslichkeit sowohl, als das Allgemeine des öffentlichen Völkerverkehrs; ihr Religionswesen; ihre Sittlichkeit; ihre Tugenden, ihre Laster; ihre Helden; ihre Weisen; mit einem Wort, ihr ganzes Wesen, in seinen Höhen und Tiefen, waren der Stoff ihrer liebsten Unterhaltung. Sie schien sich darin recht zu gefallen, Gespräche dieser Art auf die Bahn zu bringen. Aber mitten unter den großen und erhabenen Erscheinungen der Kunst sowohl, als der Natur, war es immer der Mensch, auf den sie alles bezog. Selbst wenn sie innig ergriffen und begeistert in der Gewalt einer großen Anschauung da stand, konnte sie nicht umhin, zur Erörterung die Frage zu bringen: welches Licht, welches Heil von dem Punkte, den gerade ihre Phantasie festhielt, über die Menschheit ausgegangen sey? Darum ließ sie sich so gern in die besondere Geschichte der Tage hinein führen, mit denen der jedesmalige Gegenstand ihrer Betrachtung zusammenhing. Aus den Tiefen des Alterthums stieg sie herauf zu den Tagen der spätern Zeit. Mit großem Erstaunen nahm sie in Rom wahr, durch welche Wandlungen die geheiligte Christusreligion gegangen; und durch einen Gegensatz,

der erst in Rom ihr recht klar wurde, lernte sie die innere Würde der protestantischen Glaubenslehre recht innig kennen und schätzen. In der Propaganda bemerkte sie mit nicht geringer Verwunderung, wie das weitschauende Institut auch nicht den, wie sie glaubte, unbemerkbaren Winkel ihrer lettischen Landeskinder für die Zwecke des römischen Christenthums verschmäht habe. Sie fand in der dortigen großen Buchdruckerei unter der Menge von Sprachalphabeten auch die Lettern der Volkssprache ihres Landes.

So füllte sie mit verschiedenartigen Kenntnissen ihren Geist und ihr Tagebuch. Wenn auch ein solches Einsammeln fragmentarischer Bereicherungen kein zusammenhängendes, gründliches Wissen hervorzubringen vermag, so wirkt es doch im Allgemeinen gedeihlich und fördernd auf die sämmtlichen Kräfte einer empfänglichen Seele, die, frei und noch nicht als eine Beute vornehmer und und eitler Verwöhnungen, dem höhern Lebensgenuß entrückt ist, so wie denn die junge Fürstin Dorothea, nach ihrer eignen Versicherung, in den Weihestunden der Einsamkeit durch den Inhalt ihres Tagebuches zu erweiterten, hellern Lebensansichten und zu solchen Genüssen gelangte, die keiner rauschenden Begleitung bedürfen.

Wir kehren zu dem weitern Verfolg der Wanderungen unsrer Reisenden zurück Nach einem Aufenthalt von etwa vier Wochen in Rom begaben sie sich nach Neapel; hier kamen ihnen die freundlichsten Begrüßungen des königlichen Hofes entgegen; doch die Fürstin Dorothea opferte diesem nur so viel Stunden ihrer persönlichen Mittheilung auf, als die Erwiederungen des ausgezeichneten Empfanges unumgänglich foderten. Dann überließ sich die begeisterte Freundin der Natur, dem vollen Zauber, den der südliche Himmel über den großen Garten der Natur, über das campanische Thal ergießt. Der Landschaftsmaler Hakert ward ihr Begleiter durch die entzückenden Gegenden der hespenischen Götterwelt. Ischia war das Ziel der Reise. Diese, an Heilquellen so reiche Insel besuchte der Herzog, um durch die berühmten Bäder daselbst seine Gesundheit zu stärken. Wie eine zurückgebliebene, helle Erscheinung aus den Tagen der griechischen Götterwelt durchwanderte die holde Fürstin unermüdet die reichen Blumenthäler und Myrthenhügel der Insel. Ihr Herz ergötzte sich an der unverdorbenen

Natur und an den kindlichen Sitten der Bewohner; ihre Phantasie bereicherte sich mit den überraschenden, malerischen Bildern, welche von allen Seiten, wohin ihre Wanderungen sie führten, sich darboten. Vor allen Italienern liebte und rühmte sie in ihren Erinnerungen die Einwohner von Ischia; wie sie denn auch einmal in der Tracht dieser guten Kinder der Natur auf einem Maskenballe erschien.

Die Rückkehr unsrer Reisenden war ein eilender Flug. In Rom fanden sie die Freunde der frühern Bekanntschaft wieder; diese sangen ihnen beim Abschiede ein feierliches Lebewohl nach.

Es war ein fortwährender Freudengenuß, eine ununterbrochene Reihe von überraschenden Bewillkommnungsfesten, durch welche die Reise sich hinzog. Nur in Leipzig wurde die heitere Dorothea von einer traurigen Botschaft getroffen, die ihr von dem unerwarteten Tode ihres innig geliebten Vaters die niederschlagende Kunde zubrachte. Sie wußte, sie fühlte tief, was sie in dem Theuern verlor. Dem liebenden Herzen ist ein solcher Verlust, bei allem übrigen Reichthum an Liebe, nicht zu vergüten. Auch ihrem Gemahl sank mit diesem Edeln eine Stütze des Rechts und der Wahrheit darnieder. Manchem Andrang feindlicher Bestrebungen gegen den Fürsten hatte er sich muthig und kräftig entgegengestellt. Aber sie, die arme Fürstin, war trostlos. Von ihrem Schmerze begleitet, kam sie nach Potsdam.

Auf die Nachricht, daß die Herzogin mit ihrem Gemahl in Potsdam angekommen sey, eilte die Schwester von Pyrmont, wo sie die Heilquellen gebrauchte, dahin, und beide Schwestern sanken weinend einander in die Arme; in beiden Herzen trauerte Eine verwaiste Empfindung. Elisa begleitete ihre Dorothea nach Berlin.

In Kurland indeß dunkelte schon das Gewitter, welches um das Haupt des Herzogs sich zusammen zu ziehen drohte. Der Mann, der keiner Partei angehörte, dem nur Wahrheit und Recht galt, Graf Medem war nicht mehr; mit ihm hatten zwei Augen sich geschlossen, die unbestochen und treu die Rechte des Fürstensitzes gegen die Eingriffe der Zudringlichkeit bewachten. Nicht blos sein väterliches Verhältniß zu der Person des Herzogs, sondern auch Rücksichten, denen die Ruhe des Landes vorschwebte, waren es, die das Verfahren des Grafen Medem

bestimmten. Ungebundener und höhnender traten jetzt die Ränke der Arglist und des niedrigsten Eigennutzes hervor, die unbezweifelten Rechte des Fürsten anzutasten und unter die Füße zu treten. Howen, den wir oben bereits kennen lernten, entwickelte nun immer rücksichtsloser seine Künste, sich vorzudrängen, und eine Stellung zu gewinnen, die seinem Einfluß eine ungehemmtere Bahn zu eröffnen geeignet sey. Die drohende Lage der Dinge in Mitau, welche von den Freunden des Rechts unverhohlen dem Herzoge dargelegt wurde, vermochte dennoch nicht, ihn zu bewegen, seine Rückkehr nach Kurland zu beschleunigen. Die Schwester der Herzogin mußte sich demnach entschließen, allein in ihr Vaterland zurück zu kehren. Dort sah sie nun mit Schmerz das Gewebe der, gegen die fürstliche Familie gerichteten Zwecke, vor ihren Augen enthüllt, sie sah ein Verfahren, welches den abwesenden Herzog nicht einstweilig e r setzte, sondern vielmehr bis zu seiner Rückkunft a b setzte. Die treue Schwesterseele sandte an die Herzogin die ausgeführtesten Eröffnungen über die Lage der vaterländischen Angelegenheiten. Aber auch diese Vorstellungen, begleitet von wiederholten Anregungen von Seiten der Freunde des Herzogs, blieben ohne Wirkung, und die fürstliche Familie verweilte diesen nächsten Winter noch in Berlin. In dem darauf folgenden Frühlinge besuchte der Herzog mit seiner Gemahlin und Tochter seine Besitzungen in Holland, die er späterhin verkaufte.

Der Sommer wurde in Pyrmont zugebracht. Hier feierte die Herzogin ein süßes Fest ihres Herzens; sie verlobte nämlich ihre Hofdame, die natürliche Tochter des Herzogs, Gräfin Wartenberg, mit einem Grafen von Hardenberg. Kein Fest, versicherte sie, worin ihre eigne Verherrlichung geglänzt, habe mit so inniger Freude ihre Seele erfüllt, als diese hochzeitliche Feier, wobei ihr die Gelegenheit geworden, selbst thätig für Andre zu seyn. Glücklich machen helfen, ist süßer, als selbst glücklich seyn; das fühlt sich besonders, wenn man berufen ist, zwei zärtlichen Seelen den Eingang in das Leben der Liebe zu schmücken. —

Die weitere Reise ging über Hannover, wo der Ruf von der einnehmenden Liebenswürdigkeit der jungen Herzogin von Kurland große Erwartungen erregt hatte. Das veranlaßte drei junge Edelleute, welche die gepriesene

Fürstin in der Nähe zu beobachten wünschten, ein Abenteuer zu unternehmen. Sie erkauften sich nämlich von dem Inhaber des Wirthshauses, wo für die fürstlichen Personen Wohnung bestellt war, die Erlaubniß, sich in die Dienerschaft des Wirthshauses zu verkleiden und die kurischen Herrschaften bei Tische zu bedienen. Der Wirth willigte ein; das Abenteuer wurde ausgeführt. Als nun die Wagen vorfuhren, sprangen mit ihren Wachskerzen die drei verkleideten Herren herbei, und drängten sich, die schöne Fürstin aus dem Wagen zu heben. Beim Abendessen besorgten sie die Bedienung mit solcher Feinheit und solchem Anstande, daß die Herrschaften nicht unterlassen konnten, einige nicht gewöhnliche Fragen an sie zu thun, welche sie zur Zufriedenheit der Fragenden beantworteten, so daß die Herzogin zu ihrem Gemahl sagte: „ces jeunes gens sont bien instruits." — Den folgenden Morgen setzten die jungen Herren ihre Verkleidung fort, und hatten das Vergnügen der wirklichen Dienerschaft ein reichlicheres Trinkgeld einzuhändigen, als ihnen sonst ihre Bedienung bei den fürstlichen Fremden vielleicht eingetragen haben würde.

Die Herrschaften trafen im Herbst 1786 wieder in Berlin ein. Die Herzogin fühlte sich mit neuen Mutterhoffnungen beglückt. Der Herzog beschloß, seine Gemahlin ihre Entbindung in Berlin abwarten zu lassen und sodann mit seiner Familie eine Reise nach England zu machen. Indeß trafen von Mitau her immer dringendere Auffoderungen ein, welche die schleunige Rückkehr der herzoglichen Familie als höchst nothwendig darstellten. Die tiefbekümmerte Schwester vereinigte mit den redlichen Wünschen der wahren Freunde des fürstlichen Hauses ihre herzlichsten Bitten. Howen hatte nun bereits einen hindernißfreien Spielraum für seine rasch vorstrebenden Absichten gewonnen; es war ihm gelungen, gegen den wohlbekannten Willen des Herzogs, in die Reihe der Oberräthe sich einzudrängen; seine Schützlinge, deren Schützling er wiederum war, hoben mächtig und feindlich gegen den Fürsten ihre Häupter empor. Keck und höhnend wurde über das landesherrliche Ansehn hinweggeschritten; mit den fürstlichen Domainen waltete die rücksichtsloseste Willkür; sie mußten zu Bestechungen für manche Absichten dienen. Alles dies setzte endlich den Unwillen des Herzogs in die heftigste Bewegung; er

4*

wurde gegen die Regierung und gegen die Landschaft gleichmäßig erbittert; er faßte den leidenschaftlichen Entschluß, in das Land der Unruhe und der zügellosen Ungebühr nie mehr zurück zu kehren, und seine fürstlichen Einkünfte, nach dem Beispiele Ferdinands, des letzten Herzogs aus dem Kettlerischen Stamme, auswärts, und zwar in dem von ihm angekauften schlesischen Herzogthume Sagan zu verzehren. Hochwillkommen mußte diese Art von Rache dem Manne der Ränke und seinem Anhange seyn.

Ueber die sanfte Seele der guten Fürstin brachten diese Vorgänge die bittersten Leiden. Sie theilte mit ihrem Gemahl die Empfindung des tiefen Unwillens, konnte aber doch in der Stille ihres Herzens seinem Entschlusse, dem Vaterlande gänzlich zu entsagen, nicht beistimmen, so lockend auch für ihre Wünsche die Reise nach England war. Indeß fehlte es in Kurland nicht an unbestochenen Gesinnungen, welche die Rückkunft des Herzogs wünschten. Als die Nachricht von der Schwangerschaft der Herzogin nach Kurland kam, gelang es den Redlichen, die mit freiem Blicke die Angelegenheiten des Landes durchschauten, daß sie die auf dem Landtage versammelten Stände dahin vermochten, ein Gesuch an die Herzogin abgehen zu lassen, um sie zu bewegen, daß es ihr gefallen möchte, in ihr Vaterland zurückzukehren und in seinem Schooße das Fest ihrer neuen Mutterfreuden selbst in dem Fall zu feiern, wenn ihr Gemahl durch seinen Gesundheitszustand abgehalten würde, sie zu begleiten. Die Herzogin befand sich im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft; unter solchen Umständen war es für sie wohl sehr bedenklich, eine Reise von 156 Meilen gegen Norden in der Witterung des Decembermonats zu unternehmen; allein die Lage der Angelegenheiten des Vaterlandes und andere Rücksichten foderten zu gebieterisch dazu auf, als daß an eine andere Ausgleichung zu denken gewesen wäre. Sie reiste; ihr Bruder, der Graf Karl von Medem, begleitete sie; ihr Gemahl blieb zurück. Die Hoffnung, als eine Versöhnende unter ihren Landeskindern zu erscheinen, flößte ihr den Heldenmuth ein, alle die Beschwerden der furchtbaren Reise zu ertragen. Aber es waren nicht undankbare Mühseligkeiten, welche sie übernommen. Schon in Memel, sieben Meilen von der kurischen Grenze, flogen ihr die Freudentöne der

Bewillkommnung von den Unterthanen entgegen, und nun war der weitere Erfolg ihrer Reise, bis in die Hauptstadt ihres Landes, ein ununterbrochener Triumphzug. So viele Liebe fand sie, trotz den mißgestalteten Verhältnissen, welche die Eintracht ihres Vaterlandes zerrissen. Der Adel und die Bürgerschaft wetteiferten, ihrer Fürstin die Opfer der reinsten Huldigung darzubringen, und liebevoll schlugen selbst diejenigen Herzen ihr entgegen, welche durch die Irrungen der Zwietracht, wenn auch nicht bösartig, doch ungünstig gegen das fürstliche Haus gestimmt waren. Sogleich nach ihrer Ankunft nahten sich ihr die Oberräthe, sammt den übrigen höheren und niederen Landesbehörden, unter denen sie freilich feindliche und mißwollende Naturen wahrzunehmen hatte. Die Redner sprachen hier Worte der Ehrerbietung und Anhänglichkeit aus; im Innern ihres Kreises aber barg hier und da sich die böse Gesinnung. Die Fürstin aber — wie ein heller Sonnentag, der aus trüben Wolken hervorgeht — trat auf mit einem Anstande, der keinen Zug ihres Seelenzustandes verrieth; mit einer Sanftmuth, die selbst im Unwillen nicht zürnt; mit einer Zartheit, die fremdes Unrecht und selbst Beleidigungen so gern verhüllt; so stand sie da, mit der vollen Kraft ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth ausgerüstet; mit dem sanftern Glanze, mit der höhern Schönheit des Wohlwollens und der Liebe geschmückt. Der Geist der Versöhnung schwebte auf ihren Lippen, indem sie zu der Versammlung sprach, so daß jeder Entzücken oder Beschämung dahin nahm, je nachdem das Selbstgefühl ihm seine Stellung zu der Fürstin anwies. Zu Jedem sprach sie ein holdes Wort; Jedem wandte sie einen huldvollen Blick zu, und beobachtete überhaupt ein Betragen, worin wiederum nur das Bewußtseyn jedes Einzelnen die leise Schattirung des Unterschiedes wahrzunehmen vermochte. So tief drückte sie hinab in sich das Gefühl ihres verwundeten Herzens, den Schmerz der, ihrem Gemahl widerfahrenen, Kränkung. Dieses Betragen war es, welches ihrem Gemahl bereits entwendete Gemüther zurückgewann.

Den Tag darauf, nachdem geschehen war, was die Würde der Fürstin ihr vorschrieb, sie auch den russischen Minister bei sich gesehen hatte, zog sie sich in die Stille

der Einsamkeit nach Würzau zurück, um daselbst auszuruhen von der Anstrengung der beschwerlichen Reise und der geräuschvollen Tage ihrer Ankunft in Mitau. Dort kein Gepränge; in abgeschiedener Ruhe wollte sie ihre Entbindung abwarten. Nur der Kreis ihrer Lieben fand sich dort um sie versammelt; sonst alle Ehrenbesuche lehnte sie ab. Doch Sonntags konnte sie nicht umhin, die Oberräthe und einige andere vom Adel aus Mitau zur Mittagstafel einzuladen. Ihr Geburtstag, der dritte Februar, mußte unausgezeichnet vorübergehen und hatte nur in dem Andenken ihrer Lieben eine stille Feier zu finden. Aber der funfzehnte Februar, der Geburtstag ihres Gemahls, durfte nicht so glanzlos verschwinden; sie umgab ihn mit der vollen Festlichkeit eines ihr heiligen Tages. Der russische Minister, die Mitglieder der Regierung und andere Landesbehörden, nebst dem in Mitau anwesenden Adel, wurden zu dem Lebensfeste des Herzogs eingeladen. Auch bei dieser Gelegenheit bot die sanfte, fürstliche Frau wiederum, trotz der Unbequemlichkeit ihres körperlichen Zustandes, alle Liebenswürdigkeit und Gaben ihres Geistes auf, um mit keiner Spur von Mißhelligkeit den Tag zu beflecken. Selbst den Gegnern ihres Gemahls flößte ihr Benehmen Ehrfurcht ein, und die heuchelnde Freundlichkeit vergaß ihre Lüge. Befriediget verließen sämmtliche Gäste die bewunderte Fürstin.

Endlich am 23. Februar 1787 gab die Herzogin den vereinigten Wünschen und Hoffnungen des Landes einen Prinzen. Unbeschreiblich ist der Jubel der Freude, womit diese Nachricht durch die Ortschaften des Landes flog. Der mit der frohen Botschaft Beauftragte rief auf dem Wege nach Mitau jedem Begegnenden die willkommne Nachricht zu. Das Volk in der Stadt lief zusammen, und Freudenrufe schallten durch die Straßen umher. Die Freude ist ansteckend. Ein Geist der Versöhnung ging von ihr aus, der die abgewandten Gemüther berührte. Auch Howen, der, gegen das fürstliche Haus sonst feindliche Mann, wurde zur Theilnahme an der allgemeinen frohen Bewegung gestimmt. Reines Wohlgefallen an diesem Ereigniß, ohne Einrechnung seines persönlichen Vortheils, ließ bei diesem Manne sich freilich nicht voraussetzen. Ihm schwebte die Aussicht

vor, daß das Ende des im Alter schon weit vorgerückten Herzogs in die Tage der Minderjährigkeit des Prinzen fallen müßte, und in diesem Falle stand, bis zur Volljährigkeit des Prinzen, den Oberräthen die vormundliche Regentschaft zu. Die Ueberlegenheit seines Geistes vor den übrigen Männern der höchsten Behörde ließ ihn die Hoffnung fassen, daß es alsdann nicht mißlingen werde, mit den Angelegenheiten des Landes, nach den Eingebungen seiner Persönlichkeit, ziemlich willkürlich schalten und walten zu können.

Den Tag nach der Geburt des Prinzen erschienen die Oberräthe in Würzau, um der Fürstin ihre Glückwünsche darzubringen; zugleich baten sie, wenn es ohne Ruhestörung der erlauchten Wöchnerin geschehen könne, ihren Erbprinzen zu sehen. Sie wurden vorgelassen. „Sie sind mir sehr willkommen, meine Herren" — sagte die schöne Mutter, neben welcher das Kind der Hoffnung lag — „denn mein Herz fühlte das Bedürfniß, Ihrer Liebe und Vorsorge meinen Sohn zu empfehlen. Möge es ihm einst gelingen, wenn er zu seiner Bestimmung gelangt, das Vaterland zu beglücken." In der sechsten Woche wurde die Taufhandlung mit fürstlichem Glanze vollzogen, und dem Prinzen der Name Peter gegeben. Nach der sechsten Woche feierte die Herzogin ihren Kirchgang in Mitau. Die Bürgergarden kamen ihrer Landesmutter auf dem Wege zur Stadt entgegen. Die Einwohner vom Lande und aus der Stadt drängten sich, der Mutter ihres Erbprinzen den Ausdruck ihrer frohen Herzen zuzurufen. Es war ein fröhlicher, unbefohlener Triumphzug, der die Fürstin zur Kirche begleitete. Da beugte sie in Demuth das Knie vor dem Herrn, der so segnend ihre stillen Gebete erhört und so herrlich ihre sehnsuchtsvollen Wünsche gekrönt hatte. Aller Augen waren auf die schöne fürstliche Frau gerichtet, die in ihrer geweihten Andacht knieend die frommen Blicke zum Himmel gewendet, wie eine Himmlische erschien. In jedem Auge glänzte, gleich einer Opferflamme, ein Herz voll Entzücken und Liebe. Ein Gedicht aus jenen Tagen der Feier, verfaßt von dem jetzt verstorbenen Prediger Becker, spricht innig und treffend die gemeinsamen Empfindungen, Wünsche und Hoffnungen des begeisterten Volks aus. Es beginnt in folgenden Tönen:

Da sinket sie in froher Andacht nieder,
So schön wie eine Himmlische, vor Gott!
Der Hymnus hallt im vollen Tempel wieder,
Lobpreisend hallt er hoch empor zu Gott! —
Dir, aller Herzen Liebling — dieser Zähren,
O dieser Seufzer stilles Flehn
Wird der Allgütige gewiß erhören,
Und du wirst die Erfüllung sehn, u. s. w.

Wir haben oben bereits angedeutet, welchen wohlberechneten Antheil an diesem frohen Ereigniß Howen nahm, der Mann, der den härtesten Kummer über die gute Fürstin gebracht hatte. Ihm schwebte die vormundliche Regentschaft vor; allein dieser Stern der Hoffnung schimmerte noch zu fern in der Tiefe der Zukunft; er hatte im Stillen einen Plan ersonnen, ihn näher zu rücken. Bald nach der Kirchgangfeier trat er bei der Herzogin leise hervor mit einem Entwurfe, dem er schmeichlerische Lockungen vorausschickte. In Ausdrücken und Wendungen einer erheuchelten Schonung für ihren Gemahl, eröffnete er der Herzogin, daß es ihm gelungen sey, einen Weg auszumitteln, auf welchem die Wohlfahrt der fürstlichen Familie und die Ruhe des Herzogs unfehlbar gesichert werden könnte, welche beide gegenwärtig, mitten unter so verschobenen und schwankenden Verhältnissen, sich in einer so gefährdeten Stellung befänden. Durch die Maßregeln, die er vorzubringen habe, würden alle Mißhelligkeiten und Irrungen mit Einem Schlage darnieder geworfen werden. Es komme nur darauf an, daß sie, die vielvermögende Frau, sich entschlösse, ihren Gemahl dahin zu bewegen, sich der lästigen Regierung gänzlich zu entziehen, und solche ihr, als der natürlichen Vormundin des Erbprinzen, zu übertragen. Die Einkünfte der beiden Herzogthümer würden ergiebiger, und durch keine fressenden Rechtshändel verkürzt, ihm in Sagan, oder wo es sonst ihm gefallen sollte, seinen Sitz aufzuschlagen, zufließen. Diese Veranstaltung würde keineswegs eine Trennung der fürstlichen Familie herbeiführen, indem dieselbe jährlich mehrere Monate bei dem Herzoge würde zubringen können. Er machte sich anheischig, die Ausführung dieses Plans, wofern derselbe annehmlich gefunden werden sollte, bei der Landschaft sowohl

als in Polen zu bewirken, und jeden sonstigen Widerspruch zu beseitigen. Die Herzogin barg tief in ihrem verletzten Gemüth den schneidenden Unwillen über diesen unwürdigen und schnöden Antrag, der so frech ihr zumuthete, zur Verrätherin an ihrem Gemahle zu werden, sie verpflichtete Howen, den Vorschlag geheim zu halten, auf daß sie Zeit gewänne, ihn mit ungestörter Unbefangenheit in Ueberlegung zu nehmen. Sie vertraute das Geheimniß nur ihrer Schwester, verschwieg es aber sorgfältig ihrem Gemahl, um nicht noch mehr seinen Zorn gegen Howen zu entflammen, dem es weder an Willen noch an Gelegenheit fehlte, dem Herzog mächtige Feinde zu erwecken. Aber desto dringender und unablässiger wurden ihre Auffoderungen und Bitten an den Herzog, ihn zur schleunigen Rückkehr in das Vaterland zu bewegen. Nach sechs Wochen endlich gab der Herzog den einleuchtenden Vorstellungen seiner Gemahlin nach. Er kehrte zurück; die Unruhen nahmen ihren Anfang. Der Herzog äußerte unverholen seine höchste Unzufriedenheit mit dem, während seiner Abwesenheit beobachteten, Verfahren der Oberräthe, und klagte, nicht ohne drohende Andeutungen, über die unverantwortliche Verletzung der ihm zustehenden Fürstenrechte. Er war entschlossen über die, seinem Ansehn zugefügten, Kränkungen richterlich entscheiden zu lassen. Die wahren Freunde des fürstlichen Hauses, um den bekannten polnischen Rechtsgang zu vermeiden, riethen dem Herzog, mit verzeihender Großmuth das Geschehene für diesmal niederzuschlagen, und einen Landtag zu veranlassen, der sich damit zu beschäftigen habe, die Rechte des Landesherrn, so wie die Grenzen gegenseitiger Befugnisse der Regierungsbehörde, nach vorgängigem Vergleiche, mit Bestimmtheit und Klarheit, durch einen Landtagsbeschluß auszusprechen. Um solchen Beschluß aber mit der gehörigen Kraft der Unverbrüchlichkeit zu versehen, so würde, meinten sie, in Polen die Bestätigung, bei den Nachbarmächten aber eine Schutzversicherung desselben nachzusuchen seyn. Der Herzog war jedoch zu erbittert, um solchem Vorschlage Gehör zu geben. Auch umgarnten ihn Menschen, die, seiner Leidenschaft und ihrer eignen dienend, aus den Verwirrungen unmittelbar oder mittelbar Vortheile zu ziehen hofften, und daher den Rath der Verständigen in seiner Wirkung entkräfteten. Ihre Schmeicheleien fanden

bei der leidenschaftlich verdunkelten Einsicht des Fürsten, auf Kosten der Wahrheit und ihrer Freunde, ein nur zu offenes Ohr. Der milde sanfte Genius des Friedens und der Versöhnung an der Seite des Herzogs, die holde Fürstin, strengte vergebens ihre Bemühungen an; die zarte Stimme der Liebe verhallte in dem Tumult der empörten Gemüther. Tief bekümmert ging jetzt ihre sonst so heitre Seele durch einen langen Zeitraum dunkler Tage. Ein Uebermaß von Leiden häufte das Streben und Gegenstreben feindlicher Gesinnungen auf ihr weiches Gemüth. Ihr blieb nichts übrig, als mit entsagender Fassung in den Kreis ihrer Lieben zu flüchten und den Tröstungen der Freundschaft ihr Herz zu öffnen, oder in den Unterhaltungen der Tonkunst und in der Beschäftigung mit zierlichen Handarbeiten die Ruhe zu suchen, welche draußen die Welt ihr versagte. Die gerichtliche Rechtsverfolgung, wozu die Eröffnung des polnischen Reichstages abzuwarten war, wurde von Seiten des Herzogs beschlossen und förmlich eingeleitet. Unterdessen gingen stille und laute Verfeindungen der streitenden Parteien ihren öffentlichen und heimlichen Gang fort.

Im Januar 1788 gebar die Herzogin eine vierte Tochter, die den Namen Charlotte erhielt. Wenige Monate nach der Geburt dieser Prinzessin überfiel den Herzog eine gefährliche Krankheit; mehr, als jene Unruhen des Landes, zerriß dieser Unfall ihr Herz. Sie fürchtete für das Leben ihres Gemahls, und eine finstere Aussicht öffnete sich vor ihrem Blicke. Umringt und gequält von Widerwärtigkeiten in der Nähe und in der Ferne, steigerte sich ihr Kummer bis zu einem Grade, der ihre Gesundheit angriff. Im Drange dieser Noth wandte sie sich an die Kaiserin Katharina und rief den Schutz dieser Monarchin an, auf den Fall, wenn ihr Gemahl durch den Tod ihr entrissen würde, und sie alsdann den Zwistigkeiten ihres Landes schutzlos preisgegeben seyn sollte. Hierauf erhielt sie von der edeln Monarchin folgendes trostvolle Schreiben:

Madame ma cousine! Je partage sincèrement l'affection de Votre Altesse sur l'état de santé peu satisfaisant du Duc son Epoux. Les inquiétudes, qu'elle en eprouve sur le sort futur du Prince son

fils, sont très naturelles et font honneur à son coeur maternel. Je désire vivement de servir d'appui et de consolation à Votre Altesse dans ces circonstances. Elle peut se reposer avec confiance sur moi en cas d'événement. Je veillerai sur ses intérêts et ceux de son enfant, et ne permettrai point qu'on y touche, tant qu'ils seront inséparables de ceux du Duché de Courlande et de la constitution que j'ai toujours protégée. Le ministre, qui sera chargé de l'exécution de mes ordres à cet égard, les remplira certainement avec la dernière exactitude et je puis *la rassurer* à ce sujet d'avance. Les dispositions de ma part seront aussi constantes que les sentiments avec lesquels

Je suis

Votre bien affectionnée

CATHARINE.

Sarskoi Selo ce 12. Mai 1788.

Der Herzog genaß; aber der zerrüttete Zustand des Landes setzte sich fort, und so wurde dann auch die Herzogin von ihren drückenden Sorgen nicht befreit. Eben diese vaterländischen Kümmernisse hatten auch das zarte Gemüth und die Gesundheit der edlen Elisa heftig angegriffen, sie mußte sich zu einer zweiten Reise in das Karlsbad entschließen. Im Frühling 1789 ging sie dahin ab. Die bedrängte Herzogin verlor nun aus ihrer Nähe die erste Freundin ihres Herzens, an deren Busen sie so oft ihren tiefsten Gram verschmerzt und verweint hatte. Elisa besuchte auf dieser Reise die Jugendfreundin beider Schwestern, Sophia Becker, die in Halberstadt an den Regierungsassessor Schwarz verheirathet war. Hier traf sie das Schicksal, diese Freundin bald nach der Entbindung von einem Sohne für diese Welt zu verlieren. Sie meldete diesen Todesfall der Schwester, die sogleich für den neugebornen Knaben zu seiner Erziehung jährlich

300 Rthl. bestimmte. Das Karlsbad hatte wohlthätig auf den Gesundheitszustand der edeln Elisa gewirkt; doch war keine durchgreifende Herstellung erfolgt; sie mußte sich zu einem abermaligen Gebrauch dieser Heilquelle entschließen, und bis dahin verweilte sie bei der Fürstin Luise von Dessau. Hier kam ihr im April 1790 die traurige Nachricht vom Tode des Erbprinzen zu. Alles Versöhnende, alle Erwartungen, die von diesem Kinde der Hoffnung ausgegangen, waren dahin; die Mutter trostlos. Wie eine tiefe, undurchdringliche Wolkennacht, hatte sich der Schmerz über den Himmel ihrer Seele geworfen, und alle Kräfte ihres körperlichen Zustandes in ihren Tiefen erschüttert. Sie fiel in eine bedenkliche Krankheit, die zwar von ihrer jugendlichen Rüstigkeit überwunden wurde, aber doch so bedeutende Folgen zurückließ, daß ihr der Gebrauch des Karlsbades verordnet werden mußte. Durch Briefe verabredeten die beiden Schwestern eine Zusammenkunft in Dresden, trafen daselbst am Ende des Mai zusammen, und feierten abermals ein Wiedersehn in Thränen. Hier versammelten sich um die Fürstin die frühern Verehrer; und durch ihre Schwester wurde sie mit dem damaligen preußischen Gesandten, Grafen Geßler, und mit der Körner'schen Familie, in dem für Wissenschaften und Künste so gastlichen Hause bekannt. Alle beeiferten sich, die beiden trauernden Schwestern sanft aufzurichten und auf eine schonende Weise zu erheitern. Es wurden musikalische Unterhaltungen veranstaltet, die zart gewählt, einer wehmüthigen Stimmung zusagten und gleichsam befreundet sich ihr anschmiegten, oder es wurden Wanderungen unternommen in die reizende Umgegend von Dresden, in das reiche Leben der Natur, welche so harmonisch einstimmt in jeden Ton, der seufzend oder freudig anklingt in der bewegten Seele.

Nach einer Rast von einigen Tagen in Dresden trat die Fürstin am ersten Juni die Reise nach Karlsbad an. Doch konnte sie den freundlichen Ort nicht verlassen, ohne mit einem Denkmale des Wohlwollens ihren Aufenthalt daselbst zu bezeichnen. Körners Gattin war schwanger. Die huldvolle Fürstin erbat sich von den Eltern eine Pathenstelle bei dem Kinde, das ihnen geboren werden würde, und die Erlaubniß, an dessen Erziehung Antheil nehmen zu dürfen.

Ihre Schwester, für die noch keine Wohnung in Karlsbad bereit war, und Graf Geßler begleiteten sie bis zum Geiersberge ohnweit Teplitz. Unter Gesprächen, über die manche Thräne der Wehmuth dahinfloß, erreichten sie die Ruine des Berges. Es war Abend geworden, der Abend des geweihten ersten Juniustages, an welchem vor dreizehn Jahren, die drei Geschwister, Elisa, Friedrich und Dorothea in dem abendlich erleuchteten Birkenwalde bei Altautz sich wechselseitig das Versprechen gaben: den Sonnenuntergang dieses Tages bei seiner jedesmaligen Wiederkehr mit Selbstprüfungen und erneuerter Weihe des Lebens zu feiern. Was für Empfindungen mußten an diesem Abend, an dieser Stelle die beiden Schwesterseelen bewegen! Wie vieles, seit jenem Abend in dem Birkenwäldchen, hatte sich anders gestaltet! wie mancher edle Geist war von dannen geschieden! Der treffliche Friedrich war, wie sich Elisa in ihrem Tagebuche ausdrückt, längst schon als eine köstliche Pflanze in einen schönern Garten versetzt worden, und seit Kurzem hatte ja der Himmel aus Dorothea's Armen einen Engel zurückgenommen. Die Stelle unter der Ruine auf dieser Höhe war wohlgeeignet, die feierlichen Seelen noch feierlicher zu stimmen und Gedanken zu erwecken, die den Geist von den Bildern des Todes und der Zerstörung in diesem trauervollen Daseyn hinweisen in das Leben des ewigen Himmels. „Ein unvergeßlicher Abend", heißt es in dem Tagebuche der Frau von der Recke, „den ich mit meiner Schwester unter den Ruinen auf dem Geiersberg zubrachte! Wir feierten das Fest des ersten Juniusabends, ein Fest der wehmüthigen Liebe, die emporschaut in das Leben über den Sternen. Wir konnten uns von diesem Raum nicht trennen, beschlossen die schöne Sommernacht daselbst zuzubringen, schickten unsre Pferde zurück und bestellten sie, gegen Sonnenaufgang uns abzuholen. Die Sonne ging in Westen nieder, und in Osten herauf stieg der Mond. „„So ist das Leben"", sagte meine Schwester, „„ein Auf- und Niedersteigen! Jenseits der Sterne wohnet das Bleibende!"" — Es wurde Nacht, und still war es um uns her in den Bäumen und in dem Gesträuch; der Mond leuchtete so klar durch die Zweige herab; unter den dunkeln Fichten schimmerte hell die weiße Bircke, der vaterländische Baum, und erinnerte an die Lieben

im fernen Vaterlande. Diesseit und jenseit der Sterne verwandte liebende Seelen. In das wunde Gemüth meiner guten Schwester kam eine sanfte Beruhigung. Nach dem Sonnenaufgang, den wir auf der Höhe noch begrüßten, setzte meine Schwester die Reise nach Karlsbad fort, und ich kehrte mit dem Grafen Geßler nach Dresden zurück, von wo ich meiner Schwester in einigen Tagen mit der liebenswürdigen Pastelmalerin Dorothea Stock, einer Freundin von meiner Schwester und mir, nachfolgte." —

In Karlsbad erregte die schöne, sich leicht mittheilende Herzogin allgemeine Aufmerksamkeit. So sehr ihr die Natur hier zusagte, so wenig gefielen ihr die trennenden Unterschiede, welche die verschiedenen Landsmannschaften und Stände auseinanderhielten: Oesterreicher, Böhmen, Preußen, Sachsen, Polen u. s. w. hatten nichts mit einander gemein, ohnerachtet des gemeinsamen Zwecks, der alle bei der Heilquelle zusammenführte. Die Herzogin allein bildete gewissermaßen einen Vereinigungspunkt. Sie war mit Huldigungen umringt; ihr nahten sich ohne Unterschied die verschiedenen Länderbewohner und Stände, insofern nicht unwürdige oder niedre Sitten eine Ausschließung rechtfertigten. Um nun die von ihr gewünschte Vereinigung noch vollständiger und durchgreifender herbeizuführen, gab sie ein großes Frühstück auf der Wiese am linken Ufer der Tepel, in dem anmuthigen Thale zwischen den Bergen. Jeder, den feine Sitten und Bildung des Geistes empfahlen, ward eingeladen. Hier möge das Tagebuch der edeln Elisa das Weitere dieses Morgenfestes beschreiben:

„Die anmuthige Wiese", erzählt das Tagebuch, „welche so munter das Tepelflüßchen umrieselt, war ganz mit reichbesetzten Tischen bedeckt; über jedem Tische wölbte sich ein Bogen von Eichen- Buchen- und anderm Gezweig. Die Bogen waren durch Festons und Guirlanden mit einander verbunden, so daß das Ganze einen reizenden Anblick gewährte, und einem, aus lauter bunten Lauben bestehenden festlichen Dorfe ähnlich sah. Auf einer vorspringenden Felsenspitze, dicht an dem entgegengesetzten Ufer des Flusses, war Musik angebracht, aus Blasinstrumenten zusammengesetzt.

Das Geschäft der Bewirthung theilte die Herzogin mit den beiden Hofdamen und mit Dorothea Stock und

mir. Wie allgegenwärtig erschien sie bei jedem Tische, sprach zu den einzelnen Gästen, ohne einen zu übersehen, ein paar verbindliche Worte! Alle waren höchst zufrieden, und Scherz und Fröhlichkeit gingen von einem Tische zum andern. Wie mit Einem Munde wurde die Wiese, zum Andenken des auf ihrem grünen Teppich gehaltenen Festes, dem der vollste Beifall zu Theil ward, Dorotheenaue genannt, und einige von den böhmischen Herren verabredeten sich, auf der Stelle jener Felsenspitze, wo die Musik angebracht gewesen, der Herzogin zu Ehren einen Tempel zu errichten." — So weit das Tagebuch. Die beiden Schwestern verweilten bis zum 6. Julius in Karlsbad. Dort gelangte zu der Herzogin der Auftrag ihres Gemahls, auf ihrer Rückreise Sagan und seine übrigen schlesischen Besitzungen zu besuchen, und dann über Warschau zu gehen, um daselbst den Boden für den Gang seiner Angelegenheiten zu ebnen. Der Herzog wußte wohl, daß ihm in Warschau durch die Howenschen Ränke nicht die günstigste Stimmung zubereitet worden war.

Die Reise ging durch Weimar. An diesem ausgezeichneten Hofe und in dem Umgange mit den großen Geistern daselbst, mit Herder, Wieland, Bode und Göthe, wurden der Herzogin und ihrer Schwester Stunden unvergeßlicher Genüsse zu Theil. Dann ging es durch Erfurt. Hier waltete in seinem frühern Glanze der ehemalige Coadjutor Dalberg noch, der die Reisenden mit den sinnreichsten und geistvollsten Unterhaltungen erfreute. In Pyrmont fand die vorurtheilsfreie fürstliche Frau die Gesellschaft noch glänzender, als in Karlsbad. Unter andern Badegästen vom höchsten Range befanden sich die Herzogin von Meklenburg-Schwerin, der Herzog und die Herzogin von Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Zwischen diesen beiden Fürstinnen, der Herzogin und ihrer Schwester errichtete sich ein sehr freundschaftliches und dauerndes Verhältniß. Uebrigens aber herrschte in Pyrmont der Geist der Trennung mächtiger, schroffer und unbesiegbarer, als vormals in Karlsbad. Hier gelang es der hochsinnigen Dorothea nicht, wie in Karlsbad, diesen widerwärtigen Geist zu bannen, der keineswegs von den fürstlichen, sondern von einer ganz andern Klasse von Menschen ausging; daher denn auch zwanglose, fröhliche Feste, wie jenes in Karlsbad auf der Dorotheenaue,

durchaus in Pyrmont nicht zu Stande zu bringen waren, und nur die vornehme, rangfähige Langeweile die glänzenden Versammlungen heimsuchen durfte.

Die Herzogin, immer und überall edlere Nahrung ihrer geistigen Natur aufsuchend, entschädigte sich für die Opfer, welche sie den starren Formen oder Verhältnisse zu bringen hatte, in den Vorlesungen, die der Professor Plattner im Gefolge des Herzogs von Augustenburg dem fürstlichen Kreise über philosophisch-moralische Gegenstände hielt. Von Pyrmont ging die Herzogin nach Sagan. Von da wurde ein Ausflug in das gebürgige Schlesien gemacht, wo der Graf Geßler ihr Begleiter und Führer ward. In Breslau machten die Reisenden Garve's, des edeln Weisen, Bekanntschaft. Mit einer Vermehrung der Reisegesellschaft durch den Grafen Hardenberg gelangte der Zug endlich nach Warschau. Hier machte der Anblick der furchtbar schneidenden Gegensätze von Armuth und Reichthum, von Herrlichkeit und Elend, von Pracht und Schmutz auf die beiden sanften Schwesterseelen einen störenden Eindruck. Mit einer schmerzlichen Empfindung sahen sie glänzende Wagen dahinrollen, durch Schaaren schmutziger, halbnackter Bettler, die, gleich Abscheu erregenden Insecten, in der tiefen Unreinlichkeit auf den Straßen umherwimmelten und aus dem Küchenauswurf eine ekelhafte Nahrung hervorsuchten. Auch nahmen die reinen Seelen bald ein mehr, als befremdendes, Sittenverhältniß in der sogenannten höhern Welt dieser Hauptstadt wahr. Es hielt schwer und dauerte lange, ehe sie an den Anblick solcher Erscheinungen sich gewöhnen konnten. „Ach Gewohnheit," — ruft bei dieser Gelegenheit Elisa in ihrem Tagebuche aus — „vermag sie endlich doch den Eindruck der sinnlichen Widerwärtigkeit zu schwächen, so ist sie auch wohl fähig, die Empfindung des sittlichen Abscheues zu entkräften und grelles Unrecht wenigstens minder empörend erscheinen zu lassen!"

Wie sehr fodert diese Bemerkung auf, gegen die durch Gewohnheit des Anblicks sich einschleichende Abstumpfung unsrer bessern Gefühle auf der Hut zu seyn! —

Indessen war die Herzogin glücklich genug, nicht nur das unbedingte Wohlwollen des Königs und der königlichen Familie, sondern auch den Beifall und die Bewunderung der Großen des Reichs zu erhalten. Wo

sie erschien kam gleichsam der Triumph ihr entgegen, und es gelang ihr vollständig, den Angelegenheiten ihres Gemahls zugeneigte und wohlwollende Gesinnungen zu gewinnen. Die klare, leidenschaftslose, einfache Darlegung der Sache des Herzogs, wie sie die Herzogin aussprach, trug so sehr die eigenthümlichen Züge der Wahrheit, daß sie bei dem Könige sowohl, als bei den Senatoren die vollständigste Ueberzeugung hervorbrachte. Die Wahrheit, wenn sie auch nicht, wie hier, in einer so reizenden Gestalt erscheint, tritt immer doch mit einer unüberwindlichen Kraft, deren sie sich kaum bewußt ist, und mit jener siegreichen Miene der Unschuld auf, welche die geübteste Kunst des Betruges sich anzuschminken nimmer vermag. Milde Worte der sanftesten Frau warfen ohne Anstrengung das Lügengewebe der Howen'schen Beredtsamkeit und Arglist siegreich darnieder. Aber dennoch konnte die Herzogin, indem sie die politischen Verhältnisse der Republik durchschaute und die Zwiste erwog, welche die neuesten Bestrebungen dieses Staats mit einer traurigen Wendung bedrohten, sich einer dunkeln Ahnung nicht erwehren, welche wie ein finsterer Schatten über ihrem Vaterlande schwebte. Mit Erfahrungen, welche noch in der Erinnerung ihr Gemüth schmerzlich verletzten, und mit Befürchtungen, die wenig Beruhigung zuließen, kehrte sie in ihr Vaterland zurück. Der einzige Schimmerpunkt ihres Andenkens an Warschau war die rechtliche, edle Gesinnung des Königs gegen sie. Auf einige dankvolle Zeilen, welche sie auf dem Wege nach Mitau dem Könige schrieb, antwortete er:

Ma Cousine, Votre lettre du 17. Novembre de Stanislaw en me fournissant la triste preuve de Votre absence, m'a cependant donné la satisfaction de voir, que vous n'oubliez pas vos amis. Vous êtes bien assurée, que Vous vous êtes acquis un ami pour la vie dans ma personne. C'est un sentiment, que vous est dû, à la vertu, aux qualités et à l'aimabilité, qui vous distinguent. Je Vous prie Madame la Duchesse de Vous souvenir, que le meilleur chemin pour aller

à Carlsbad, conduit par Varsovie et d'être persuadée, que personne n'est plus parfaitement que moi

Votre bien affectionné ami et Cousin

Stanislas.

Der Herzog empfing seine Gemahlin mit dem Ausdruck der lebhaftesten Zufriedenheit; denn ihm war der erwünschte Erfolg ihrer Verwendung bei dem Könige und einigen bedeutenden Senatoren bereits durch Briefe bekannt; bei seinen Widersachern hingegen erregte eben dieser Erfolg einige Unruhe, die wohl geeignet gewesen seyn würde, einen gütlichen Vergleich, wenn der Herzog zu bewegen gewesen wäre, zu Stande zu bringen. Zwei Friedensengel schwebten freundlich zusprechend um das feindselige Treiben der Parteien: die Herzogin und ihre Schwester. Jene, unterstützt von Gründen, welche die Erfahrungen von Warschau her, ihr an die Hand gaben, bot den Zauber der sanftesten Worte auf, die strenge, scharfe Beharrlichkeit ihres Gemahls zu besänftigen; aber vergebens; somit blieben dann auch die Bemühungen der Schwester bei den Gegnern fruchtlos. Die Sachen gingen ihren feindlichen Gang, dem sich auch die Bruderswittwe des Herzogs mit Ansprüchen und Beschwerden anschloß, die bewiesenermaßen seit zwanzig Jahren bereits auf eine sehr großmüthige und aufopfernde Weise von Seiten des Herzogs abgethan waren. Der Herzog bestand leidenschaftlich darauf, das Recht seiner Sache vor den Reichstag in Warschau zu bringen. Die Herzogin zog sich daher von aller fernern Vermittelung zurück, fügte sich, nach dem Rathe des würdigen russischen Ministers von Alopeus und des preußischen Geschäftsträgers von Hüttel, in die Wünsche ihres Gemahls, und entschloß sich, noch einmal nach Warschau zu reisen, und dort zu thun, was sie vermochte. Beide jene ehrwürdigen Männer machten sich anheischig, während ihrer Abwesenheit bei dem Herzoge auf einen gehörig garantirten Vergleich hinzuwirken, der, wie sie ganz richtig urtheilten, selbst einem, unter so mißlichen Umständen gewonnenen Processe vorzuziehen sey.

Um diese Zeit kam von Warschau zu dem Herzog die Nachricht, daß es dem Geschäftsträger seiner Gegner gelungen sey, eine Privataudienz bei dem Könige zu

erhalten; dieser Umstand setzte den Herzog in eine unangenehme Bewegung. Die Herzogin eröffnete in einem Briefe, ihres Gemahls Unruhe dem Könige; dieser antwortete

Varsovie ce 11. Février 1791.

Ma Cousine, ne soyez point inquiétée de ce que Heyking et Wolf auront audience à la Diète le 17. du courant. Après une dispute de dix jours je n'y ai consenti que d'après les raisons suivantes:

Premièrement, j'ai vu que la pluralité la leur accorderait pourtant, si je m'obstinois à la refuser jusqu' à laisser venir la chose à l'épreuve d'un Turnus, ce que auroit été le plus mal pour Vous. Secondement, j'ai obligé ces Messieurs à donner une assurance par écrit, que dans leurs discours il feraient simplement l'offre du don de la part de la noblesse *) et demanderoient une députation pour écouter leurs demandes sans articuler aucune plainte. Troisièmement, le Maréchal Potocki et les Chanceliers m'ont promis, que si les Messieurs, contre leur promesse, ajouteroient quelque chose de plus, dans leurs discours, nos ministres interromperoient leurs discours et les empecheroient de le continuer. Quatrièmement, (et c'est ce que je regarde comme le plus utile) c'est, que de cette manière Heyking et Wolf demandent eux-mêmes de soumettre les prétendus griefs de la noblesse à une députation, ce qui amenera enfin cette discussion et decision finale et impartiale, que vous m'avez temoigné vous-même désirer.

*) Diese hatte nämlich der Rebublik ein Geschenk von etlichen Kanonen gemacht.

Cinquièmement. Je vous promets que la députation pour cet examen sera composée de personnes éclairées et équitables, et que toute cette manoeuvre par laquelle on a cherché à faire de la peine au Duc Votre époux, produira finalement un effet contraire aux intentions turbulentes de ceux, qui l'ont suscité.

Encore une fois, je vous prie, ma chère Duchesse, d'être tranquille et persuadée, que vous trouverez toujours en moi de nom et d'effet un ami véritable et soigneux etc.

Dieses Schreiben beruhigte den Herzog vollkommen, bestimmte ihn aber auch zugleich noch mehr, keinem Vorschlage zu irgend einem Vergleiche Gehör zu geben.

Die zweite Reise nach Warschau wurde demnach beschlossen, und Elisa von der Recke in den Stand gesetzt, die Herzogin zu begleiten. Um diese Zeit verlor die Herzogin an einem Brustfieber ihre vierte Tochter. Noch war die Wunde, die der Todesfall des Erbprinzen ihrem Mutterherzen geschlagen, nicht gänzlich verschmerzt, als sie schon wieder den Verlust eines theuern Kindes zu beweinen hatte. Dies harte Schicksal würde noch gewaltiger ihre weiche Seele ergriffen haben, wenn sie nicht gerade um diese Zeit mit so vielerlei Sorgen und Kümmernissen umringt und bedrängt gewesen wäre. Die Herzogin schrieb über ihre Reise an den König Stanislaus, der ihr nicht nur in den verbindlichsten Aeußerungen antwortete, sondern auch seinem Schreiben einen Kammerherrn und einen Postbeamten nachfolgen ließ, die beide beauftragt waren, für die Bequemlichkeiten der Herzogin auf der Reise sowohl, als auch für die, ihr, als einer Lehnsfürstin des polnischen Reichs, zukommenden Ehrenbezeugungen die gehörigen Maßregeln zu treffen. Diese auszeichnenden Begünstigungen erfüllten den Herzog mit Hoffnung und Muth; die Widersacher hingegen mit Niedergeschlagenheit und Furcht, so daß sie sich jetzt bereitwilliger, als je, zeigten, zu einem für sie nur erträglichen Vergleiche die Hände zu bieten.

Zu Anfang April reiste die Herzogin ab. Ein glänzender Ehrenzug war ihre Reise. Ueberall, in Lithauen und Polen, wo sie Mittag hielt oder Nachtlager nahm, wurden der gefeierten Lehnsfürstin, wenn Truppen gegenwärtig waren oder in der Nähe standen, Ehrenwachen zugeordnet. Am 12. April traf sie in Warschau ein. Mit Aeußerungen einer väterlichen Zuneigung empfing sie der König, der zu einer recht ausgezeichneten Bewirthung für sie die sorgfältigsten Vorkehrungen veranlaßt hatte. Den Palast der Republik fand sie glänzend eingerichtet, sie und ihr Gefolg aufzunehmen; ein Kammerjunker des Königs erhielt bei ihr die Aufwattung, königliche Wagen wurden zu ihrer Verfügung und eine vollständige Schloßwache vor ihre Wohnung gestellt.

Die Zeit ihrer Ankunft fiel in die Tage der Vorbereitung zu der großen Wiedergeburt des Staats, womit ein beträchtlicher, und zwar der bessere Theil der Polen schwanger ging. Alles war gespannt und in lebhafter Bewegung. Der König eröffnete der Herzogin, daß die wichtigen Beschäftigungen mit der einzuführenden, neuen Staatsverfassung für Polen die Verhandlungen der kurischen Angelegenheiten noch un einige Monate zurückschieben würden; sie beschloß daher, nur noch den letzten Act dieses höchst anziehenden Schauspiels abzuwarten, und sodann ihre Reise nach Karlsbad fortzusetzen. Immer höher steigerte sich allgemach ihre Theilnahme an dem, was sie in Warschau vorgehen sah. Diese Hauptstadt war, oder vielmehr die Magnaten des Reiches, waren in zwei Parteien getrennt: Männer der alten und Männer der neuen Verfassung. Der Taumel der Begeisterung hatte die letztern ergriffen und sie brausten die Gegenpartei, wo sie laut wurde, darnieder, doch ohne daß diese sich und ihre Bestrebungen aufgab. Piatoli, ein Italiener, hatte die Urkunde des neuen Reichsgesetzes entworfen, und wo es ihr an der gehörigen Angemessenheit fehlte, hatten einige der fähigsten Magnaten durch Absonderung des Unpaßlichen und Hinzufügung des Erfoderlichen dem Werke die Vollendung gegeben. Den Verhandlungen darüber in der vollen Reichstagsversammlung auf dem Reichsbotensaale wohnten täglich die Herzogin und ihre Schwester bei. Die erhabene Erscheinung, wenn ein ganzes Volk durch seine Auserwählten über seine hohen und höchsten Angelegenheiten feierliche Be-

rathungen hält, die besonders dahin zielen, eine Nation aus der Versunkenheit zu erheben, und einen bessern Geist der Regierung und ein frisches, edleres Leben im Volke herbeizuführen; eine solche Erscheinung, die in ihrem Glanze die angebornen Mängel verbirgt und sonach in hoher Reinheit sich darstellt, hat etwas Ehrfurchtgebietendes und ist wohl geeignet, einen hinreißenden Eindruck hervorzubringen, der denn auch hier in dem gegenwärtigen Falle das, für alles Große und Schöne so empfängliche Gemüth der guten Herzogin nicht verfehlte, und ihren Verstand bestimmte, von dem Erfolg dieser neuen Ordnung der Dinge vertrauensvollere Vorstellungen, als früher der Fall war, zu fassen. Endlich erschien der Tag der Vollendung, der dritte Mai, an welchem das neue Reichsgesetz, umgeben mit aller Herrlichkeit und Majestät, öffentlich hervortrat. Ein unmäßiger Jubel berauschte das Volk und lärmte dahin durch die Straßen. Der guten Herzogin theilte sich die Begeisterung mit, und nun löste vollends in fromme und frohgläubige Zuversicht jede Befürchtung sich auf; und jeder Zweifel an einer gründlichen Bekehrung dieser Nation zum Bessern, den frühere Erfahrungen unter den polnischen Großen ihr aufgedrungen, verschwand ihr in dem Glanze, womit sich das Leben der Gegenwart schmückte. — „Gott könne", meinte sie, „nicht wollen, und weder ein guter Mensch, noch ein menschlich guter Fürst könne wünschen, daß das bestandene Schlechte fortbestehe, und daß der Segen des Guten sogleich im Beginn wieder untergehe." — „Du bedenkst nicht, Liebe," erwiederte ihr Elisa, „daß die Politik überhaupt kein Mensch, sondern ein Unwesen ist, welches nicht selten auch über die bessern Fürsten eine schlimme Despotie ausübt. Was nun aber Gott betrifft, der tiefer und weiter blickt, als wir, so mögen wir wohl nicht sagen, was er wollen und nicht wollen kann." — Daß solche Vorstellungen nichts fruchteten und an der Flamme der Leidenschaft im Feuer aufgingen, ist leicht zu erachten. So traten denn hier die beiden harmonischen Schwesterseelen in der Meinung, nicht in der Gesinnung, zum erstenmal auseinander. Die Herzogin wich fortan allen zweifelerregenden Erörterungen dieses Gegenstandes sorgfältig aus, und hielt sich zu denen, die in der dunkeln Gegenwart lichte Stellen aufzufinden, und sich erfreulichern

Aussichten gegenüber zu stellen wußten, und so mit leicht und buntgeflügelten Hoffnungen über jeden Anstoß in der Nähe, über jede Bedenklichkeit, die aus der Ferne herdrohte, hinweg und hinüber flogen in das blühende Land ihrer goldenen Träume.

Während ihres Aufenthalts in Warschau erhielt sie von der königlich preußischen Prinzessin Friederike, auf Veranlassung ihres königlichen Vaters und in ihrem eignen Namen die schmeichelhafte Einladung zu ihrer Vermählung mit dem Herzog von York, wie auch zu der ihrer Schwester mit dem ältesten Prinzen des Erbstatthalters in Holland, welche beide Vermählungen im September gleichzeitig in Berlin vollzogen werden sollten. Sie nahm die Einladung an, und gegen das Ende des Mai verließ sie Warschau, um nach Karlsbad zu eilen. Dort wurde sie von freundlichen Erinnerungen an den vorjährigen Aufenthalt daselbst begrüßt. Auf der Felsenspitze, von wo zu dem Morgenfeste auf der Dorotheenaue die Musik herab in das Thal erscholl, stand jetzt, wie eine im Sonnenlicht stralende Krone, der kleine Tempel, den damals einige böhmische Grafen dem Andenken jenes schönen Morgens versprachen. Nach geendeter Badezeit wurde ein Seitenflug nach Prag gemacht, um die dortigen Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Unterrichtend und erfreuend flogen hier die Stunden den beiden Schwestern durch lauter Feste der Liebe und Verehrung dahin. Ihre Weiterreise führte über Herrnhut, wo die Reisegesellschaft sechs Tage verweilte. Die Einrichtung der Brüdergemeine, dieser Stillen im Lande, sagte beim ersten Ueberblick den frommen Gemüthern ganz besonders zu. Jene Ruhe des äußern Lebens, die den innern Frieden, eine gewisse begierdenlose Abgeschlossenheit andeuten soll; jene ungeschmückte, aber höchst reinliche Außenseite des Raumes, in welchem sich das geräuschlose Thun und Treiben der Brüdergemeine bewegt; jene fromme Stille, die den Geist der Sanftmuth athmet und in fortwährendem Gottesdienste begriffen zu seyn scheinet; jener heilige Ernst, der dem Verkehr mit irdischen Dingen den Charakter der Redlichkeit und Unschuld aufprägt; jene Einfachheit der Sitten und Verhältnisse, die kein Vordringen, kein hochfliegendes Streben, keinen Wetteifer, als den in der Selbstverleugnung zuläßt, — wiewohl auch das seinen eignen Reiz hat,

im Reiche der Demuth der Erste zu seyn, — alles dieses zusammengenommen verfehlte auch in Absicht der beiden Schwestern die Wirkung nicht, die das ganze herrnhutische Stillleben gewöhnlich bei denjenigen hervorzubringen pflegt, die auf den stürmischen Höhen der Weltverhältnisse zu wandeln gezwungen, oder dem Wechsel eines mehr und minder bewegten Daseyns ausgesetzt sind. Als ein ganz besonderes Zeichen göttlicher Obhut betrachtete die Herzogin den wunderbar raschen Fortschritt dieser Stiftung und ihrer ausgebreiteten Wirksamkeit nach Außen hin. Sechzig Jahre waren damals seit ihrer Pflanzung verflossen, und schon streckten sich durch alle Welttheile ihre Verzweigungen hin, an denen das Christenthum blüht und seine Segnungen jenen Völkern mittheilt, die in dumpfer Unwissenheit und in der finstern Entbehrung des höhern Lebens verschmachten. Ergriffen und erhoben fühlte sich die gute Herzogin von der Thatsache, daß so Großes ein stiller, frommer Verein vermocht, der nichts Weltliches will, der die irdischen Bedürfnisse als Reisegepäck betrachtet, welches der Pilgrim auf seiner Wanderung zu dem neuen Jerusalem zu tragen hat, und von sich thut, wenn er angelangt ist bei den Thoren der verheißenen Heimath.

Die Gesellschaft besuchte die Anlagen und Spaziergänge, die zierlich und anmuthig den freundlichen Ort umgaben. Lavaters Freund, Doctor Kaufmann und Oberlin, beide Vorsteher der Gemeine, wurden ihre Begleiter, welche sie tiefer in das innerste Wesen dieser frommen Niederlassung einführten. Dann wohnten sie im Betsaale der Abendandacht bei. Die sanfte, einleitende Musik stimmte die Gemüther der beiden Schwestern zu religiösen Gefühlen, die der Wechselgesang der Brüder und Schwestern in der magisch dämmernden Beleuchtung zur rührungsvollen Andacht erhob; allein die Worte der Lieder fanden sie doch zu geistlos und zu inhaltsleer, um das fromm gestimmte Gemüth mit jener erquickenden und durchdringenden Gottseligkeit zu erfüllen, aus welcher die Ergebung und Kräftigung der Gesinnungen, wohlthätige Früchte tragend, hervorgeht. Eingegeben von derselben Vorstellungsart, die in jenen Liedern herrschte, fanden sie auch den sonntäglichen Lehrvortrag, den sie anzuhören Gelegenheit nahmen. Die unziemlichen, grellen, oft widrigen Einkleidungen religiöser Ge-

genstände waren nicht geeignet, die fremden Zuhörerinnen zu befriedigen. Die Versöhnungslehre z. B. unter dem immer wiederkehrenden Bilde von dem Opferblute des Lämmleins; die göttliche Gerechtigkeit, der doch die Barmherzigkeit, Langmuth und Gnade zur Seite stehen, unter der Verhüllung eines, bis zum leidenschaftlichen Zorn erbitterten, beleidigten Richters und Oberherrn, und andre solche bildliche Vorstellungen konnten, statt Erhebung hervorzubringen, selbst bei dem Willen, sich zu erbauen, nicht anders, als störend auf den frommen Sinn der beiden Schwesterseelen einwirken, die durch ihre kurischen Kanzelredner an gehaltvollere, geistige Kost gewöhnt waren.

Der Offenheit ihres Charakters gemäß, hielt Elisa ihr Urtheil über den angehörten Lehrvortrag nicht zurück, womit auch die Schwester vollkommen einverstanden war. Darauf wurde nun erwidert, daß diese Verbannung alles rednerischen Schmuckes aus den kirchlichen Lehrvorträgen absichtlich und von dem Geiste der ganzen Einrichtung geboten sey, um auf keine Weise die Phantasie in Thätigkeit zu setzen, durch welche die Aufmerksamkeit nur zu leicht zerstreuet und von den Gegenständen des einfältigen Glaubens abgezogen werde. — Ein geschmücktes, gefallsüchtiges Werk der rhetorischen Kunst, erinnerten einmüthig beide Schwestern, gehöre allerdings nicht auf den kirchlichen Lehrstuhl — um durch diese Wendung hinzudeuten auf die, zwischen zwei äußersten Linien befindliche Mitte, die der einfach würdevolle Gedanken entwickelnde Lehrvortrag beobachtet, den die Weihe echtreligiöser Empfindungen eindringlich macht. — Die Aufmerksamkeit der beiden Forscherinnen ließ nichts unbeachtet, was diese Kolonie in vielfacher Rücksicht, besonders in ihren Bestrebungen und selbst in manchem Irrthume ehrwürdig macht. Sie besuchten das Brüder- und Schwesternhaus. Hier fand die junge Fürstin den klösterlichen Zwang, der das innere und äußere Leben der jungen Leute umgibt, zu peinlich und ängstlich, als daß diese ganze Einrichtung ihren Beifall hätte ansprechen können. „Eine solche Umschränkung der jungen Kraft", sagte sie nachher, „gefällt mir gar nicht, Freiheit ist die Seele des Lebens und der Tugend! Der Zwang bringt unser Thun und Lassen um alle Verdienstlichkeit, er bringt uns um uns selbst. Ein Mensch, dem Niemand borgt,

kann freilich kein Verschwender fremden Gutes werden. Das streng gehaltene Leitband wird manchen Fehltritt verhüten, verhindern aber auch manchen kräftigen Schritt." —

Eine der oft wiederholten Wanderungen in der freundlichen Umgegend des Ortes führte die Gesellschaft dem Todtenacker der Gemeine zu. Der schöne, grüne Raum, nach allen Richtungen hin von Baumgängen durchschnitten, machte besonders in der Stimmung, die sie mitbrachten, einen tiefen, wehmüthigen Eindruck auf die beiden Schwestern. Ernst und schweigend wandelten sie umher und verweilten bei so manchem Merksteine eines hier untergegangenen Lebens; von jedem derselben sprach zu ihnen das sanfte Wort: heimgegangen! Dies einfache und so bedeutsame Wort rief in den beiden Schwesterseelen — wie das Tagebuch der zartsinnigen Elisa sich ausdrückt — still gefeierte, weinende Erinnerungen hervor und Bilder von der Flüchtigkeit des Menschenlebens, welches wie ein Wolkenschatten über den grünen Rasenteppich des irdischen Daseyns eilend dahinläuft und schwindet. — „Heimgegangen", seufzte Dorothea beim Abschiede von diesen Todtenwohnungen; auch von ihr hinweg und heimgegangen war ja so manche Liebe, die vormals ihre Tage verschönerte. —

Hierauf besuchte die Gesellschaft den ehrwürdigen achtundachtzigjährigen Spangenberg, der so nahe dem Heimgange war, den Mitgründer dieses kleinen religiösen Staates im Staate. Der edle Greis empfing sie trotz seiner schmerzensvollen Kränklichkeit mit lebhafter, freundlicher Würde, sprach zu ihnen mit sanft begeisterter Hoffnung von seiner nahen Auflösung und entließ sie mit dem Segen seines vollen, aufwallenden Herzens.

Die Tochter des verewigten Zinzendorf lebte noch; auch sie wurde besucht. In den Gesichtszügen der würdigen Matrone fand die Herzogin einige Aehnlichkeit mit dem Vater derselben, dessen Bild an der Wand hing. „Das sind die Züge des Mannes", sagte sie, „in dessen Brust ein Engel der Menschenliebe wohnte"! — Für den Bischof Reichel fühlten die beiden Schwestern ein besonderes Interesse, er hatte mit ihrem Vater in Jena studirt. Sie begaben sich zu ihm. Er erzählte ihnen von diesem seinen Universitätsfreunde. Dann unterhielt er sie mit merkwürdigen Anekdoten aus seinem Missionsleben in Malabar.

Die Gesellschaft machte noch eine kleine Lustfahrt nach dem Oybin, und verließ am folgenden Tage Herrnhut, um ihre Reise nach Dresden und Berlin fortzuzusetzen; jedoch auf diesem Wege noch eine Seitenwendung nach Stolpen, zu dem Basaltfelsen, zu machen, auf dessen Höhe das Schloß erbauet ist, wo die bekannte Gräfin Kosel vierzig Jahre gefangen gesessen. Die Höhe wurde mühsam erklettert; und als die Herzogin sich laut an der ungemein schönen und weiten Aussicht ergötzte, rief ein Herr aus ihrem Gefolge: „Glückselige Kosel! Du genossest vierzig Jahre lang das Entzücken dieser schönen Aussicht, ohne dich dazu in der Sonnenhitze hinauf zu quälen." — Die Herzogin erwiederte darauf: „Um den Preis der Freiheit möchte ich mir keinen Himmel erkaufen! Freiheit ist die Seele des Lebens! Aber schlage man mir morgen eine Wanderung vor, auf der ich durch die beschwerlichste Anstrengung einen so erhebenden Genuß erringen kann, dem gleich, den diese Höhe gewährt, so bin ich sogleich bereit, die Wallfahrt zu unternehmen." — Ueberhaupt befanden sich in der Reisegesellschaft nur wenige, die den Sinn für die großen Darstellungen der Natur mit der Herzogin theilten. Da hatte nun ihre Schwester das Vergnügen, den Zauber der Sanftheit und Milde zu beobachten, mit der die Holde den Geist der übeln Laune, der sich schon in Herrnhut bei der Gesellschaft eingefunden, zu beschwören wußte.

Die Weiterreise ging nun eilig über Dresden nach Berlin, wo die Herzogin von der sämmtlichen königlichen Familie mit Auszeichnungen des innigsten Wohlwollens aufgenommen wurde. Ueber diesen ihren Empfang schrieb sie an ihren königlichen Freund in Warschau, worauf sie folgende herzliche Zeilen zur Antwort erhielt:

Varsovie ce 5. Septembre 1791.

Ma chère Duchesse, ma chère fille, je trouverai le mois d'Octobre bien long, mais je comprends et je conviens, que Vous ne pourrez ni ne devez Vous refuser à toutes les amitiés qu'on Vous fait à Berlin. Mais encore une fois je trouverai ce mois d'Octobre bien long. Quand Vous aurez pris toute Votre part

des fêtes, venez Vous réposer chez nous en partageant nos soirées douces et tranquilles, dont Vous serez le charme, car Vous êtes aimée de tout ce qui m'aime.

Bei der Anordnung der Vermählungsfeierlichkeiten der beiden königlich preußischen Prinzessinnen in Berlin befahl der König, Friedrich Wilhelm der Zweite, daß der Herzogin ihr Platz an der Tafel der königlichen Familie angewiesen werden solle. Der Oberkammerherr, Fürst Sacken, stellte dagegen vor, daß die Bestimmungen der Hausgesetze des preußischen Hofes nicht wohl gestatten würden, die Herzogin von Kurland bei einer so feierlichen Gelegenheit an die königliche Familientafel zu ziehen und an dem Fackeltanz Theil nehmen zu lassen. Der großsinnige und von kleinlichen Rücksichten freie Monarch erwiederte hierauf: „Lassen wir es immerhin bei dem, was ich bereits verordnet, sein Bewenden haben; ich hoffe, diese Verfügung bei dem Könige sowohl, als bei den Hausgesetzen, nicht ohne Erfolg zu verantworten."

Bei Gelegenheit dieser Feierlichkeiten wurden die freundschaftlichen Verhältnisse, welche sich zwischen der Erbstatthalterin von Holland und der Herzogin von Kurland während der Anwesenheit der letztern im Haag angeknüpft hatten, erneuert und von der Erbstatthalterin in Anspruch genommen, um der Herzogin einen Wunsch ihres Herzens zu eröffnen, den sie seit der ersten Bekanntschaft mit ihr nicht mehr aus den Gedanken verloren: es war der Wunsch, ihren zweiten Prinzen mit der ältesten Prinzessin Wilhelmine von Kurland, die damals zehn Jahre alt war, dereinst zu vermählen.

Ihr königlicher Bruder, Friedrich Wilhelm, unterstützte dieses Anliegen mit seiner zustimmenden Theilnahme, und bot seine Verwendung an, um, wenn der Herzog von Kurland ohne männliche Nachkommen versterben sollte, die Erbfolge in den beiden Fürstenthümern Kurland und Semgallen für den künftigen Gemahl der Prinzessin Wilhelmine bei den hohen Behörden der eingreifenden Verhältnisse zu vermitteln. Ein einsichtsvoller Freund gab der Herzogin den Rath, von dieser Vermittelung keinen zu eiligen Gebrauch zu machen, sondern

zuvor ohne Verzug an die Kaiserin Katharina zu schreiben, vertrauensvoll den, ihrem mütterlichen Herzen so theuern Plan in seinem ganzen Umfange der Monarchin darzulegen, und deren vielvermögende Zustimmung nachzusuchen. Dies geschah, und die Herzogin erhielt darauf folgende freundliche, aber freilich ablehnende Antwort:

Ma chère Cousine. J'ai reçu la lettre que Votre Altesse a bien voulu m'écrire de Berlin le 21. Sept. Je suis sensible à la confiance qu'Elle met, dans mes dispositions amicales à son égard et je vais la justifier entièrement en répondant aux ouvertures qu'Elle me fait avec cette franchise, qui doit lui servir de nouvelle preuve de l'invariabilité et de la durée de ces mêmes dispositions.

Votre Altesse rend témoignage Elle-même à l'amour de la justice dont je me suis sentie animée dans toutes les actions de mon régne.

C'est par ce motif que j'ai travaillé à faire retablir le feu duc son beau-père et sa maison dans les droits que l'un et l'autre avaient au Duché de Courlande, et le succès de mes soins à cet égard a assuré l'existence actuelle du Duc regnant. Ni cette même justice ni l'intérêt de la tranquillité des Etats voisins de la Courlande ne permettent pas, qu'un aussi bel appanage soit continuellement un objet de speculation arbitraire pour les Princes, qui voudraient se l'approprier sans aucun autre droit que ceux de leur conveniance. Il importe au contraire que ces droits soyent fixés irrévocablement aussi longtemps qu'il existe des réjettons de la famille, qui est en possession. Il est vrai, que le Prince Charles s'est rendu indigne par sa conduite, de succéder à son

frère si celui-ci vient à mourir sans enfans mâles. Mais les fils de ce Prince, n'ayant point participé aux iniquités de leur père, n'ont point merité d'en être les victimes. Votre Altesse qui me parait également partagée entre le soin du bien du Pays ou Elle est née et sa sollicitude maternelle, pour le sort de sa fille ne sauroit à mon avis mieux remplir ce double objet qu'en engageant le Duc son Epoux à retirer auprès de lui ses neveux à les élever sous ses yeux et à donner à l'ainé sa fille en mariage, après avoir porté le père de ce Prince à rénoncer volontairement à ses droits en faveur de son fils. Ce parti est le seul qui concilie à la fois l'equité, la prosperité de la maison ducale et de l'Etat de Courlande et les intérêts des Puissances voisines et puisque Votre Altesse paroit attacher du prix à mon suffrage ainsi qu'à mes sentimens pour Elle, il lui assure également la continuation de ceux d'amitié, d'estime et de bienveillance dont je lui ai toujours donné des témoignages et avec lesquelles je suis, Madame, ma Cousine, de Votre Altesse la bien affectionnée Cousine

CATHARINE.

St. Petersbourg ce 19. d'Octobre 1791.

Dieses Schreiben sandte die Herzogin unverzüglich an ihren Gemahl, und bot die triftigsten Beweggründe auf, um ihn zu bestimmen, dem Wunsche der Kaiserin gemäß, seine beiden Neffen in Mitau unter seinen Augen erziehen zu lassen. Der Herzog aber war gegen seinen Bruder, der ihm von jeher so viele Schande und böse Stunden gemacht hatte, zu sehr erbittert, als daß er sich hätte geneigt fühlen können, den Söhnen desselben vä-

terliche Hände entgegen zu strecken; so lehnte er das Ansinnen der Kaiserin auf das Bestimmteste ab und veranlaßte seine Gemahlin, in einer ausweichenden Mittheilung die Zumuthung der russischen Monarchin zu beseitigen. So wie die Verhältnisse nun einmal vorlagen, war die Herzogin zwischen zwei zart zu berührende Punkte gedrängt; und mit welcher feinen Gewandtheit sie dies peinliche Geschäft auch führte, so vermochte sie doch nicht, zu verhindern, daß ihr Gemahl durch die, der russischen Monarchin entgegengesetzte Gesinnung in eine ungünstige Stellung in Petersburg gerieth, welche allerdings empfindliche Folgen für ihn fürchten ließ, die auch bald nachher eintraten. Die Mutter der beiden Prinzen Biron befand sich in Warschau, wo sie, nach unzähligen Ansprüchen, Befriedigungen und wiederholten Abfindungen, immer neue Foderungen machte und Processe gegen den Herzog einleitete. Von da ließ die Kaiserin die beiden Prinzen zuerst nach Riga, dann nach Petersburg abholen, wo sie auf Befehl der Monarchin und auf Kosten des Herzogs, ohne daß dieser sich darein zu mischen hatte, erzogen wurden. Ob nun gleich von der, durch Vermählung zu bewirkenden, Erbfolge des oranischen Prinzen in das Herzogthum Kurland nicht ferner die Rede seyn konnte, so ließen doch die beiderseitigen fürstlichen Eltern den Plan der Vermählung nicht fallen.

Näher rückte jetzt der Zeitpunkt der abermaligen verhängnißvollen Reise nach Warschau, wo die, zwischen dem Herzog von der einen, und den Ständen in Verbindung mit der Prinzessin Biron von der andern Seite, obschwebenden Rechtshändel zur endlichen Entscheidung geführt werden sollten. Die gute Fürstin befand sich in einer beklemmenden Lage; sie kannte den polnischen Rechtsgang und die, vor jenen Gerichtshöfen heimisch gewordene Art und Weise der Verhandlungen, die mit ihrem innersten Zartgefühl so sehr in Widerspruch stand. Lebhaft schwebte ihrem Geiste die Unsicherheit ihres Unternehmens vor, von welchem gleichwohl die Zufriedenheit ihres Gemahls und die ganze Ruhe ihres häuslichen Lebens abhängig war. Der Ernst ihrer Stimmung verfinsterte sich bis zur Traurigkeit. In dem treibenden Gedränge peinlicher Gefühle wandte sie sich abermals noch von Berlin aus an die Kaiserin Katharina, deren persönlicher Zuneigung sie gewiß war. Ihr eröffnete sie

den ganzen Umfang der mißlichen Angelegenheiten, zu deren Erörterung und gerichtlicher Entscheidung sie nach Warschau zu reisen, im Begriff sey; zu dem Ende ersuchte sie die Monarchin, ihren vielvermögenden Schutz vor jenem Gerichtshofe ihr angedeihen zu lassen; dann auch für den Fall, wenn es ihren Bemühungen glücken sollte, zwischen dem Herzog und der Landschaft, die mit endlosen Processen drohe, einen Vergleich zu Stande zu bringen, der die Rechte des Erstern und die Befugnisse der Letztern bestimmt ausspreche und auf immer festsetze, rief sie die Huld der Monarchin an, um einen solchen Vergleich, nachdem er von der nächsten Behörde, von der Republik Polen genehmigt und befestigt worden, mit ihrer mächtig schützenden Gewährleistung sicher zu stellen.

Vierzehn Tage nach Vollziehung der Vermählungsfeierlichkeiten in Berlin begann die Herzogin ihre Reise nach Warschau. Ihre Schwester begleitete sie, um die verwickelten Geschäfte daselbst mit ihr zu theilen und ihr den durch eben diese Geschäfte veranlaßten Briefwechsel zu erleichtern. Aus sehr trüben Ahnungen ging die Stimmung der Seelen hervor, die während der ganzen Reise die beiden Schwestern begleitete. Schon früher hatte ihnen ein Freund, dem vermöge seiner Stellung die Geheimnisse der Politik nicht unzugänglich waren, vertrauliche Bemerkungen mitgetheilt, die auf eine bedenkliche Wendung hindeuteten, welcher die polnischen Angelegenheiten entgegen zu eilen schienen.

In den ersten Tagen des Novembers 1791 trafen die Reisenden in Warschau ein. Bewillkommnungsgrüße von der königlichen Familie und von andern, früher erworbenen Freunden umdrängten von allen Seiten die lieben Gäste. In einem der vorzüglichsten Paläste war ihnen ein Aufenthalt bereitet worden, den die feinsten Aufmerksamkeiten und die feierlichsten Ehrenbezeugungen umgaben. Ein solcher Empfang des Wohlwollens und der Liebe vermochte wohl, das Wolkendunkel, welches die sonst so heitre Seele der Herzogin umzog, jedoch nur für einige glückliche Momente, zu zerstreuen; denn die Ereignisse der Zeit traten zu dringend und zu stürmisch hervor; jeder Augenblick mußte eine Gelegenheit herbeiführen, die einen furchtbaren Lichtstral in die dunkle Verworrenheit warf, in welcher sich die polnischen Reichs-

Angelegenheiten befanden. Die Herzogin eröffnete dem Könige, ihrem väterlichen Freunde, ihr Herz, und machte ihn mit ihren gescheiterten Hoffnungen bekannt. Der, von harten Bedrängnissen schwer gedrückte Monarch, tröstete dennoch mit Hoffnungen eines günstigen Erfolgs für ihre nächsten Wünsche seine töchterliche Freundin, so gut er vermochte; entdeckte ihr aber zugleich, daß die kurländischen Angelegenheiten schwerlich binnen einigen Monaten zur Behandlung vor den Reichstag zu bringen seyn würden, da dessen ganze Thätigkeit gegenwärtig von der Republik in Anspruch genommen würde. Diese schwankte jetzt mehr, als je, auf einem Punkte, der zu keinen tröstlichen Erwartungen berechtigte. Diejenige Partei, welche mit der neuen Verfassung unzufrieden war, setzte schon alles, was sie vermochte, in Bewegung, und hatte dazu die mächtige Unterstützung der russischen Kaiserin angerufen, um das neue Gebäude zu stürzen; während sich die andere Partei mit den Vorbereitungen beschäftigte, die Jahresfeier des dritten Mai zu verherrlichen. Was die kurischen Angelegenheiten betraf, so hatte die Landschaft, in Verbindung mit der Prinzessin Biron, sich einen bedeutenden Anhang erworben. Die Herzogin versammelte dagegen um sich einen glänzenden Kreis von den einflußreichsten Männern des Staats. In dumpfer Erwartung naher Ereignisse gingen, von der ungeduldigsten Thätigkeit der Parteien heftig bewegt, einige Monate vorüber; da erhielt endlich die Herzogin auf ihr letzteres Gesuch von Berlin an die Kaiserin folgendes Schreiben zur Antwort:

Petersbourg ce 8. Décembre 1791.

Madame, ma Cousine! J'ai reçu la lettre de Votre Altesse du 16. Novembre. Elle saura à présent, que je n'ai pas différé de répondre à celle qu' Elle a bien voulu m'écrire de Berlin en date du 21. Septembre, et que son départ de cette capitale a été l'unique cause de ce que ma réponse a tardé jusqu'ici de lui parvenir. Les sentiments que j'y ai exprimés, doivent lui servir de garants de ceux,

auxquels j'aurais aimé à me livrer à l'occasion de la nouvelle requisition qu'Elle me fait. Mais instruite comme Elle l'est, de tout ce qui se passe en affaires publiques, Votre Altesse ne doit pas ignorer, que les dispositions de la diète actuelle en Pologne ne comportent l'emploi d'aucune intercession de ma part. Je serai bien aise de saisir toute autre occasion de convaincre Votre Altesse de plus en plus des sentiments d'amitié et de bienveillance avec les quels je suis

Madame ma Cousine,

Catharine.

So huldvoll auch dies Schreiben, insofern es die persönlichen Verhältnisse berührte, abgefaßt war, so ließ es doch Andeutungen durchblicken, welche die Ansicht und Gesinnungen der Kaiserin, in Betreff des polnischen Reichstages, deutlich genug verriethen. Auch in den Tagesereignissen, in den sich immer unverhüllter zeigenden Maßregeln, welche die Partei der Unzufriedenen unter russischem Schutze verbreitete, traten entschieden genug die Kennzeichen hervor, die mit einer furchtbaren Auflösung des gespannten Zustandes drohten; und so fühlte sich denn auch die gute Herzogin endlich genöthigt, die schönen Hoffnungen von einer glücklichen Wiedergeburt des polnischen Staates, wiewohl mit schwerem Herzen, gänzlich aufzugeben. Jetzt wurde es ihr erst ohne Rückhalt ganz klar, in welcher ungewissen Haltung die Sache ihres Vaterlandes schwebte, wie wenig Kraft und Würde ein, in sich so zerrissener Senat der Entscheidung verleihen könne, welche zur Grundlage der Ruhe ihres Gemahls und des Vaterlandes dienen sollte. Sie trat dem Rathe der Freunde bei, die seit dem Beginn der Zwistigkeiten bereits einen, mit den nöthigen Schutzversicherungen der Nachbarstaaten versehenen Vergleich zwischen den streitenden Parteien empfohlen hatten. Nur den ihr zugeordneten Geschäftsträger des Herzogs, den Herrn von M . . . vermochte sie nicht zu ihrer Ansicht überzuführen,

auf dessen Stimmung die Abneigung des Herzogs gegen einen solchen Vergleich zu stark einwirken mochte. Indessen bot sie noch einmal alles auf, dem Herzoge ihre Ansicht einleuchtend und annehmlich zu machen; der Versuch mißlang, und sie lief Gefahr, durch irgend einen fernerweiten Vortrag ihrer Ueberzeugung sich um das Vertrauen ihres Gemahls zu bringen und ihren schirmenden und abwehrenden Einfluß gänzlich zu verlieren. Sie mußte sich demnach entschließen, zur Erreichung des ihr vorgesteckten Zieles die Wege einzuschlagen, auf welche sie durch den Willen des Herzogs und durch die obwaltenden Umstände hingewiesen war. Sie umgab sich mit einem fürstlichen Pomp und eröffnete einen glänzenden Hofstaat. Ausgezeichnete Mittagsmahle wechselten mit reizenden Abendfesten. Selbst der König mit seiner Familie verherrlichte durch seine Gegenwart diese Abendgesellschaften, denen die anmuthreiche Wirthin, ohnerachtet ihrer innern schwermüthigen Stimmung, eine frohe, heitere Fassung zu zeigen wußte. Dadurch gelang es ihr, die großen und einflußreichsten Männer der Republik zu gewinnen. Aber auch die Gegner hatten nicht versäumt, durch wichtige Verbindungen unter den Magnaten sich ein nicht unbedeutendes Gegengewicht zu verschaffen.

In einem Schreiben vom 12. März 1792 an den Herrn von Hüttel drückt sich folgendermaßen das bedrängte Gemüth der Herzogin aus:

„Sie finden, mein werthester Freund, daß meine Briefe anfangen, schwermüthig zu werden; diese können wohl nichts anders thun, als meine innere Stimmung verrathen. Hier ist alles in Gährung. Eine Conföderation gegen die Constitution vom 3. Mai 1791 ist unter russischem Schutze zu Stande gekommen. Von unserer Sache ist auf dem Reichsbotensaal noch nicht die Rede gewesen, und ich fürchte, daß wir unverrichteter Sache werden zurückkehren müssen. Der Prinzessin Biron und ihrem Anhange ist es gelungen, den Vortrag unserer Sache an den Reichstag bisher zu verhindern; und selbst der günstigste Ausspruch der so in sich zerfallenen Reichstagsversammlung wird schwerlich die Hoffnungen und Wünsche meines Gemahls befriedigen; denn werden nicht Einwendungen gegen eine Sentenz, die unter solchen Umständen gegeben wurde, gemacht werden können? Im glücklichsten Falle werden wir also ein theuer erkauftes

Papier mit nach Hause bringen, das uns nichts helfen wird. Wäre doch mein guter Mann zu bewegen gewesen, sich auf den von Ihnen und andern Freunden vorgeschlagenen Vergleich einzulassen, so wäre ich schon jetzt aller Sorge und Mühseligkeit überhoben. Ach es kostet viel Mühe, mit Kummer im Herzen eine heitre Miene zu zeigen. Nur gegen meine gute Schwester, die mit mir gleiche Besorgnisse hegt, und gegen die drei redlichen Männer, Schulz, Parthenius und Andree, schütte ich mein Herz zuweilen aus. Gegen meinen Gemahl darf ich mich nicht auslassen, wie ich denke, um mich ihm nicht unangenehm zu machen; er hat sich zuletzt noch gegen alle Vergleichsvorschläge sehr bestimmt und etwas erbittert erklärt. Er ist mit den besten Hoffnungen erfüllt, und freuet sich in allen Briefen an mich der einflußreichen Freunde und Beschützer unsrer Sache. Meine gute Schwester unterstützt mich kräftig und unermüdet in meinem schweren Geschäft. Wie viel Gutes könnte durch das Geld geschehen, das ich hier unnützerweise ausgeben muß! Neulich war die Rede von einem immerwährenden Commissarius, den die Republik in Kurland anzustellen Willens wäre, indem Rußland und Preußen daselbst ihre Residenten hätten. Zu den Freunden unserer Sache gehören, außer dem König, der Kronmarschall, Graf Ignaz Potocki, Fürst Sapieha, Kronfeldherr von Litthauen, auch Piatoli, der vertrauteste Freund des Königs, der eine geschickte Feder führt, und andre wichtige Männer. Wenn ich mit einem dieser Herren von unserer Sache zu sprechen anfange, so gibt man mir immer zur Antwort: daß die Angelegenheiten des polnischen Staats erst beseitigt werden müßten, ehe die unsrige vor den Reichstag gebracht werden könne; dabei erhalte ich dann immer recht schöne Versprechungen. Als ich einmal von einem Vergleiche zwischen dem Herzog und den Ständen, und von einer russischen und preußischen Garantie eines solchen Vergleiches sprach, antwortete man: die Zeit wäre vorüber, da der polnische Senat die Einmischung fremder Mächte geduldet hätte. Ich sagte nicht, was ich dachte; hier lernt man seine Meinung verbergen. Ach ich bin hier auf einen schweren Posten gestellt. Manchesmal, in Stunden der Einsamkeit, wenn mich die Gesellschaft verlassen hat, ist es mir, als säß ich auf Kohlen. Beinahe fünf Monat bin ich nun hier, ohne nur einen

Schritt meinem Ziele näher gekommen zu seyn. Wenn ich sehe, was hier vorgeht, und in die Zukunft blicke, dann kann mir recht angst und bange werden; Gott, wie wird das alles enden! Nur ein festes Vertrauen auf die Vorsehung kann uns beruhigen; doch hätte ich meine Schwester nicht zur Seite, ich ginge zu Grunde. — Nun, mein werthester, treuer Freund, verzeihen Sie meine lange Epistel. Es war mir ein Bedürfniß, mein Herz vor Ihnen zu erleichtern; fahren Sie fort, mich mit Ihrem Rathe zu unterstützen und leben Sie wohl." —

Das kurländische Geschäft ruhte nun und mußte die Beendigung der Festlichkeiten des dritten Maies abwarten. Dieser erschien von manchem schwermuthsvollen Herzen begrüßt, aber — wo möglich — mit noch größerem Pomp, als der vorjährige, umgeben. Mit ernstem Blicke sah die Herzogin auf die Menschen hinab, welche, von der höchsten Freude begeistert und getrieben, die Straßen durchströmten und nichts ahnten von dem Ungewitter, das fernher im Anzuge war und alles zu vernichten drohte, was so schön und, der Volksmeinung nach, so dauerhaft aufgebaut war. — Wir können es uns hier nicht versagen, aus dem Tagebuche der edeln Elisa eine Stelle anzuführen, welche dieses Fest sehr anziehend beschreibt. „Um 9 Uhr" — heißt es daselbst — „fuhren wir zur gottesdienstlichen Feier dieses Tages. Die Kirche war amphitheatralisch geordnet und festlich geschmückt. Der König in der Mitte auf dem Throne; zu beiden Seiten Tribunen. Vom Könige und den Reichsboten wurden Reden gesprochen, Glückwünsche dem Könige dargebracht und eine Predigt gehalten. Die freundlichsten Stralen der Frühlingssonne leuchteten, wie Blicke der Hoffnung, zu den Kirchenfenstern herein. Jetzt wurde ein feierliches Te Deum angestimmt; aber kaum erklangen die ersten Töne der Musik, so setzte ein zufälliges Naturereigniß die Versammlung in Furcht und Schrecken. Der Tag verfinsterte sich plötzlich und ein heftiger Sturmwind schleuderte Trümmer von Dachziegeln und Schloßen gegen die Kirchenfenster. Der innere verdunkelte Raum erhielt durch das Getöse von Außen in der That eine furchterregende Wirkung. Wer auch nicht zum Aberglauben gestimmt war, konnte sich eines tiefen Schauers und einer Empfindung nicht erwehren,

die ein wenig an Vorzeichen glaubt. Bestürzung zeigte sich überall und besonders auf dem milden Gesichte des guten Königs. Indeß wurde der Gottesdienst geendigt. Der Himmel erheiterte sich wieder. Der König, der Primas, die hohen Beamten und Magnaten des Reichs begaben sich nun zu Fuße, unter Begrüßung eines fortwährenden Jubelrufes der Volksmenge, zu der Stelle, wo der König den Grundstein einer Kirche zu legen hatte, die daselbst zum Andenken dieses festlichen Tages erbauet werden sollte. Das Wetter war, als der prächtige Zug den bestimmten Platz erreicht hatte, wieder recht schön geworden; die Sonne stralte hell auf die Ceremonie des Steinlegens herab, die wirklich etwas sehr Rührendes hatte. Die furchtsamen Seelen faßten neue Hoffnungen, und ich hörte einige Stimmen, die da sagten: der polnische Staat wird durch heftige Stürme zu seiner Herrlichkeit eingehen!" —

Aus dieser Beschreibung erhellet, wie sehr ein prächtiger Lärm das Volk anzuregen vermag. Begeisterung genug war vorhanden; nur fehlte es an der hinreichenden Kraft, mit einem erfreulichen Ende den glänzenden Anfang zu krönen. Kaum hatte der selige Rausch die erhitzten Köpfe verlassen, so ließen sich schon Ankündigungen einer nahen Störung vernehmen, und am 21. Mai wurde auf dem Reichsbotensaale eine Erklärung der Kaiserin Katharina bekannt gemacht, worin die Monarchin dem Reichstage eröffnete: Da ein sehr ansehnlicher Theil der polnischen Nation mit der zu bewerkstelligenden neuen Ordnung der Dinge in Polen nicht zufrieden seyn könne, und die russische Macht angerufen habe, die alte Verfassung dieses Reiches aufrecht zu erhalten, so habe sie jenem unterdrückten Theile der Nation ihren Beistand nicht versagen wollen, und daher beschlossen, die bis jetzt bestandenen und bestehenden Gesetze und Rechte in Polen, ihrem ganzen Umfange nach, in Schutz zu nehmen u. s. w.

So that sich nun eine dunkeltrübe Zukunft auf, die den furchtbaren Entwickelungspunkt des polnischen Schicksals, mit dem das kurländische so nahe zusammenhing, klar genug durchblicken ließ. Ein blutiger Bürgerkampf schien dem Ausbruche nahe zu seyn, und ein Krieg von Außen stand gleichsam schon an den Grenzen. Die Freunde der neuen Ordnung der Dinge brachten Summen zusammen

und sahen nach Waffen sich um, während noch viel an einem Heere fehlte, welches sie tragen sollte. Unter solchen Unruhen, die den Reichstag in Bewegung setzten, war es kaum zu erwarten, daß die kurländische Angelegenheit zu Worte kommen würde; indessen durfte die Herzogin den Zweck ihrer Anwesenheit in Warschau nicht verlassen, um ihren Gemahl zu befriedigen, der nun einmal die Genugthuung seiner fürstlichen Ehre gegen die ständischen Anmaßungen von einem Urtheilsspruche der oberlehnsherrlichen Behörde mit voller Zuversicht erwartete; und sie setzte es, trotz den Gegenbestrebungen ihrer Widersacher, durch, daß die herzogliche Angelegenheit am 27. Mai bei dem Reichstag zum Vortrag gelangte. In der Zwischenzeit bis zu diesem verhängnißvollen Tage, und besonders an dem Tage selbst, schwebte das Gemüth der Herzogin, näher der Furcht, als der Hoffnung, in einer höchst peinlichen Lage.

Wir glauben, das Beste zu thun, wenn wir auch hier eine kurze Darstellung aus dem Tagebuche der Schwester mittheilen, welches den Verlauf dieses entscheidenden Tages folgendermaßen erzählt: „Um 11 Uhr fuhren wir zu dem Reichsbotensaale und nahmen in der, für uns bestimmten Loge Platz; unsere Widersacher uns gegen über. Meine Schwester, tief in sich versenkt, sah vor sich nieder. Nach und nach füllte sich unten der Saal mit stimmführenden Reichsboten an, unter denen Beauftragte unsrer Gegner umhergingen, Stimmen dafür zu erwerben, daß die Bestätigung und Vollziehung des Endurtheils in der kurländischen Streitsache auf einen anderweiten Reichstag zurückgeschoben werden möchte."

„Die Abfassung des Urtheils war schon früher einer dazu verordneten Commission aufgetragen worden, und zu Gunsten des Herzog ausgefallen. Nun kam es auf die Frage an: ob dies Urtheil zu bestätigen, oder ob die ganze Sache vor eine abermalige Untersuchung zu bringen, und folglich für jetzt zurück zu legen sey? Es kam zur Sammlung der Stimmen, deren jede laut abgegeben wurde, und eine Mehrheit von vier Stimmen entschied für die Zurücklegung; und somit war denn unsere Sache verloren. Meine arme Schwester war äußerst bewegt; denn es mußte ihr wohl lebhaft vorschweben, welch ein Uebergewicht dieser Triumph den Anmaßungen der Landschaft und den ewigen Zudringlichkeiten der Prinzessin

Biron geben, und wie solches alles die Tage ihres Gemahls, mithin auch die ihrigen verbittern würde. Sie mußte die Loge verlassen und in ein andres Zimmer gebracht werden. Unsre Freunde waren indeß nicht unthätig; sie foderten eine anderweitige Stimmengebung à voix secrètes mit weißen und schwarzen Kugeln; diese ward zugestanden. Ein kurzer Vortrag leitete das Geschäft ein. Ich trat an das Fenster der Loge, um in den Saal hinabzusehen: da hatte mein schlagendes Herz fünfhundert Kugelwürfe abzuwarten. Endlich wurden die Stimmen gesondert und gezählt, und der Ruf erscholl: „„Das, von der Deputation, in Sachen des Herzogs von Kurland gegen die Stände daselbst und gegen die Prinzessin Biron abgefaßte und zu Gunsten des Herzogs sprechende Rechtsurtheil ist in seinem ganzen Umfange durch eine Mehrheit von zwei Stimmen von der Reichstagsversammlung genehmigt worden und, dem gemäß, nunmehr rechtskräftig zu bestätigen und zu vollziehen."" — Kaum hatte ich mir die letzten Worte dieses Ausrufs verdeutschen lassen, so stürzte ich aus der Loge und hinterbrachte die frohe Botschaft meiner Schwester, die im höchsten Grade angegriffen war. Glückwünsche von allen Seiten drängten sich zu ihr. Beruhigt, aber sehr ermattet, kehrte sie nach unserer Wohnung zurück." —

Fünf Tage nach dieser Entscheidung verweilte die Herzogin sammt ihrem Gefolge noch in Warschau, von wo sie am 2. Juni ihre Heimkehr über Königsberg antrat. Sehr schmerzhaft war ihr und ihrer Schwester der Abschied, nicht von Warschau, wohl aber von den vielen redlichen Freunden daselbst, besonders von der königlichen Familie. Einer jeden der beiden Schwestern steckte der König, als sie schieden, einen Ring mit seinem Profilgemälde an den Finger, und begleitete dies Andenken mit den Worten eines gerührten, zärtlichen Vaters, der seinen geliebten Töchtern ein, wahrscheinlich letztes Lebewohl sagt. Von einer großen Anzahl Männer und Frauen wurden die scheidenden Gäste bis zur nächsten Station begleitet. Je näher die Herzogin ihrem Vaterlande kam, desto trüber umwölkte sich ihr Gemüth; aber bis zur tiefsten Schwermuth wurde diese schmerzliche Stimmung gesteigert, als sie auf vaterländischem Boden zuerst wahrnehmen mußte, daß ihr nicht mehr, wie sonst, frohe Huldigungen entgegen kamen. Denn bei den kur-

ländischen Ständen hatte die Nachricht von dem Verlust ihrer Processe gegen den Herzog eine widerwärtige Stimmung hervorgebracht. Nur einige Wenige, die eine würdigere Denkart auszeichnete, ließen nicht ihrer Fürstin das angebliche Unrecht entgelten, das sie dem Herzog nachtrugen. „Ich werde nicht mehr, wie sonst geliebt", sagte die Herzogin auf der zweiten Station zu ihrer Schwester; „und welcher Gewinn kann einen Verlust an Liebe vergüten!" Auch schwebte vor ihrer Seele der Krieg, der ihr Vaterland in eine beklemmende Stellung und hartes Bedrängniß versetzen mußte, indem der Herzog vermöge seines Lehnverhältnisses verpflichtet war, eine Schaar von 500 Soldaten zu Polen zu stellen, wenn dieser Staat in den Fall käme, von einer auswärtigen Macht mit Krieg überzogen zu werden. Sie sah in eine finstre, verhängnißvolle Zukunft hinüber, und diese Aussicht preßte mit überwältigenden Schmerzgefühlen ihr Herz, wiewohl noch nicht die leiseste Ahnung von einer gänzlichen Vernichtung Polens hinzutrat.

So erreichten sie endlich nach einer Reise von etwa sieben Tagen das Domainengut Doblen, wo der Herzog mit seinen Hofcavalieren und andern Freunden sie erwartet hatte. Ein freudiges Getümmel der Liebe bewegte sich vor ihren plötzlich aufgeheiterten Blicken; denn das Gefühl der befriedigten Sehnsucht hatte einen ganzen lichten Himmel über sie ergossen. Der Herzog drückte seine geliebte Gemahlin an sein Herz mit einer Innigkeit, die lebendiger, als die gehaltvollsten Worte es vermochten, zu erkennen gab, was er seiner Gemahlin verdanke; sie hatte ihm den Sieg errungen, den er endlich über seine Widersacher davon getragen. In diesem Triumphe wäre, wie er meinte, vor den Augen der Gesandten von ganz Europa seiner verletzten fürstlichen Ehre Genugthuung geschehen!

Den folgenden Tag ging es nach Würzau, dem gewöhnlichen Aufenthalte der fürstlichen Familie. Da bewegte ein noch entzückenderes Wiedersehen die Seele der Fürstin; die drei lieblichen Töchter stürzten der holden Mutter in die Arme, alle drei engelschön und voll kindlicher Anmuth. „Der dreifache Mutterruf von den Lippen solcher holdseligen Kinder", sagte sie, „klingt doch süßer, als eine hundertfache Begrüßung aus Kanonen-

mündungen." — Von dem Anblick dieser Kinder, in deren süßen Liebkosungen sie das verlorne Paradies immer wieder fand, trat jedesmal, wenn sie sich diesem Genusse ungestört hingeben konnte, der Kummergedanke ihrer Befürchtungen tief in den Hintergrund ihrer Seele zurück. Doch der höchste Gewinn, den sie ihrem peinlichen Aufenthalte in Warschau verdankte, war die Verschönerung ihres Eheverhältnisses und die Erhöhung des Vertrauens bei ihrem Gemahl. Dieser machte es sich von jetzt an mehr, als je, zur Angelegenheit, immer neue Lebensfreuden seiner Gemahlin zu bereiten. Hoffeste reiheten sich an Hoffeste; Schauspiele, Opern, zu deren Vervollständigung der Herzog die Familie Brandes berufen hatte, wechselten mit musikalischen Unterhaltungen und Bällen. Obgleich diese Zerstreuungen die Gefühle ihrer innersten Bekümmernisse nicht überwältigen konnten, so verschafften sie ihr doch Stunden der Abgezogenheit von den hoffnungslosen Gegenständen ihrer stillen Sorgen, welche sie nur mit ihrer, nicht minder tief bekümmerten Schwester theilte. Auch unterhielt sie einen Briefwechsel mit dem Könige von Polen. Von einem zarten Bedürfnisse getrieben, eröffnete sie diesem väterlichen Freunde von Zeit zu Zeit, was ihre Seele bewegte. Auf ihr erstes Schreiben an ihn aus der Heimath erhielt sie folgende Antwort:

Varsovie ce 11. Juin 1792.

Je n'ai pu recevoir sans la plus tendre émotion Votre lettre; Vous me demandez de vous donner le nom de ma fille — oh oui! — et de tout mon coeur, ma chère fille. Il n'y a personne, à qui je puisse le donner à meilleur titre, ni plus volontier. C'est dans les situations critiques, qu'on reconnoit les amitiés véritables. Le sentiment que j'ai reconnu en Vous, si pure, si active en mon égard, est une vraie vertu de plus, qui embellit Votre ame. Ma chère fille! Je ferois un volume, si je me laissois aller à tout ce que le coeur me dicte pour Vous. — Le

chevalier Batowsky est nommé commissaire de ma part auprès du duc Votre époux.

Inzwischen war der Krieg in Polen und gegen dasselbe bereits ausgebrochen; gleichwohl erschien, nicht lange nach jenem Briefe, in Mitau der polnische Geschäftsträger unter der amtlichen Benennung eines Commissarius, und überreichte dem Herzog sein Beglaubigungsschreiben und der Herzogin von Seiten des Königs folgenden Brief:

Enfin voilà Batowsky, heureux de l'espérance d'aller Vous baiser les mains. Il Vous dira combien Vous nous avez laissés tristes par votre départ, surtout en voyant, que Vous nous quittiez avec régrèt. Croyez que nos coeurs sont pénétrés de la sensibilité et de l'affection du Votre. —

(Hier folgt eine Erzählung der ersten Kriegsbegebenheiten, dann fährt der Brief fort:)

Les deux tiers de la Lithuanie sont entre les mains des Russes. Du reste, malgré l'embarras de ma situation, je soutiens mon ame par la pureté de ma conscience, et, j'espère en Dieu. Je m'occupe d'une idée, qui peut-être remédiera beaucoup de mal, si elle réussit. Quelque sera mon sort, le Votre, ma chère fille, m'intéressera, comme celui d'une des meilleurs amies vertueuses qui sont au monde.

Diese Aeußerungen des unglücklichen Königs machten auf das Gemüth der Herzogin den tiefsten, schmerzlichsten Eindruck, den ihr Gemahl mit ihr theilte. Dennoch erhielt sie sich aufrecht; nur die geheimsten Stunden der Einsamkeit waren ihres Kummers verschwiegene Zeugen, und es gelang ihr, die Bemühungen ihres Gemahls, sie zu erfreuen, durch eine gewisse ungetrübte, heitere

äussere Haltung zu vergelten, um der Gesellschaft nichts von ihrer persönlichen Anmuth zu entziehen, die sie derselben schuldig zu seyn glaubte. Der geliebten Schwester gestand sie, was ihr solcher Widerstreit koste. Indessen liefen immer niederschlagendere Nachrichten von den Ereignissen in Polen ein.

Als sie endlich Fassung genug gewonnen hatte, schrieb sie abermal an ihren väterlichen Freund und eröffnete ihm ein Herz voll Anhänglichkeit und schmerzlicher Theilnahme an den Widerwärtigkeiten, womit das Schicksal ihn verfolgte. Der König erwiederte:

Si je n'ai pas répondu plutôt, ma chère Duchesse, à Votre lettre du 8. Juillet, c'est que j'ai voulu pouvoir Vous dire quelque chose de moins incertain sur ma situation, à la quelle Vous prenez un intérêt si touchant pour moi.

Helas! je n'en ai à Vous mander que le plus triste dénouement de cette pièce si brillante en apparence, dont Vous avez vu l'ouverture.

Nos efforts ont été vains, si je les avois continué, j'aurois abimé le reste du pays. Le concert de nos voisins étoit trop fort contre nous. On nous a fait manquer l'emprunt de la Hollande. Nous n'avons pas pu avoir des armes à temps; notre armée après avoir montré tout ce que le courage peut contre un ennemi plus fort du triple s'est fondu; et par les combats et par un concours de circonstances malheureuses, de sorte que si la guerre eut été prolongée, elle auroit été détruisante sans fruit pour la nation. Il a fallu céder. —

Il m'en coute trop d'achever. Manteufel Vous dira le reste. Du moins le sang ne coulera plus inutilement, et d'autres maux, qui eussent pu at-

teindre la Pologne d'une manière encore plus funeste, lui sont epargnés.

Der Krieg in Polen war nun entschieden; aber noch nicht ausgesprochen das, diesem Reiche bevorstehende Schicksal.

Die furchtbare Ungewißheit der nächsten Zukunft versetzte die Herzogin in einen Seelenzustand, dem eine gewisse unselige Thätigkeit eigen zu seyn pflegt, auch das in Nacht zu verwandeln, was noch nicht aller Lichtpunkte beraubt ist; in diesem Zustande quälte sich unaufhörlich ihre Phantasie mit trüben Voraussetzungen und Muthmaßungen, während die Erscheinung des wirklichen Erfolgs so vieler vergeblichen Anstrengungen eben so weit von den Erwartungen der einen Partei, als von den Befürchtungen der andern entfernt lag. Sie rief in ihrem frommen Gemüthe alle die Tröstungen auf, welche die Religion darbietet; aber die hoffnungslose Stellung ihres väterlichen Freundes schwebte unablässig vor ihrer Seele, und so konnte sie es dem Drange ihres Herzens nicht versagen, ihm von Zeit zu Zeit Mittheilungen ihrer Gesinnungen und Empfindungen zukommen zu lassen. Es ist zu bedauern, daß von den Briefen der Herzogin keine Abschriften genommen worden sind, obwohl deren Inhalt aus den Beantwortungen ziemlich klar zu ersehen ist. Auf ein Schreiben vom 28. October 1792 antwortete der König:

Ma chère Duchesse. Vous me connoissez. Cela suffit, pour que Vous puissiez juger de tout ce que j'ai senti et pensé, en lisant Votre lettre du 28. Octobre. Elle peint Votre ame vertueuse, noble et aimante.

Ma chère fille, ma bonne et très bonne amie! Vous et moi, nous avons de la Religion. L'adversité ne la détruit point. — J'ai dit à mon maitre: Tu veux, que je sois dans l'affliction. Tu veux, que tous mes projets soyent renversés, que tous ce que je n'avois entrepris que pour le bonheur et

l'avantage de ma nation, soit détruit, et tourné contre moi. — Les circonstances sont telles que pour épargner de ma patrie de plus grands maux encore, il a fallu que je sacrifie, jusqu'à mon amour propre; que je me fasse tort à moi même aux yeux de l'Europe; c'est ce qu'il y a de plus cruel, de plus difficile: bien plus difficile, que d'aller se faire tuer. Eh bien j'ai passé par là et je dis à Dieu! daigne recevoir ce sacrifice! qu'il serve d'expiation pour moi et ma Nation! que celle ci au moins, ne soit pas aussi malheureuse à la fin que les apparences le présagent jusqu'ici!

Ce n'est qu'ainsi, que je parviens à dévorer l'amertume, dont je suis abbreuvé journellement et à conserver du moins assez de facultés physiques et morales, pour être encore en état d'agir et de travailler, quand enfin le moment de travailler sera venu. Car jusqu'ici, cela même m'est interdit.

Il n'y a que Vous, à qui je puisse me resoudre à écrire avec cette ouverture. Vous lisez dans mon coeur, parceque Vous en avez le droit, par l'amitié si rare, que Vous me prouvez.

S. A. R.

Der Antritt des Jahres 1793 veranlaßte die Herzogin zu einem Schreiben an den unglücklichen König. Zu den Leiden ihres Gemüthes hatte sich körperliches Uebelbefinden gesellt. Die trüben Blicke, welche sie auf die Zeit warf, in der sie lebte, ließen ihr das irdische Daseyn als ein Thal des Jammers erscheinen, worin das Glück nur einigen Wenigen ein freundliches Angesicht zukehrt. Ein fragender Seufzer zum Himmel verrieth auf die zarteste Weise dem Könige die Rechtfertigung, in welcher

sein Betragen vor den Augen seiner Freundin erscheine. Er faßt ihren Gedanken auf und erwähnt dann, aufgefodert durch die in katholischen Ländern gangbare Sitte, die den Namenstag dem Geburtstage vorzieht, des Dorotheentages. Er schreibt:

Ma chère Duchesse! Votre lettre du premier Janvier ne m'est parvenue que dépuis trois jours. Elle m'a bien affligé voyant, combien Vous êtes affligée et souffrante, elle m'a attendri, voyant combien, malgré Vos propres souffrances Vous Vous occupez de celles de vos amis! Il est bien vrai que ce monde est une vallée de misères, et que le bonheur n'y est déstiné, qu'à bien peu de personnes. Il ne nous est pas permis de demander à Dieu pourquoi? Bornons nous donc, à le prier qu'il nous conserve du moins l'avantage d'une conscience qui puisse se dire avec vérité: je n'ai voulu „que le bien, j'ai tâché de le faire de tout mon pouvoir.“

Chère fille, ma chère Dorothée! cette lettre Vous parviendra à peu près au jour de Votre fête, puisse-t-il être réellement un jour de Fête pour Vous; il le sera alors pour moi.

Zum Angebinde für den Namenstag der Herzogin hatte der König ein fein gearbeitetes Arbeitskästchen fertigen lassen, an dessen innerer Deckelseite das Miniaturbildniß des Königs angebracht war. Vor einem Tisch sitzend, auf welchem die niedergelegte Krone liegt, stützt er das, von Schwermuth niedergedrückte Haupt auf den rechten Arm, das Gesicht emporgerichtet zu dem finster umwölkten Himmel, nachblickend der zum nahen Untergang sich hinneigenden Sonne. Dieser Sendung war das für ihren Gemahl bestimmte Bildniß der Herzogin beigefügt. Dieses doppelte Geschenk begleitete folgender Brief:

ce 28. Janvier 1793.

Ma chère Duchesse! J'ai remis à Mr. de Manteuffel un paquet pour Vous, avec prière, de Vous le faire parvenir par la voye la plus sure. Il contient une boète, à l'ouverture de la quelle, Vous trouverez un portrait, qui bien examiné par Vos yeux clairvoyants, Vous fera comprendre la situation actuelle de mon ame. A une personne douée de Votre pénétration, il n'est pas nécessaire que j'employe aucune explication ultérieure. Au lieu de Vous envoyer cette même peinture dans un tableau en grand, j'ai préferé la mignature. Le tableau en grand, exposé à tous les regards donneroit lieu à beaucoup de propos. Cette boète au contraire, gardée sous Votre clef, ne sera vue que de Vous et de peu de personnes discrètes, aux quelles Vous voudrez la montrer.

Je fais remettre en même temps à Mr. Manteuffel le portrait que Baciarelli à fait de Vous, et dont je crois que sera content celui qui est l'heureux Possesseur de l'original, et au quel je vous prie de dire bien des Amitiés de ma part — ainsi qu'à Madame Votre Soeur.

Dies doppelte Geschenk erfüllte die tiefgerührte Herzogin und ihren Gemahl mit einer wehmüthigen Freude; als sie aber das Bildniß am innern Deckel des Arbeitskästchens erblickte, wurde sie von einem überwältigenden Gefühle ergriffen. Sie schwieg, betrachtete lange das Bild, und Thränentropfen quollen aus ihren Augen; dann zeigte sie es ihrem Gemahl und rief aus: „Ist es nicht, als spräche dieser Blick: da hinter dem Untergange, da ist das Land des Friedens, das Land, wo die Gerechtigkeit richtet!" — Innig bewegt sagte der Herzog:

mich wird das Schicksal des Königs treffen; gleich ihm wird man mich beklagen müssen und nicht verurtheilen können. Mich trifft kein Vorwurf; ich mußte handeln, wie ich gehandelt habe, um meiner Stellung würdig zu seyn, denn eine entehrte Fürstenkrone zu tragen, wird von keiner andern Schmach übertroffen; und überdieß würde ein nachgebender Vergleich mich, unter den jetzt eingetretenen Umständen, nicht ruhiger gesetzt haben; denn wo einmal die Gewalt entscheidet, da hat das Recht keine Stimme.

Ein Seufzer drang aus der tiefen Brust der Herzogin empor. Der Herzog faßte ihre Hand, drückte sie an sein Herz und fuhr fort: „Wir leben in schlimmen Zeiten, denen noch schlimmere nachfolgen werden: möchte der Himmel mir eine Tochter, keinen Sohn wieder schenken!" Ja wohl! setzte sie hinzu: er dürfte ein mißfälliges Daseyn zu büßen haben!

Die Herzogin fühlte sich mit neuen Mutterhoffnungen gesegnet; dieses Gefühl war diesmal nicht mit den Beseligungen begleitet, womit in bessern Zeiten ein solches Ereigniß sie beglückt hatte. Die Beschwerden und körperlichen Schmerzen dieses Zustandes, die gegenwärtig durch keine erfreulichen Hoffnungen der Zukunft aufgewogen wurden, gaben unter Einwirkung der Unruhen, die von allen Seiten ihr Leben umringten, ihren Seelenleiden eine tief eindringende Schärfe. Unter diesen Umständen schrieb sie wiederum ihrem königlichen Freunde in Warschau, machte ihn mit ihrem Zustande bekannt, und lud ihn zu einer Taufzeugenstelle bei dem Kinde ihrer Hoffnung ein, dem sie die Weihe seines Namens zu geben gedachte. Der König antwortete:

ce 2. Mars 1793.

Ma chère Duchesse! Comment pourrais je Vous rendre tout ce que j'ai senti en lisant Vos deux dernières lettres du 2. et du 19. Février.

Quelle ame que la Votre: et combien il m'est flatteur de Vous avoir pour Amie! Au milieu des

plus grands chagrins, Vos expressions, et surtout le sentiment qui Vous les a dicté, deviennent une consolation bien réelle pour moi, un vrai baume, que Vous versez dans mes plaies.

Ma chère Duchesse! plus j'ai raison de Vous aimer, plus je me crois obligé de Vous confier une pensée, que m'a donné un passage de Votre lettre. — Si Vous portez une fille dans Votre sein, qu'elle soit nommée Augusta: — à la bonne heure! — Mais si c'est un fils, donnez lui un autre nom que celui que Vous lui destinez.

Primo ce nom n'est pas heureux, mais en second lieu (et c'est ce qui mérite, je crois, le plus de considération) il me paroit, que Vous feriez bien d'éviter tout ce qui pouroit attirer trop certaines attentions. Ce nom, que Vous projettez, est entièrement étranger à Votre langue et à Votre Religion. Il feroit trop remarquer un attachement de Votre part, dont on ne Vous tiendroit surement pas compte, dans l'endroit où Vous allez et peut-être pas non plus, dans un autre endroit qu'il Vous importe encore plus, de ménager.

Vous sentez bien qu'il m'est extrémement pénible, de me refuser à une offre si douce, si flatteuse, que me fait Votre excellent coeur. Mais quand on aime, comme je Vous aime, comme je dois Vous aimer, il faut songer premièrement à ce qui peut faire le bien ou le mal de l'amie chérie, avant de se permettre une satisfaction, telle agréable qu'elle puisse être et que le seroit celle-ci pour moi.

Ma chère fille, il est exactement vrai que je ne puis pas exprimer comme je le voudrais et comme cela est tout ce que je sens pour Vous.

Ein gemischtes Gefühl erregte dieser Brief in ihrem Gemüthe. Die vorsichtige Beachtung der Umstände, mit welcher der König die Taufzeugenstelle ablehnt; dieser zarte Edelsinn, der, wenn es darauf ankommt, Ungunst oder Gefahr von einem theuern Haupte abzuwenden, sich selbst aufgibt, erhöhte ihre Anhänglichkeit an den unglücklichen Monarchen, und erfüllte sie mit einer wohlthuenden Empfindung: aber desto schmerzhafter fiel auf ihr Gemüth die Vorstellung von den Bedrängnissen, die den guten König umringten, und das Schlimmste befürchten ließen.

Immer schwebten vor ihrer Seele jene traurigen Züge des kleinen Gemäldes: das gesenkte Haupt, der Blick, der dem Sonnenuntergange nachschaut, und die niedergelegte Krone. Diese ganze Darstellung, die an sich schon so rührend war, machte einen desto wehmuthsvollern Eindruck auf ihre sehr aufgeregte Phantasie, je entschiedener sie das Schicksal ihres eigenen Hauses sich darin abspiegeln sah; ein Schicksal, welches durch die, gegen den Herzog gerichteten, und von neuem thätig gewordenen, Feindseligkeiten eines großen Theils der kurländischen Stände, seine Annäherung zu beschleunigen schien; denn die neuesten Ereignisse in Polen regten auch die zur Unruhe geneigten, Köpfe in Kurland auf, und brachten die zum Vortheil des Herzogs sprechende Entscheidung des polnischen Reichstages vollends um alles Ansehn, und folglich auch um die gehoffte Wirkung. Zurückgelegt, nicht beigelegt waren die Zwiste. Die gerüstete Kabale wartete nur die Wendung ab, in welcher die Angelegenheit Polens sich auflösen würde. Entweder rettete unter gewissen Bestimmungen die Republik ihr Daseyn, oder sie ging in dem überwältigenden Sturme gänzlich unter: im ersten Falle hatte man schon die Ränke geschmiedet, die bestimmt waren, die Rechte, das Ansehn und die Ruhe des Herzogs von neuem zu untergraben; im letztern Falle aber ging mit dem Untergange des Staates zugleich unter, was Verfügungen von daher festgesetzt hatten; und auch für diesen Ausgang lagen

schon, wie sich bald nachher zeigte, Plane von verderblicher Art in Bereitschaft.

Der polnische Commissarius Ritter Batowsky, dessen Ergebenheit für die Sache des Herzogs sich klar genug dargethan hatte, war für diejenigen, die den herzoglichen Ansprüchen feindlich gegenüberstanden, keine willkommne Erscheinung; mit desto mehr Auszeichnung und Wohlwollen aber wurde er von dem Herzoge und der Herzogin aufgenommen, die sich beide mit einer bedeutenden Schuld von Dankbarkeit ihm für die Dienste verpflichtet fühlten, die er in Warschau ihnen geleistet hatte. Besonders hoch stand er in der Meinung der Herzogin, die es unvergeßlich im Herzen trug, daß dieser Mann zu denen gehörte, die in den bedenklichsten Momenten, da die Sache, welche sie vor jenem Reichstage in Warschau führte, schon schwankte, und der Sieg ihren Gegnern sich zuneigte, kräftig eingriffen und den Verhandlungen einen Umschwung gaben, der den glücklichen Erfolg für die Sache des Herzogs herbeiführte. Vor allen hatte Batowsky mit rastlosem Eifer seine Talente zu diesem Behuf in Thätigkeit gesetzt, welches ihm die Herzogin mit Auszeichnung und Zutrauen vergalt.

Lebhaftes Anerkenntniß jeder Verdienstlichkeit, unermüdetes Wohlwollen, Milde, Nachsicht und ein Friedenssinn, der immer bereit ist Opfer zu bringen, waren gleichsam die Bestandtheile ihres ganzen Wesens, die Natur ihres Gemüths, dem es schon bis zur Fertigkeit eigen war, Alles, was Zuneigung, Freundschaft und Wohlwollen an freundlichen Gesinnungen ihr zuwandten, unauslöschlich im Gedächtniß aufzubewahren, jedes Mißvergnügen aber, und selbst Verletzungen ihrer Persönlichkeit, von welcher Seite sie auch kommen mochten, spurlos, wie flüchtige Schatten, an ihrer Seele vorübergehen zu lassen. Eine solche Stimmung, im Verkehr mit selbstsüchtigen Menschen, schwebt immer in Gefahr, die Beute der Arglist zu werden. Die Hofpartei war, wie natürlich, aus verschiedenen selbst einander widerstrebenden Naturen zusammengesetzt; die Herzogin umgaben dort Menschen, von mehr oder minder lautern Gesinnungen, Zwecken und Rücksichten, von mehr oder minder reinem Sittengehalt.

Schon diese Stellung war hinreichend, ungleiche Urtheile über sie von Seiten der Gegenpartei sowohl,

als in ihrem eignen Kreise zu veranlassen, wo sie mit aller Liebenswürdigkeit und Gewandtheit der Veranlassung nicht ausweichen konnte, die höfische Eifersucht zu reizen, die mit neidischen Blicken jeder, von fürstlichen Personen ausgehenden, Begünstigung nachzuschielen pflegt. Arglos, leicht beweglich und eilend, wie sie war, neigte sich überdies noch ihr ganzes rücksichtsloses Vertrauen schnell solchen Personen zu, die in irgend einer gefälligen Beziehung mit ihr standen, im Uebrigen aber ihrer Freundschaft unwürdig waren; Personen, die listig ihre Unbefangenheit überraschten, ihr Wohlwollen und ihre Freigebigkeit gröblich mißbrauchten, ihrem sonst klaren Geiste schielende Ansichten aufdrangen und sie zu manchem Lebensirrthume fortrissen, der, wenn er auch nicht das Heiligthum ihres tieferen Werthes entweihte, doch einen mißfarbigen Ton in dem schönen klaren Bilde des lieblichsten Daseyns zurückließ.

Indessen brachten die Botschaften aus Warschau immer niederschlagendere Nachrichten mit. Der Targewitzer Friede war geschlossen und die Hoffnungslosigkeit der polnischen Wiedergeburt unwiederruflich entschieden; doch vollständig ausgesprochen hatte sich das noch fortdrohende Verhältniß über Polens Zukunft nicht, so daß die Gegner des Herzogs fortfahren konnten, Hoffnungen zu fassen und verderbliche Plane gegen ihn auszuarbeiten. Sie beobachteten mit feindseligen Späherblicken den Gang seiner Regierung; auch gelang es der Arglist nicht selten, den Herzog durch seine Lieblinge zu Mißgriffen verlocken zu lassen, die geeignet waren, Beschwerden und Anklagen gegen ihn zu begründen: von dieser Art war ein Vorfall, in dessen Behandlung der Herzog nicht ganz vorwurffrei erscheinen konnte, indem er zu solchen Maßregeln der Härte bewogen wurde, welche die Billigung der unbefangensten Beobachter verfehlen mußten. Ein Günstling des Herzogs hatte einen Müller gemißhandelt und ihn eines Verbrechens beschuldigt. Der Müller klagt, der Rechtsausspruch wird verzögert. Heimliche Aufreizungen bringen einen Aufruhr des Müllergewerkes in der ganzen Gegend zu Stande. Eine Schaar von Meistern und Knappen dieses Gewerkes umringt den Gerichtshof und verlangt mit Ungestüm Gerechtigkeit für ihren Genossen. Der Herzog verordnet die Anwendung der scharfen militairischen Gewalt. Böses war bereits geschehen,

Schlimmeres noch zu fürchten. Da warf sich die Herzogin, gleich einem Friedensengel, in den Sturm, beschwörend die wilden Geister des Zorns und der Rache, rettend und vergütend, wie es die Gelegenheit darbot. Alles gelang ihr. Vor der zartesten Stimme der Sanftmuth verstummte das Getöse des Aufruhrs. Bewundert und gefeiert ging die edle Fürstin aus diesem Handel hervor; und in dem so reichlich ihr dargebrachten Huldigungseifer vereinigten sich alle Parteien.

Den Herzog bestärkte dieser Vorfall in dem bereits früher gefaßten Vorsatz, Kurland so bald als möglich zu verlassen, und nach Sagan zu gehen, wo er sich eine Stätte des Friedens und der Ruhe schon längst ausersehn und bereitet hatte; auch die Herzogin trat mit wehmuthsvollem Herzen dem Beschluß ihres Gemahls bei; nur waren noch mancherlei Umstände zu berücksichtigen, auszugleichen und zu beseitigen. Wohin nun in solchem Gedränge ihre Blicke sich wandten, da traten ihr störende Bedenklichkeiten entgegen. Hierdurch fühlte sie sich in einen Gemüthszustand versetzt, der ihr um so peinlicher wurde, da sie jetzt durch die Gewalt der Zeit in eine gewisse Tiefe der Besinnung und der Gefühle hinabgezogen wurde, nachdem sie früher durch eine Reihe glücklicher Jahre gewöhnt worden war, sorgenlos sich den Anerbietungen des frohen Augenblicks hinzugeben, und begleitet von den süßen Beifallstönen feierlicher Huldigungen, auf der ebenen geschmückten Oberfläche des Lebens leicht und anmuthig dahin zu schweben. Jetzt waren Entschließungen zu fassen, die reiflich erwogen seyn wollten, und Maßregeln zu ergreifen, die nahe und entfernte Rücksichten zu befriedigen hatten.

Die Zeitereignisse wurden dringender: die Begebenheiten in Polen hatten das letzte Schicksal des Königs in Grodnow herbeigeführt, und eine gänzliche Auflösung des Reichs, deren Folgen sich auch über Kurland erstrecken mußten, war vorauszusehen. Unter solchen Drohungen einer nahen Zukunft ward es nothwendig für die Herzogin, deren Entbindung herannahte, einen Zufluchtsort zu wählen. Der ehrwürdige Minister Alopeus rieth dem Herzoge, sich mit seiner Gemahlin nach Petersburg zu begeben. Er setzte klar genug die Gründe seines Vorschlages auseinander, der, wie die Sachen standen, für die herzogliche Familie unleugbar tröstlichere Aussichten,

als jede andre Maßregel eröffnete. Nur die leidenschaftlich gereizte Empfindlichkeit, die es sich nicht versagen kann, dem Gefühle ihres Unvermögens wenigstens das Schmeichelopfer des Trotzes zu bringen, war fähig, die Sicherheit der Maßregel, die jenen Vorschlag empfahl, zu verkennen; sie wurde verkannt. Auch die Herzogin, umringt von eigennützigen Rathgebern, die jede würdigere Stimme von ihr zu entfernen wußten, trat zu der Meinung ihres Gemahls über; mit ihm übereinstimmend, wählte sie zu ihrem Zufluchtsorte Berlin. Im April trat sie die Reise dahin an. Die Jubeltöne, die sonst überall in ihrem Vaterlande sie begrüßten, waren verstummt; thränenvolle Blicke sahen ihr nach. In stiller Zurückgezogenheit lebte sie in Berlin, wo sie den 21. August 1793 ihren Gemahl mit einer Tochter beschenkte, die den Namen Dorothea erhielt.

Der Herzog indeß, immer in Bereitschaft, seiner Gemahlin nachzufolgen, schob seine Abreise von einem Monat zum andern auf, indem seine Günstlinge bald Schwierigkeiten bald Hoffnungen aufstellten, die ihn zurückhielten. Während dieses Zögerns nun, erhoben die Polen, an deren Spitze Kosciusko stand, jene letzten Bewegungen, welche die gänzliche Auflösung des republikanischen Königthums und die Zertheilung des Landes zur Folge hatten. Unter welchen Bedingungen, unter welchem Schutze konnte nun das, von seiner bisherigen Lehnsverbindung mit Polen abgelöste, Kurland fernerhin ein selbstständiges Daseyn behaupten? Das war die furchtbare Frage, die jetzt sich gebieterisch aufdrang.

Ein weites Feld der unlautersten Berathungen eröffnete sich; ein Wettrennen der unwürdigsten, selbstsüchtigsten Bestrebungen begann; das allgemeine Heil verschwand gänzlich aus den Augen der Landesvorsteher; die Lockungen des besondern, persönlichen Vortheils, wie er auch zu erreichen seyn mochte, trugen den Sieg davon. Verlassen stand der Herzog, verlassen das Land. Die kurischen Stände richteten ihre Blicke nach Petersburg; dem Herzoge blieben die Schritte, welche jene thaten, das Land der Kaiserin zu unterwerfen, nicht verborgen; demnach schien auch ihm, um einem härtern Verhängnisse zuvorzukommen, nichts anders übrig zu seyn, als der Entschluß, der allgemeinen Richtung zu folgen. Doch

dauerte der unentschiedene Zustand der öffentlichen Angelegenheiten in Kurland noch zwei Jahre.

Die Herzogin verlebte während dieser Zeit in Berlin, späterhin aber in Leipzig, wo sie noch stiller und zurückgezogener sich einrichtete, die einsamen Tage, die besonders durch die Entbehrung ihrer geliebten Kinder ihr so unerfreulich und reizlos vergingen.

Im Jahre 1795 erfolgte endlich die Unterwerfung des Herzogthums Kurland unter das russische Zepter; und der Herzog legte um eben diese Zeit in Petersburg seine Ansprüche und Fürstenrechte in die Hände der Kaiserin nieder. Von Petersburg zurückkehrend, verließ er nun Kurland auf immer, und begab sich mit den drei Prinzessinnen nach Sagan, wo die Herzogin ihn und ihre theuern Kinder erwartete.

Außer dem schlesischen Herzogthume Sagan, besaß der Herzog die Herrschaft Nachod in Böhmen. Zwischen diesen beiden Besitzungen theilte die Familie ihren Aufenthalt, und verbreitete, wo sie war, Wohlthaten und Wohlseyn.

(Der Beschluß folgt).

Georg Zoega.

Vorwort.

Der folgende Versuch einer kurzen Biographie, im Jahr 1821 entworfen, ist nach den von Friedr. Gottlieb Welcker im Jahr 1819 in zwei Bänden herausgegebenen, eben so gehaltvollen als zahlreichen Briefen Zoega's, auch den hinzugefügten biographischen Erläuterungen des Herausgebers, verfaßt. Bei der Beurtheilung der vornehmsten Werke des Dänischen Archäologen war derselbe gründliche und geistreiche deutsche Alterthumsforscher, mit ihnen wie mit ihrem verewigten Verfasser so vertraut, als Führer willkommen, wenn gleich Auswahl der Data, und Modificazion der Urtheile in Nebenpuncten, hin und wieder die Individualität dessen verrathen sollte, der jenes ausführliche Buch für den Zweck der Zeitgenossen, und zwar oft wörtlich, benuzte. Uebrigens wird Jeder, den der Gegenstand anspricht, in Hinsicht seiner viel-

fachen tiefern Beziehungen, die hier nicht alle auch nur angedeutet werden konnten, auf das reichhaltige Werk selbst verwiesen, sowohl überhaupt, als an vielen, besonders bemerklich gemachten, Stellen.

Dorpat, im April 1823.

Morgenstern.

Georg Zoega.

Georg Zoega ward geboren am 20. Dec. des Jahres 1755 in Dahler, einem Dorfe der Jütländischen Grafschaft Schackenborg, wo sein wackrer Vater, Wilh. Christian, Prediger war, der wenige Jahre darauf nach Mögeltondern, einem ziemlich ansehnlichen Flecken derselben Grafschaft, nicht weit von der Stadt Tondern, versezt und später auch zum Probst ernannt ward [1]). Die Gegend ist eine von denen, wo das Deutsche am meisten auch auf dem Lande verbreitet ist, und wenigstens allgemein verstanden wird. Georg war der älteste Sohn, und zeigte früh erwachten Sinn und Nachdenklichkeit. Auch lernte er etwa eilf Jahr alt zeichnen. Von Hauslehrern bekam er den gewöhnlichen Schulunterricht, und war im sechzehnten Jahre auch schon im Griechischen und Hebräischen ziemlich weit. Aus dieser Zeit ist noch ein Heft deutscher Aufsätze, die der Vater wöchentlich durchsah, in denen schon gediegener Ausdruck und klare Darstellung sich finden. Die Gegenstände sind biblische; das Gemälde des Oelbergs erinnert an Gesner, und die Kreuzigung des Erlösers zeigt, wie der Geist des Klopstockischen Messias das Gemüth des jungen Erzählers erfüllte. Um Ostern 1772 brachte ihn der Vater auf die Schule zu Altona, deren gegenwärtiger Director Struve sein Mitschüler war. Der damalige Director war Henrici; unter den Lehrern waren Dusch und Ehlers, durch die er besonders im Englischen und Französischen weiter

1) Vgl. Kordes in den N. Allg. Int. Bl. für Lit. u. Kunst, zur N. Leipz. Lit. Zeit. 1809. St. 33. S. 528.

kam. Unter den alten Sprachen hatte die Griechische, unter den neuern damals die Englische des Jünglings Vorliebe. Im Lateinischen machte er auf der Schule sehr gute Fortschritte; im Griechischen ging es ihm zu langsam. Homer war schon frühzeitig sein Lieblingsbuch. Aus vier bis sechs seiner Mitschüler stiftete er einen Verein zur Uebung im Schreiben und Uebersetzen, dessen geachteter Vorsitzer er war. Schon im April 1773 konnte er vom Gymnasium, wo er als ein Muster seiner Mitschüler galt, auf die Universität Göttingen gehn.

Das Universitätsleben machte auf einen Jüngling von solcher Vorbereitung und Richtung keinen sehr auffallenden Eindruck. Seine Charakteranlage und seine Empfindungsweise waren zu entschieden, um sich anders als aus sich selbst hervor, in Gefolg erweiterter Ansichten der Natur und des Lebens zu entwickeln. Nur eine freye, nach eigenstem Bedürfniß bestimmte Bildung konnte ihm zusagen. Von Göttingischen Lehrern hörte er vorzüglich Heyne über Griechische und Römische Alterthümer, über Pindar und Homers Odyssee; bei Feder über Logik und Metaphysik, und zwey Mal die praktische Philosophie; bey Meiners eine kritische Vorlesung über die philosophischen Werke der Griechischen Litteratur, ferner Geschichte der Philosophie und Geschichte der ältern Religionen, Psychologie und Aesthetik; im Italienischen soll Hölty eine Zeitlang sein Lehrer gewesen seyn. Außerdem hörte er bey Gatterer Universalgeschichte und Geographie, Reichshistorie bey Pütter, Statistik bey Schlözer, Physik und Naturgeschichte bey Erxleben, reine Mathematik bey Eberhard. Von diesen Wissenschaften sah er, dem von seinem verständigen Vater die Wahl ganz frey gelassen wurde, damals Philosophie in Verbindung mit Philologie und Geschichte als sein Hauptstudium an. Im Winterhalbjahr 1775 sollten noch Gatterer's Statistik und Diplomatik, Murray's neuere Europäische Geschichte und Schlözer's Politik besucht, die ganzen Vormittage aber zu ungestörtem Lesen benuzt werden. In die Beschäftigungen dieses Winters mischten sich indeß bald Reisegedanken. Der Plan des Vaters war, daß er den größern Theil des Sommers die meisten Gegenden und Städte Deutschlands besuchen, und den noch übrigen Theil, so wie den ganzen Winter das Studieren in Leipzig fortsetzen sollte. Man weiß

übrigens, daß er in den Vorlesungen wenig oder gar nicht nachschrieb, die öffentliche Bibliothek fleißig benuzte, mit wenigen Studierenden umging, von Professoren aber nur mit Meiners, den er damals sehr hochschäzte, nähern Umgang hatte. Großen Eindruck machten auf ihn Winckelmann's Schriften. In dieser Zeit, wo das Studium der Geschichte der alten Kunst in Deutschland begann, erregten selbst Klotz, Christ, und Ernesti's Commentator Martini, vielen Antheil bei den bessern Köpfen unter den jungen Leuten, und man fühlte sich damals in dieser Art des Wissens gern etwas vornehm, so wie später in andern, wie z. B. in der Geschichte der Menschheit, in der Kantischen Philosophie, in der Naturphilosophie, in der Mythologie und Symbolik, in der Indischen Litteratur u. s. w.

Die Reise, welche eigentlich nur auf einem Umweg zur Universität Leipzig zu führen bestimmt, und für welche Straßburg, Wien und Sachsen als Grenzpuncte angegeben waren, wiewohl auch schon gerathen wurde Bern und Zürich zu besuchen, dehnte sich, zwar nicht über den Sommer, aber doch weit über jene Grenzen aus. Der Wunsch, Italien zu sehn, war, wie er seinem Vater schrieb, theils durch die Lobsprüche der Reisenden, theils durch Italienische Bekanntschaften in Wien bei Zoega rege geworden. Er glaubte hier, seiner Empfänglichkeit für das Schöne die lauterste Nahrung zu verschaffen, von den Kunstwerken der Alten richtige Begriffe zu erhalten, und durch die Betrachtung derjenigen, welche das einstimmige Urtheil der Kenner für die vortrefflichsten erklärt, zu lernen, wie man, ohne bloß seinem individuellen Gefühle zu folgen, über Schönheit in den Werken der Kunst urtheilen müsse. Hiezu kam die Begierde, ein Volk kennen zu lernen, welches einst eine lange Zeit über alle andere Völker Europens erhaben war; auch ein Land zu sehen, welches von den nordischen so verschieden ist; ein Land endlich, aus welchem seine Voreltern stammten. Es soll nämlich zwischen den Jahren 1570—1580 Matthias Zoega, ein Italienischer Graf, Güter nicht weit von Verona besessen, einen vornehmen Herrn im Zweykampf erschossen, hierauf sich nach dem nördlichen Deutschland geflüchtet haben, zum Lutherthum übergegangen und, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Schwiegersohn eines Mecklenburgischen Hofpredigers ge-

worden seyn. Sein zweyter Sohn ist, heißt es, Cantor in Flensburg, und von diesem der Sohn, der Enkel und der Urenkel Prediger in Wilstrup gewesen. Sohn des leztern war der Probst von Mögeltondern. — Unser Zoega ging also über Venedig bis Rom; diese Stadt war ihm anziehend vor allen. Im August reiste er mit Extrapost in Eil zurück durch Tyrol, Schwaben und Franken über Nürnberg nach Leipzig. Kaum hatte er dort sich für den Winter eingerichtet, so besuchte er zuvor noch die übrigen Sächsischen Akademieen und Gotha und Dresden. In Leipzig vermißte er die Göttingische Bibliothek, mit deren Hülfe er eine ganze Folge von Büchern in einem Fache zu lesen gewohnt war. Den Winter über hörte er Staatsrecht bey Seger, Cameralwissenschaft bey Schreber, und Staatengeschichte bei Wenck. Für sich beschäftigte er sich fortdauernd mit den Griechen; auch war Homer immer sein treuer Reisegefährte gewesen. Dem Dr. Ernesti machte er zwar einen Besuch, fand sich aber durch stolzes Wesen abgestoßen; wogegen er von Gelehrten, die er besucht habe, in Hinsicht ihres Betragens gegen Fremde den P. Denis in Wien und die Gelehrten in Zürich, z. B. den Dichter Geßner, rühmte. Aus der Zeit seines etwa halbjährigen Aufenthalts in Leipzig haben sich ein paar Aufsätze über Philosophie und Volksreligion, über Selbstmord und Zustand nach dem Tode, erhalten, woraus hervorgeht, daß damals sein natürlicher Scharfsinn (er war in seinem zwei und zwanzigsten Jahre) sich gern den Paradoxieen einer skeptischen Denkweise über die wichtigsten Gegenstände des Denkens überließ.

Zoega's Vater wünschte, daß der älteste seiner Söhne den nun folgenden Sommer dem Unterrichte seiner zwey jüngern widmen möchte. Dieser nahm die Rückreise über Dresden, und traf mit dem May nach fünfjähriger Abwesenheit im väterlichen Hause in Mögeltondern ein. Hier lebte er den Sommer über ganz eingezogen, meist mit seinen Büchern, war fast noch mehr von schweigsamem und nachdenklichem Wesen als vorher, und sprach nur über Gegenstände seines Fachs beredter. Vielleicht ist eine Frucht der ruhigen Einsamkeit dieser Zeit ein flüchtig entworfenes Trauerspiel Clementine Salviati. Die Behandlung soll an Göthe's wenige Jahre zuvor erschienenen Clavigo erinnern, in den beyden weib-

lichen Rollen anschauliche Kenntniß römischer Naturen sich zeigen, und in einigen Stellen ein tiefes Gefühl sich aussprechen. Eben so ein mit zartem Sinn und sorgfältig behandeltes Stück Deukalion in drei Scenen; auch ein paar Balladen, deren Stoff altdänisch ist.

Wie günstig auch das einsiedlerische Leben in der Heimath dichterischen und gelehrten Uebungen seyn mochte, so forderten doch die Verhältnisse etwas andres. Nach dem Plan, den Zoega in seinen Arbeiten befolgt hatte, schien es nicht leicht, in eine angemessene Thätigkeit zur Anwendung derselben zu gelangen. So ward der Vorschlag seines Oheims angenommen, der Justizrath und Postcassirer in Kopenhagen war, daß er vorläufig bei ihm verweilen möchte, um eine Gelegenheit dazu bequemer abzusehn und zu erwählen. Im Hause des Oheims, wo er nun seit dem Spätherbst des J. 1777 war, wurde ihm, dem an Einsamkeit Gewöhnten, lästig, mit einem Vetter auf Einem Zimmer zu wohnen. Eine Stelle nach seinem Bedürfniß wollte sich anfangs nicht finden, was kein Wunder war, da er keine der gewöhnlichen Facultätswissenschaften zu seinem Beruf erwählt hatte. In Ermangelung anderer Bestimmung fing er an, als Volontair auf die Rentkammer zu gehen, wo ein dort angestellter Verwandter sich Mühe gab, ihn in die Geschäfte einzuleiten, so trocken und mechanisch ihm auch die Kammergeschäfte vorkamen. Zur akademischen Laufbahn fühlte er sich, wie natürlich, brauchbarer. Doch hatte er gar keine Lust, sich als Privatlehrer bei der Universität in Kopenhagen, wo es ihm damals überhaupt nicht gefiel, zu versuchen; eher hätte er in Kiel den Versuch gemacht, wiewohl auch dazu Neigung und Hoffnung nicht groß waren. Ueberdrüßig des Aufenthalts in der Hauptstadt Dänemarks, wo ihm kein angemessener Wirkungskreis ward, tief verstimmt über die Abhängigkeit im Hause seines Oheims, eines braven und geachteten Geschäftmannes, der aber freylich nicht dazu geeignet war, in Zoega's Inneres zu blicken, ergriff er mit Freuden den Antrag zu einer Hofmeisterstelle auf dem Lande bei einem Verwandten, Hrn. Brögger. Da indeß die Umstände diese Stelle nicht gleich anzutreten erlaubten, eilte er wieder auf ein paar Monate in das väterliche Haus nach Mögeltondern zurück. Zoega gehörte als junger Mann zu denen, welchen, wo sie nicht besonders ange-

sprochen werden, leicht alles zuwider ist. Unfehlbar hatten auch die Englischen Dichter auf sein, ihnen von Natur zugestimmtes Gemüth, die Wirkungen hervorgebracht, welche Göthe in seinem Leben [2]) so treffend angedeutet hat: er war in einen ernsten Trübsinn versunken. Aber neben solchen gespannten Betrachtungen und melancholischen Bildern hatte er auch heitern Lebensreiz kennen gelernt. Diesem doppelten Zuge nach den Mondscheinsscenen und der Welt der Geister, wie nach dem schönern Naturleben, fand er ein, nur um sich selbst sich herumdrehendes Familienleben, das ihm noch dazu entfremdet war, widersprechend. Dazu kam in Kopenhagen erwachende innige Neigung zu einem interessanten, ihm, dem damals oft Verkannten, Theilnahme beweisenden Mädchen, das er auch, als sie seiner nicht ganz würdig schien und die Seinige nicht werden konnte, nach seiner Entfernung aus der Hauptstadt nicht so bald vergessen konnte. Uebrigens hatte er in der Hauptstadt doch gelegentlich die Suhmische Bibliothek fleißig benuzt, die Italienische Oper gern besucht, und auch einen Herzensfreund zur Seite, den er schon auf der Universität lieb gewonnen: Esmarch, schlichten Wesens und lautern Herzens, der auch als ein Freund von Voß schon aus dessen Oden bekannt, späterhin viele Jahre in Rendsburg lebte, und erst seit kurzem starb. Zu Hause in Mögeltondern behielt Zoega seine finstre Miene und sein stilles Wesen; übrigens mit seinen Büchern und dem Unterrichte seiner Geschwister beschäftigt, zuweilen auch mit den Brüdern im Freyen, besonders in einem weitläuftigen gräflichen Garten, dicht an seinem Dorfe, sich erheiternd.

Im October 1778 also reiste er ab zur Uebernahme der Hofmeisterstelle bey dem funfzehnjährigen jungen Anverwandten, der kürzlich eine reiche Erbschaft gethan, nach dem Städtchen Kjerteminde an der östlichen Küste der Insel Fühnen. Hier war er in einer bequemen Lage, und hatte viel Muße, da sein Zögling vornehmlich nur in neuern Sprachen unterrichtet werden sollte. Der an sich unbedeutende Ort liegt in romantischer Umgebung in einer der schönsten Gegenden Dänemarks: Wald und Meer und jähe Klüfte und Aussichten nach fernen Küsten, das alles bey einander gibt der Phantasie Nahrung die

---

2) Dichtung und Wahrheit, Th. III, S. 325.

Fülle. „Ich freue mich," schreibt Zoega an Esmarch [3]), „auf den Winter, wenn's stürmt und brüllen wird, und ich mich hinstelle in die Nähe des Waldes, und zuschaue den kämpfenden Wogen. Und wenn der Frühling wiederum zurückkehrt, mich zu verlieren in den stillen vertraulichen Thälern, oder von der Spitze eines Hügels Thal und Wald zu betrachten, und wie die Wellen des Oceans tanzen im Schimmer der Abendsonne." Und an einer andern Stelle [4]): „Ich bin kein Verächter der Kunst...... Ich habe sie gesehn und empfunden in aller ihrer Herrlichkeit; aber Gott ist doch mehr als der Mensch. Ich besuchte oft die Colonnade von St. Peter, das Meisterstück der Kunst, ich beugte mein Herz vor der Majestät des Genius, der das hervorgehn hieß: aber doch war's nichts gegen das Gefühl, wenn ich herumwandre in den Säulengängen eines schlankstämmigen Buchenwaldes, fühle die Gegenwart des Unendlichen, der durch alles ausgegossen ist, alles umfaßt mit schaffender Liebe, daß die verborgensten Winkel der Erde feyern in der Pracht ihres Erhalters."

An Umgang ersezten, was dem Städtchen selbst abging, die nahen Edelhöfe, wo Zoega einen ungezwungenen Umgang, und unter den Predigern und Gutsbesitzern einige genauere, für Geist und Herz anziehende Bekanntschaften machte. Aus dieser Zeit, die nicht über sieben Monate, vom October 1778 bis im April 1779 dauerte, ist außer den Briefen an den Vater eine lange Reihe von Briefen an seinen vertrautesten Jugendfreund Esmarch vorhanden. Sie zeigen ihn in seiner ganzen, immer mehr sich entwickelnden Eigenthümlichkeit, und sind aus einem Zeitraum, der wie Welcker treffend bemerkt [5]), „unter die wichtigsten in der ganzen Geschichte unsers Schriftwesens gehört:" jenem Zeitraum, „wo Göthe's erste Schriften mit der ganzen Kraft der Neuheit auf die Gemüther wirkten; wo überhaupt eine größere Empfindsamkeit, wie Frühlingswärme, vorzüglich die Deutsche Jugendwelt trieb und belebte; wo sich die Kraft wie wiedergeboren regte, und mit ihr, wie immer, die Anmaßung erwachte, wozu der nach völliger Unabhängig-

---

3) Th. I. S. 113. 4) I. S. 178.
5) Vorr. S. XX. XXI.

keit strebende Verstand geneigt ist." Stark und vernehmlich spricht aus diesen Briefen der bessere Geist jener Zeit, und was ihr Verfasser an einer Stelle sagt, „daß er seine Ansichten so oft in Göthe wiederfinde, als in keinem andern [6])," das empfindet der Leser als wahr und wird „nächstdem nicht selten durch Urtheile von Lessingscher Klarheit und Schärfe, von einem Jüngling ausgesprochen, überrascht." Bedürfniß unabhängiger Lage und Ruhe zur Verfolgung der eignen Ideen, fester Vorsatz der Bewahrung des eigenen angebornen Sinnes und des Verfolgens des eigenen Wegs trotz jedem Widerstand, jugendliche Mischung von Skepticismus und Schwärmerey, tiefes Gefühl für die Erhabenheit und Schönheit der Natur, unbefriedigte Sehnsucht des Einsamen nach Mitgefühl beym Schwelgen im Genuß der Eindrücke des Romantischen, des Großen und Unermeßlichen, oft fast im Geist und Tone Werther's sich ergießend [7]), Anspruchlosigkeit auf äußere Güter und doch sich Messen mit den Trefflichsten, antikes Selbstgefühl des Jünglings neben dem Mangel an Selbstgenüge bey seinen Arbeiten — alles dieß spricht aus den an Esmarch und an den Vater aus Kjerteminde geschriebenen Briefen. Seine dortige, liebgewonnene Lage verläßt er indeß ohne Zögern, als ihm im Frühjahr 1778 ungesucht die Einladung wird, einen Dänischen jungen Edelmann, den Kammerjunker von Heinen, auf einer Reise durch einige der merkwürdigsten Länder Europens zu begleiten. Die Reise ging zuerst abermals nach Göttingen, wo sie im Julius ankamen. Hier wird er von den alten Lehrern, Feder, Meiners und Heyne mit Wärme empfangen. Bey lezterm fängt er an, obwohl mitten im Halbjahr, Archäologie zu hören, und sich durch eigenes Lesen in dieß Studium weiter hinein zu arbeiten; bey der Abreise will ihm Heyne eine Notiz von archäologischen Dingen mitgeben die ihm selbst noch dunkel sind, die durch den Augenschein entschieden werden müssen, und worüber ihm Zoega dann Nachrichten und Aufklärungen ertheilen soll.

---

6) Vergl. I. S. 146.

7) So scheint's mir, ungeachtet dessen was Welcker II. 385 bemerkt, wenigstens von diesen frühern Jahren. In Hinsicht der spätern mag W. Recht haben.

Schon von Kjerteminde schrieb er einmal [8]): „Das Studium der Kunst ist noch unter allen Dingen, die man Wissenschaft nennt, dasjenige was mich am meisten interessirt, und kränkt mich oft, daß ich das jezt ganz muß liegen lassen. Doch vielleicht wenn ich's tiefer ergründet hätte, würde mir's damit gehen, wie mit verschiednem andern, wofür ich sonst eine eben so starke Prädilection hatte. Unterdessen denk' ich wollt' ich's so anfangen, daß es mir nicht sobald in's Trockene fiele." Auch ist in seinen, während dieses zweyten Aufenthalts in Göttingen geschriebenen Briefen eine Hindeutung auf den Gedanken einstiger Ansiedelung in Rom, so wie schon in weit frühern und in spätern [9]). Außer der Archäologie bey Heyne besuchte er, während dieses seines zweyten Aufenthalts in Göttingen, Beckmann über Oekonomie und Technologie, Blumenbach über Naturgeschichte, und Meiners über die religiösen Ideen verschiedener alter Völker. Von Homer und Ossian hatte er zwey sehr kleine Ausgaben, und ohne eine von diesen in der Tasche ging er damals selten aus seiner Wohnung. Auch Petrarca und Tasso las er stets fort. Heyne achtete ihn sehr hoch; er fürchtete nur, daß seine seltnen Anlagen, da er sich noch für kein Fach bestimmt hatte, bei seiner Rückkehr in's Vaterland zu bürgerlichen Verrichtungen verwandt werden und für die Wissenschaften verloren seyn möchten. Aber das sah er voraus, daß wenn Zoega Ruhe gewönne, einen Plan für irgend eine Wissenschaft anzulegen, er ihn mit Festigkeit ausführen und etwas Ungewöhnliches dabey ausrichten würde. Den 5. März 1780 verlassen die beyden Reisenden Göttingen und gehn über Cassel, Manheim, München, Regensburg nach Wien. Ueber die Wasserreise auf der Donau von Regensburg nach der Hauptstadt Oestreichs ist ein ausführliches, Italienisch geschriebenes Tagebuch vorhanden. Zoega hatte überhaupt ein Wohlgefallen daran, das einsam Gesehene und Empfundene, seyen es Naturschönheiten, Gemälde, seyen es kleine angenehme Zufälligkeiten auf Spaziergängen oder sonst,

---

8) I. S. 171.

9) Vergl. I. S. 37. 39. 57. 237. 239. 320. 325. 332. 333. 350. 362. 417.

und ebenso das Gedachte, noch einmal in einer ausführlichen Darstellung sinnig und verweilend zu wiederholen und nachzuleben und, fast ganz in dem Tone wie an einen vertrauten Freund, zu schildern. Nach dreywöchentlichem Aufenthalt in Wien, von wo sie zu Ende Aprils abreisen, geht es nach Venedig. Als er das Venezianische betritt, ruft er aus [10]): „Ich neige mich vor dir, o Italia, mütterliches Land, Land meiner Liebe! O hätte ich zu ruhen in deinem Schooß, wenn die Tage meines Wegs geendigt wären! Warum erleichtert deine Luft meine Nerven? warum erhellt deine sinkende Sonne meinen Geist? Deine vielen zitternden Pappeln pispeln mir Frieden zu, deine rebenschweren Laubgänge laden mich ein zu vergeßlicher Ruhe. Süßer ist hier das Lied der Nachtigall, anmuthiger der Bäche Gemurmel, lieblicher der Duft deiner tausend Gärten. Wenn geendet haben wird mein Lauf in dieser Welt, so nimm mich in deinen Schooß auf, o Mutter meines unersättlichen Geistes!" In Venedig, wo sie zur Feyerlichkeit des Himmelfahrtstages ankamen, verweilte man einen Monat. Hier gab vorzüglich die Architektur dem Bemerkungsgeist unseres Reisenden reichen Stoff, so wie die Gemälde, die Lage der Stadt, die Verfassung und das Volksleben. In Florenz waren sie drey Wochen, vier Monate in Rom, bis Ende Octobers, den Winter in Neapel, auf der Rückreise wieder zwey Monate in Rom, in Florenz wieder zwölf Tage. Auch in Neapel, so sehr er der Herrlichkeit der Umgebung Gerechtigkeit widerfahren läßt [11]), sehnte er sich nach Rom zurück, und schreibt von dorther an seinen Vater [12]): „Nirgends besizt man so viel Freyheit als in Rom, und nirgends ist so viel, das sich freywillig zum Genuß darbietet. Ich sage denn das nur nach meinem Gefühl, welches freylich sehr individuell ist: denn wer zum Exempel zu seiner Zufriedenheit Theater, Gastereyen, Gallatage und steife Gesellschaften braucht, oder sehr viel Gelehrsamkeit und Modeweisheit, der muß nicht nach Rom kommen. Aber Natur und Kunst zu betrachten in ihrer Schönheit und Reinheit, contrastirt durch alle Arten und Grade von Verderb, durch den Widerstand erhoben, füllend,

10) I. S. 280. 11) I. S. 328. 12) I. S. 328, 329.

sänftigend und erregend die Seele des unbefangenen Menschen; zu studieren den Geist des Menschen unmittelbar aus seinen Werken, und die Schicksale der Völker aus den Ueberbleibseln der vielen Jahrhunderte, vor sich zu haben die Vergangenheit gegenwärtig, zu wandern zwischen ihren Fußstapfen, und zu sehn, wie vergangen sind wiederum die Palläste, die die späteren Geschlechter erbauten über ihren Trümmern. Nirgends übersieht man so den ganzen Raum der Menschheit in Umfang und Dauer." Einige Tage brachte er allein in Tivoli zu, in seinen mit ehrwürdigen Resten des Alterthums geschmückten Hainen, und an seinen Wasserfällen, und auf seinen Hügeln mit dem Blick auf's Meer über der weiten Ebene bey Sonnenaufgang und im Mondschein; und diese Tage gehörten zu den glücklichsten seines Lebens. Denn, sagt Zoega [13]), „nur dann ist der Mensch ganz glücklich, wenn er ruht am Busen der Natur, neues wärmeres Leben trinkt aus ihren ewig quellenden Brüsten, frey von den Beengungen der tausend nichtigen unüberwindlichen Dinge, die uns stets kümmern, niederdrücken, entmannen, seine Seele öffnet so weit er will, mit Bruderliebe umfaßt den Felsenstrom und die gestaltlose Klagmücke, die nächtlich im Grase wimmert." In Turin ward von Zoega's Begleiter bey der unerwarteten Nachricht vom Tode des Dänischen Geheimenraths Linstow plötzlich die Heimreise beschlossen und an demselben Tage, wo die Nachricht eintraf, den 28. Juni 1781, angetreten. Dem frühern Plane nach [14]) sollte noch Frankreich, England und Holland besucht werden, und die Reise noch anderthalb bis zwey Jahre dauern. Zoega war überrascht, doch nicht niedergeschlagen. Bald darauf sprach er Heyne, der ihn ermuthigte, alles anzuwenden, um seinen angefangenen Lauf, wenigstens ohne lange Unterbrechung fortsetzen zu können. „Jetzt erst," schreibt er aus Hamburg [15]) an seinen Vater, „fühle ich, wie erstaunlich viel ich verloren habe, da ich nun einsehe, daß ich in meinen Bemühungen schon glücklicher gewesen war, als ich selbst glaubte, u. s. w. Geleitet von Heyne, durch seine Mitarbeitung unterstüzt, mußte mir's gelingen, einer noch ungeformten Wissenschaft be-

---

13) I. S. 339, 340. 14) Vgl. I. 242. 15) I. S. 359, 360.

stimmte zweckentsprechende Gestalt zu geben, dasjenige, was bisher nur schwankendes, unfestes Räsonnement gewesen war, in ein sicheres, anwendbares und wichtiges Studium zu verwandeln.... Heyne hatte schon lange den Plan entworfen, das Studium des Alterthums mit historischer Strenge zu behandeln und durch Anwendung auf die Geschichte der Menschheit wichtig zu machen. Aber gefesselt an einen Ort, wo seine Gegenwart unentbehrlich ist, durfte er an die Ausführung nicht denken, weil dieselbe Aufenthalt erforderte in denjenigen Ländern, wo die Geschichte der Menschheit aufgedeckt liegt in den Ueberbleibseln ihrer Werke, wo wir wie aus Urkunden einen großen Theil desjenigen beurtheilen können, was wir sonst Schriftstellern, die voll Unrichtigkeiten und Widersprüchen sind, auf ihr Wort trauen mußten. Er suchte einen jungen Mann, in dessen Seele er seine Ideen hineinlegen könnte, dessen Geist dem seinigen zu folgen im Stande wäre, der ungebunden und zugleich Enthusiast genug wäre, um seine Kräfte einer Wissenschaft zu widmen, die nur ihrer selbst wegen schätzbar ist, nicht in Rücksicht auf damit zu machenden Erwerb. Meine erste Reise nach Italien hatte ähnliche Ideen in mir hervorgebracht, wir begegneten uns auf halbem Wege, und obschon ich mich nicht im Stande glaubte, das Ganze auszuführen, auch meine Gedanken zugleich auf andere Dinge gerichtet waren, so versprach ich ihm doch, bey Antritt der zweyten Reise, so viel zu thun, als Lage, Umstände und andere nicht hintanzusetzende Geschäfte erlauben würden." Heyne's Rath zufolge geht Zoega gleich nach seiner Ankunft in Kopenhagen, den 27. July, zum damaligen Dänischen Staatssecretär und ersten Minister, dem Geheimen Rath Guldberg, der durch den Onkel Zoega's schon vorbereitet war, ihn zu sehn. Die Folge eines langen Gesprächs ist, daß Guldberg ihm aufträgt, im numismatischen Fache zu arbeiten, welches gerade den Winter in Paris eine seiner Hauptbeschäftigungen hätte seyn sollen, und zwar soll er vier in Kopenhagen vorhandene Münzcabinette unter die Hände bekommen, und durch Vergleichung derselben mit den Katalogen andrer größerer Sammlungen bestimmen, was in jener sich Seltnes und Merkwürdiges finde, und die so aufgemerkten Stücke beschreiben und in einem

Lateinischen Werke bekannt machen [16]). Auch möge er dem zu machenden Verzeichniß der merkwürdigsten Stücke der Kopenhagener Sammlungen eine Vorrede vorsetzen, worin er vom Studium des Alterthums im Allgemeinen handle, und seine Ansichten dieses Studiums aus einander setze, damit der Minister dadurch um so eher gerechtfertigt sey, wenn er einmal etwas Rechtes für ihn thäte [17]). So willkommen diese Aufträge unserm Zoega waren, so leuchteten ihm doch bald die Schwierigkeiten der Ausführung ein. Besonders vermißte er, da damals Eckhel's preiswürdige Doctrina numorum veterum noch nicht vorhanden war, den Hauptkatalog, den alle die von seltnen Münzen schreiben, zu ergänzen sich das Ansehn gäben, und der doch nirgends existire [18]). Auch vermißte er in den damals vorhandenen numismatischen Werken, wie in den antiquarischen überhaupt, Treue der Zeichnung bey den Kupferstichen [19]). Bey diesen und ähnlichen Erwägungen hatte er den Staatssecretär darauf aufmerksam gemacht, daß ihm selbst noch viel mangele an den Kenntnissen die er zu besitzen wünsche, und daß nur eine Reise ihn noch recht geschickt machen könnte [20]). So war ihm der Antrag geschehen, auf königliche Kosten zwey Jahre lang zu reisen, in der Absicht, Numismatik und Gemmenkunde aus dem Grunde zu studieren: nach der Rückkehr solle er bey dem K. Münz- und Gemmencabinet mit Wohnung auf dem Rosenburger Schlosse, angestellt werden [21]). Zoega war froh, so in einer ruhigen unabhängigen Verfassung an Orten, die Nahrung hatten für sein Studium, dieß fortsetzen zu können und zugleich so der, überhaupt und für seine Denkart doppelt unangenehmen Nothwendigkeit zu entgehn, vor der Welt aufzutreten, ehe er noch all die Einsichten, all die Uebung besaß, die er von sich selbst gefordert haben würde und wozu jungen Gelehrten so selten Zeit gelassen wird. Die königliche Münzsammlung war damals ohnehin außer Ordnung und ohne bestimmten Aufseher, wurde also gewöhnlich nicht gezeigt. So mußte er den Winter, ehe er die Reise antrat, sich bloß mit Lesen beschäftigen. Außer den numismatischen in

16) I. S. 364, 365. 17) I. S. 366. 18) I. S. 367.
19) I. S. 368. 20) I. S. 372. 21) I. S. 372. 434.

Kopenhagen zu habenden Büchern las er verschiedene Griechen im Zusammenhange, und so, daß er besonders auch mit Rücksicht auf sein Fach excerpirte, womit er, wo er in Zukunft seyn werde, fortzufahren sich vorsezte. So las er damals mit größtem Vergnügen den ganzen Platon von Anfang bis zu Ende [22]). Im April 1782 ward ihm die Versicherung, daß er auf zwey Jahre jährlich 600 Thaler und nach der Rückkehr die Aufsicht über das königl. Münzcabinet bekommen sollte. Der Staatssecretär Guldberg, der ihm seine Gunst in hohem Grade zugewandt hatte, gab ihm eine eigenhändig geschriebene Anweisung mit, wornach er am 1. Julius 1784 zurück seyn, unter Eckhel in Wien sechs Monate, in Italien neun, in Frankreich drey, in Manheim, Cassel, Dresden und Berlin auch drey Monate studieren, und besondere Rücksicht nehmen sollte auf Aechtheit, Kunstwerth, Anordnung der Gemmen und Münzen, in Ansehung der leztern auch auf die Seltenheit, ohne die außergriechischen und Römischen Münzen und die des Mittelalters und die Sigillen zu übersehen. Dieser Anweisung wurde mündlich so viel Theilnehmendes und Gütiges hinzugefügt, daß Zoega gerührt von dem Minister schied [23]). Und so reiste er zunächst nach Mögeltondern, und blieb noch acht Tage im väterlichen Hause, wo man ihn seitdem nicht wiedergesehn hat. In Plön nimmt der alte General Graf Schmettow, Besitzer eines vortrefflichen Cabinets antiker Münzen, ihn überaus wohl auf, und läßt ihn das Cabinet mit aller Freyheit nach Gefallen durchmustern [24]). In den ersten Tagen des Junius ist er wieder in Göttingen, wo er Heyne spricht; dann des großen herzogl. Münzcabinets halber, das ihm der alte Hofrath Schläger zeigt, in Gotha [25]). Von da ist er, zum dritten Mal die Donaureise von Regensburg machend, in vierzehn Tagen in Wien. Dort findet er eine sehr günstige Aufnahme beym Dänischen Gesandten und dem päpstlichen Nuntius Garampi, und vorzüglich bey den Gelehrten seines Fachs. Eckhel läßt ihn täglich sechs Stunden im kaiserlichen Münzcabinet, mit welchem sehr zweckmäßig durch seine

---

22) I. S. 375. 23) I. S. 376 — 378. 24) I. S. 382.
25) I. S. 384, 385.

Einrichtung eine Bibliothek verbunden ist, arbeiten. Da bekommt er die Schubladen, wie er sie verlangt, und geht sie durch unter Anleitung einer Reihe von Handschriften, die der Abbé Eckhel ihm anvertraut, welche sämmtlich zu seinem großen, damals noch ungedruckten Werke gehörten, wodurch er zuerst das Studium der alten Numismatik erleichtert und zusammenhängend gemacht, und demselben die bis dahin mangelnde Würde und Festigkeit ertheilt hat [26]). Auch die herrliche kaiserliche Gemmensammlung ließ er ihn nach Gefallen studieren [27]). Zugleich benuzte Zoega Eckhels mündlichen Unterricht, und ebenso bey den Griechischen Münzen außerdem des trefflichen Numismatikers Neumann. Auch besuchte er die Vorlesungen, die Eckhel für einen ausgewählten Kreis in seinen Zimmern mit Benutzung des Cabinets zu halten pflegte. „Mag auch die Numismatik," sagt Welcker mit Recht [28]), „nicht selten durch Dornen oder kahle Felder führen, und in allzugroßer Absonderung und Ausführlichkeit verfolgt, einem regeren Geiste nicht Genüge leisten: so kann sie doch, geistreich behandelt, gewiß mit großem Vortheil zur geschichtlichen Grundlage des gesammten Kunststudiums gemacht werden, und zur Ausbildung des Sinns der Gründlichkeit vortrefflich dienen, ohne welchen dasselbe wenig Würde und wenig Ersprießliches hat. Gründlichkeit besaß nun zwar Zoega von Natur; aber vielleicht zog ihn eben darum dieser Zweig der Alterthumswissenschaft, in welchem er sich einige Jahre später als einen der vorzüglichsten Bearbeiter hervorthat, mehr an, weil sie demselben ebenfalls eingeboren ist. Eckhel nüzte ihm auch noch in der Ferne hin, indem er ihm den gleichen Gebrauch des Florentinischen Münzcabinets verschaffte, das er schon im Jahr 1772 auf eben die Weise, wie später das Wienerische, geordnet hatte." Dagegen ließ ihm der König von Dänemark auf Zoega's Ansuchen durch seinen Gesandten in Wien die goldne Medaille pro meritis überreichen. Nun dieser die Alpen vor sich sieht und denkt: jenseits ist Italien, ist ihm wie einem der nach sauerem Tage zu einem Abendgastmahl geht. „Wohl werde ich," schreibt

---

26) I. S. 390. 27) I. S. 403. 28) I. S. 391, 392.

er [29]), „auch da zu arbeiten haben, aber nicht wie ein Taglöhner." In Gesellschaft eines alten wackern Theatinermönchs reist er den 5. Dec. 1782 aus Wien nach Rom, wo er in den lezten Tagen des Januars ankam. Aus den nächsten Monaten fehlen bestimmte Nachrichten. Im Anfang des Aprils 1783 schreibt er einem Freunde, dem gelehrten Dänen A. Birch, dem jetzigen Bischof zu Aarhuus, der damals von Rom nach Florenz gereist war, Mariuccia grüße ihn herzlich. Dieß Mädchen mache ihn unsinnig. Schon mehrmals habe er bey sich beschlossen, sie nicht wiederzusehn, und doch vergingen wenige Tage, daß sie nicht zusammen wären. Ein Brief des Staatssecretärs Guldberg bestimme ihn, gleich nach dem Feste nach Neapel zu gehn. Es werde sein Schutzengel seyn, der ihn nöthige, Rom zu verlassen, da seine eignen Kräfte nicht zureichen würden [30]). In Neapel angekommen den 28. April, bleibt er dort drey Wochen. Von dort schreibt er seinem Vater, Rom sey der einzige Ort, wo er einen Wunsch hätte zu leben. Nun aber das nicht seyn könne, so werde er auch da suchen sich bald loszumachen, etwa gegen Anfang Winters, und werde mit möglichst wenigem Verzuge seinem Vaterlande näher rücken [31]). Er erhält in Neapel vom dortigen Premierminister die Erlaubniß, das königliche Museum auf Capodimonte für seine Zwecke zu benutzen. Er passirte die Grenzen des Königreichs wie ein Mensch, der in sein Vaterland heimkehrt, und sah Rom von weitem wie der Pilgrim, welcher späht nach dem Rauch der über seinem Väterhüttchen aufsteigt. „Wär' ich," schreibt er an Birch, „in Rom geboren, oder wär' ich niemals hingekommen [32])!" und an seinen Vater: „Wer diese Stadt kennt, so kennt wie ich, dem wird die ganze übrige Welt langweilig [33])." Zu Ende Octobers sollte er eigentlich Rom verlassen, das ihm nun mehr als sein Vaterland war [34]), und im December in Paris seyn. Was ihn am stärksten in Rom festhielt, werden wir weiterhin sehn. Hier nur noch, daß er sich auf ein mühsames Werk eingelassen hatte, das er damals doch

29) I. S. 402, 403. 30) I. S. 404, 405.
31) I. S. 405. 32) I. S. 410. 33) I. S. 414.
34) I. S. 411.

noch unvollendet lassen mußte: ein kritisches Verzeichniß der Aegyptischen Münzen im Cabinet des Prälaten Borgia, wobey er sich in Forschungen über Aegyptens Geographie, älteste Geschichte und Götterlehre vertiefte und auch Koptisch zu lernen anfing. „Meine Gedanken," schreibt er im Januar 1784, nicht lange vor der Abreise aus Rom nach Florenz, wo er im März die großherzogliche Gallerie zu besuchen, kurze Zeit verweilte [35]), „sind jezt in Aegypten und Morgenland und bey all den alten aus der Mode gegangenen Göttern. Diesen Sommer bin ich in großer Gefahr gewesen, nach Aegypten zu gehn; ein Bischof ward von hier dahin gesandt, und ich hätte ihn unter sehr vortheilhaften Bedingungen begleiten können. Es wäre aber zur unrechten Zeit gewesen und wird sich, hoffe ich, ein andermal füglicher thun lassen, wenn ich mit dem was wir in Europa haben, fertig seyn werde." Am 12ten May trifft er nach einer beschwerlichen Reise über die Bocchetta in Torino, und einer noch beschwerlicheren über den Mont Cenis, in Paris ein. Kaum dort angelangt, geht er zum Dänischen Gesandten und wird von diesem mit Artigkeit aufgenommen. Als dieser ihn aber fragte, ob er nicht wisse, daß Guldberg nicht mehr sey was er war, verlor Zoega die Sprache. So schlug ihn in seiner damaligen Lage die Nachricht nieder, daß sein Gönner und Beförderer den Posten des Staatssecretärs und ersten Ministers verloren habe. Der Brief vom 15. May 1784 an den Vater, zeugt in welcher Verwirrung und Verlegenheit, um nicht zu sagen, Verzweifelung, (denn von dieser bleibt eine bey aller Zartheit starke Seele, wie Zoega's, troß jedem Anschein [36]) stets fern) er damals war. Der Mann, der sein Schicksal in der Hand hielt, und von dem er gewiß wußte, daß er ihm wohl wolle, war hin; seine Nachfolger kannten ihn nicht. Von jenem war er gerufen, geleitet, bestimmt zu einem Zweck, wovon die Meisten keinen Begriff haben. Und dieß mußte er erfahren an einem Ort, wo er so fremd war, zu einer

---

35) I. S. 414.

36) Anschein naher Verzweiflung ist freylich sowohl in jenem Briefe, als in dem an Esmarch I. S. 428. Vgl. dagegen S. 427.

Zeit, wo sein Geld fast ganz erschöpft war. Er bat deßhalb den Vater, der früher schon so viel auf ihn gewandt hatte, dringend um Unterstützung zur Rückreise; zugleich in einem andern Brief seinen Jugendfreund Esmarch um schriftlichen Zuspruch. Indeß muß er äußerlich sich fassen und seinen Kummer tief verbergen: der päpstliche Nuntius in Paris, Fürst Doria, hat ihn mit Gelehrten dort bekannt gemacht und ihm zum königlichen Münzcabinet den Zugang verschafft; auch sollte er die lezte Hand legen an seine Arbeit über die Aegyptischen Münzen. An Guldberg schreibt er, um von ihm zu erfahren, wie er beym Abgange vom Ministerium seine Sache gelassen habe. In der Mitte des Junius erhält er von diesem die Antwort, er werde ihn dem Grafen Bernstorf empfehlen, dem er selbst auch schreiben möge. „Jezt," schreibt Zoega an Esmarch [37]), „bleibt's bey meinem Entschluß... Nach Rom zurück!" Dort sey für ihn wohlfeil leben; dort habe er Freunde; er habe das Entbehrliche verkauft, so daß er die Reise antreten könne: zu Fuße, zu Wasser, etwas kümmerlich, das müsse einen Menschen in seiner Lage nicht schrecken. Von seinem Vater habe er keine Antwort: das sey hart, berechtige ihn aber so viel mehr, seinem eignen Kopfe zu folgen. Fünf Tage später schreibt er seinem Vater den zweyten Brief, worin er ihm meldet, daß er am folgenden Tage die Rückreise nach Rom antrete. Die Reise werde mühselig seyn: dennoch trete er sie ruhig und entschlossen an: sein Schicksal stehe in Gottes Hand, nicht mehr in der Menschen. Gut, wenn sein Vaterland sich seiner annehmen wolle; wenn nicht, werde er Mittel finden, dessen zu entbehren. Nah gehe ihm die Entfernung von den Eltern, Geschwistern und Freunden; aber eigentlich lebe man ja doch nicht beysammen; also etliche hundert Meilen mehr oder weniger entfernt. So kühn sein Entschluß sey, so durchdacht sey er. Wenn noch ein Mittel war, seine Sache herzustellen, so sey es dieses. Er bitte den Vater um seinen Segen. Vielleicht sehe er die Seinigen über's Jahr [38]). Der Vater war durch den ersten Brief befremdet; er hielt ihm vor, daß seine Lage so trostlos nicht seyn könne, wie sie ihm er-

37) I. S. 430. 38) I. S. 436.

scheine. Der sogleich angewiesene Wechsel verspätete sich nur zufällig. Zoega war indeß schon unter Weges nach Rom, wo der Prälat Borgia, später Cardinal, bekanntlich ein edler, von Liebe zu den Wissenschaften belebter Mann, damals Secretär der Propagande, auf Cardinal Garampi's Empfehlung unsern, durch Adler, seinen Landsmann, eingeführten, Zoega sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Höchst wahrscheinlich kehrte dieser mit der festen Absicht nach Rom zurück, es nicht wieder zu verlassen, den schon lange in seiner Seele schlummernden Wunsch auf etwas kühnere Weise ausführend. In Kopenhagen war indessen durch Verwandte an einer guten Art der Rückkehr und Aufnahme für Zoega gearbeitet: man denkt sich leicht, wie sie die Nachricht von seiner Rückreise aufnahmen. Doch stimmte längeres Ausbleiben von Briefen auch den Unmuth des Vaters zum sehnlichsten Wunsch der baldigen Rückkehr seines schwärmenden Sohnes um, als endlich drey vom 7. August datirte Zeilen ankamen [39]), er sey von einem hitzigen Fieber beynahe hergestellt, wenigstens außer Gefahr: mehr erlaube man ihm dießmal nicht zu schreiben. Einen Monat später erhielt Esmarch einen Brief: seit gestern habe er angefangen auf zu seyn; den 24. July sey er nach überstandenen Mühseligkeiten in Rom angekommen; etliche Tage sey er gesund, stark und trotzig gewesen; dann sey Trägheit und Schlafsucht gefolgt, den 2. Aug. ein hitziges Fieber, das ihn an den Rand des Grabes gebracht. An Monsignor Borgia habe er einen zweyten Vater gefunden, dessen Großmuth während seiner Krankheit ihn mit allem reichlich versehen habe. — Bis zu Ende Octobers mußte er mediciniren. Der erste Brief des Grafen Bernstorf hatte ihm wenig Hoffnung gemacht; weiterhin erhielt er von seinem Vater die Nachricht, auf Rosenburg sey alles zu seiner Aufnahme und Arbeit eingerichtet [40]). Diese durch Guldberg getroffene, durch Zoega zunächst veranlaßte, Einrichtung besteht noch, wonach die Münzen und geschnittenen Steine in zehn bis zwölf Schränken in zwey Zimmern aufbewahrt werden. Im December 1784 fühlt er sich genöthigt, um einem Gerüchte zu begegnen, seinem Vater endlich offen

---

39) I. S. 438. 40) I. S. 440.

zu bekennen, schon vor anderthalb Jahren habe er einer Römerin die Hand gegeben; er habe die Sache, die mit keinen Umständen verknüpft gewesen, die ihm zur Unehre gereichen könnten, geheim gehalten, in der Absicht, wenn seine Angelegenheiten im Vaterlande auf einen sicheren Fuß gebracht gewesen, sie sich nachfolgen zu lassen; während seiner schweren Krankheit sey das Geheimniß einigen Wenigen, unter diesen Monsignor Borgia, mitgetheilt. Die Folgen des Gerüchts davon in Kopenhagen seyen ihm gleichgültig; nur seinen guten Vater wünsche er beruhigt. Seine Gattin habe ihm vor drey Monaten eine Tochter geboren. Er bitte um den Segen der Eltern für sich, seine Frau und Tochter [41]). — Die schöne junge Römerin, die seine Gattin geworden war, hieß Maria Pietruccioli, und war die Tochter eines Römischen Malers, die er in der Wohnung seines Landsmanns und Freundes A. Birch, des jetzigen Bischofs des Stifts Aarhuus, kennen gelernt. „Die Verbindung beunruhigte den Vater," sagt Welcker [42]) „ohne ihn zu kränken; auch seines Sohns Entscheidung, in Rom zu bleiben, nahm er mit Ruhe, wie man geschehene Dinge aufnehmen muß, und als göttliche Fügung auf... Aber das, was mit der Heirath zusammenhing, der Uebertritt zur katholischen Kirche, der dem Vater erst allmählich zur Ahndung, Wahrscheinlichkeit und Gewißheit wurde, war ein Umstand, der ihn tiefer angriff." Zoega äußerte sich vier Tage nach dem an den Vater geschriebenen Brief über diesen Schritt zuerst in Briefen an seinen Vetter, den sehr geachteten Etatsrath und Finanzdeputirten Zoega, später auch an Esmarch. Im Julius 1783 hatte er sich zur katholischen Religion bekannt, und im August heirathete er [43]). Als seine Aussichten in Kopenhagen noch schwankend waren, und er dem Vater schon seine Heirath entdeckt hatte, bot er dem Papste [44]) seine Dienste an. Auch ward ihm, so viel man weiß, als Dolmetsch der Propaganda in neuern Sprachen, ein jährliches Gehalt von 150 Speciesducaten [45]) fest-

41) I. S. 443 f. 42) I. S. 445. 43) I. S. 449.

44) I. S. 451. Unfehlbar durch Vermittelung des Msgr. Borgia. Vgl. II. 16.

45) I. S. 451. Nicht von 800 Scudi, wie es in dem von Kordes aus dem Dänischen übersezten Aufsatz über Zoega

gesezt. Den eilften Januar 1785, den Tag nachdem er beym Pabste Audienz gehabt, und seine dortige äußere Lage zunächst gesichert gesehn, erhielt er Briefe aus Kopenhagen, daß ihm von dort das Geld zur Rückreise bewilligt worden, und daß für ihn beym König um die Versicherung seines dortigen Postens mit 800 Thalern Gehalt und freyer Wohnung angehalten sey. An demselben Abend schrieb er zurück, daß er Rom jezt nicht verlassen könnte; daß er aber suchen würde, sich seinem Vaterlande auch in der Entfernung dankbar zu erzeigen. Dieß, wie er selbst es nennt, sein ganzer Roman [46]). Noch schrieb er an seinen Vetter, den Etatsrath, er habe nicht gegen seine Ueberzeugung gehandelt; denn lange, ehe er Interesse gehabt, die Sache in Rücksicht auf sich zu überlegen, sey ihm unter den christlichen Religionssecten die katholische als die älteste und ehrwürdigste erschienen. „Nur in Rom konnte ich," fügt er hinzu [47]), „meine Bestimmung finden; an jedem andern Orte mußte ich mich auf ein gewisses Mittelmäßiges einschränken, und einmal war ich Beschäftigungen gewidmet, die, weil sie in sich keine Nothwendigkeit haben, elend sind, so lange sie unter dem Vortrefflichen bleiben." Mit lebhafter Dankbarkeit erkannte er es übrigens an, daß man zu gleicher Zeit so viel Ernst und so viel Nachsicht gegen ihn bewiesen, da seine Anstellung im Staatsrath selbst entschieden sey, und da man, ungeachtet die Dänischen Gesetze die Anstellung eines, der katholisch geworden, verbieten, seinen bekannten Uebertritt ignoriren wolle [48]). Ueber leztern suchte er seinen Vater, dem dieser Punct wie ein schwerer Stein auf dem Herzen lag, auf alle Weise zu beruhigen, was ihm natürlich bey einem in seinem System sehr festen und ernsten protestantischen Geistlichen nicht ganz gelingen konnte, obwohl der wackere Vater deßhalb dem Sohne seine Liebe nicht entzog. Er legt dabey dem Vater ein ausführliches Glaubensbekenntniß ab, das hier nicht erörtert werden kann [49]). Bemerkt wird nur, daß sein Uebertritt,

---

von Andr. Christ. Gierlew heißt in dem N. Allg. Int. Bl. für Lit. u. K. z. N. Leipz. L. Z. a. a. O. S. 532.

46) I. S. 452. 47) I. S. 453. 48) I. S. 454.
49) I. S. 460 — 463.

außer von seiner Heirath, von äußern Umständen, welchen Winckelmann nachgab, so frey war, daß derselbe erst spät und zufällig seinem ersten Gönner Borgia, dem Vorsteher des ganzen Bekehrungswesens, bekannt geworden. — Bedeutendes Emporkommen suche er nicht in Rom; höchstens wünsche er die Aufsicht über eine Bibliothek. Die Römische Luft nähre seinen Geist auf eine andre Weise, als die Luft jedes andern Landes. Vieles mangele, vieles hindere dort; aber selbst dieß begünstige den stillen Forscher [50]). Der lezte Zweck seiner Forschungen, wonach der Vater gefragt hatte, sey, den wahren Zusammenhang der menschlichen Geschichte ausfindig zu machen, mit ihren Folgen auf die Gegenwart und Zukunft, vornehmlich auf das Innerliche des Menschen [51]).

So sehn wir unsern Alterthumsforscher in Rom angesiedelt, das er seitdem, kleine Reisen in Italien abgerechnet, nie wieder verließ. Zunächst sehn wir ihn beschäftigt mit Beendigung des Buches über die Aegyptischen Kaisermünzen, seines ersten Werkes, das ihm unter den Numismatikern und den Alterthumsgelehrten überhaupt einen ehrenvollen Platz erwarb. Die Entstehung dieses Werks war diese, wie er selbst sie in einem Briefe an seinen Vater erzählt [52]): Ungefähr im Juny 1783, da Zoega's Studien ganz nach Griechenland gerichtet waren ohne Rücksicht auf Aegypten, welches Land er von undurchdringlichen Finsternissen bedeckt glaubte, verlangte Borgia von ihm, daß er ihm seine Griechischen Münzen, die in Säcken lagen, in Ordnung brächte und verzeichnete. Nachdem dieß geschehen war, wünschte der Prälat, daß er den Theil des Verzeichnisses, der die Alexandrinischen, d. i. die Medaillen, die unter den Kaisern in Alexandria mit Griechischer Aufschrift geprägt worden, zum Druck einrichten möchte. Zoega, um die Schrift nützlicher zu machen, schlug vor, einen Katalog aller Alexandrinischen Münzen zu geben, die er entweder in andern Cabinetten gesehn oder in Schriften verzeichnet und angeführt gefunden, damit, wer das Buch in die Hand nähme, alles zusammen hätte, was die Münzen von Alexandria dem Geschichtforscher darbieten. Seine Anmerkungen sollten hauptsächlich die Aechtheit

---

50) I. S. 459. 51) I. S. 463. 52) II. S. 18 f.

der Münzen betreffen, und die Genauigkeit oder Nachlässigkeit der aus andern Büchern entlehnten Beschreibungen. Der Katalog war schon entworfen, als Borgia im September 1783 seine Alexandrinische Sammlung durch Ankauf um ein Drittheil vermehrte: so war Umarbeitung nöthig, und ebenso, als im December ein neuer sehr beträchtlicher Zuwachs hinzu kam. Als nun im Jahr 1784 Zoega die Anmerkungen zum Verzeichniß schrieb, fanden seine Erläuterungen einiger merkwürdigen Stücke bey Borgia und andern Römischen Gelehrten so viel Beyfall, daß er Lust zu manchen weitern Untersuchungen bekam. Viel Neues entdeckte er bey seinem Aufenthalt in Paris im königlichen Münzcabinet, was zu manchen Veränderungen der Anmerkungen Gelegenheit gab. Nach seiner Rückkunft in Rom erfolgten neue Anwüchse zu Borgia's Sammlung, besonders durch die Missionäre in Aegypten, wodurch sie von etwa 400, die sie anfangs enthielt, zu 1250 Münzen stieg. Nun wurden neue Kupfertafeln zum Werke gestochen, es wurde Koptisch gelernt u. s. w. So verzog sich die Ueberarbeitung, Vollendung und Erscheinung des Werks bis gegen das Ende des Jahres 1787. Es ist in Großquart, über 400 Seiten stark, und mit 22 sehr gut und zweckmäßig gestochenen Kupfertafeln versehn. Der Titel ist: Numi Aegyptii Imperatorii prostantes in Museo Borgiano Velitris, adiectis praeterea, quotquot reliqua huius classis numismata ex variis museis atque libris colligere obtigit. Es ist noch jezt das Hauptwerk über den Gegenstand, das auch Eckhel, Zoega's Lehrer in der Numismatik, in der Doctrina numor. vet. [53]) bey jeder Gelegenheit rühmt und benuzt. Mit Genauigkeit ist darin so vollständig, als damals möglich war, gesammelt, was zu dieser zahlreichen und schwierigen Classe von Münzen gehört, vom Triumvir Antonius bis auf Diocletianus in fast ununterbrochener Folge, und alles mit unbefangener Forschung und scharfer Kritik behandelt. Diese erstreckt sich auf die Aechtheit der Münzen und auf ihren ganzen Inhalt, so daß unter vielen feinern geschichtlichen Erörterungen, manche Aufklärungen und Berichtigungen besonders der Kaiserge-

53) S. besonders Vol. IV. p. 26 seq.

schichte, z. B. von Hadrianus, gewonnen wurden, vorzüglich aber auf Gegenstände der Aegyptischen Religion ein unerwartetes Licht fiel. Indem auf diesen Münzen großentheils Aegyptische und Griechische Vorstellungen, Sinnbilder und Figuren mit einander verschmolzen sind, hatte der Verfasser Gelegenheit, beyderley zu schildern und zu erklären. Muthmaßungen, auch die eignen, gelten ihm wenig; er mag lieber, wie er sagt [54]), im lichten Reich der Wahrheit wie ein Taglöhner auf dem Gütchen frohnden, als in der Unterwelt der Muthmaßungen über alle Schatten herrschen. Vor seinen Vorgängern gab ihm eine lebendigere Anschauung des Griechischen Geistes in Dichtung und Philosophie, vor manchen auch die Kenntniß des Koptischen, Vorzüge. Die Darstellung ist klar, aber gedrängt, dabey anspruchlos [55]).

„Nach der Herausgabe des Münzkatalogs," sagt Welcker [56]), „war Zoega seinen allgemeinen und vorbereitenden Forschungen wiedergegeben. Die Numismatik blieb ihm künftig nur Hülfswissenschaft; aber mehr Folge und Einfluß behielt auf ihn die nähere Bekanntschaft mit der Aegyptischen." Wenn dazu einerseits Borgia's zahlreiche seltene Aegyptische Denkmäler sehr viel beytrugen, die er ordnete, beschrieb und verzeichnete und immer wiederholt untersuchte, so konnte anderseits „die natürliche Richtung seiner Bestrebungen ihn darin bestärken, da er auf ein Umfassendes in seiner Weltansicht und geschichtlichen Erkenntniß des Menschen ausging, dem Gebäude dieser Erkenntniß aber den sichersten Grund unterzulegen suchte. Die Religionen der alten Welt, gleichsam das Herz der Völker, aus dem alle Regungen fließen, worauf das Allermeiste, was uns aus alten Zeiten aufbewahrt ist, den Betrachter mittelbar oder unmittelbar zurückweist, mußten ihm ein Hauptgegenstand seyn und bleiben. Um aber diese gründlich zu erforschen, war ihm Aegypten der wichtigste der erkennbaren Anfangspuncte." Dabey faßte er nicht einen Theil der Alterthumskunde zu ausschließender gelehrter Behandlung ins Auge, sondern „seine Plane blieben aufs Große und

54) *Zoega* Numi Aegypt. Imp. p. 321.

55) Dieß ausführlicher bey Welcker II. S. 25 — 28.

56) II. S. 31 f.

Ganze gerichtet; und wenigstens einen gewissen, innig verbundenen Theil derselben umzugestalten, dieser Gedanke der ihn schon früher ergriffen hatte, scheint die Seele alles seines Fleißes gewesen zu seyn." — Der Plan erforderte zunächst eine durchgreifende Kenntniß des gesammten Stoffs. Schon längst hatte Zoega bey seinen Arbeiten darauf Rücksicht genommen und das zu seinem Gebiet Gehörige in den alten Schriftstellern ausgezeichnet; zur Ruhe gelangt in Rom, beschloß er nun, das Ganze im Zusammenhange zu durchmessen, sich der Schriftwerke und der Denkmäler ganz zu bemächtigen, um in der Folge sicher zu gehn. Mit dem vorher nicht in diesem Zusammenhang betriebenen Lesen und Durchsuchen des schriftlichen Alterthums machte er den Anfang, so daß er dabey das frühere Studium der Kunstwerke nur gelegentlich fortsezte. Die Ausbeute dieses langen Sammelns, wenigstens den ersten und wichtigsten Theil derselben, ordnete er zum Gebrauch im Sommer 1790. Von diesen großen Vorbereitungen spricht auch in seiner Denkschrift auf Zoega der gelehrte Philolog Schow, Professor der Archäologie in Kopenhagen, der mit Zoega schon in Göttingen, und 1786 wieder in Rom, wo er einige Jahr blieb, zusammentraf: „Er hatte," sagt Schow, „den Nachtheil bey den meisten seiner Vorgänger bemerkt, daß sie sich bloß mit gewissen Hauptschriftstellern, als Plinius, Pausanias, bekannt machten und übrigens aus älteren Archäologen ohne Kritik zusammengemischte Anführungen aus den Alten borgten. Darum verfaßte er sich ein chronologisches Verzeichniß von allen übrig gebliebenen Griechischen und Römischen Schriften, um sie in der richtigen Zeitfolge durchzugehn. — Er begann mit den Dichtern, fuhr fort mit den Prosaikern und endigte mit den Scholiasten, Lexikographen, Grammatikern, gelehrten Kirchenvätern und den Byzantinischen Geschichtschreibern. Da man in den öffentlichen Bibliotheken zu Rom die neusten Ausgaben der Classiker nicht hat, so befragte er über einzelne Stellen, wo ihm die Richtigkeit des Textes verdächtig war, Handschriften, woran in den großen Römischen Büchersammlungen Ueberfluß ist." Hiermit verband er das Sammeln aller historischen Nachrichten über die Alterthümer, die er zu erklären sich vorgesezt hatte, aus ältern und neuern Reisebeschreibungen aller Nazionen,

aus den Topographien von Rom und den antiquarischen Abhandlungen, endlich auch alle Griechischen und Römischen Inschriften, theils an den Denkmälern selbst, theils in den Sammlungen. Eine ungeheure Arbeit, die fast für jeden Andern unthunlich gewesen wäre. Das Besonderste dabey war, daß Zoega keine eigene Bibliothek besaß, die Borgiasche unzureichend war. Er mußte also auf den öffentlichen Bibliotheken, woraus keine Bücher ins Haus geliehen werden, und nur an Tagen worauf keine Feste fallen, seine Collectaneen machen. An den übrigen besuchte er Museen, Künstlerwerkstätten, oder machte kleine archäologische Reisen in Roms Umgebungen. Er „war von den seltnen Menschen, die nie einen Augenblick von ihrem Leben verstreun, die jedes Augenblicks Anwendung gerade nach dem vorgesezten Ziel führt."

Nach diesen großen Vorarbeiten ging er an die Arbeit von den Obelisken. Zu der Zeit als Zoega auf der Bibliothek hauste, hatte Pius VI., nach einer vieljährigen Unterbrechung des päpstlichen Obeliskenbaues, angefangen, die noch liegenden Obelisken aufrichten zu lassen. Zuerst stellte er den aus dem Grabmal des Augustus einige Jahre zuvor von ihm erst ausgegrabenen 1786 auf dem Quirinal zwischen den Kolossen auf; 1789 erhob sich der Sallustische auf Trinità de' monti, und 1792 der vom Marsfeld auf Monte Citorio. Diese Unternehmungen beschäftigten viele Arbeiter, und unterhielten die müssigen Quiriten. Der erste wiedererstehende Obelisk fiel ansehnlich in die Augen, als ein Denkmal der Thätigkeit und Prachtliebe des Pabstes, und man sah ein, daß er, so wie die folgenden, desto mehr Glanz auf seinen Namen zurückstrahlen würde, je mehr man sie selbst beleuchtete. Sie aber in das rechte Licht ihrer alten Bedeutung und Geschichte zu stellen, dazu war niemand so geschickt als Zoega, und Borgia, und vielleicht Cardinal Garampi, werden nicht ermangelt haben, dieß geltend zu machen. Schon im Jahr 1787 war davon die Rede, Zoega auch zu einem Werk über jene Obelisken nicht abgeneigt; nur müsse man ihm Zeit lassen. Der Vater sehnte sich indeß nach seinem Sohn, bot ihm auch eine jährliche Unterstützung an, die dieser aber nicht annahm; worauf er ihm insgeheim von Kopenhagen aus eine beträchtliche zusandte. Im May 1789, reiste unser Zoega in Auftrag des Kronprinzen

von Dänemark auf einige Wochen nach Neapel; im Julius aber nach Venedig, veranlaßt durch das Unternehmen des Prof. Holmes von Oxford, alle Handschriften der siebzig Dolmetscher, und was sonst für eine kritische Ausgabe erforderlich sey, vergleichen zu lassen. Kurz darauf erhielt er von dem Erbprinzen Friedrich, als Präsidenten der königlichen Akademie der Künste, zu deren Correspondenten und Mitglied er aufgenommen war, den Auftrag, monatlich an sie einen Bericht von Kunstsachen und Alterthümern einzusenden, welches durch jährliche hundert Thaler vergütet wurde. Später kamen dazu auch vierteljährliche Berichte an den Kronprinzen, welcher ihm dagegen aus seiner Casse jährlich 220 Thaler aussezte. Unter diesen Umständen hatte sein Vater die Hoffnung fassen dürfen, ihn einmal noch zu umarmen, als er im Junius 1790 starb: ein sehr redlicher, verständiger, muntrer Mann von ruhigem gefaßten Wesen, der auf die Bildung seines Sohnes mit Freuden einen nicht unbedeutenden Theil seines Vermögens gewändt hatte. Außer dem Schmerz dieses Todesfalls und fast zu gleicher Zeit des Todes seines geliebten Vetters, des trefflichen Etatsraths Joh. Zoega, der auch als Botaniker bekannt ist, drückten unsern Römer häufige Kränklichkeiten, die in seinem Hause fast einheimisch wurden. Mehrmals kränkelte er selbst. Die Zahl seiner Kinder nahm ab und zu, die meisten starben. Von eilf Kindern blieben ihm nur der fünfte Sohn, und außer der ältesten noch die jüngste Tochter.

Diesen von Anfang muthigern und zufriedenern, allmählich sich verdüsternden, von 1792 durch recht trübe Stimmungen ausgezeichneten Lebensabschnitt bis 1796 nimmt das Werk über die Obelisken ein. Früher beschäftigten ihn noch die Vorbereitungen zu einer Ausgabe des Orpheus, und der Hymnen des Proklos, wozu er auf den Reisen und sonst die Handschriften verglich, wobey ihm indeß weniger der Text als das Innere und Ursprüngliche der Orphischen Gedichte am Herzen lag. Eine Reihe noch übriger Briefe an seine Verwandten und Freunde zeigen, wie groß und achtungswerth der Fleiß des Mannes bey dem Unerfreulichen der häuslichen Angelegenheiten war. Indeß erheiterte ihn auch der Umgang mit anziehenden Fremden, die auf längere oder kürzere Zeit nach Rom gekommen waren, wie seit dem

Jahr 1788 mit Herder, Wilh. von Humboldt, Hirt, Siebenkees, Fernow, und mit den Dänen Münter und dessen Schwester Friderike Brun [57]), Baden, Ramus, P. Erasmus Müller u. A.

Nachdem das Werk von den Obelisken endlich am Schluß des J. 1796 gedruckt war, gestatteten Kriegszeiten seine Erscheinung nicht gleich, zumal da Zeichner und Kupferstecher zu ganz andern Professionen übergegangen waren. Es steht das J. 1797 auf dem Titel, es kam aber erst drey bis vier Jahre später ins Publicum. Nach Deutschland ging damals nur ein Exemplar [58]). Der Titel ist: De origine et usu Obeliscorum ad Pium Sextum Pont. Max. auctore Georg. Zoega, Dano. Außer 10 Bogen Vorrede und Uebersicht, 655 S. Fol., mit acht großen, unter seiner Aufsicht mit höchster Genauigkeit gestochenen, Kupfertafeln und mehreren Vignetten.

Einige Gelehrte sind berühmt, sagt Lessing, andere sollten es seyn. Dasselbe gilt, wie Welcker [59]) sagt, von Büchern, und von Zoega's Werk insofern, daß es zwar aus der Ferne berühmt, doch seinem Inhalt und Geist nach viel zu wenig gekannt und genuzt ist. In Deutschland ist es bis jezt hauptsächlich fruchtbar geworden in Heeren's Umarbeitung seiner Untersuchungen über Aegypten, die sich in den wesentlichsten Puncten darauf gründet, und in mehrern Schriften von Creuzer und Böttiger.

Eine erschöpfendere Behandlung, als durch Zoega die Obelisken, hat schwerlich eine andre Gattung von Ueberresten des Alterthums erhalten. Es verbinden sich darin die verschiedenartigen Forschungen zu dem einen Hauptzweck so einträchtig, daß man Mühe haben würde, ein Kapitel auszuzeichnen, worin weniger als in den andern Kenntniß, Ernst und Vorsicht angewandt wären, und zugleich Ausdauer. Ueberall blickt, im Ganzen und im Einzelnen der Untersuchung, unbedingte Liebe zur

57) S. ihr gefühlvoll ausgesprochenes Urtheil über ihn und über das Anziehende des Umgangs mit ihm in den Gedichten von Fr. Brun, geb. Münter. Bd. II. (Darmstadt 1812.) S. X. XI.

58) II. S. 100. 59) II. S. 101.

Wahrheit hervor, „die in Schriften eben so selten erscheint als im Leben." Die ganze Arbeit ist recht im Aegyptischen Sinn ausgeführt, welchem es eigen war, vom Begonnenen nicht nachzulassen und jede Sache möglichst fertig zu machen.

Nicht bloß über die Obelisken, sondern über viele Puncte der Aegyptischen Kunstgeschichte, ist in dem Werke viel Neues und Gründliches enthalten, wodurch Winckelmann's Ansichten der leztern zum Theil berichtigt werden; weßhalb zu bedauern ist, daß in der neuesten, so verdienstlichen Ausgabe der Werke Winckelmann's von Zoega's Bemerkungen kein Gebrauch gemacht worden. Aber auch über die älteste Griechische Mythologie, über Denkmäler überhaupt, über Grabdenkmäler insbesondere, zu welchen jedoch Zoega die Obelisken nicht rechnet, über Mumien- und Mumienbinden, über Sarkophage, über Pyramiden, über den Ursprung der Schrift überhaupt, die nach Zoega ausging vom Bestreben, Denkmäler zu verdeutlichen, und über die Buchstabenschrift insbesondere, über die verschiedenen Arten der Aegyptischen Schrift, über die Hieroglyphen, deren einstige Enträthselung Zoega durch Zählen, Ordnen und Vergleichen derselben mit Aufopferung eines Theils von seinem Leben vorzubereiten bemüht war, über Inhalt und Beschaffenheit der Aegyptischen Litteratur, über den Entwickelungsgang, den die gesammte Kunst des Hermes oder Thot, nemlich die Darstellung durch Zeichen genommen, über diese und andre wichtige Materien sind dort mit ächtem historischen Geist, zum Theil mit tiefsinniger Abstraczion, überall mit gleich ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit, angestellte Untersuchungen: deren zweckmäßige und ungesuchte Verknüpfung hier im Einzelnen nicht nachgewiesen werden kann. So berührt die Forschung in diesem Werke, obgleich ihre nächste Aufgabe nie aus dem Auge verlierend, in wichtigen Puncten die Geschichte der Menschheit, die hauptsächlich in dem Theil schwierig zu erforschen ist, der ganz oder fast ganz jenseits der gewöhnlich sogenannten Geschichte liegt. „Gleich Klippen und Inseln" sagt Welcker [60]), „ragen hier und da ganze Zeitalter und Bildungen nur mit ihren Spitzen

60) II. S. 175.

aus dem weiten Meer der Zeiten, und der Blick strebt die ehemaligen Verbindungen dieses ungeheuern Gebiets von Ort zu Ort nachzufinden, und den merkwürdigen Zeichen längst verschollenen Lebens nachzuspüren." Nur ein Forscher der seltensten Art vermochte ein solches Werk zu vollenden, das auch nach Joh. Müller's Urtheil eins der gelehrtesten ist, die je erschienen. Uebrigens ist die Anordnung einfach und schicklich; der Ausdruck bestimmt und gedrängt, der Lateinische Stil zwar nicht von classischer Reinheit, aber von schmuckloser Natürlichkeit. In der kurzen Vorrede sagt der Verf. mit seiner gewohnten Bescheidenheit: sey es ihm gleich so wenig als seinen Vorgängern gelungen, in das Heiligthum des in Dunkelheit gehüllten Aegyptischen Alterthums einzudringen, so habe er doch sich bemüht, Andern den Weg dahin zu zeigen und die Pforte des Tempelgangs zu öffnen. Unstreitig hat er dieß wenigstens gethan, wie keiner vor ihm.

Bald nach Vollendung des Obeliskenwerks, erschien ihm sein bisheriger Aufenthalt, nachdem in Folge des Friedens von Tolentino die schönsten Werke der Kunst nach Paris wandern mußten, und Gypsgüsse statt Marmorstatuen aufgestellt waren, unerfreulich, Rom nicht mehr Rom. Das ganze Studium, meint' er, habe an Würde und Interesse verloren. Dazu kam, daß er besorgte, seine ökonomischen Umstände würden ihn zwingen, den Cicerone zu machen, wozu er sich nicht geschaffen fühlte. Doch hatte er wieder sich mit dem Koptischen beschäftigt und alle Handschriften dieser Sprache, die in der Borgiaschen Sammlung sich finden, durchgegangen, früher auch einen jungen Landsmann Engelbreth, jetzigen Probst zu Lyderslöv auf Seeland, darin unterrichtet. Indeß hatte der Graf Reventlow, der in diesem Jahr 1797 in Rom gewesen war und Zoega kennen gelernt hatte, sich in Kopenhagen für ihn verwandt, und ihn durch seinen vieljährigen Freund Münter, den jetzigen Bischof von Seeland, fragen lassen, ob er den Aufenthalt in Italien oder in Dänemark vorziehe. In Hinsicht seiner Familienumstände und seiner Studien zog er vor, doch in Rom zu bleiben; denn daß das antiquarische Studium, in so fern es auf vorhandene Monumente gegründet ist, nirgends so wie in Rom getrieben werden könne, davon war er ja längst überzeugt. Da

um Weihnachten des J. 1797 bey einem Volksauflauf der französische General Dúphot umkam, und dieß das Einrücken der Franzosen in Rom, die Verkündigung der Republik am 15. Febr. 1798 und die Entfernung des Papstes veranlaßte, so war es unter damaligen Umständen sehr vortheilhaft für Zoega, daß für ihn im Jahr 1798 die bis dahin nicht vorhandene Stelle eines Dänischen Agenten und Consuls mit einigem Gehalt [61]) errichtet wurde, die nebst dem was er vom Kronprinzen und der Akademie der Künste erhielt, ihn und die Seinigen wenigstens vor Mangel schüzte, da eine kleine Pension [62]), die er von Pius VI. für die auf seinen Befehl unternommene Arbeit genossen, seit der Revoluzion ganz wegfiel. Von der neuen Republik träumte er anfangs viel Schönes; erwachte aber bald genug aus seinem Traum, obgleich er mit Visconti und Marini zum Mitglied des Römischen Nazionalinstituts bey der nur auf vier Personen berechneten Section für Geschichte und Alterthümer, für ihn unerwartet, erwählt war [63]). Eins betrübte ihn bey diesem Wechsel: das Schicksal seines alten Freundes, des trefflichen Cardinals Borgia, der, wie alle andere Cardinäle, die Republik verlassen mußte, und nach Venedig zum dort unter Oesterreichischem Schutz gehaltenen Conclave ging. Zoega hatte indeß die Freude, ihm bald nachher durch Vermittelung angesehener Männer in Kopenhagen, zum Dank für die den Dänen in Rom oft bewiesene Ergebenheit eine Pension von der Dänischen Regierung zu verschaffen [64]). Im Jahr 1801 wurden über Zoega's Rückkehr nach Dänemark manche Briefe, besonders mit Münter, gewechselt: hauptsächlich der Erziehung seines dreyjährigen Sohnes wegen wünschte er sich ins Vaterland zurück. Wirklich ward er auch im Jahr 1802 als Professor der Archäologie, etwa mit 1000 Thalern, nach Kiel berufen [65]). Er bat aber bald um Aufschub, und erhielt ihn mit Beybehaltung der Besoldung [66]): er hatte

---

61) Damals von 300 Thalern. S. II. 193. 262. Im Jahr 1804 hatte er von Dänemark 900 Thaler. S. II. 294.

62) Von 300 Scudi. S. II. 262.

63) II. S. 199.

64) II. S. 213.

65) II. S. 268. 294.

66) II. S. 293. 296.

ein Werk über Borgia's Koptische Handschriften drucken zu lassen angefangen; seine Frau wollte nicht mitreisen u. s. w. Im J. 1803 war er mit dem Prinzen Georg von Mecklenburg Strelitz einen Theil des Sommers in Albano. Wie sehr dieser edle Prinz, der Bruder der verewigten Königin von Preussen, Zoega schäzte, beweißt sein Brief an leztere vom Jahr 1807, worin er so wahr sagt, vorzüglich die reiche und kräftige Natur, mit der Zoega aufgefaßt, und daher die so vorurtheilslose, freye, so männliche und doch so zarte Ansicht jedes Gegenstandes, jenes ächte Feuer also sowohl des Geistes als des Gemüths, das ihn verhindert habe, irgend eine wichtige Erkenntniß bloß in einem Winkel seines Gehirns liegen zu lassen, sondern ihn gezwungen, sich ganz von ihr zu durchdringen, in dem Maß als er sie ganz durchdrungen, so daß nie der bloße Gelehrte, sondern immer der volle Mensch aus ihm gesprochen — dieß sey es, was seine Achtung so hoch gestimmt und sein Wohlwollen in so herzliche Freundschaft umgewandelt habe. Im J. 1804 wurde, durch Bemühungen des damaligen Dänischen Ministers in Neapel, Baron Schubart, Zoega's Dänisches Gehalt vermehrt, so daß er nun endlich ohne Nahrungssorge den Wissenschaften leben konnte, die seine Bestimmung waren.

Zu den gelehrten Beschäftigungen seiner spätern Jahre gehören vorzüglich, außer manchen mythologischen und archäologischen Abhandlungen, die neuerlich durch seinen jüngern Freund, den trefflichen Prof. Welcker, auch in Deutscher Sprache bekannter geworden sind [67]), zwey Hauptwerke, sein Koptisches, und das über antike Basreliefs.

Schon im Jahr 1796 hatte er von den Koptischen, aus dem Schutt Aegyptischer Klöster hervorgezogenen

67) S. Georg Zoega's Abhandlungen. Herausg. und mit Zusätzen begl. von F. G. Welcker. Mit 5 Kupfertafeln. Göttingen, 1817, gr. 8. Auch: Zoega's Bemerkungen über einen großen Theil der in Visconti's Museo Pioclementino herausgegebenen Marmorwerke, in Welcker's Zeitschrift für Gesch. und Auslegung der alten Kunst. I. Bd. S. 303 — 369. 373 — 474. Ferner: Zoega's Bemerkungen über ein Borghesisches Marmor-Basement u. s. w. in Böttiger's Amalthea, II. Bd., S. 217 — 230.

Membranen der in ihrer Art ganz vorzüglichen, aus 400 Stück bestehenden Borgiaschen Sammlung einen Katalog entworfen, die Bruchstücke nach den Schriftzügen zu unterscheiden gesucht, und so den ersten Schritt zu einer Paläographie der Koptischen Sprache gethan. Später machte er aus jenen Auszüge in Bezug auf Geographie, Geschichte, Bibelstudium, Kirchengeschichte, Erzeugnisse und Gebräuche Aegyptens, geordnet nach den Mundarten, der Memphitischen, Basmyrischen, Saïtischen. Das Werk wurde in Großfolio auf Kosten des Cardinals Borgia gedruckt. Zu Ende des Februars 1805 war der Druck beendigt; unerwartet starb der Cardinal in Lyon auf der Reise zur Kaiserkrönung nach Paris. Dieser hatte ihm alle Exemplare schenken wollen. Nun aber blieben sie in der Druckerey der Propaganda liegen. Erst nach Zoega's Tode wurden sie den Erben überlassen, und sind erst vor ein paar Jahren ins Publicum gekommen. Zoega hat durch dieses Werk, obgleich er keineswegs für einen Theologen angesehn seyn wollte, insonderheit dem Bibelstudium und der Kirchengeschichte, überhaupt aber der Sprachkunde, einen wichtigen Dienst geleistet, wenn er gleich, wie natürlich, auf diesem Felde andern Gelehrten noch manches zu weitern Forschungen übrig gelassen. Der Titel des Werks ist: Catalogus Codicum Copticorum mss.orum, qui in Museo Borgiano Velitris adservantur. Auctore Georg. Zoega, Dano. (Opus posthumum.) mit 7 Kupfertafeln. Romae, typ. Congreg. de Propag. Fide 1810, Fol. XII u. 663 Seiten. Die einfache Zueignung des Dankbaren an den König von Dänemark Friedrich VI. ist von 1808.

Seit dem Jahr 1801, wo man in Kopenhagen beschlossen hatte, das königliche Münzcabinet zu vermehren, wurde Zoega vom Aufseher desselben, dem Prof. Ramus, gebeten sich dem Ankaufen und Sammeln dafür zu unterziehen. Außer vielen hundert einzelnen alten Münzen kaufte er auch wirklich die aus Städtemünzen bestehende, viel Seltenes enthaltende, Sammlung des Don Alessio di Recupero, ebenso die weit größere Sammlung Bondacca, und begleitete solchen Ankauf immer mit sorgfältig gearbeiteten Verzeichnissen, die dem Prof. Ramus bey der im Jahr 1816 in 3 Quartbänden besorgten Herausgabe des Katalogs des K. Dänischen

Cabinets der antiken Münzen, welches nun zu den bedeutendern Europens gehört, von großem Nutzen waren; so daß Zoega auch aus der Ferne der vaterländischen Sammlung, zu deren Aufseher er von Guldberg ursprünglich bestimmt war, entschiedenen Vortheil brachte [68]), und auf die Art auch hier Fäden seiner Jugend und seiner reifern Jahre sich zusammenknüpften. Daß Zoega bey diesem numismatischen Geschäft nicht nur, was bey einem solchen Manne sich von selbst versteht, mit aller Uneigennützigkeit, sondern mit wissenschaftlichem Eifer und gewissenhafter Genauigkeit verfuhr, sagt Jeder sich selbst.

Wir nähern uns seinen lezten Lebensjahren. Der Tod seiner nächstältesten Tochter Isis im Jahr 1805, langwierige Krankheit seiner Gattin, einer der schönsten Römerinnen ihrer Zeit mit einem wahren Madonnengesicht [69]), obwohl von heftigem Charakter, Sorge für die drey von allen ihm übrig gebliebenen Kinder, eigne oft wieder kommende Kränklichkeit, endlich der Tod seiner Frau, der nach 19 monatlichen Leiden zu Anfang des J. 1807 [70]) erfolgte, stimmte ihn oft schwermüthig. Ihr Hinscheiden rief ihm das Andenken einer langen Reihe von Jahren zurück, deren Hauptereignisse ihre Quelle in dieser Verbindung hatten. Manchmal ergriff es ihn wie Todeskälte, und der Gedanke, seine übrigen Tage in einer ihm ungewohnten Vereinzelung verleben zu wissen, zerriß ihm das Herz. Doch das Gefühl der Pflicht, sich für seine Kinder zu erhalten, und die angeborne Thätigkeit trieben ihn zur Fortsetzung von Arbeiten, die seit Jahren angefangen waren, besonders seiner Topographie von Rom [71]). An Vollendung und Herausgabe hinderte der Geldmangel in Hinsicht nöthiger Zeichnungen und Kupferstiche. Dagegen entschloß er sich, bey dem Kunsthändler Piranesi, mit Kupfern von Piroli, die Basreliefs von Rom heftweise erläutert herauszugeben: ein Werk für Gelehrte, Künstler und Kunstliebhaber. Sein Plan war, alles vollständig ken-

68) Vergl. *Chr. Rami* Praefat. Catal. numor. vet. Gr. et Rom. Musei Reg. Dan. p. XI. seq.

69) I. S. 455. II. S. 35. 348.

70) D. 6. Jan. s. II. 347. Vgl. II. 342, 343.

71) Vergl. über diese II. 252. 294. 335. 341. 342. 343.

nen zu lehren, was Rom in dieser Gattung besizt, Bekanntes sowohl als Unherausgegebenes. Außer Zoega konnte niemand in Rom ein solches Werk ausführen [72]). Der Druck des ersten Hefts begann im Junius 1807. Auch bey dem politischen Sturm, der im Sommer dieses Jahres durch England über sein Vaterland kam, arbeitete er, troz der Unruhe, in die ihn jener versezte, an diesem Lieblingswerke fort [73]). Ueber Mithras und Herkules, über Cybele und Kadmus, so wie über manche andre mythologische Gegenstände, sind hier Hauptartikel. Die Erläuterungen sind in Italienischer Sprache geschrieben. Das Ganze besteht aus 19 Lieferungen mit 115 Kupfertafeln in 2 Bänden. Prof. Welcker hat für Deutschland die Uebersetzung (Gießen 1811, Fol.) mit schätzbaren eignen Anmerkungen besorgt, von der aber bisher leider nur die erste Hälfte erschienen ist. Vollständig ist jedoch der hinzugefügte Band der Originalkupfer vom Römer Piroli, 103 Bl. Quer-Fol. (Gießen 1812). Zoega's großer Plan war, in Auswahl alle antiken Basreliefs von Rom zu umfassen. Er hatte deßhalb von etwas mehr als hundert Orten seit vielen Jahren alle Römischen erhobenen Werke durch ausführliche, gewissermaßen statt Zeichnungen dienende Beschreibungen in seinem Pulte vereinigt. Das Herausgegebene beschränkt sich auf zwey vorzüglich reiche, den Pallast und die Villa Albani, und enthält kaum den zwölften Theil der für das Ganze bestimmten halberhobenen Werke. „Die Erklärungen sind nicht bloß für den Gelehrten bestimmt, sondern entwickeln in leichter gefälliger Form auch dem Künstler und Kunstfreund die zu Grund liegenden Vorstellungen. Sie zeichnen sich vornehmlich aus durch stete Richtigkeit und Sicherheit des Sinnes, und durch eine so sorgfältige Kritik, daß man kein ähnliches Werk anführen könnte, das so frey von verfehlten und schwankenden Meinungen, so zuverlässig, erschöpfend und gründlich wäre, und so weniges unerklärt ließe, dieß wenige aber so bestimmt [74])." Zoega war „durch das Nachdenkliche das in ihm lag, durch seine Gewohnheit in großem Zusammenhang und mit vielfältiger Vergleichung zu denken, zum Erklären der schwersten Denkmäler"

---

72) II. S. 352. 73) II. S. 362. 74) II. S. 377.

vorzüglich geeignet. Mit dem ersten Artikel des 16. Hefts der Basreliefs legte er die Feder nieder. „Betrachtungen über die Göttinnen der Zeit und der Bestimmung, und über Schlaf und Ruhe vom Leben sind seine lezten gewesen, und er hat nicht geahnet, wie er unmittelbar vorher die wehmüthig heitre Vorstellung der Alten von dem Gott berührte, der sanft und mild das Licht des Lebenstages auslöscht, um den Schlummer heranzulocken, daß er so bald mit der gesenkten Fackel an seine eigne Urne sich stellen werde [75]." Nach langem Kränkeln ergriff ihn, der kurz vorher an seinen kleinen Sohn, den er nicht von sich ließ, die Ruhe vieler Nächte verloren, in Folge mehrmals wiederholten Aergers und des Kummers über den damals unglücklichen Zustand seines Vaterlandes, und über Nahrungssorgen, ein Gall- und Nervenfieber im Anfang Februars 1809. Am zehnten Februar verschied er. Seine sterblichen Reste ruhn in der Kirche St. Andrea delle Fratte. Sein Profilbildniß, nach der Zeichnung seines Freundes Thorwaldson gestochen wie Ant. Krüger, findet sich vor dem ersten Theil des Buchs über Zoega und größtentheils von Zoega, wo auch sein Aeußeres und sein dem Innern in vieler Hinsicht entsprechendes, Benehmen (Th. II. S. 412) geschildert ist. Der hinterbliebenen Kinder nahmen edle Dänen sich väterlich an; der Minister Baron Schubart, Zoega's viel vermögender Freund, wirkte aus, daß ihnen des Vaters ganzer Dänischer Gehalt verblieb; seine für die Archäologie ungemein wichtigen und zahlreichen Papiere, aus denen Prof. Welcker schon viel Lehrreiches und Anziehendes mitgetheilt hat, kamen in die königliche Bibliothek nach Kopenhagen. Zoega war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, außer der Italienischen zu Velletri, Siena, Florenz, der Accademia Italiana, der auswärtigen zu Göttingen, Berlin, München, Kopenhagen. Sein König ertheilte ihm auch den Danebrogorden; die Nachricht davon kam aber erst acht Tage nach seinem Tode an.

Als Dänischer Gelehrter hat er zum Ruhm seiner Nazion in der Fremde wesentlich beygetragen und mehrere seiner jüngern Landsleute und andere jüngere Freunde

---

75) II. S. 415.

in Rom in ihren Studien bedeutend gefördert [76]); auch hat er auf die Ausübung der bildenden Kunst in Rom durch Urtheil und Rath im Stillen bedeutenden Einfluß ausgeübt: so namentlich bey dem großen Dänischen Nacheiferer der antiken Bildnerey, Thorwaldsen, und bey dessen trefflichem Genossen, dem Preußen Rauch. Er hat die Grenzen der Wissenschaften in denen er arbeitete, besonders der Archäologie, erweitert; seine litterarischen Werke sind in ihrer Art classisch; sein Name wird unter den Gelehrten Europens stets ausgezeichnet bleiben, und zwar neben dem Namen Winckelmann's. In beyde war antike Bildung übergegangen; nur in jeden auf eigenthümliche Art. „In Winckelmann war mehr der populäre und plastische Geist der Alten eingedrungen; die Bilder der Dichter und Künstler waren ihm mehr nur für die Einbildungskraft da;" „Zoega las," sagt Welcker treffend [77]), „in den Werken beyder mehr auch den tief verborgenen Gedanken, ließ sie wirken auf sein Gemüth, wie die Tiefen der Natur und des Lebens, deren Ausleger sie ihm waren." Da Zoega auf höchst seltene Weise in die Denkart des Alterthums eingedrungen war, und da sein unermüdlicher Fleiß eine bewunderungswürdige Menge des Einzelnen mit Selbstsicht und genau prüfender vielseitiger Kenntniß umfaßte, so beklagt man mit Recht, daß er nicht dazu gekommen ist, seine Ansichten in größerem Zusammenhange auszusprechen. Oft bedauerte er selbst, nicht auf das Griechische Alterthum die Arbeit verwandt zu haben, die er durch äußere Aufforderung, wie von Cardinal Borgia und Pius VI. veranlaßt, dem Aegyptischen gewidmet [78]). So wichtig diese Forschungen auch zum Theil für seinen Hauptplan waren, die Griechische Alterthumskunde zu sichten und neu zu begründen, so dehnten sie sich doch weiter aus, als gerade dazu nöthig gewesen wäre. Doch auch schon aus seinem lezten Werke über die Basreliefs geht der strenge Zusammenhang hervor, in welchem er alle Religion, Dichtung, Kunst, Leben und Geschichte der Alten erkannte. Hirt schrieb einst von ihm, durch seinen frühen Tod sey ein Schatz von Resultaten, die das Hu-

76) Vgl. II. S. 40. 59. 77) II. S. 381.
78) Vgl. Welcker II. S. 339.

manste geschichtlicher Forschungen betrafen, verloren gegangen. Kein Wunder, da in ihm die Frische der Anschauung mit der Schärfe des Begriffs [79]), das Gefühl, womit das Große und Schöne aufzufassen ist, mit der Kälte der Kritik, der poetische Sinn mit welchem man dem Antiken entgegenkommen muß, mit der Trockenheit so vieler nothwendigen Kenntnisse und Untersuchungen sich verband. Jeder angehende Alterthumsforscher wird daher nächst Winckelmann vorzüglich Zoega zum Lehrer und Führer wählen, und vom Geiste beyder durchdrungen, in manchem andern zwar dem begeisterten, großsinnigen, classisch schreibenden Deutschen in Rom, Johann Winckelmann, den Vorzug geben, in methodisch gelehrterer Vorarbeit aber, in schärferer Kritik und in tiefer forschendem Nachdenken dem Dänen Georg Zoega.

---

79) Zoega, sagt Gierlew a. a. O. S. 534, hatte „mit dem ihm eignen skeptischen Geiste nicht bloß gelernt, sondern geprüft; dieser war es, welcher ihn zwar selten begeisterte, aber ihn zu desto ruhigerer, kälterer Untersuchung in Stand sezte, und ihm einen freyern, sicherern Blick gewährte." Vergl. Welcker II. S. 404.

Jean François
Baron von Bourgoing.

Jean François Baron von Bourgoing.

Dem Stillleben der Kunst und Wissenschaft ist der Strudel politischer Umwälzungen nicht gedeihlich; daher wir auch aus der Revolutionszeit wenige Männer namhaft zu machen wissen, welche während derselben in Frankreich durch ausgezeichnete literarische Werke zur Verherrlichung eines Zeitalters, das ohnehin so viele Schuld zu verdecken hatte, wirkten. Die wilde Flut jener Jahre war so überwältigend, daß selbst die ausgezeichnetsten Männer der französischen Literatur, welche der neuen, so oft wechselnden Ordnung der Dinge einen berühmten Namen entgegentrugen, diesen häufig einbüßten, indem sie sich dem Spiele der Parteiungen hingaben. —

Den verdienstvollsten französischen Gelehrten der neueren Zeit ist Bourgoing beizuzählen; ein Mann, der, zu gleicher Zeit in ausgezeichneten Amtsverhältnissen, den alten Ruhm Frankreichs, mit unübertreffbarer Gewandtheit diplomatische Verhandlungen zu leiten zu verstehen, und so oft zu gewinnen, was die Gewalt der Waffen nicht erstreiten konnte, fortpflanzte, indem andere französische Diplomaten der Revolutionszeit nicht selten durch rohes Betragen und übermüthige Selbstsucht den wahren Ertrag errungener Siege verscherzten.

Nicht ohne Zweck ist hier gleich anfänglich darauf aufmerksam gemacht, daß Bourgoing's öffentliches Leben den diplomatischen Verhältnissen angehört; so mag denn diese biographische Skizze auch deshalb besonders

das Interesse der Leser der Z. G. in Anspruch nehmen, da er, nach einer sonderbaren Verflechtung der Umstände, als französischer Gesandter am spanischen Hoflager 1792 in mehreren Beziehungen eine gleich schwierige Rolle durchführte, als in unsern Tagen der Gesandte Ferdinands, der Herzog von San Lorenzo in Paris zu spielen hatte. — Solche Parallelen geben der Geschichte die wahre Pragmatik, werfen Licht in das Gewebe der geheimsten Cabinetsverhandlungen und offenbaren die Zukunft. —

Jean François Baron von Bourgoing ward im Departement der Nièvre, wo seine Familie seit mehreren Jahrhunderten angesessen war, zu Nevres an der Loire, den 20sten November 1748 geboren, und trat im zwölften Jahre als ein wohlgebildeter, guterzogener und unterrichteter Knabe, der viele Fähigkeit verrieth, in die dortige Militairschule, welche Pâris Duvernai errichtet hatte und mit Erfolg leitete. Dieser Lehrer machte es sich zum Berufe, einige auserwählte Zöglinge für die diplomatische Laufbahn vorzubereiten. Bourgoing gehörte zu diesen und hatte so das Glück, ohne Wechsel oder Fehlgriffe in der Berufswahl, sogleich für das Fach, in welchem er späterhin glänzte, bestimmt zu werden. Nachdem er in der vorerwähnten Lehranstalt seinen Cursus gemacht, bezog er, auf Duvernai's Rath, die Universität Straßburg (1764), wo er mit regem Eifer, um sich auszubilden, die Hörsäle, besonders den des berühmten Publicisten Schöpflin besuchte. Von allen höheren Lehranstalten Frankreichs war keine mehr geeignet, einen fleißigen, geistvollen Lehrling vor der Manier des französischen Studienganges zu bewahren und ihn auf die Schätze der deutschen Literatur aufmerksam zu machen, als das herrliche Straßburg, auf welchen Musensitz Deutschland, wenn gleich politisch davon geschieden, auch deshalb stolz seyn darf, weil die Franzosen fortwährend ihn den deutschen Hochschulen zuzählen.

Nach dreijährigem Aufenthalte verließ B. die Universität, trat, von vielen Seiten empfohlen, als Officier in das Regiment von Auvergne und ward der französischen Gesandtschaft zu Regensburg bei der Reichsversammlung zugeordnet. Hier erwartete den neunzehnjährigen Jüngling eine wichtige Prüfung: kaum war er zu Regens-

burg, als der bevollmächtigte Botschafter plötzlich seinen Abschied nahm, während der Legationssecretair wegen Weiterbeförderung abgerufen war. So fielen alle Geschäfte auf Bourgoing und er trat mit alleiniger Verantwortlichkeit in Verhältnisse, die schon wegen der erforderlichen genauen Beobachtung hergebrachter Formen einen tüchtigen Mann erforderten. Er verwaltete zwei Jahre hindurch zur Zufriedenheit des französischen Cabinets den Gesandtschaftsposten zu Regensburg und wurde dadurch zu den billigen Erwartungen eines schnellen Fortschreitens auf der glänzenden Laufbahn berechtigt. Doch diese erfreuliche Aussicht trübte sich plötzlich: er erhielt vom Herzoge von Choiseul Verhaltungsmaßregeln, welche mit seinen Ansichten und mit seiner näheren Kenntniß der dortigen Verhältnisse in Widerspruch standen; er erlaubte sich daher dringende Gegenvorstellungen, denen Folge zu leisten man sich selbst genöthigt sah. Dennoch vermerkte so selbstständigen Widerspruch der allmächtige Minister ungern: B. erhielt die Weisung, sich zu seinem Regimente zu begeben, und lebte hier sieben Jahre hindurch ganz unberücksichtigt, aber um so fleißiger in der ruhigen Muße des Garnisondienstes mit den Wissenschaften beschäftigt. Erst als 1777 Vergennes den Herrn von Montmorin als Botschafter nach Spanien sandte, erinnerte sich letzterer der schon bewährten Fähigkeiten Bourgoing's für diplomatische Arbeiten und erbat sich denselben als ersten Gesandtschaftssecretair. — Dort am Hofe von Madrid wurde so eben ein neues Ministerium gebildet: der freisinnige Aranda legte nach ruhmvoller Leitung der Staatsangelegenheiten die Zügel des Regimentes nieder, Florida Blanka und Campomanes übernahmen die Leitung. Für die französische Gesandtschaft kam es besonders darauf an, die Geneigtheit des spanischen Cabinets zu gewinnen, zur Aufrechterhaltung des bekannten bourbonischen Familienvertrages (von 1761), dem Einflusse des brittischen Ministeriums entgegenzuarbeiten und die spanische Mitwirkung zur Erlangung der Selbstständigkeit für die nordamerikanischen Staaten, die den Kampf gegen Alt-England bereits begonnen, zu sichern. Der glücklichste Erfolg krönte Montmorin's und Bourgoing's Unterhandlungen, und ihrer Thätigkeit war es mit beizumessen, daß Spanien bald nachher in dem nordamerikanischen Kriege

gegen England mit einer Kraft und Würde auftrat, wovon das Cabinet von Madrid seit zwei Jahrhunderten kein Beispiel zu geben verstand. Zwar scheiterte die mit so ungeheurem Aufwande ins Werk gerichtete Unternehmung gegen Gibraltar: aber Spanien eroberte im Laufe des Krieges eine reiche brittische Kaufahrteiflotte (1780), eroberte Westflorida (1781) und Minorka (1782), und wußte sich im folgenden Jahre durch einen ehrenvollen Friedensschluß in dem Besitze dieser Eroberungen zu behaupten.

Während dieser Zeit hatte B. so viel Gewandtheit und Festigkeit bewiesen, hatte sich so große Verdienste erworben, daß, als nach abgeschlossenem Frieden Montmorin zurückging, Bourgoing als königlich französischer Geschäftsträger bis zum Mai 1785 der Gesandtschaft zu Madrid allein vorstand; dann aber ward er von dem Herzoge von la Vauguyon abgelöset. Bei seiner Rückkunft nach Paris verheirathete sich B. und knüpfte ein Band, welches dem für wahres Familienglück so Empfänglichen reiche Freude gewährte und ihn zum Vater mehrerer hoffnungsvollen Söhne machte. Bald nach vollzogener Hochzeit trat er seine zweite diplomatische Sendung nach Deutschland an, indem er als Ministerresident beim niedersächsischen Kreise und besonders bei den Hanseestädten angestellt wurde. In dieser Stelle schloß er 1789 einen Handels- und Schiffahrtstraktat mit der freien Reichsstadt Hamburg ab, und erwarb sich auch hier die persönliche Achtung, welche er in Süddeutschland wie in Spanien zu erlangen wußte. Indeß wurden mit dem Jahre 1791 die Verhältnisse der französischen Gesandtschaften fast in ganz Europa schwieriger, da nach den bekannten Verhandlungen zu Pillnitz die feindselige Stellung der verbündeten Mächte gegen Frankreich den nahen Ausbruch des Krieges nicht mehr zweifelhaft machte. Das verheerende Ungewitter des politischen Himmels konnte selbst nicht dadurch beschwichtiget werden, daß Ludwig XVI. die neue Constitution annahm, beschwor und aufrecht zu erhalten die heiligsten Gelübde ablegte. Die unversöhnte Faction der Prinzen von Geblüte und des hohen Adels war rastlos beschäftigt, im Auslande wie in Paris den Zündstoff anzuhäufen, dessen bald ausbrechende Flamme jede glückliche

Vermittlung unmöglich machte. Während der gute König Ludwig daheim mit lichtvoller Wahrheit und Ueberzeugung das Ausland und die dahin entwichenen aristokratischen Parteigänger anflehete, den unglückseligen Gedanken an einen kriegerischen Einmarsch in Frankreich aufzugeben, der Lüge von der Gefangenschaft, worin er gehalten werde, keinen Glauben beizumessen und zu erwägen, daß für ihn und seine Familie nur dann Gefahr erwachse, wenn man die Wahrheit seiner Gesinnung verdächtig mache, wenn man fortfahre, einer mündig gewordenen Nation, mit der blutigen Strafruthe in der Hand, das Gängelband und den Kapzaum anlegen zu wollen — während so weise Vorstellungen der Selbstsucht derer, die das Schicksal Frankreichs von außenher zu ordnen sich anmaßten, zum Gespött dienten, sann Ludwig XVI. darauf, die unglücklichen Wirkungen, welche der feindliche Einfall der Verbündeten und die einheimischen Hofkabalen ihm persönlich droheten, zu beschwichtigen. In dieser Beziehung schien es dem Könige wichtig, alle Mittel aufzubieten, daß wenigstens Spanien der bestehenden Verbindung mit Frankreich treu bliebe. Zur Verfolgung dieses Zweckes ward Bourgoing ausersehen, von Hamburg nach Paris berufen und zum bevollmächtigten Gesandten in Madrid ernannt. Die Instructionen, welche er erhielt, waren constitutionsgemäß. Vor seiner Abreise ward ihm die Beruhigung, beim Könige eine geheime Audienz zu erhalten, in welcher er aus des Königes Munde die untrüglichsten Beweise von dessen Treue für die Constitution erhielt. Hier vertraute ihm Ludwig XVI. das, eine wahrhaft königliche Denkart offenbarende Geständniß: es verhandle sich gegenwärtig ja gar nicht mehr darum, ob die Constitution nach allen ihren Bestimmungen dem Wunsche des Königes gemäß sey; er sey selbstständiger Regent, habe als solcher diese Verfassung beschworen und werde wissen, das Beste der Nation wie sein eigenes und das seiner Familie innerhalb der angeordneten Formen zu bewahren, wie auch die nothwendigen Vervollkommnungen der Staatsverfassung herbeizuführen; es heiße aber seine Würde als König, seinen Werth als Mann völlig verkennen, wenn man glaube, daß er mit Hülfe der wider seinen Willen feindlich in Frankreich einbrechenden fremden Kriegsvölker das große Werk der Wiedergeburt des Reiches nach

dem von fremden Cabinetten gezimmerten Maßstabe vorzunehmen, beabsichtige. Keine auswärtige Macht werde im Stande seyn, ihn zu vermögen, seinem der Constitution, mit welcher er leben und sterben wolle, geleisteten Eide abtrünnig zu handeln. —

So redete, so dachte Ludwig XVI.; mit hierauf Bezug habenden Weisungen entließ er den Gesandten.

Da ein großer Theil des Ruhmes, welchen Bourgoing als Mensch und als Diplomat sich erwarb, von dem Erfolge jener Sendung ausging, so wollen wir ihn als Berichterstatter hier selbst reden lassen:

„Der Hauptgegenstand meiner Sendung war die Anerkennung der Constitution von Seiten des spanischen Hofes, welcher mehr, als irgend ein anderer, seinen Widerwillen dagegen an den Tag gelegt hatte." — (Damals war der spanische Hof gegen die französische Staatsverfassung, wie jetzt der französische Hof gegen die spanische Staatsverfassung —) „Die Annahme meiner Person, als eines Stellvertreters des Königs, der die Constitution eingeführt hatte, war eine natürliche Folge jener Anerkennung. An der Spitze des spanischen Ministeriums stand ein Mann, dessen nur allzu bekannte Gesinnung mich keinen günstigen Erfolg hoffen ließ. Bald nach meiner Ankunft fiel derselbe in Ungnade. Man behauptet, ich hätte dazu beigetragen; doch will ich mir nichts anmaßen, als das, was keinen Widerspruch leidet. Der Graf von Aranda, wieder Nachfolger des Grafen von Florida Blanca, machte meine Lage wieder bedenklich; ich erwarb mir sein Vertraun, ich darf sagen, seine Hochachtung. Nach langen Bemühungen, die mir den Beifall des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Dumouriez, erwarben, ward ich als bevollmächtigter Minister des Königs der Franzosen anerkannt. Wir fingen an über die Gesinnungen Spaniens, die bis dahin sehr verdächtig waren, ruhiger zu werden. — Indeß hatte ich noch immer gegen die Feinde unserer Staatsveränderung zu kämpfen, welche ihren Hoffnungen, Spanien in ihren Bund zu ziehen, nicht entsagten. Die Weisheit und Standhaftigkeit des Grafen von Aranda, und, ich darf sagen, meine Wachsamkeit und Vaterlandsliebe vereitelten ziemlich glücklich ihre Plane, als eine

neue Ordnung der Dinge neue Verhältnisse herbeiführte. Frankreich, endlich aufgeklärt über die längst geargwohnte Treulosigkeit des Hofes und über die Unzulässigkeit einer Staatsverfassung, welche demselben gesetzmäßige Mittel darbot, die Nation zu hintergehen, faßte den Entschluß, den Thron umzustürzen, in dessen Nähe man auf sein Verderben sann, und solcher Gestalt die Werkstätte zu vernichten, in welcher die Waffen zu Frankreichs Vernichtung geschmiedet wurden. Entfernt von dem Schauplatze der Meutereien, blind einer Verfassung zugethan, welche ich wie alle meine Mitbürger beschworen, und deren Ungenügendes wahrzunehmen, mich meine Lage verhinderte, schloß ich mich mit einem neuen Schwure dem Triumphe der Freiheit und Gleichheit an. Ich wartete nicht erst die Bekanntmachung eines Gesetzes ab, welches militairische und Ordenszeichen abschaffte, um von den meinigen keinen ferneren Gebrauch zu machen. An mein Amt gefesselt, entfernt von denen, welche gegen den Bund der Despoten kämpften, folglich außer Stande, an ihren rühmlichen Gefahren Theil zu nehmen, machte ich mich verbindlich, drei Vertheidiger des Vaterlandes so lange zu unterhalten, als der Krieg der Freiheit dauern würde. — Unsere Feinde sammelten sich indeß auf allen Seiten. Spanien, abgelockt von den weisen, ein ruhiges Verhalten empfehlenden Grundsätzen und verblendet durch den strafbaren Ruhm, der Sache der Tyrannen zu dienen, Spanien gesellte sich dem Bunde bei und bedrohete mit kriegerischen Rüstungen unsere pyrenäischen Grenzen. Wenn die Heere, welche die Nordgrenzen überschwemmten, die Fortschritte gemacht hätten, welche ihnen ihre Einverständnisse mit dem Innern des Reiches und die leichten, schnellen Siege anfänglich versprachen, so würde Spanien zum Sturze unserer Freiheit unbezweifelt das Seine beigetragen haben. Die bekannte Langsamkeit seiner Unternehmungen ist ihm wenigstens einmal nützlich gewesen, sie hat ihm Zeit gelassen, sich von der Ohnmacht der gegen uns gerichteten Bemühungen und von der Gefahr zu überzeugen, die mit einer thätigen Theilnahme demselben erwachsen mußte. — In der That konnten Spaniens Vorkehrungen nur auf eigene Vertheidigung gerichtet seyn; ich habe jene aufmerksam beachtet, den Nachdruck derselben erwogen und, in der Gewißheit der Unzulässigkeit eines Angriffes, die-

jenigen beruhigt, welche den Rüstungen die Ehre anthaten, sie zu fürchten." —

„Da ich von allen Parteien gleich entfernt stehe, weiß ich nicht, mit welcher ich es am meisten verdorben haben mag, indem man mich, auf den Grund meiner ehemaligen Verbindungen, als Verräther des Vaterlandes anklagt. Immer ist die Wohlfahrt meines Vaterlandes der Gegenstand meiner Wünsche und Anstrengungen gewesen. Die Ereignisse, welche ich vorausgesehen und gesagt habe, fangen bereits an, mich gegen jede Lästerung zu rächen. Spanien, durch den Anblick unserer unerschütterlichen Standhaftigkeit und durch die Ueberzeugung von seinem wahren Vortheile zur Weisheit zurückgeführt, offenbarte schon das Verlangen, die Unruhen, welche seine Zurüstungen veranlaßten, zu zerstreuen; die Nationalwürde verweigerte nur die Rückschritte schnell und entscheidend zu thun, als der Graf von Aranda das Ministerium verließ. Sein Nachfolger knüpfte bei noch entschiedenern Wünschen für die Aufrechterhaltung des Friedens mit mir neue Unterhandlungen an." —

„Ohne die Wachsamkeit des Vaterlandes einzuschläfern, habe ich gesucht, ihm einen Krieg zu ersparen, der zu seinem Ruhme nichts beitragen und für sein Interesse leicht traurige Folgen haben konnte. Ich habe mich bemüht, das Blut und die Schätze seiner Kinder zu schonen; ich habe dahin gestrebt, ihm den einzigen Bundesgenossen zu erhalten, welchen es in Europa noch übrig hat. Ich erhalte so eben das Versprechen der Neutralität Spaniens und die Versicherung, daß es seine Truppen von den Grenzen zurückziehen wird. Ich bewache und bekämpfe seine Seerüstungen, so wie die Ränke derer, die uns diesen Bundesgenossen gern abwendig machen möchten. — Dies, meine Mitbürger, sind meine Vergehungen. Richtet mich nun! Verdiene ich Euer Zutrauen? War ich werth, Euer Stellvertreter zu seyn?" —

So schrieb Bourgoing von Madrid aus zu Anfang des Jahres 1793. Ton und Inhalt seiner Worte beweisen, in welche gefährliche Lage sein Vaterland, der König, er selbst versetzt waren, und wie die schlechten Ränke des Hofes, in Verbindung mit dem unglücklichen Wechsel der Ministerien in Madrid wie in Paris

die Wohlfahrt der Staaten in die gefährlichste Krisis stürzten.

Die mannichfachen Unterbrechungen seiner diplomatischen Arbeiten zu Madrid benutzte Bourgoing zu wissenschaftlichen Zwecken. Indem er bereits als Schriftsteller mit seinem Gemälde von Spanien, welches in fast alle Sprachen Europa's übersetzt wurde, ruhmvoll hervorgetreten war, bot ihm der zweite Aufenthalt jenseit der Pyrenäen günstige Veranlassung, an die Vermehrung, Berichtigung und Vollendung dieses Werkes zu denken. — Mit wie großer Sorgfalt Bourgoing auch den wirklichen Bruch zwischen Frankreich und Spanien verhindert hatte, der Augenblick konnte wohl verzögert, der Krieg selbst nicht verhindert werden. Nach der scheußlichen Hinrichtung Ludwigs XVI. hatte der hohe Rath von Kastilien sogleich die Entfernung des französischen Gesandten aus dem spanischen Reiche angeordnet; noch hoffte Bourgoing zu einer Unterredung mit dem Herzoge von Alcudia zu gelangen, als Frankreich an Spanien den Krieg erklärte, weil es an Letzterem lieber einen offenbaren, als einen heimlichen Feind zu haben wünschte. — Bourgoing kehrte nun nach Paris zurück, wo er anstatt der Anerkennung seiner Verdienste den Befehl vorfand, der ihn als Edelmann aus der Hauptstadt verbannte. Bourgoing ging in seine Heimath, die er einst mit so großen Erwartungen für die Zukunft verließ und nun wiedersah in der traurigsten Katastrophe einer blutigen Gegenwart. Bourgoing beschränkte seine öffentliche Thätigkeit auf eine nützliche Wirksamkeit innerhalb seiner Vaterstadt Nevres, in deren Municipalrath ihn die Stimme seiner Mitbürger berief. Funfzehn Jahre später erhielt Bourgoing, damals auf einer neuen diplomatischen Sendung, in Deutschland einen rührenden Beweis des segenvollen Andenkens, in welchem er in der Heimath stand, indem das Wahlcollegium des Departements der Nièvre ihn einstimmig zum Mitgliede des Erhaltungssenates wählte. — Erst nach dem Sturze Robespierre's (den 27. Julius 1794) ward die Verbannung der Edelleute aus der Hauptstadt zurückgenommen und Bourgoing, der mit den ersten Tagen des folgenden Jahres in Paris eintraf, sogleich nach Spanien geschickt, um geheime Friedensanträge zu machen, da die Machthaber Frankreichs sehr

richtig erwogen, daß die Spanier leichter im Felde zu besiegen, als am eigenen Herde zu unterjochen waren, daß tausendfache Noth fremde Kriegsheere auf spanischem Boden aufreibt, und daß Frankreich selbst der Friede in Westen noth that, um dem Kriege in Osten desto besser gewachsen zu seyn. Zwar erreichte Bourgoing nicht sogleich den Zweck seiner Sendung, doch bereitete er geschickt gegenseitige Annäherung vor. Ohngeachtet des von den Spaniern bei Wiedereröffnung des Feldzuges über Scheerer bei Figueras erkämpften Sieges, drangen die Franzosen auf der entgegengesetzten, westlichen Pyrenäenseite gegen Pampelona rasch vor und erregten in der Hauptstadt Besorgniß. Darum wurde in möglichster Eile Yriarte, bisheriger spanischer Gesandter in Warschau, nach Basel an Barthelemy, der durch den Frieden mit Preußen den Ruf eines gemäßigten Mannes erlangt hatte, geschickt und hier schnell der Friedenskranz geflochten, für welchen Bourgoing persönlich schon manches Opfer gebracht hatte. —

Bourgoing lebte dann einige Zeit von Staatsgeschäften entfernt und widmete sich mit schönem Erfolge ertragreichen literarischen Arbeiten, bis der verhängnißvolle 18. Brumaire (der 9. November 1799) den überall siegreichen Feldherren Frankreichs den Sturz des Directoriums vollbringen ließ. Bonaparte, als erster Consul an der Spitze der Regierung, erkannte die Bedeutsamkeit der nordischen Mächte bei dem Kriege gegen England und beauftragte mit hierauf Bezug habenden Verhandlungen den als bevollmächtigten Gesandten zuerst nach Hamburg, dann nach Kopenhagen geschickten Bourgoing (1800). Im nächsten Jahre ward er angewiesen nach Stockholm zu gehen, wo er den leidenschaftlichsten Widersacher des neugestalteten Frankreichs versöhnen sollte. Der Gesandte, der mit richtiger Umsicht die Persönlichkeit des Schwedenkönigs beurtheilte, bot alle Mittel auf, die vorgefundene Abneigung zu beschwichtigen. Gleich bei seiner Antrittsaudienz sprach sich Bourgoing sehr bestimmt über die Vortheile monarchischer Regierungsformen aus, um das Schreckbild der republikanischen Institutionen zu beseitigen. Wie gut auch diese Andeutungen auf den Charakter Gustav's IV. berechnet seyn, wie sehr sie Bourgoing's eigenen An-

sichten entsprechen mochten, Bonaparte konnte sie um so weniger gut heißen, da er für den Augenblick nur unter der Maske des Republikaners die Grundlagen des Kaiserthrones bereiten konnte. So erschien ihm des Gesandten officielle Rede unvorsichtig und die Hindeutung auf die Rückkehr des monarchischen Systemes in Frankreich strafbar vorlaut. Je mächtiger ein Mann ist, je besser er die Karten gemischt zu haben glaubt, um so mehr fühlt er sich verletzt, wenn ein Unberufener hervortritt und das verdeckte Spiel verräth. Bourgoing's damals großes Aufsehn machende Aeußerungen — sie wurden bald über den Erfolg der Vorhersagungen vergessen — zogen ihm harte Vorwürfe zu; doch erhielt er sich auf seinem Gesandtschaftsposten bis 1803, wo der erste Consul, beleidigt durch die vielen Zeichen feindseliger Gesinnung des stockholmer Cabinets gegen ihn, den französischen Gesandten, welcher in Schweden so manche officielle Zurücksetzung erfuhr, indeß man ihm persönlich Achtung bezeugte, zurückberief. Bestrafte Bonaparte, nach gewöhnlicher Despoten-Art, öfter das Mißlingen eines Planes auch an den schuldlosen Sachwaltern desselben, so fand auch Bourgoing bei seiner Rückkunft nach Paris nicht die entfernteste Anerkennung seiner Bemühungen und Arbeiten, sondern er ward durch entschiedene Ungnade des Gewalthabers in den Privatstand, dessen Muße niemand besser zu nutzen verstand, zurückgewiesen. Auch der Kaiser Napoleon erinnerte sich anfänglich des verdienstvollen Mannes nicht, mit welchem der erste Consul Bonaparte unzufrieden war; er wußte ohnehin recht gut, was er dem Kriegesglücke verdankte, und maß deshalb jedem Friedensdienste, besonders dem Verdienste des Diplomaten, geringen Werth bei.

Erst die kriegerischen Verdienste eines Sohnes konnten den Kaiser veranlassen, dem Vater Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Bourgoing's ältester Sohn (Armand Marie Joseph, geboren zu Nevres den 27. December 1786) zeichnete sich, als Officier des vierten Dragonerregimentes, schon im österreichischen Krieg, beim Uebergange über die Donau unfern Günzburg aus; gleichen Ruhm erwarb er sich in dem preussisch-russischen Feldzug von 1807, wo er in dem Berichte über ein in den nächsten Tagen vor der Schlacht bei

Eylau stattgefundenes Gefecht dem Kaiser besonders namhaft gemacht und empfohlen wurde. Dieses wurde Veranlassung, daß der Kaiser Bourgoing's in einem Gespräche mit dem Herzoge von Bassano (Maret), einem alten Freunde des zurückgesetzten Diplomaten, erwähnte. Der Herzog nahm die Gelegenheit wahr, dem Kaiser zu erzählen: wie er vor wenigen Tagen den jungen Bourgoing gesprochen und von ihm die Worte gehört habe: „Die Ungnade des Kaisers gegen meinen Vater gedenke ich auf dem Schlachtfelde zu besiegen — oder ich will erliegen." — Unmittelbar darauf ernannte Napoleon den Vater zum Gesandten am dresdner Hofe, dem Sohne schickte er den Orden der Ehrenlegion. Doch auch bei dieser neuen diplomatischen Mission konnte sich Bourgoing die Zufriedenheit des Kaisers nicht erwerben; unter manchen Verdrüßlichkeiten erhielt er sich dennoch auf seinem Posten, während er oft von Unpäßlichkeiten an das Herannahen des Alters erinnert wurde. Neue Unannehmlichkeiten seiner Amtsverhältnisse traten ein und veranlaßten ihn, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, von Dresden aus in die Bäder von Böhmen, zunächst nach Carlsbad, zu gehen. Hier wo er Genesung zu finden hoffte, rief ihn der Tod am 20. Julius 1811, in einem Lebensalter von noch nicht zurückgelegtem 63sten Jahre.

Bourgoing's Leben bietet viele lobenswürdige Seiten dar: über vierzig Jahre stand er seinen Aemtern immer mit gleicher Treue vor; mit dem entschiedenen Talente eines gewandten Geschäftsträgers, mit den Kenntnissen eines wohl unterrichteten Diplomaten und mit den Erfordernissen eines tüchtigen Staatsmannes verband er Herzensgüte, Anspruchslosigkeit und Sittenreinheit. Selbst in diplomatischen Verhältnissen hielt er immer fest an dem Rechtspunct, in Wort, Schrift und That zeigte er Gediegenheit. Da er vor den Mächtigen immer die Hülflosen und Schwachen vertrat, so ärntete er überall Achtung, nie aber jener Gunst. Doch wurden ihm, als Anerkenntniß seiner Verdienste, schon vor der Revolution die königlichen Orden des heiligen Lazarus und Ludwig, nachher vom Kaiser das Commandeur-Kreuz der Ehrenlegion verliehn. — Das Nationalinstitut, wie die Akademien der Wissenschaften zu Kopen-

hagen und Stockholm zählten ihn unter ihre Mitglieder. — Als Schriftsteller steht sein Verdienst fest durch das classische, in mehreren Ausgaben und Uebersetzungen bekannte Gemälde Spaniens neuerer Zeit, welches bei dem anmuthigsten Vortrage seltenen Fleiß und Scharfsinn an den Tag legt und über jenes Land ein neues Licht verbreitete. Auch Bourgoings Denkwürdigkeiten des Papstes Pius VI., welche in der zweiten Ausgabe bis zum Tode des Papstes fortgeführt sind, haben einen bleibenden geschichtlichen Werth. Wir Deutschen besitzen eine Uebersetzung dieses Werkes (Hamburg bei Bohn 1800), deren Verfasser, der verdienstvolle Domherr Meyer, durch reiche Nachträge und Zugaben der Uebertragung den Werth einer Originalarbeit verlieh. — Besonderen Anspruch auf ein dankbares Andenken in Deutschland erwarb sich Bourgoing durch den Fleiß, womit er die den Franzosen eigenen Schwierigkeiten überwand, um in unserer Sprache und Literatur kein Fremdling zu bleiben. Er übersetzte auch mehrere deutsche Schriften ins Französische, von welchen hier nur Agathokrator von Basedow, Archenholz Geschichte der Flibustier, Hegewisch Biographie Carls des Großen, und Batsch Botanik um so mehr genannt werden mögen, da schon diese Titel die Vielseitigkeit seiner Studien beweisen.

Bourgoing hinterläßt sein ruhmvolles Andenken drei hoffnungsvollen Söhnen, welche im französischen Heere mit Auszeichnung dienen; einer derselben, der jüngere, tritt in der diplomatischen Laufbahn in des Vaters Fußtapfen und steht gegenwärtig bei der französischen Gesandtschaft in Kopenhagen. — Reiche literarische Schätze befinden sich in Bourgoing's Nachlasse, aus dessen Handschriften wir noch historisch wichtige Mittheilungen zu erwarten haben. —

Violette Garrick.

Violette Garrick.

Nur wenigen Menschen wird der Faden des Lebens von der ernsten Parze so lang gesponnen, als es bei dem von uns zu schildernden Weibe der Fall war, deren Leben so vieles Denkwürdiges darbietet. Am wenigsten ist die Natur so gütig gegen die gesinnt, die, wie Violette Garrick, Tausende von der Bühne herab entzücken, um selbst desto früher von der Bühne abzutreten. „Die Thränen, die wir entlocken, das Lächeln, das wir erregen, — kosten uns ein frühes Grab!" So bemerkte Iffland sehr richtig. Geist und Körperkraft wird bei der Kunst der Bühne zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie sich nicht in den meisten Subjecten schneller aufreiben sollten, wie sonst der Fall gewesen seyn würde. Indessen die merkwürdige Frau des berühmten Künstlers sollte eine Ausnahme machen und dadurch selbst schon merkwürdiger werden. Für uns hat sie noch ein Interesse mehr, sie war eine Deutsche, sie war ein Liebling unserer unvergeßlichen Maria Theresia. Geboren am 29sten Februar 1725 in Wien, wo ihr Vater, Johann Weigel, ein achtbarer Bürger war, entwickelte sich bei ihr das Talent des Tanzes so frühzeitig und in solchem Umfange, daß der damalige Balletmeister, Hilferding, der ein Freund ihres Vaters war, bald darauf aufmerksam wurde und ihn bat, sie auftreten zu lassen. Hier zog sie selbst die Augen der Kaiserin auf sich, und auf ihr Geheiß, sagt man,

nahm sie den schmeichelnden Namen Violette an, der, da ihr Bruder und ihre Schwester ebenfalls beim Ballet angenommen wurden, nun bald einen Ruf erhielt. Die italienische Oper in London suchte gerade einige gute Künstler in diesem Fache, Violette entschloß sich, in Gesellschaft einer guten englischen Familie die Reise dahin zu machen. Der Graf von Stahrenberg hatte ihr Empfehlungsbriefe an mehrere Frauen vom ersten Range mitgegeben, und theils dadurch, theils durch persönliche Vorzüge fand sie überall eine für solche Künstlerinnen in jener Zeit seltene Aufnahme in den größten Familien. Es ging dies so weit, daß sie kaum mit dem ausgezeichnetsten Beifalle aufgetreten war, als sie die Gräfin von Burlington als Freundin und Tochter in ihr Haus nahm und das fernere Auftreten nicht weiter gestatten wollte. Der Graf von Burlington war nicht weniger in einem Grade für sie eingenommen, daß die Welt behauptete, sie sey eine natürliche von ihm in Florenz erzeugte Tochter, ob er schon selbst seit 1723 verheirathet und aus London von da an nicht weggekommen war. Allerdings aber mußte es für die, welche alles Strahlende zu schwärzen lieben, eine auffallende Erscheinung seyn, als sie hörten, wie der Graf und seine Gemahlin alles thaten, die liebenswürdige Tänzerin als ihren Liebling auszuzeichnen. Violette befand sich in ihrem Kreise anfangs trefflich, sie glaubte, ihr Glück könne nicht weiter gehn. Doch ewig besteht das Glück am wenigsten, und das ihrige sollte durch jenen Feind gestört werden, der jedes Herz verwundet, der dann Balsam hinein gießt, oder es den Qualen der Sehnsucht Preis gibt. Die Liebe beengte Violettens Brust und bleichte ihre Wange; ihre Gesundheit, ihre frohe Laune schwand. Der Graf und seine Gemahlin sahen, wie die Lilie ihr Haupt neigte; die besten Aerzte boten umsonst ihre Kunst auf, das kranke Herz zu heilen. Die Zärtlichkeit der Pflegeältern versuchte umsonst ihr das Geheimniß zu entlocken. Violette wagte es nicht zu gestehen, was sie in ihrem Busen verbarg. Doch endlich gelang es der Gräfin, sie zum offenen Geständniß zu bringen. Violette liebte Garrick, der damals gerade die Direction des Drurylane-Theaters übernommen hatte. Aber er ahnete nicht, welches Herz ihm zugefallen sey, und so war

Violettens Schaam und Kummer gewiß gleich sehr in ihrer Liebe gegründet. Die mütterliche Freundin umarmte das weinende vom Schmerz überwältigte Mädchen. Freilich fürchtete sie, Garrick, ein junger Mann, dem die ganze höhere Welt damals ihre Cirkel öffnete, könnte wohl mehr dem Eigennutz, als der Liebe Gehör geben. „Aber," schloß sie tröstend, „baue auf meines Lords Theilnahme: er wird alles zu vermitteln wissen." — Ihr Gemahl, der Graf, war außer sich vor Freuden, als er das Geheimniß kannte. Das Mädchen bald wiederhergestellt zu sehn, war ihm schon Gewißheit. Er wußte, daß Garrick ein Freund von Gelde war, er ließ ihn einladen. Garrick erkundigte sich nach dem Befinden der ihm wohlbekannten Signora Violette. Lächelnd bemerkte der Graf: nur ein Garrick könne sie wiederherstellen. Der Künstler stutzte, er bat um näheren Aufschluß, und nun fragte ihn der Graf, ob er als Mann von Ehre versprechen zu können glaube, mit der schönen Deutschen, zur Ausstattung die von ihm 10000 Pfund erhalten werde, sobald sie das Brautbett besteige, glücklich zu seyn. Garricks Verwirrung war ohne Grenzen. Mehr konnte das Glück einen jungen Mann, dessen Herz noch frei war, nicht begünstigen. Er wiederholte seinen Dank tausendmal und flog, vom Grafen eingeführt, an Violettens Bette, wo er seine Rolle, die ihm die Natur leicht vorzeichnete, mit der größten Gewandtheit spielte. Bald glänzte Violettens Auge mit neuem Feuer, bald blühte ihre Wange wieder. Am 22sten Juni 1749 sank sie als Gattin in seine Arme, als Katholikin vom nachherigen Dr. Franklin in der protestantischen Kirche, und dann in der Kapelle des portugiesischen Gesandten eingesegnet. So erzählt man die Art, wie sie Garricks Gattinn wurde, und die bis jetzt weder vollkommen ausgemittelt, noch widerlegt werden konnte. Indessen spricht allerdings mehr dafür, als dagegen, denn alle Nachrichten stimmen überein, daß Garrick die Freuden Hymens anfangs mit tausend Epigrammen, Spottliedern und Satyren bezahlen mußte. Er mußte, um die neckenden Feinde zum Schweigen zu bringen, Shakspeares viel Lärmen um nichts wieder auf die Bühne bringen, worin er die Rolle des weiberhassenden Benedikts spielte, der ja am Ende auch zu

einem schönen Weibe kommt, er weiß nicht wie, und hier hatte nun seine komische Laune freies Spiel, alle Lacher auf seine Seite zu bringen. „Ich muß es freilich darauf wagen," rief er in dieser Rolle, „daß einige Stichelreden und verschimmelte Witzbrocken gegen mich fallen werden, weil ich so lange gegen das Heirathen gesprochen habe. Aber sollen denn Späßchen, Sprüchwörter und Gedankenspäne einen Mann abschrecken, seiner Laune zu folgen? Nein, die Welt muß bevölkert werden. Als ich sagte, ich wollte als Junggeselle sterben, dacht' ich nicht daran, daß ich als Ehemann leben müßte." Damals war Garrick der gefeiertste Künstler. Als Director des Drurylane-Theaters fand er in seiner Gattin die treueste wie die geschickteste Gehülfin, die ihm tausend Arbeiten im ökonomischen und finanziellen Fache seines Verhältnisses abnahm und ihm so gestattete, seine ganze Kraft der Kunst zu widmen, wofür er berufen war.

Schon lange hatte Garrick den Gedanken genährt, eine Reise nach dem festen Lande zu machen. Die Arbeiten, die auf ihm lasteten, die Anstrengungen, welche die Kunst von ihm verlangte, hatten 1755 seine Gesundheit, wie die der geliebten Gattin, bedeutend geschwächt. Italiens Bäder, die Zerstreuung auf der Reise schienen den besten Erfolg zu versprechen. Einem denkenden, stets nach dem Höchsten strebenden Manne, wie er war, konnte es nicht entgehn, daß auf einer solchen Reise für Kenntniß der Sitten, der Gebräuche nebenbei eine große Ausbeute zu machen war. Die besten Bühnen mußten ihm tausend Gelegenheiten gewähren, sein Reich auf — der Bühne selbst zu erweitern. Indessen verzog es sich, ehe der Plan zur Ausführung gedieh, doch bis 1763 hin, wo er denn in Padua's Bädern gar bald neue Kräfte sammelte und in allen Städten Italiens mit seiner Gattin die freundlichste Aufnahme fand. Besonders zeichnete ihn der Herzog von Parma aus. In Paris, wohin sie 1765 kamen, war die Bewunderung, die Garrick in den ersten Cirkeln ärntete, wenn er mit der Clairon und andern Künstlern eine dramatische Unterhaltung gab, grenzenlos. Die Clairon fiel ihm, als er so einst den Wahnsinn Lears darstellte, vor der ganzen Gesellschaft, dankend um den Hals. Endlich trafen sie

im Herbst 1765 wieder in London ein und Garrick erschien, auf Befehl des Königs, zum ersten Mal als — Benedikt. Garrick blieb bei seiner Bühne bis 1776; dann nahm er von ihr Abschied und zog sich mit seiner Violette nach seinem schönen Landsitz in Hampton zurück, wo er, aufgesucht von den ersten Künstlern, Gelehrten und Großen, den Abend seines glänzenden Lebens beschloß (den 20. Januar 1780). Am ersten Februar wurde seine sterbliche Hülle neben Shakspeare's Monument in der Westminsterabtei beigesetzt, wobei der Bischof von Rochester die Leichenpredigt hielt. Ein Freund ließ ihm hier einige Jahre nachher ein prächtiges Monument setzen. Er hatte so lange gewartet, in der Meinung, daß dies von Garricks Gattin geschehen würde. Allein Violette, die dem Tode nahe war, als sie ihren „David" noch nicht hatte, scheint durch eine vierzigjährige Ehe abgekühlt genug worden zu seyn, um den Verlust zu ertragen, ohne daß es ihr das Herz brach. Allerdings mag es auffallend genug seyn, daß sie, die selbst großes Vermögen besaß, die ihr Gatte zur Haupterbin seines Nachlasses ernannt hatte, so eine dem Namen des Verstorbenen schuldige Pflicht versäumte, die nach dem prachtvollen Leichenzuge und der Beisetzung in der Westminsterabtei doppelt nöthig schien. Auch in einem andern Betrachte schien ihr der Name des Todten sehr gleichgültig. Johnson war damals der Nekrologist berühmter Künstler und Dichter. Man fragte ihn in einer zahlreichen Gesellschaft, ob er in seine Biographien nicht bald die von Garrick aufnehmen würde. Ich bin nicht gern zudringlich, erwiderte er; wenn aber Mistreß Garrick es wünscht, so werde ich gern dem Andenken eines Mannes, den ich liebte, den letzten Tribut zollen. Johnson, der auf Garricks Ruhm neidisch gewesen war, trug in der That selbst Sorge dafür, daß seine Bemerkung der Mistreß Garrick hinterbracht wurde, erhielt aber — keine Antwort darauf. Und nähme man an, daß in der That ihre Liebe sehr erkaltet gewesen wäre, so hätte es doch Dankbarkeit gegen den Verstorbenen erheischt, den Schein der erstern vor der Welt zu behaupten. Außer 6000 Pfund reines Vermögen vererbte er auf sie eine jährliche Rente von 1500 Pfund und zwei prachtvolle Landhäuser mit allen Weinvorräthen,

Equipagen, Meublen und was sonst darin war. Hier fällt ein Schatten auf sie, den man vergeblich in Licht zu verwandeln sucht. Auf der andern Seite lehnte sie auch jeden Antrag zu einer neuen Ehe, die freilich für eine 60jährige Wittwe wenig Reize haben kann, standhaft ab, obschon unter den zahlreichen Freiern, die die gebildete, reiche Frau umschwärmten, selbst ein Lord Monboddo war. Die Freuden des Lebens genoß sie darum, gleich ihrem oft mit dem schmerzlichsten Ausdruck von ihr erwähnten „theuren David," in vollem Maße. Mit gewohnter Gastlichkeit empfing sie Freunde und Freundinnen, und müssen wir gleich bekennen, daß sich in anderer Hinsicht von Garricks Tode an nichts Bemerkenswerthes von ihr sagen läßt, so wird doch dies schon als eine seltene Erscheinung zu nennen seyn, daß sie in solchem frohen Genusse des häuslichen Lebens von Unpäßlichkeiten und Beschwerden des Alters nur wenig wußte und immer den Kreis ihrer Gastfreunde aufzuheitern verstand, bis sie einige Tage vor ihrem Ableben (den 16. October 1822) ihr Gedächtniß fast gänzlich verlor. Sie blieb ihrer Religion stets treu, und mit der ihr zur Gewohnheit gewordenen Ergebung in den göttlichen Willen, sah sie dem sich nähernden Tode schon lange ruhig und unbekümmert entgegen. Ohne alles Leiden athmete sie auf ihrem Stuhle sitzend zum letzten Male und so unerwartet, daß sie noch den Tag zuvor geäußert hatte, der ersten Vorstellung im wiederaufgehenden Drurylane-Theater beiwohnen zu wollen. In demselben hatte sie, als David Garrick seinen Antheil verkaufte, für Lebenszeit eine freie Loge gehabt und sie benutzt, so oft eine merkwürdige Erscheinung auf der Bühne anzog. Einen Monat vor ihrem Tode besuchte sie die Westminsterabtei; so wird wenigstens erzählt. „Ich denke doch," sagte sie zu dem Küster, der sie begleitete, „es wird noch Platz da seyn, mich an meines theuren Davids Seite zu legen?" Der Küster bejahte es. „Nun," fuhr sie scherzend fort, „ich wollte es nur wissen; nicht, als ob ich sobald den Platz nöthig hätte; ich bin ja nur erst ein Mädchen, aber doch soll es mein Herz beruhigen, wenn die Zeit kommt, wo ich mit dem Himmel abschließen muß." Ist die Anekdote war, so hatte ihr der Himmel ein seltnes Maß von Geistes- und Körperkraft erhalten!

Wenn wir über jene Vernachlässigung gegen das Andenken ihres berühmten Gatten nur mißbilligend sprechen konnten, so mag auf der andern Seite entschuldigend bemerkt werden, daß in ihrem Charakter manche wunderbare Widersprüche vorkommen. Eine sonderbare Mischung von Geiz und Freigebigkeit war bei ihr nicht zu verkennen. Man sah sie einem Armen funfzig Pfund schenken und sich dann die nothwendigsten Bedürfnisse versagen. Immer stellte sie sich arm dar und entschuldigte das schlechte Aeußere, in welchem sich ihre Landhäuser befanden, die ihr Garrick doch in seinem letzten Willen so sehr ans Herz gelegt hatte. Küche, Sprachzimmer und Vorsaal war bei ihr meist eins. Eine einzige Magd genügte ihr viele Jahre; diese war Mutter einer starken Familie, erhielt aber nur wenig Lohn, indem ihr erlaubt war, ohne daß es Mistreß Garrick zu wissen schien, Fremden das Innere des Hauses zu zeigen. Natürlich blieb das ganze Hausgeräthe, wie es Garrick hinterlassen hatte, so altmodisch es auch mit der Zeit wurde, und so wenig der Besitzer eines Bierhauses in der Vorstadt Londons für die Sophas, die Stühle und Tische gegeben hätte. So findet man ihre Landhäuser, wahrscheinlich Garrick zu Ehren, noch jetzt. Mehrere Portraits von ihr zeigen, daß sie in der Jugend bezaubernd schön war. — Ungemein viel Freude machte es ihr, in dem schönen Parke herum zu gehn und ihren Begleitern zu sagen, wann und bei welcher Gelegenheit dieser oder jener Baum von ihr oder ihrem Garrick gepflanzt worden sey. Wohl selten mag ein Mensch so viel edle Fruchtbäume vom Pfropfreis an zum vollen Alter haben gelangen sehn und unter ihrem Schatten wandeln können, als Mistreß Garrick! Im Sommer war ihr Lieblingsplätzchen eine Terrasse am Ufer der Themse; an dem Ende des Spaziergangs hatte Garrick ein Mausoleum für Shakspeare gebaut. Hier war der berühmte Stuhl, aus Shakspeare's Maulbeerbaum gefertigt; da saß sie am liebsten und trank ihren Thee und erzählte von den Freuden, die sie auf diesem Plätzchen an der Seite des berühmten Mannes und im Kreise seiner edlen, gebildeten Freunde genossen habe. Bei aller Sonderbarkeit konnte Mistreß Garrick die größte Feinheit und Urbanität entwickeln. Ein junger Mann kam in

den Besitz einer Dose, die aus Shakspeare's Maulbeerbaum gedrechselt, von Garrick einem verstorbenen Sammler von Alterthümern geschenkt worden war. Er, zu ihrem Besitz gelangt, benutzte sie, Mistreß Garrick damit zu überraschen und zu hören, ob sich die Sache wirklich so verhalte. Man weiß ja, wie Engländer auf solche Dinge einen uns ganz unbekannten Werth legen. Die Dose hatte doppelten: sie war von Shakspeare's Baum, aus Garricks Händen; daß diese Angabe aber richtig wäre, darauf kam alles an; und mit der größten Freundlichkeit, der Bezeichnung der kleinsten Umstände, mit dem Ausdrucke der größten Achtung für Shakspeare erfüllte sie den Wunsch des ihr ganz unbekannten Mannes. — Garrick, der auf so abenteuerliche Weise Violettens Hand erhalten hatte, liebte sie unaussprechlich. Er liebte sie, möchte man sagen, bis über das Grab hinaus, und darum hatte er in seinem Testamente mehrere Verfügungen getroffen, daß sie, ohne empfindlichen Nachtheil, weder zum zweiten Male heirathen, noch England verlassen durfte. In beiden Fällen büßte sie den dritten Theil ihrer großen Rente und die zwei schönen Landsitze ein, die er ihr hinterlassen hatte. Bei ihrer Neigung zur Sparsamkeit war dies ein kräftiger Zügel. Auf der andern Seite mußte wohl die Pracht in beiden Häusern, eine ausgesuchte Gemäldegallerie von 250 auserlesenen Bildern, die das Beste von Hogarth enthielten — Garrick kaufte seinem Freunde mit Einem Male eine Suite für 2000 Guineen ab! — eine treffliche Bibliothek die gebildete Frau nicht weniger fesseln. In ihr weilte sie täglich mehrere Stunden; in den spätern Jahren regelmäßig vier Stunden, und als in den letzten drei oder vier Jahren ihre Augen schwächer wurden, ließ sie sich vorlesen. Die treffliche, feste Gesundheit erlaubte ihr, alle diese Freuden der Natur und was der Reichthum ihr darbot, in doppeltem Maße zu genießen. Noch in dem Winter 1821 bis 1822 besuchte sie das Theater regelmäßig vier Mal und öfter die Woche; dabei ward immer ausgegangen, ausgefahren, gelesen. Einen einzigen Wunsch versagte ihr das Schicksal zuletzt. Sorgfältig war das Bett von ihr aufbewahrt worden, worin Garrick starb. In demselben wollte sie auch zum letzten Male athmen. Doch früh morgens an dem

Tage, wo sie die Bühne der Welt verließ, war sie noch so wohl, daß sie die von Drurylane eröffnet zu sehn wünschte, und unvermuthet starb sie in ihrem Sessel. Selbst ihr Wunsch, an des Gatten Seite zu ruhen, war, da sie weder aus königlichem Geblüt stammte, noch Protestantin, noch berühmte Gelehrte oder Künstlerin war, nur mit großer Mühe zu verwirklichen. Kinder hat die merkwürdige Frau ihrem Garrick nicht geboren. So ist das große Vermögen von Garrick und was sie erspart hat, theils an die Nachkommen von Garricks verstorbenen Neffen, theils an ihre Verwandten gefallen, unter die sie noch bei Lebzeiten ein Capital von 12000 Pfund vertheilte. Uebrigens machte sie noch eine Menge Legate für wohlthätige Anstalten, für die katholische Kapelle, die sie in London alle Sonntage besuchte, und namentlich erbte Mistreß Siddons ein Paar Handschuhe von Shakspeare, die einst Garrick selbst von einem Migliede der Siddonsschen Familie erhalten hatte *).

---

*) In Betreff von Garricks Bibliothek vergl. m. No. 158 des Liter. Conversatbl. v. 1823. S. 632.

[illegible]

Graf

Franz Gabriel de Bray,

königl. baierischer Gesandter zu Paris,

Graf Franz Gabriel de Bray,

königl. baierischer Gesandter in Paris.

Die Familie dieses ausgezeichneten Staatsmannes, der zugleich als Gelehrter bedeutenden Ruf hat, stammt ursprünglich aus der Normandie und gehört, wie neuere, in Paris angestellte heraldische Untersuchungen dargethan haben, zu den ältesten dieser Provinz, indem sie ihren Ursprung mit Gewißheit bis in die Zeiten von Wilhelm dem Eroberer hat zurückführen können *). In späterer Zeit nahm der Hauptzweig derselben, der Vater des jetzigen Grafen de Bray, seinen Sitz in der Bretagne, der Heimathsgegend seiner Gattin, die ihm große Güter daselbst zugebracht hatte (welche noch zum Theil der Familie gehören), und die er, als ein erfahrner Landwirth, selbst bewirthschaftete und besonders vielen Fleiß auf die Austrocknung der dortigen Sümpfe und Urbarmachung der Haiden (landes) wandte.

Franz Gabriel de Bray wurde hier zu Rouen den 28. September 1765 geboren und theils in diesem Ort, theils zu Nantes und zu Paris erzogen. Seine

---

*) S. Dictionnaire universel de la Noblesse de France. T. V. Paris 1822.

Lettre de confirmation et maintenue accordé au B. de Bray, par S. Maj. Louis XVIII. en date du 18. Mai 1819.

Eltern bestimmten ihn dem Maltheserorden, wo er in die französische Zunge aufgenommen ward und als Ordensritter dem Bombardement von Algier in den achtziger Jahren beiwohnte, das indeß leider eben so frucht- und erfolglos war, wie die sämmtlichen übrigen gegen die Feinde der Christenheit gerichteten Thaten des Ordens im vergangenen Jahrhundert.

Nachdem er nun auf solche Art, theils durch diesen Kreuzzug, theils durch seinen Aufenthalt auf der Insel, seinen Pflichten, als Ritter des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem, ein Genüge gethan, kehrte er in sein Vaterland zurück und widmete sich, die Waffen für immer niederlegend, dem Staatsdienst, indem er diese neue Laufbahn im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welches damals unter dem Minister Grafen Montmorin stand, und zwar unter Anleitung des Bureauchef Rayneval, begann.

So mit den Geschäften vertraut geworden, ward er hierauf im merkwürdigen Jahre 1789 (dem Wendepunct der alten Diplomatie und Politik und dem Anfang einer neuen Aera in der europäischen Staatengeschichte) der französischen Gesandtschaft beim Reichstage in Regensburg beigesellt, wo zu jener Zeit der schon bejahrte Berenger als bevollmächtigter Minister Frankreichs fungirte.

Hier fand nun aber de Bray in diplomatischer Hinsicht nichts, was seinem aufstrebenden Geiste Nahrung geben und ihn anziehen konnte. Zwar war für einen Staatsmann der Anblick, wie sich der längst lose gewordene und vermorschte Verband des sogenannten heiligen deutschen Reiches, in Bezug der Glieder zu einander und zu ihrem Oberhaupte, nach und nach völlig löste und das wurmstichige gothische Gebäude der deutschen Verfassung bei den sich im Westen erhebenden Stürmen, Allen sichtbar, aus seinen letzten Fugen riß, keineswegs uninteressant, und mochte da der weiter Blickende Stoff zu Betrachtungen und Lehren für die Zukunft genug sammeln können; allein an ein thätiges, der regen Kraft der Jugend zusagendes Wirken und Eingreifen war hier nicht zu denken, da alles vermorscht, alt und unbrauchbar in diesem verstaubten Rüst- und Exercirhause der

Diplomatik geworden war, wo man sich gleichsam in eine Schale von vielhundertjährigem Herkommen- und Formenwust incrustirt hatte, die nun, da ein frisches und lebendiges Seyn, statt des alten Wort- und Formelkrams, von der Zeit gebieterisch gefordert wurde, dies rein unmöglich machte.

Dies fühlte auch de Bray lebhaft genug, und er suchte deshalb das, was nicht unmittelbar auf dem Geschäftswege sich erreichen ließ, mittelbar zu erringen.

Unter den Männern, welche zu jener Zeit in Regensburg in diplomatischen und andern Verhältnissen lebten, befanden sich mehrere, die früher theils in wichtigen politischen Verhandlungen sich ausgezeichnet hatten, wie ein Graf Görz, Thurn, Freiherr von Gleichen und Diede; theils, gleich de Bray, sich auf eine solche Bahn erst vorzubereiten suchten, wie Rechberg, Sternberg und Westerhold; theils in Wissenschaft und Gelehrsamkeit sich hervorthaten, wie der Wallensteiner Hofrath Arzt Schäffer, Professor Placidius, Heinrich u. A. — An alle diese schloß er sich innig an, und ihr Umgang, ihre Lehren, ihre Gewogenheit, die sie dem offenen, mit regem Geist begabten jungen Mann schenkten, ward für ihn von dem bedeutendsten Nutzen; denn, indem er seine Kenntnisse durch die Berührung mit den Genannten erweiterte, gründete er zugleich, ohne es damals zu ahnen, die Bahn, auf welche ihn die späteren Verwickelungen der Verhältnisse brachten, und verschaffte sich, bald darauf hülflos werdend durch die Vorgänge in seinem Vaterlande, gleich Tausenden seines Standes, deren Besitz und Vorrechte im Sturm der Revolution untergingen, in der Freundschaft dieser Männer Ersatz, Hülfe und Trost für das Verlorne.

Durch den Fortgang der Staatsumwälzung in Frankreich waren nämlich die Verhältnisse der französischen Gesandtschaft in Regensburg aufgehoben worden. Oesterreich und Preußen schwangen die Waffen gegen das revolutionnaire Land; nicht mehr anerkannt von der Regierung seines Landes und ihren Grundsätzen abhold, lebte der Gesandte Frankeichs nur noch als Privatmann und, gleich andern Ausgewanderten, in der alten Metropole

des deutschen Bundes, und in derselben Lage wie Berenger befand sich auch de Bray, der eben so wenig zum Zurückkehren wie zum Dienstannehmen von der neuen Regierung geneigt war, und diese unfreiwillige, drückende Muße, die dadurch noch peinlicher wurde, daß er sich nicht allein in seiner augenblicklichen Existenz, sondern auch in seinem Fortkommen für immer bedroht sah, jetzt dazu benutzte, seine Kenntnisse in mehreren Fächern, namentlich in der Botanik, auszubilden, zu deren Studien er besonders auch seine Freunde Duval (damals Professor) und den Grafen Sternberg ermunterte.

Das Wohlwollen, welches ihm der Fürst von Thurn und Taxis und dessen liebenswürdige und geistreiche Gemahlin erzeigten, trug aber besonders mit dazu bei, ihm seine Lage zu erleichtern und ihm, zum Theil wenigstens, die Verluste vergessen zu machen, die er im Vaterlande um diese Zeit auf so vielfache Art erlitt. Seitdem hat de Bray auch stets der Gewogenheit dieses erlauchten Fürstenhauses sich erfreut und Dankbarkeit ihn fortwährend in freundschaftlichen Beziehungen an dasselbe geknüpft.

In den nun folgenden Jahren, bis zum Eintritt des Congresses zu Rastadt, unternahm er, lediglich zum Behuf eigener Ausbildung und getrieben von Wißbegierde, mehrere Reisen von bald längerer, bald kürzerer Dauer, nach der Schweiz, Holland, England, den österreichischen Staaten (wo er sich besonders in Wien verweilte) u. s. w., kehrte aber immer von diesen Excursionen nach Regensburg wieder zurück, an welches ihn so manches Band der Freundschaft fesselte, und welches er auch für den geeignetsten Ort hielt, um von hier aus die Entwickelung des großen begonnenen Kampfes des Alten mit dem unter Sturmeswehen sich erzeugenden Neuen abzuwarten; und so durchlebte er denn auch hier die allen Deutschen gewiß unvergeßliche, aber keineswegs erfreuliche Periode, in welcher Frankreichs auswandernder Adel und Klerus das deutsche Gebiet überschwemmte und das betrübte Schauspiel einer Zerfahrenheit in Sitten und Ansichten gab, von dem man früher bei uns kaum einen Begriff hatte. Nur Eine Idee, aber welche unglückliche! belebte und vereinte diese, sonst in al-

lem selbst unter sich getrennte, verneinende und zerflatternde Masse, und dies war die, das Unmögliche für leicht, das Wahrscheinliche oder fast Gewisse für unmöglich, Jeden aber, der nicht mit ihr übereinstimmte, für durchaus übelgesinnt gegen Gott, Staat und Thron zu halten. — Doch jede Schilderung dieser Menschen, die nach 30 Jahren, voll Jahrhunderte von Erfahrungen, noch dieselben geblieben sind, ist jetzt ja wohl überflüssig, seit Göthe in dem Theile seiner Biographie, der das Motto: „Auch ich war in Champagne," führt, das Conterfei dieser „nichts Lernenden und nichts Vergessenden" so meisterhaft aufgestellt hat. Auch aus dieser Feuerprobe ging de Bray, aber mit Klugheit sich benehmend, unversehrt an Kopf und Herz, an Ruhe und Gesinnung hervor.

So nahte endlich das Jahr 1797, jenes merkwürdige Jahr, in welchem durch den Rastadter Congreß die alte, längst unehrwürdig gewordene Form, die der Westphälische Friede nach 30 Jahren voll Blut und Thränen, voll Verwüstung und Grauen, geschaffen hatte, umgemodelt werden sollte, und im Namen der Verbindung, der de Bray seine erste Thätigkeit gewidmet hatte, ward auch er als Geschäftsträger und Legationsrath des Maltheserordens dorthin gesendet, womit denn eigentlich seine öffentliche, politische Laufbahn begann.

Mehrere, die sich früher in Regensburg beim alterschwachen Reichstag schon gesehen hatten, trafen hier wieder zusammen, und wir erwähnen hier nur die bei der baierischen Legation angestellten Grafen Montgelas und Rechberg, weil durch die nähere Berührung, in welche de Bray hier mit diesen Männern und namentlich mit Rechberg trat, ihm die Bahn zum Eintritt in die Staatsdienste Baierns sich eröffnete, welches denn zwei Jahre nach diesem denkwürdigen und erfolgreichen Congresse geschah.

Uebrigens traf der Ruf, in baierische Dienste zu treten, mit einem aus Rußland, von Kaiser Paul I. erhaltenen, welcher ihn zum Minister des Maltheserordens bestimmte, zusammen; de Bray zog jedoch den ersteren vor und trat nun als Geheimerrath in das unter Lei-

tung von Montgelas stehende Departement der auswärtigen Angelegenheiten.

Differenzen, in welche Baiern mit Kaiser Paul, als damaligem Großmeister von Malta, wegen Aufhebung des Ordens gerathen war, machten eine Sendung nach Petersburg zur Ausgleichung dieser Angelegenheit nothwendig, und de Bray wurde erkoren, unter dem Bailly von Flachsland diese Mission zu vollführen, nachdem er vorher durch einstimmige Berathung aller Mitglieder des deutschen Großpriorats der deutschen Zunge baierischer Nation einverleibt worden war.

So trat er denn hier zum ersten Male als bevollmächtigter Minister bei einem fremden Hofe auf und hatte das Glück, nicht nur den Zweck seiner Sendung auf's vollkommenste zu erreichen, sondern sich auch die ganze Freundschaft des Mannes zu erwerben, mit welchem er zugleich das Geschäft betrieb: denn bis zu seinem den 20. März 1822. erfolgten Tode schätzte und ehrte ihn der vielerfahrne und als Hof- und Geschäftsmann so gewandte Flachsland.

Nach seiner Rückkehr von Petersburg erhielt de Bray einen neuen Auftrag nach London (1800). Hier handelte sich's um Auswirkung der rückständigen, von England an Baiern versprochenen Subsidien, und auch dieses Geschäft ward von ihm mit erwünschtem Erfolge durchgeführt. Das Jahr darauf ward er aber, mit Beibehaltung seines Postens in England, nach Berlin geschickt, um dort die Bestimmung der Entschädigungen für Baiern einzuleiten. Hier blieb er bis zum Jahre 1808, und diese Zeit und Stellung war eine der wichtigsten und schwierigsten in seiner ganzen diplomatischen Laufbahn; denn nicht allein wurden im Jahre 1805 die äußerst bedeutenden Unterhandlungen wegen einer Allianz Baierns mit Frankreich unter seiner besondern Mitwirkung gepflogen, sondern es machten auch die bald darauf im Jahr 1807 durch die Uebermacht Frankreichs herbeigeführten Verhältnisse seine Stellung ungemein schwierig. Doch wußte er auch hier durch die ihm eigene Gewandtheit das Interesse seines Hofes auf's beste und so gut zu wahren, daß kein Argwohn von Seiten der zu

jener Zeit präponderirenden Macht gegen ihn entstehen konnte.

In dieser Periode war es auch, daß sich de Bray, durch die frühere Aufhebung des Maltheserordens von seinem Gelübde befreit, mit der zweiten Tochter aus der sich damals in Berlin aufhaltenden Familie von Löwenstern auf Wolmersdorf und Kokenhusen in Lievland vermählte, an welcher ihm das Geschick eine eben so liebenswürdige als hochachtungswerthe Gattin gab.

Bald hierauf (1808) ward er nun als außerordentlicher Gesandter Baierns nach Petersburg gesendet, woselbst er bis zum Kriege von 1812 blieb, dann aber, vom rußischen Kaiser entlassen, sich auf seine Güter in Baiern zurückzog, wo er sich bis zum folgenden Jahre aufhielt und hierauf Antheil an den Unterhandlungen seines Hofes mit Oesterreich und den übrigen alliirten Mächten nahm. 1815 ging er auf's neue als Gesandter nach Petersburg und blieb daselbst abermals bis zum Schluß des Jahrs 1822, wo er durch einen Befehl seines Königs abgerufen ward und die Stelle eines Gesandten am französischen Hofe erhielt, welche er noch bekleidet.

Schon während seines ersten Aufenthaltes als baierischer Gesandter in Rußland, ward de Bray von seinem Monarchen in den Grafenstand erhoben und mit dem Großkreuz des Verdienstordens geschmückt. Außerdem erhielt er noch, in verschiedenen Perioden von Preußen den rothen Adler-, von Rußland den St. Annen- und von Schweden den Nordstern-Orden.

Die vielfache politische Thätigkeit, in welcher Graf de Bray seit seinem Eintritt in die diplomatische Laufbahn stets begriffen war, hinderte ihn indeß nicht, den Wissenschaften, denen er sich bereits in Regensburg zugewendet hatte, ferner zu dienen und die dort einst geknüpften freundschaftlichen Verhältnisse auch unter andern Lagen und oft in weiter Ferne mit sorgsamer Treue fortzupflegen. Von der im Jahr 1790 zu Regensburg entstandenen botanischen Gesellschaft war er einer der eifrigsten Beförderer, und fortwährend stand er mit mehreren Mitgliedern derselben, wie D. Hoppe, Profes-

sor Duval, Grafen Sternberg u. A. in einem gelehrten Briefwechsel, der für diesen wissenschaftlichen Verein um so größern Werth hatte, da de Bray auf seinen vielen Reisen so mehrfache Gelegenheit fand, mit ausgezeichneten Männern des Faches und andern Gelehrten, wie z. B. Wildenow, Rudolphi, Stephan, Fischer, Ladebour, Hofmann, Marschal v. Biberstein und, auf seiner letzten Reise nach Italien, mit Mauri in Rom und Tenore in Neapel, in nähere Bekanntschaft zu treten. Auch ernannte ihn die oben genannte Gesellschaft, zum Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um sie, nach dem Tode ihres Präsidenten Dr. Kohlhaas, und nach der Abreise von dessen Nachfolger, des Grafen Sternberg, nach Böhmen, zu ihrem Vorsitzer.

Später gaben ihm sowohl sein mehrmaliger Aufenthalt auf den Gütern seines Schwiegervaters in Lievland, als die in Petersburg gemachte genaue Bekanntschaft des um Kunst und Wissenschaft in seinem Vaterlande so hoch verdienten Reichskanzlers Romanzow, und der durch statistische Forschungen bekannten Staatsräthe Storch und Krug, die Veranlassung zur Ausarbeitung seiner „Geschichte und Statistik Lievlands" *), des ersten, vollständigen Werks dieser Art, das in französischer Sprache erschien, und durch welches er dann zugleich, da er mit der größten Genauigkeit und einem rühmlichen Fleiße nicht allein die Natur des Landes erforschte, sondern auch mehrere ihm zugängliche, sowohl öffentliche als Familien-Archive benutzte, auf eine ehrenvolle Weise den an ihn ergangenen Ruf der Münchener Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede für die Classe der Geschichte rechtfertigte.

Die Muße, welcher er sich namentlich in den Jahren 1814 und 15 erfreute, wo, vermöge der durch die Zeitereignisse herbeigeführten öfteren Abwesenheit des Kaisers Alexander aus dessen Staaten, die diplomatischen

---

*) Essai critique sur l'histoire de la Livonie, suivi d'un tableau de l'état actuel de cette Province. (Dorpat 1817.) 3 Bde.

Geschäfte minder gehäuft waren, ward von ihm besonders der Vollendung dieses Werkes gewidmet, bei welchem er sich durch seinen Schwager, den Cammerjunker Otto von Löwenstern, den geistreichen und für die Wissenschaften so thätigen General-Gouverneur von Liefland, Marquis de Paulucci und mehrere Gelehrte, wie Parrot, Evers, Bergmann u. s. w., nach Kräften unterstützt sah. Das Ganze, aus drei Bänden bestehend, deren beide erste die Geschichte des Landes, der dritte aber das Sittengemälde und die Statistik desselben enthalten, wurde übrigens auf seine Kosten in Dorpat im Jahre 1817 gedruckt, und von ihm, nach Abzug der Exemplare, die er für seine Freunde bestimmte, der Universität jenes Ortes zum Eigenthum geschenkt, zu deren Besten es dann im Buchhandel erschien und bei allen Kennern die ausgezeichnetste Aufnahme fand.

Ein zweites früher von ihm, in erster Auflage 1807 bei Quin in Berlin, in zweiter 1808 in Paris herausgegebenes Werk, ist seine „Voyage aux Salines de Salzbourg et de Reichenhall, et dans une partie de Tyrol," worin er im 3. und 4. Abschnitt den Theil des letztgenannten Gebirgslandes, welcher zu jener Zeit, nach einer 700jährigen Trennung, wieder an Baiern kam, aus dem Gesichtspuncte beschreibt, den man damals darüber in München glaubte fassen zu müssen. Die Reise selbst hatte de Bray bereits im Jahre 1801 in Gesellschaft des Grafen Montgelas (dem auch das Werk gewidmet ist) und seines Freundes Zentner, auf Veranlassung der damaligen Vereinigung Salzburgs mit Baiern, gemacht.

Einige minder bedeutende, theils anonym, theils pseudonym in verschiedenen Epochen seines Lebens herausgegebene Flugschriften, so wie Bemerkungen über die kaiserliche Wahlcapitulation, sind gleichfalls die Früchte seiner stets nützlich ausgefüllten Mußestunden, und besonders war es ihm ein Genuß, wenn er die Zeit, welche ihm seine Verhältnisse, in Baiern zu seyn, erlaubten, dazu anwenden konnte, auf seinem Schlosse Irlbach (im Regenkreise), wo noch sein botanischer Jugendfreund Duval nun als Hausfreund, in ruhiger Muße den Abend seiner Tage verlebt, einen Cirkel von wissenschaft-

lich gebildeten Männern um sich zu versammeln, oder von da nach Regensburg sich begeben konnte, um den Sitzungen der naturforschenden Gesellschaft in Person vorzustehen.

So wie seine diplomatischen Verdienste, deren vorzüglichstes eines seine Kunst und Gewandtheit im Unterhandeln ist, wurden aber auch seine gelehrten öffentlich anerkannt, und nicht allein ertheilte ihm die Universität Dorpat das Doctordiplom, und nahm ihn die Akademie in München zum Mitgliede auf, sondern auch die gelehrten Gesellschaften von Rouen und Amiens, die Akademie und die mineralogische pharmaceutische Gesellschaft von Petersburg und die naturforschenden Gesellschaften zu Moskau, Marburg und von Cur- und Lievland erzeigten ihm dieselbe Ehre und freuten sich, einen so vielfach und auch in Hinsicht seines persönlichen Charakters so ausgezeichneten Mann, wie er, zu den Ihrigen zählen zu können.

Bemerken wollen wir noch, daß er des Grafen Caspar Sternberg „Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt" (3 Hefte) in's Französische übersetzt hat.

Dorothea, Herzogin von Kurland.

Zweite Abtheilung.

Dorothea, Herzogin von Kurland.

Zweite Abtheilung.

Im Jahre 1796 erkaufte die Herzogin im Fürstenthume Altenburg das Rittergut Löbichau. Mit dem Gute gingen einige und zwanzig Processe zwischen der Gutsherrschaft und den Unterthanen zu ihr über. Dem Fortgange dieser Unruhen gebot sie durch ein Wort der Großmuth und Milde plötzlich Halt, indem sie streitige Ansprüche fallen ließ, und nicht unbedeutende Aufopferungen einem friedlichen Vernehmen gegenseitiger Verhältnisse darbrachte. Die von ihr getroffenen, und von den Unterthanen als eine Wohlthat erkannten Verfügungen wurden unwiderruflich festgesetzt und in einer, mit Gesetzeskraft versehenen Schrift aufgestellt, welche beträchtliche Erleichterungen und Vortheile den Unterthanen und die Unterthanen der Gebieterin zuwandte. Einem Freunde, der ihre Freigebigkeit zu weit getrieben fand, antwortete sie: „Lassen Sie mich, ich weiß, was ich dadurch gewinne."

Hierauf eröffnete sie den Aermern bei den Bauwerken und Anlagen, welche sie sogleich veranstaltete, Quellen des Erwerbes und erhöhte den, bis dahin gewöhnlichen Tagelohn. Den gänzlich verarmten wurden unmittelbare monatliche Wohlthaten angewiesen. Eine besondere Aufmerksamkeit wandte sie auf die kirchlichen Einrichtungen und auf das Schulwesen. Sie schaffte gute Schulbücher an, die zu einem zweckmäßigen Unterricht Anleitung gaben, den sie späterhin noch durchgreifender verbesserte.

Regelmäßig besuchte sie den sonntäglichen Gottesdienst, und dies Beispiel der Andacht gewann auf die Herzen der Gemeindeglieder einen wirksamen Einfluß. Die Einwohner der zu dem Gerichtsbezirk Löbichau gehörigen Dörfer waren als unruhige Menschen berüchtigt; ein Vorwurf, der in der Folge unter dem Einfluß der jährlichen Anwesenheit ihrer neuen Gebieterin mehr und mehr von ihnen wich.

Mit immer mehr Stätigkeit zogen Vertrauen, Eintracht und Verträglichkeit in das Thal ein, wo Zwist, Argwohn und Unzufriedenheit so häufig sonst ihre Störungen verbreitet hatten. Alle die sanften Geister eines milden, thätigen Lebens, die sich in den lieblichsten Erscheinungen offenbaren, folgten ihr nach. Ueberall, wo sie mehr oder minder dauernd waltete, ließ sie Spuren der Wohlthätigkeit und des Schönheitsinnes zurück, der rastlos Mangelhaftes verbessert, Verfallenes herstellt und Schönes verschönert.

Am sichtbarsten mußten sich natürlich solche Spuren ihres Schöpfergeistes in Löbichau zu erkennen geben; das Alte gewann sogleich von außen eine freundlichere Gestalt, neuen Schmuck und bequemere Brauchbarkeit von innen. Auf einer wüsten Stelle verfallener, alter Gebäude erhob sich nach dreijährigem Walten der neuen Herrin ein gastlicher Wohnsitz der Freude. Die dürftigen Anerbietungen der örtlichen Natur umher wurden mit kunstreicher Weisheit benutzt und so trat dicht hinter dem Hause aus einem Sumpfboden, dem durch Ableitungen der Wasserüberfluß entzogen ward, eine üppige Blumenwiese hervor, umschlossen von einer waldigen Einfassung, die heimlich in ihrer Tiefe eine kleine Insel verbirgt. Dieser Gartenhain fügt sich mit der nahen und fernen Umgegend in ein solches Verhältniß, daß er, vom Balcon des herrschaftlichen Wohnhauses überschaut, südwärts mit einer entfernten Waldung zusammen zu hängen scheint, indem er die dazwischenliegenden Ackerfelder versteckt und der Phantasie einen weiten Spielraum eröffnet. Der sehr geräumige Balcon, der eine idyllisch freundliche Aussicht auf den grünen Wiesenteppich gewährt, und ringsumher immerdar festlich mit dem schönsten Blumenschmuck prangt, wird von jonischen Säulen getragen. Aber im Innern — da waltet die Kunst in ihrer reizenden, doch nicht überladenen Fülle. Schöpfungen des feinsten

Geschmacks; Darstellungen der gewähltesten, an Pracht hinstreifenden Zierlichkeit füllen und schmücken die Säle, so wie die kleinern Zimmer; ein Gemach immer einladender, als das andere. In der westlichen Tiefe der Zimmerreihe waltete die Herrin unter ihren Blumen, Bildern und Büchern. Wer in das mittlere, unmittelbar auf den Balcon führende Gemach trat und rechts durch die Folge von Zimmern dahin blickte, wo die holdeste Gestalt unter ihren Rosen sich bewegte, der konnte sich eines wunderbar ergreifenden Eindrucks, eines Gedankens an Feerei kaum erwehren. Zu diesem Sitze ländlicher Zurückgezogenheit und Ruhe mußte sich ein bequemer, freundlicher Weg bahnen. Eine schöne Kunststraße wurde von der, zwischen Altenburg und Ronneburg sich hinziehenden, Hauptstraße durch die vorliegenden Felder und durch den Hain geführt, hinter welchem unmittelbar das herrschaftliche Wohngebäude sich so verbirgt, daß es den eintretenden Fremden höchst erfreulich überrascht; denn plötzlich, wo der Weg endet, erhebt sich vor ihm das helle, schimmernde Schloß mit seinem weitvortretenden Säulenbalcon in der vollen, grünen Umgebung. Der hochgewölbte Laubengang, der vom Gute durch den Hain zur Kirche führt, wurde gleichsam zu einer geweihten Vorhalle des Heiligthums verherrlicht. Baumgänge wurden angelegt, das Gutsgebiet nach verschiedenen Richtungen hin zu durchschneiden. Was einer Verschönerung fähig war, erhielt seinen Schmuck. Eine, an der Straße nach Ronneburg sanft aufsteigende Anhöhe, das Tannenfeld genannt, wurde späterhin mit einem freundlichen Gartenhause geziert, welches eine weite, reiche Aussicht beherrscht. Die zerstreuten alten Baumstruppen umher, durch junge Zwischenpflanzungen vereinigt, entwickelten bald einen labyrinthischen Park. So stellte nun das Ganze nach seiner äußern Gestalt das Werk eines schöpferischen Geistes dar, welcher mit Wucherzinsen gleichsam der Natur hier zurückgab, was sie darzubieten vermocht hatte.

Mit der heitersten Anstrengung, mit feinem Sinn und phantasiereicher Kunstfertigkeit, welche die Stickereien der Sessel und Stühle selbst zu Stande brachte, hatte nach und nach unsre Herzogin ihr geliebtes Löbichau zu einem höchst anziehenden Freudensitz umgestaltet; und es ist keine Uebertreibung, wenn Fremde, welche die schöne

fürstliche Frau durch diese ihre reizende Schöpfung, durch den Blumen- und Blütengarten ihres zierlichen Gemaches hinwandeln sahen, behaupten, von diesem Anblick, wie von dem blühenden Phantasiegebilde eines reichen Ariostischen Dichtergeistes, das plötzlich in das helle Leben der Wirklichkeit getreten, überrascht worden zu seyn.

Demnach war es wohl natürlich, daß Löbichau der Lieblingsaufenthalt unsrer Herzogin wurde. Hier war es, wo sie in ungestörter Freiheit sich und der Natur leben konnte; hierher zog sie sich aus den Reibungen des vielfach bewegten Lebens zurück; hier beschäftigte sie sich mit zierlicher Handarbeit, mit Musik, worin sie eine gewisse Meisterschaft erreicht hatte, mit Briefschreiben und mit Lesung geistreicher, besonders politischer Schriften. Die Liebe für das Vaterland, die sonst ihre ganze Seele beschäftigte, hatte sich nun zu einer Theilnahme an den Weltverhältnissen, dem großen Völkerleben, erweitert, daher denn auch Bonaparte der Held ihrer Begeisterung war, in welchem sie nichts anders, als den geweihten Mann sah, der berufen, und, wie sie glaubte, entschlossen sey, in die Staatenverhältnisse an die Stelle selbstsüchtiger Politik die Gerechtigkeit zurückzuführen. Ihn wählte sie daher gern zum Gegenstand der gesellschaftlichen Unterhaltungen, denen ihre Mittag- und Abendstunden gewidmet waren.

Der Kreis, der in diesem ländlichen Aufenthalte sie umgab, bestand aus Besuchen der edelsten Familien in Altenburg, den Geheimenräthen Hardenberg, Trützschler und Thümmel, welcher letztere eine biographische Skizze von ihr seinen historischen Beiträgen eingefügt hat. Außerdem aber fanden sich Personen bei ihr ein, die den Raum entweihten, in welchem sich das edelste Daseyn bewegte: es waren Menschen, denen sie eine Fortsetzung ihrer Dankbarkeit für die, in Tagen der Unruhe ihr geleisteten Dienste schuldig zu seyn glaubte, und die zum Theil ihre Ansprüche auf diese Fortsetzung nicht auf die bescheidenste Weise geltend zu machen, sich erlaubten. Unter ihnen traten Erscheinungen hervor, die auf ihr Leben voll Liebreiz und Anmuth einen Schatten warfen, der nicht übersehen wurde und keine Gnade vor den Augen derjenigen fand, die an Güte, Edelmuth, Würdigkeit, Seelengehalt und Hoheit der Sinnesart tief unter ihr standen. Das sind die Menschen, die eine Art

von Selbsterhebung darin finden, das Edle zur Gemeinheit und das Hohe zum Staube hinab zu ziehen, wo jenes oder dieses ihnen in den Weg tritt. — Sie wußte davon nichts; in ihrer Nähe war Friede. Ihr Herz, unschuldig wie die Natur, fand an dieser die treue Freundin, die als eine Stimme Gottes mit erquickendem Laut zu ihr sprach, wenn das betäubende Schauspiel auf dem großen Welttheater ihr mißfiel.

Schon im ersten Jahre ihres Besitzes von Löbichau zog das Leben in der Natur sie so an, daß sie bis spät im November daselbst verweilte; dann ging sie nach Sagan zurück, sprach aber zuvor noch zu einigen ihrer Unterthanen, ermahnte sie, immer festzuhalten an Ordnung, Recht und Gesetz, verträglich unter sich und überhaupt gute Menschen zu seyn, auf daß sie sich ihrer freuen und mit frohem Herzen ihre Vorsorge ihnen angedeihen lassen könne. Diese Aeußerungen flogen von Hütte zu Hütte, und blieben nicht ohne wohlthätige Wirkung.

Jährlich mit dem Frühlinge zog sie ein in ihren freundlichen Landsitz und überließ sich dem stillen Genuß ihrer Schöpfung kräftig gedeihen und immer mehr zu einem vollendeten Ganzen sich entwickeln zu sehen. Wie sehr auch ihre Stunden mit den Beschäftigungen einer gewohnten Lebensweise besetzt waren, so blieb dennoch unabläßig ihre Aufmerksamkeit auf das Wohl ihrer Unterthanen gerichtet. Wo eine Noth ihr begegnete, da war ihr Herz bereit und ihre Hand ausgestreckt zur Hülfe. Bei Gelegenheit ihrer Spaziergänge überraschte sie nicht selten die Einwohner einer Hütte, die sich durch solche Herablassung beglückt und erhoben fühlten; eine Erhebung führt die andere herbei, und so wurden bald die Spuren eines bessern Geistes in den Sitten der Einwohner fühlbar. Nur zu schnell flogen ihr die ländlichen Sommermonate vorüber, die jedesmal mit den Segnungen eines patriarchalischen Verhältnisses bezeichnet waren.

Im Jahre 1799 fing die Gesundheit des Herzogs an, wankend zu werden; er ging ohne Begleitung seiner Familie nach Gudowa und überließ sich der ärztlichen Behandlung eines gewissen Dr. Muzius, unter dessen Händen der Zustand des Kranken sich aber dergestalt verschlimmerte, daß sich bald eine nahe Auflösung seiner Lebenskraft ankündigte. Im December 1799 ließ er eiligst

seine Familie zu sich kommen, und am 12. Januar 1800 nahm ihn der Tod aus dem Kreise seiner Lieben hinweg. Auf die Herzogin fiel nun eine Last vormundschaftlicher Sorgen, welche sie, in Ansehung der schlesischen Besitzungen, mit dem Geheimenrath von Göckingk, in Hinsicht der böhmischen aber, mit dem Grafen Wratislaw theilte. Einige Monate nach dem Tode ihres Gemahls verließ sie Sagan und bezog in Prag das Haus, welches der Herzog kurz vor seinem Tode gekauft hatte; da drängte sich nun zu den schönen, reichen Prinzessinnen von Kurland eine zahlreiche Bewerbung.

Im Jahre 1800 vermählte sich in Prag die Prinzessin Pauline mit dem Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen. In demselben Jahre begab sich die Herzogin, um die Vormundschaftsangelegenheiten, insofern sie die schlesischen Besitzungen betrafen, zu ordnen, nach Sagan, wo sich die älteste Prinzessin Wilhelmine, Herzogin von Sagan, mit dem Prinzen Louis Rohan vermählte. Dieses Jahr hindurch brachte die Herzogin in vormundschaftlichen Geschäften abwechselnd in Prag und Sagan zu.

Im Frühlinge 1801 erfolgte die Vermählung der dritten Prinzessin Johanna mit dem neapolitanischen Herzog Azarenza. In Gesellschaft dieser Tochter, nebst deren Gemahl und dessen Bruder, dem Prinzen Belmonte, reiste hierauf die Herzogin nach Karlsbad, wo sie mit glänzenden Festlichkeiten umfeiert wurde, unter denen sich die Bestrebungen des Herzogs von Ostergothland, Friedrich Adolph, ganz vorzüglich auszeichneten. Dieser Prinz faßte eine lebhafte, ernste Zuneigung zu der, noch in jugendlicher Anmuth und Fülle fortblühenden fürstlichen Wittwe. Er beauftragte, ehe er Karlsbad verließ, einen Kammerherrn seines Gefolges und später in Leipzig den General Armfeldt, den Wunsch seines Herzens gehörigen Orts vorzutragen; dann nahm er mit verzeihlicher Ungeduld die Vermittelung ihrer Schwester in Anspruch; an diese schrieb er von Leipzig.

Madame, connoissant le caractère aimable et solide, auquel tout le monde s'empresse de Vous rendre justice, je ne hésite à m'adresser à Vous, Madame, dans une affaire qui m'intéresse vivement,

et qui puisse établir mon bonheur. — Le Général Armfeldt s'étoit engagé de remplir une commission dont je l'avois chargé, et dont Vous n'ignorez pas le contenu. Je m'attendois depuis longtemps à une réponse, cependant n'ayant aucune nouvelle, je Vous prie, Madame, de vouloir bien me donner la-dessus un éclaircissement que j'attends ici avec la plus vive inquiétude.

Leipzic ce 30. Novembre 1801.

Die Gründe der Ablehnung dieses Antrages enthält folgende Stelle der Antwort, welche die Vermittlerin auf Veranlassung der Schwester den 5. December 1801 dem Prinzen zukommen ließ. Nach einem verbindlichen Eingange sagt sie:

Ma soeur est fermement résolue de ne plus se rémarier, et de conserver sous tous les rapports une indépendence qui lui devienne de jours en jours plus précieuse, et qui ne souffre pas la moindre atteinte, par le dévoir qui lui impose le titre de mère; elle s'est vouée avec soins à l'éducation de sa cadette: elle aime ses enfans, et ne désire que de vivre pour ses parens et un petit nombre d'amis choisis. Connoissant ses intentions irrévocables j'ai cru ne pas devoir insister sur une chose, qui, quoiqu' honorable pour elle, l'auroit très embarassé, car elle sait rendre justice à celui qui désire partager son sort avec elle, et il lui seroit très pénible d'exprimer ouvertement un refus.

Die Herzogin befand sich, als dieser Briefwechsel Statt fand, in Löbichau, wohin sie von Karlsbad sich begeben hatte. In diesem ihrem ländlichen Aufenthalte

war es, wo sie immer neue Lebenskraft sammelte, und wo sie sich diesmal besonders mit der Erziehungsangelegenheit ihrer jüngsten Tochter, die bereits sieben Jahr alt war, beschäftigte. Zu diesem Behuf hatte sie eine Gehülfin berufen, die ihre Würdigkeit durch die gelungene Erziehung der einzigen Tochter des Kronmarschalls, Grafen Potocky, bewährt hatte. Den Geheimenrath Piatoli, den sie als als einen hochgebildeten Mann unter den Umgebungen des Königs von Polen, dessen Freund und erkorenster Rathgeber er war, kennen gelernt hatte, lud sie ein, die wissenschaftliche Bildung der jungen Prinzessin zu übernehmen. Dieser Mann hatte, wie wir bereits früher erwähnten, nicht geringen Antheil an der Umwälzung in Polen genommen, und die in diesem Lande aufgeregten politischen Stürme hatten ihn nach Prag verschlagen, wo er sich in einer Art von Staatsgefangenschaft befand, aus der die Herzogin ihn durch ihren Einfluß, mit Einsetzung ihrer Bürgschaft, befreite. Sonach war das Erziehungsgeschäft, bei der jüngsten Tochter der Herzogin, Händen anvertraut, die das vollkommenste Zutrauen verdienten. Damit nun aber dies, Zusammenhang und Ruhe bedürfende, Geschäft durch den Lebensgang eines minder geräuschlosen Hauswesens, und durch die, nothwendig damit verbundenen, Zerstreuungen nicht störend berührt werde, so verordnete die sorgfältige Mutter für die Tochter eine, von der ihrigen gänzlich abgesonderte, Einrichtung. Hiernächst umgab sie die geliebte Tochter, dem kindlichen Alter gemäß, mit einer Auswahl gutgearteter und wohlgezogener Kinder. Jedes Alter hat seine Welt, auch das Kind muß die seinige finden, wo Bedürfniß und Leistung in einander greifen, wo die zarten Keime geselliger Tugenden Wurzel schlagen, und Uebungen gemüthlicher, wechselseitiger Ausgleichungen und Opfer einander begegnen, wo Selbstbeherrschung, wo Nachsicht, Wohlwollen und Liebe ihre Anfangsgründe darbieten. Der Verkehr mit der Welt ist vielseitig; die Vorbereitung dazu darf nicht einseitig seyn. Das Leben ist reich an Stellen des Anstoßes, die sich mächtig unsern Wünschen und Neigungen widersetzen; die junge Schülerin des Lebens muß daher Fügsamkeit lernen, die nicht aus Schwäche oder Trägheit, sondern aus der klaren Besonnenheit des Bewußtseyns und der Entschließung hervorgeht. Dies war die Meinung der verständigen

Mutter; diese Ansicht leitete sie bei der Wahl der Mittel zur Erziehung der Tochter.

Nach einem Aufenthalte von sechs Monaten begab sich die Herzogin mit ihrem sämmtlichen Gefolge nach Berlin. Die heftigen Bewegungen der letztverflossenen Jahre ihres Lebens hatten doch einige Störungen ihres Gesundheitszustandes und besonders eine krankhafte Reizbarkeit der Nerven zurückgelassen. Eine fortgesetzte körperliche Erschütterung, verbunden mit den Zerstreuungen, die der Wechsel anziehender Gegenstände darbietet, schien ihr die zweckmäßigste Erholung zu seyn.

Eine Reise durch Deutschland und die Schweiz wurde beschlossen und im Frühlinge 1802 unternommen. Ihre Tochter, die Herzogin Azarenza, deren Gemahl, dessen Bruder der Prinz Belmonte, zu denen sich der Geheimerath von Hardenberg aus Altenburg und dessen geistreiche Nichte, Sidonie von Diskau, gesellten, bildeten ihre Begleitung.

Die Herzogin fing jetzt ein neues Tagebuch in französischer Sprache an, woraus sie regelmäßig der Erzieherin ihrer Dorothea Bruchstücke zur Mittheilung für die letztere zusandte.

In Jena wurde sie durch eine Nachtmusik überrascht. Es waren die Studirenden aus Kurland, die ihrer gewesenen Herzogin diese Aufmerksamkeit erwiesen. „Es ist doch sehr süß, sich geliebt zu wissen", schreibt sie. „Ich bin diesen jungen Leuten nichts mehr, kann nichts mehr für sie thun: das Opfer ihrer Liebe ist ganz rein." Mit unermüdetem Eifer suchte sie die merkwürdigen und belehrenden Gegenstände in Weimar, Gotha und Kassel auf; und daß es ihr damit ein Ernst war, bewiesen in ihrem Tagebuche die sorgfältigen Aufzeichnungen, an denen man wohl wahrnimmt, wie sehr die Verfasserin sich darin gefällt, die Gegenstände ihrer Betrachtung nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in ihren Einzelheiten zu erfassen. Die Beharrlichkeit ist zu bewundern, mit welcher sie auf der ganzen Reise dieses Verfahren durchsetzt. Vorzugsweise waren es die Einrichtungen der französischen Regierung in den eroberten deutschen Ländern, die ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen und fast durchgängig ihre Zufriedenheit gewannen, indem die Behörden nicht ermangelten, sie von den glänzenden Seiten jener Einrichtungen mit französischer Beredtsamkeit zu

unterhalten. Sobald sie den Boden des französischen Gebietes betreten hatte, wurde ihr von den Befehlshabern der Plätze eine Ehrenwache gegeben. Der Commandant von Mainz, Chamberlac, bot alles auf, was in dem Umkreise seines amtlichen Vermögens lag, die liebenswürdige Fürstin recht würdig zu ehren. Er ließ eine Ehrenwache von 30 Mann vor ihrer Wohnung aufstellen, und veranstaltete für sie in seinem Hause nicht sowohl glänzende, als solche Feste, die dem Geiste der Fürstin zusagten. Sie äußerte den Wunsch, den berüchtigten Räuberanführer Schinderhannes zu sehen, der damals in Mainz gefangen saß. Der Commandant selbst begleitete sie zu dem Gefängnisse. Sie wurde von der Jugendgestalt des Verbrechers gerührt. Auf die Frage: was ihn zu einem solchen lasterhaften Leben verlockt habe, antwortete er: Noth und Gelegenheit. — „Ich weiß nicht", sagt sie in ihrem Tagebuche, „ob der Staat das Recht hat, einen Menschen zu tödten; aber das weiß ich, daß es für die Gesetzgebung nicht ohne Nutzen seyn würde, wenn an diesem jungen Sünder ein Versuch gemacht würde, ihn zu bessern. Sein Tod kann nichts gut machen; sein Leben hingegen, wenn man dabei die Erinnerungen an seine Verbrechen gehörig benutzte, könnte doch vielleicht zum Besten seiner Mitmenschen verwendet werden."

Daß sie in Mainz übrigens höchst genußreiche Tage verlebt, ist zu vermuthen; denn da fand ja ihr politischer Ideenkreis zuerst seinen unbeschränktesten Spielraum. Lobgesänge ihres Helden tönten ihr in jedem Gespräche entgegen, und ein sehr willkommener Festtag war ihr der 14. Juni; er feierte den Senatsbeschluß, durch welchen sich Bonaparte die Würde des ersten Consuls von Frankreich auf seine Lebenszeit hatte zusichern lassen. Ihre Phantasie war von dem Schauspiele ergriffen und erhoben. Bonaparte schien ihr das große Werkzeug der Vorsehung, der Mann Gottes zu seyn, auf dessen Schultern die Bestimmung ruhe: der gesammten Menschheit einen neuen, kräftigen Umschwung, eine Richtung zum Bessern zu geben und in seinen Thaten und Worten ein Gesetzbuch den Königen zu hinterlassen. Ihr begeistertes Auge sah von ihm ausgehen die Gerechtigkeit der Völker gegen Völker, den Frieden der Welt. Er machte ja nur Krieg, um den Frieden, zwar nebenbei auch

einige Länder zu erobern. Gerechtigkeit und Friede, von diesen beiden Sonnen sah sie schon morgenröthliche Stralen über die Welt sich ergießen. Ein neues, frisches Völkerleben, meinte sie, würde erwachen, und die zu Schimpfsnamen gewordenen Benennungen: Aristokratie, Demokratie und Despotie würden aus den Wörterbüchern verschwinden. Bonaparte stand auf dem höchsten Gipfel ihrer Bewunderung. „Ich würde", sagte sie, „den Titel einer Herzogin von Kurland um keinen Preis aufopfern, aber diesen Mann könnte ich heirathen." —

Als die Reisenden Mainz verließen, wurde ihnen von dem Commandanten Chamberlac eine militairische Bedeckung mitgegeben, um sie durch einen Wald zu geleiten, den Schinderhannes Genossen unsicher gemacht hatten. Von Mainz waren der Herzogin nach allen Plätzen hin, welche sie berühren mußte, Ankündigungen vorausgegangen, um ihr eine würdige Aufnahme zu bereiten. In Straßburg kamen ihr, wie in Mainz, die feinsten und ehrenvollsten Aufmerksamkeiten entgegen. In Landau wurde sie sogar von einem allgemeinen Volksjubel empfangen.

Ihre ganze Reise durch das fruchtbare, und, wie es ihr schien, auch bürgerlich glückliche, Elsaß, war ein fortgesetzter Freudengenuß, gewürzt durch die überall erklingenden Lobpreisungen ihres Helden, für den ihre Begeisterung sich immer höher steigerte, bis sie die Schweiz erreichte. Da war es, wo die ersten Mißtöne in das Bonaparte'sche Heldenlied ihres Herzens hineinklangen.

In Bern lernte sie den Kanzler Thormann kennen, den Bruder jenes Thormann, der vor achtzehn Jahren der Begleiter ihrer Wanderungen in Rom gewesen, und der dermalen Landamman in Interlaken war. Dieser machte sogleich eine Fußreise von dreizehn Meilen, um die Herzogin, mit welcher er seit achtzehn Jahren in fortgesetztem Briefwechsel gestanden, in Zürich zu treffen.

Sehr erfreut war sie, den biedern Schweizer, den sie so hoch schätzte, wieder zu sehen; aber leider hatte auch er, dieser würdige Freund, dessen Urtheil der guten Herzogin nicht gleichgültig war, harte Ausstellungen gegen den Mann vorzubringen, der so hoch in ihrer Meinung da stand. Aus Frankreich, — sagte er ihr unverholen, — mag er das Unheil gebannt haben; uns hat er es gebracht. Er hat bei uns Zwietracht entzündet;

er hat uns eine Krankheit gegeben, um uns heilen zu können. Von dieser Art der Vermittelung verschmäht er nun nicht, eine Andeutung in seinen Herrschertitel aufzunehmen, um darin die Nachweisung eines Rechts der Einmischung in unsere Angelegenheiten niederzulegen. Wir sind nicht mehr frei. Seine heillose Politik wird unsere Kräfte verschlingen; das ist das ganze Geheimniß der uns von ihm erwiesenen Wohlthat. Sie empfand über die Abweichung der Meinung ihres Freundes von der ihrigen einen stillen Schmerz; jedoch der gegenseitigen Freundschaft selbst that diese Verschiedenheit der Ansicht, wie sie sich ausdrückte, keinen Abbruch. Lavaters Sohn besuchte sie. Mit ihm und Thormann wurde eine Wasserfahrt auf dem See gemacht. Diese Fahrt hatte tiefe Eindrücke in ihrer Seele zurückgelassen, als sie Abends ihr Tagebuch zur Hand nahm. „Welche Herrlichkeit Gottes!" ruft da ihre Erinnerung aus. „Ja es ist, als ob man näher dem Ewigen sey, wenn man in seiner erhabensten Schöpfung ihn anbetet." Die ganze Reise, durch keinen Unfall gestört und von den erfreulichsten Umständen begleitet, hatte wohlthätig erhebend und kräftigend auf die geistige und körperliche Natur ihres Wesens eingewirkt, so daß sie die beschwerlichsten Stellen der Wege mit ungeschwächter Rüstigkeit überwand.

Die Rückreise ging über Frauenfeld und Constanz. Das Wirthshaus in jener Stadt, wo die Reisenden Mittag hielten, lag ganz in der Nähe eines Klosters. Die Abendgesänge der Mönche schallten in das Zimmer der Herzogin hinein. Es war der 21. August. Sie pflegte die Geburtstage ihrer Lieben mit einer stillen gottesdienstlichen Feier, gewöhnlich bei ihrem einsamen Morgen- und Abendgebet, zu begehen. Ihr Gemüth war feierlich gestimmt und zu dem Ewigen gerichtet. Der Klang jener Töne bewegte ihr Gefühl. Sie begab sich, von einer Kammerfrau begleitet, in die Kirche. „Hier", schreibt sie, „brachte ich meine inbrünstigen Gebete für mein geliebtes Kind, für das wahre, wesentliche Heil meiner Dorothea, vor den Vater der Menschen. Mich irrte das Katholische dieser mönchischen Töne nicht; ihre Worte waren ja auch an den Ewigen gerichtet, der sich von jeher die verschiedenen Formen gefallen ließ, in denen seine Menschen ihn anzubeten für gut fanden." — In der Kathedralkirche zu Constanz wurde ihre Seele

bis in die innersten Tiefen erschüttert, als sie erfuhr, daß dieses Heiligthum es gewesen sey, in welchem Johann Huß 1415 zum Feuertode verurtheilt wurde. „Ach!" seufzet sie in ihrem Tagebuch, „wie können Menschen, die dem Irrthume unterworfen sind, sich anmaßen, ein so grausames Gericht zu halten über einen Mitbruder. Wie können sie solche Opfer dem Gott der Barmherzigkeit bringen. Gottlob! solche Zeiten wird die Welt doch nicht wieder erleben!" —

Am Rheinfall bei Schafhausen wurde ihr Gemüth freudig und mächtig ergriffen. „Welch ein Meisterwerk der Natur!" ruft sie aus in ihren Bemerkungen, über den Anblick dieser großen Erscheinung! — „Die Gegenstände in der Natur", fährt sie fort, „haben wohl etwas Heiliges, das immer an ihren Schöpfer erinnert; auch gewähren sie Genüsse, die so rein sind, daß sie keinen bittern Nachgeschmack bei sich führen." —

Auf dieser ganzen Reise, mitten unter allen Zerstreuungen und Festen, welche sie fortwährend umgaben, feierte sie doch immer einen doppelten Gottesdienst: im großen Tempel der Natur nämlich, und in der Kirche. In Basel hörte sie einen Vortrag über die Wohlthätigkeit an; da war sie auf ihrem Gebiete. „Wie eindringend", heißt es in ihrem Tagebuche, „sprach der Mann über die Freude, die es uns selbst verschafft, Freude zu machen und wohlzuthun! Wie treffend strafte er den kalten Egoismus der Zeit!" — Dieser ergötzliche und erbauende doppelte Gottesdienst versetzte sie in die heitere Stimmung, durch welche sie eben die Seele der Zerstreuungen und Feste war, die man ihr gab. In Baden, Karlsruhe, Schwetzingen und Heidelberg wurde sie mit der feinsten Huldigung empfangen, welche sie mit dem ausdrucksvollen, verbindlichen Zauber der ihr eigenthümlichen Grazie annahm. Aber doch war es die Natur dieser paradiesischen Gegenden, zu der sie sich vorzüglich hingezogen fühlte, wie zu einer alten lieben Freundin, welche sie unverändert, nur mit anderm Schmuck wiedersah.

Bei Gelegenheit einer Rheinfahrt von Köln nach Koblenz, sagt sie in ihrem Tagebuche: „Die Herrlichkeit dieser Wasserfahrt kann ich nur schweigend feiern. Die Paradiese, durch welche wir hinschwebten, beschreibt kein Ausdruck der Sprache. Diese Andeutung wird hinreichen,

mir das unvergeßliche Naturbild immer wieder vor die Seele zu führen, so oft ich in Gedanken zu den Tagen der Vergangenheit zurückkehren werde." — In Köln, Koblenz und überall auf französischem Boden wurde die fürstliche Frau mit fürstlichen Ehren umgeben.

Am 18. October traf die Herzogin mit ihrem Gefolge wiederum in Löbichau ein, wo ihr die Umarmungen ihrer Dorothea und die Jubelrufe der Unterthanen entgegenflogen. Hier ergötzte sie sich an dem Gedeihen ihrer Einrichtungen und Pflanzungen. Nach einer Rast von einigen Wochen, ging sie mit ihrer Dorothea und übrigem Gefolge nach Berlin, wo sie einen angenehmen Winter verlebte. Ein neuer Lebensfrühling schien ihr aufzublühen. Im Umgange mit der gepriesenen und preiswürdigen Königin Luise und der Fürstin Radziwil wurden ihr festliche Stunden der edelsten Genüsse zu Theil. Besonders zeichneten ihre musikalischen Abendunterhaltungen sich aus, deren Seele der, an Geist und Talenten so reiche, Prinz Ludwig Ferdinand war.

Im Frühlinge 1803 ging sie nach ihrem, immer mehr sich verschönernden Löbichau zurück. Von dort aus hatte sie beschlossen, die leipziger Ostermesse zu besuchen, um ihren Freundinnen und Freunden Ueberraschungen durch mancherlei feine Geschenke zu bereiten, in deren Austheilung sie einen unentbehrlichen Genuß fand. Für sich aber hatte sie die Absicht, Ankäufe des neuesten Modeschmuckes zu machen. — Der Trieb, die eigene Persönlichkeit möglichst geltend und anziehend zu machen, ist so natürlich und allgemein, daß er, ohne Ausnahme, in jeder Menschenbrust unüberwindlich und instinctartig sein Wesen treibt. Unsere Herzogin wußte (nur verstand sie dies Bewußtseyn tief zu verbergen), welchen zauberhaften Eindruck ihre Erscheinung hervorbrachte. Kann es befremden, wenn dieser Eindruck auf sie zurückwirkte und sie veranlaßte, eine sorgfältige Aufmerksamkeit und kostbare Pflege ihrer äußern Persönlichkeit zuzuwenden? Mitten in der Aussicht, in dem kindlich frohen Vorgenusse der Meßreise, kam zu ihr die Bitte einer nicht ganz unbekannten, doch übrigens fremden Person, um eine Unterstützung von 800 Rthl. Die Bittende versicherte in ihrem Schreiben, daß allein von dieser Wohlthat die Rettung ihrer Ehre abhängig sey. Die Herzogin war sogleich zur Hülfe bereit, ohnerachtet sie kurz zuvor

mit einem Darlehn von 2000 Rthl. eine andere Bedrängte unterstützt, und ihr das darüber sprechende Document auf eine geheime, schonende Weise zurückgestellt hatte. Ihre Schwester, welche dieses wußte, und der sie auch jenes Gesuch vertraute, machte sie auf einige Bedenklichkeiten, die Persönlichkeit und den Zweck jener Bittenden betreffend, aufmerksam und schloß mit dem Zusatze: daß eine zu große Raschheit in der Bewilligung so bedeutender Wohlthaten, die reichste Quelle des Ueberflusses erschöpfen, und solche endlich wahren und würdigen Nothleidenden verkümmern müsse. Die Herzogin erwiderte: „Wie kann ich jene Bittende der Demüthigung preisgeben, mich so ganz unvergolten mit ihrer Lage bekannt gemacht zu haben? Ich werde meine Reise nach Leipzig aufgeben und dann ist alles wieder ins Gleiche gebracht.“ — Das geschah. Alle Uebrigen der Gesellschaft gingen nach Leipzig. Die Herzogin mit ihrer Schwester blieb in Löbichau ziemlich einsam zurück. So brachte sie im schönsten Triumphe der Menschlichkeit, das Vergnügen, sich zu schmücken, dies Opfer fodernde Vergnügen selbst zum Opfer edlerer Gesinnungen dar. „Was mich“ sagte sie, „bei dieser Entsagung mehr, als alles Andere schmerzt, ist der Verlust der Freude, meinen Freunden kleine Geschenke zu machen.“

Im August dieses Jahres besuchte die Herzogin das Karlsbad wieder. Nach geendetem Gebrauch dieser Heilquelle machte sie eine Reise zu Wasser von Außig nach Dresden, und besuchte mit ihren Freunden daselbst die an Naturwundern so reiche sächsische Schweiz. Mit der heitersten Laune, mit der frohesten Rüstigkeit durchwanderte sie die beschwerlichsten, sich steil auf- und abwindenden Felsenwege. — „Man hat Recht“, sagt sie in ihrem Tagebuche, wo sich ihr Gefühl in die lebendigste Begeisterung ergießt, „in der Benennung dieser Felsengegend eine Vergleichung mit der Schweiz auszudrücken. So viel Aehnlichkeit im Ganzen und so viel Eigenthümlichkeit im Einzelnen! Imponirender sind in der Schweiz die Riesengestalten der Berge, aber eine solche Elbe brauset dort nicht durch die Felsenthäler hin.“ —

Wenige Tage nach ihrer Rückkunft nach Löbichau hatte sie ein Fest des zärtlichsten Geschwistervereins zu feiern. Ihr Bruder, Graf Karl Medem kam mit seiner Familie von Kurland, um sich ein Jahr lang in

Deutschland aufzuhalten. Die Herzogin ging mit ihrer, durch die Familie ihres Bruders vermehrten Gesellschaft nach Berlin, woselbst unter den angenehmsten Abwechselungen die Herbst- und Wintermonate heiter verlebt wurden.

Im Frühlinge des Jahres 1804 kehrte die Familie des Grafen Medem nach Kurland zurück und die Herzogin machte eine Reise nach Lübeck und Hamburg. Auf dem Wege nach Bützow wurde sie in einem Birkenwalde, den sie durchfuhr, an ihr geliebtes Kurland, das Land der Birken, erinnert. So rief die leiseste Veranlassung das Andenken an ihr Vaterland aus der Tiefe ihres Gemüthes herauf. — In Hamburg wurde sie ehrenvoll und feierlich empfangen. Auf der Fregatte, die jährlich zweimal in Handelsangelegenheiten nach Curhaven zu segeln bestimmt ist, gab ihr der Magistrat der Stadt Hamburg ein festliches Frühstück. Der Donner der Kanonen begrüßte sie, als die Schaluppe, welche sie dahin führte, sich der reich geschmückten Fregatte näherte. Die Toasts, der geliebten Fürstin zu Ehren ausgebracht, begleiteten Kanonensignale, die von dem, außen vor dem Hafen liegenden Wachtschiffe beantwortet wurden. Aber mehr, als alle Huldigungen, beschäftigten ihre Aufmerksamkeit die Armenanstalten, deren Gründung, Einrichtung und Pflege ihre höchste Bewunderung erregten. Eben so begeistert war sie von den übrigen öffentlichen Anstalten, von den Grundsätzen der Regierung und überhaupt von der ganzen Verfassung dieses kleinen Freistaats, wo alles, wie sie sich ausdrückt, seinen freien, lebhaften und doch so ruhigen Gang geht. „Da wird wenig regiert, geherrscht gar nicht. Das Bild dieser Verfassung, die alle Bedürfnisse eines Volksvereins so gleichmäßig ohne allen Druck umfaßt, ist so reizend, daß man sich des Wunsches nicht erwehren kann, sie im Großen unter einem monarchischen Zepter dargestellt zu sehen; das muß aber wohl nicht möglich seyn.“ —

Von Hamburg aus machte die Reisegesellschaft einen kleinen Nebenflug nach Altona. Von da besuchte die Herzogin das Grab, wo Klopstocks Asche neben der seiner Meta unter dem Schatten eines Baumes ruht, den der heilige Sänger selbst an die Ruhestätte seiner, ihm vorangegangenen Gattin gepflanzt hatte.

Zurück von Hamburg nahm die Herzogin ihren

Weg über Lübeck, Travemünde und Ratzeburg. Im Hafen zu Travemünde, beim Anblick der Ostsee, flog wiederum ihr Gedanke der geliebten Heimath zu. — „Das sind die Wellen", sprach sie zu ihrer Begleitung, „die das Ufer meines theuern Vaterlandes bespülen. Könnte ich ihnen alle Segnungen meines Herzens mitgeben, um sie hinzutragen zu der, mir ewig theuern Heimath meiner Jugend." —

In der Bibliothek zu Ratzeburg zeigte man ihr ein altes Kleid von Gustav Wasa aus der Zeit, als er in der Verhüllung eines Dalekarliers die Stadt Lübeck um ihren Schutz ansprach. Der Anblick dieser heiligen Reliquie von dem Manne, der sein Vaterland von der Gewalt der Tyrannei errettete, ergriff ihr Gefühl mit einer solchen Lebhaftigkeit, als hätte sie so eben die Thatsache selbst mit erlebt. Sie glaubte, den alten nordischen Helden am besten zu ehren, wenn sie ihn mit dem Helden der neuesten Zeit auf eine Linie stellte.

Nach einigen Wochen der angenehmsten und lehrreichsten Wanderungen kehrte die Herzogin von diesem Ausflug zurück, unternahm aber sogleich im Juni eine zweite Reise über Baireuth, Regensburg, Salzburg, München und Augsburg in die Schweiz. Immer bedeutender und gewählter wurden auf diesen Reisen ihre Erwerbungen, treffender ihre Bemerkungen und Urtheile; ihr Blick gewann immer mehr an Sicherheit und Schärfe; ihr Denkvermögen an Kraft, Selbstständigkeit, Klarheit und Tiefe; ihr Fassungssinn an Umfang und an Fähigkeit, das Allgemeine in seinen Beziehungen auf das Besondere, und dieses in seinen Verhältnissen zu jenem wahrzunehmen. Dazu verhalf ihr besonders die gewissenhafteste Fortführung ihres Tagebuchs, welches sie jeden Abend, ehe sie schlafen ging, zur Hand nahm, um nicht nur die neuen Bemerkungen einzutragen, sondern auch den vorigen Tag noch einmal zur Rechenschaft zu ziehen. Da hielt sie ein strenges Gericht über sich selbst. — „Die nähere Bekanntschaft mit mir selbst", sagt sie irgendwo, „werde ich einst meinem Tagebuche zu danken haben." In solchen Aufzeichnungen häufte sich nun nach und nach ein reicher Schatz von Erinnerungen, Bemerkungen, Lebenserfahrungen und Menschenkenntniß; ein Schatz, aus dem sie späterhin Unterhaltung und Weisheit schöpfen konnte; auf die Art erreichte ihr geistiges

Daseyn in seinem ganzen Umfange einen Grad der Bildung, bei dem die Grazien, die ihre äußere Erscheinung begleiteten, nichts einbüßten. Sie gelangte endlich dahin, daß sie die Festlichkeiten, Zerstreuungen und Ehrenmahle, so ihr gegeben wurden, nur als Bedingungen ansahe, an die der bessere Gewinn sich knüpfte, dem sie nachstrebte. Auf dieser Reise fing sie an, kleinere und größere Ueberbleibsel und Denkmale der alten Zeit zusammen zu tragen, wozu ihr in Regensburg die gemalten Scheiben der Kirchenfenster Veranlassung gaben, durch welche sich ein so magisches Licht in das Heiligthum ergießt. Sie bebeklagt, daß die Kunst der Glasmalerei verloren gegangen, und sagt bei dieser Gelegenheit: „Warum wir doch nicht mit besserer Auswahl die Erbschaft der Vorfahren uns zugeeignet haben! Indem wir Vorurtheile der alten Welt recht fest hielten, haben wir manches bessere Vermächtniß der Vorzeit aus den Händen fallen lassen.“ —

Ihr Verstand, ihre Phantasie und ihr Herz waren immer gleichmäßig und gleichzeitig in Thätigkeit. Bei dem vorwaltenden Hang zum Wohlthun konnte es ihrem Herzen an Aufregungen nie fehlen, aber die Spuren von den Befriedigungen dieses sanften Triebes suchte sie sorgfältig verschwinden zu lassen. In einer Kirche zu Regensburg wandelte sie, in fromme Betrachtungen versenkt, umher. Plötzlich vernahm sie Töne einer sonderbaren Stimme, Worte mit Seufzern untermischt. Nun begegnete ihr in dem geistigen Halbdunkel der Kirche eine seltsame, laut und vernehmlich betende Gestalt. Ihre ganze äußere Haltung und besonders ihr Gesicht verrieth die Zerstörung ihres innern Lebens. Es war eine Marquise, die den Gatten und den einzigen Sohn in den Schreckenstagen zu Paris unter dem Mordbeil, und ihr Vermögen an die blutgierigen Räuber verloren hatte, die damals Frankreich zerfleischten. Dies Schicksal hatte sie gänzlich ihres Verstandes beraubt. „Diese Unglückliche“, schreibt die sanfte Frau, „hat mein Herz in seinen innersten Tiefen bewegt. Sie weiß nichts, sie kann nichts mehr, als beten. Wenn einmal kommen mußte, was über sie kam, so hat doch die ewige Barmherzigkeit ihr den Zugang in die Welt ihres unermeßlichen Unglücks mit einem dunkeln Vorhang verschlossen, und ihrem einzigen Gedanken dagegen den Weg an das Herz des Vaters der Menschen desto ausschließender geöffnet.“ —

Was sie für diese Arme, die nur von Wohlthaten lebte, gethan hat, — wir wissen es nicht, sie hat es selbst in ihrem Tagebuche verschwiegen.

In Salzburg eröffnete sich ihr eine Berg- und Alpennatur, die, ohnerachtet sie bereits die riesenhaften Schweizergebirge gesehen hatte, ihre Phantasie dennoch höchst ergreifend überraschte. Die kolossalen Wundergestalten, die als Zeitgenossen einer grauen Ewigkeit ernst und schweigend und fest dastehen; die mächtigen Wasserfälle, die von den Gipfeln der Gletscher niederbrausen; die schauervollen Felsengrotten, Schluchten und Thäler: alles dieses vereinigte sich in ihrer Einbildungskraft zu einem so unendlich erhabenen Naturgemälde, daß der Eindruck davon mit einer fast vernichtenden Gewalt sich ihrer bemächtigte. — „War es das Gefühl meiner Beschränktheit", sagte sie, „welches vor diesen hocherhabenen Darstellungen der Natur mich niederdrückte, oder war es der Gipfel des Erstaunens, auf dem die Betrachtung eine Art von Schwindel empfindet — ich fühlte mich noch nie so bewegt und konnte gleichwohl, wie durch einen Zauber gebannt, mich nicht losreißen von der Gewalt der Empfindung, die mich so tief erschütterte." — „Der majestätische Wasserfall von Golling", fährt sie weiterhin fort, „in seiner vollen Schönheit erfüllte mich mit einem sanften Entzücken. Unter allen den verschiedenen Ansichten, die er darbietet, gefällt mir besonders diejenige, wo man ihn niederstürzen und seine Fluth in die Ferne sich verlieren sieht, gleich einem Gedanken, der sich in die Unermeßlichkeit versenkt." — Dann wurde eine Wasserfahrt auf dem Bartholomäussee gemacht. — „Es ist die Farbe der Hoffnung", sagt sie, „in der dieser See erscheint. Wie ruhig ist die Fluth, die mich so sanft dahinträgt. Ich gedenke meiner entfernten Lieben. Möchte ihnen doch ein Schicksal bereitet seyn, dem Bilde gleich, das dieser See in meiner Seele zurückließ!" Schmerzhaft wurde sie von dem Anblick der Cretins betroffen, die in Salzburg dem Wanderer so häufig begegnen. „Ach"! ruft sie aus, „so erscheint denn hier, wo sich die Natur in ihrer höchsten Erhabenheit darstellet, der Mensch in so vielen gräßlich monströsen Gestalten, auf der niedrigsten Stufe des Bewußtseyns! Sollte die Frage, welche sich hier jedem Menschenfreunde aufdringt, nicht einer Untersuchung werth seyn?" —

Nachdem unsre Reisende noch Bergtoldsgaden und die Salzwerke besucht hatten, setzte sie ihren Weg nach München fort, wo sie mehrern Hoffesten beiwohnte, und die Bekanntschaft des Chevalier de Bray machte. Mit diesem geistvollen und kenntnißreichen Manne unterhielt sie nachher einen fortgesetzten Briefwechsel. Von München setzte sie ihre Reise über Augsburg und Ulm bis zu dem Bodensee fort. Mit Entzücken begrüßte sie den freundlichen See, der ihr vor zwei Jahren unvergeßliche Genüsse gewährt hatte. Abends machte sie einen Spaziergang am Ufer des Sees. Der Himmel war bedeckt, ein schwarzes Gewölk hatte sich über die Berge hingelagert. Einzelne lichte Stellen blickten aus der Dunkelheit hervor. — „Ueberall", sagt sie bei dieser Gelegenheit in ihrem Tagebuche, „begegnen uns in der Natur Bilder des Menschenlebens; ein Gemisch von Dunkel und Licht ist sein Loos. Je heller der Lichtstral, desto dunkler der Schatten, der ihn ablöset." —

In dieser Betrachtung über Schatten und Licht des Menschenlebens klingt doch, trotz aller Heiterkeit, die ihr ganzes Wesen umgab und erfüllte, eine etwas schwermüthige Stimmung aus der Tiefe ihres Herzens herauf. Ohne Zweifel hatte das finster verhüllte Schicksal, welches damals über Europa's Völkern schwebte, an diesem dunkeln Ernst ihrer Seele einen bedeutenden Theil, wenn es nicht vielleicht die einzige Quelle desselben war. Mit einem Eifer, mit einer Innigkeit, als wäre sie unmittelbar in die Zeitbegebenheiten verflochten, beschäftigte sich unaufhörlich ihr Verstand mit den möglichen oder wahrscheinlichen Entwickelungen dieses oder jenes politischen Knotens. Ermüdet von solcher vergeblichen Anstrengung, mochte sich wohl oft in der Verborgenheit ihres Gemüthes einige Ungeduld erregen, daß die Ankündigungen einer bessern Zukunft noch immer nicht Wort halten wollten. In der Ueberraschung eines solchen Gefühls der Ungeduld äußerte sie einstmals gegen den Verfasser dieser Darstellung: „Es wird, es muß besser werden. So viel Blut kann in Frankreich nicht vergossen, nicht umsonst kann das ganze Daseyn eines großen Staates, wie Polen, dem feindlichen Genius der Politik zum Opfer dargebracht worden seyn; es muß doch endlich kommen, was wir brauchen: ein Staatenverhältniß, welches sich

auf Gerechtigkeit gründet; ein System, aus dem alle Gleißnerei und Lüge verschwindet." —

In der Person ihres Helden, dessen Lügensystem sich damals noch nicht so vollendet entwickelt hatte, sahe sie das Ehrfurcht gebietende Schicksal der Welt, freilich schwer bewaffnet, über die Erde dahinschreiten. „Aber", meinte sie, „der Mann, der so starren Vorurtheilen das Bessere abzuringen hatte, konnte er anders, als in drohender Stellung erscheinen? Fand er nicht Widersacher sogleich, als er auftrat?" — Dieser Mann, der allerdings glänzende Seiten seinen Verehrern, auffallende Schattenstellen aber denen zeigte, die ihm nicht hold seyn konnten: was war natürlicher, als daß er der Gegenstand eines ewigen Parteihaders seyn mußte. Die Einen sahen vor den blendenden Lichtpunkten nicht die Schattenstellen ihres Helden; den Gegnern verdeckten die Schatten das Licht. — Unsre Herzogin, die immer Weis sahe, hatte fort und fort gegen die Schwarzseher den gefeierten Helden ihres Herzens zu vertheidigen. Selbst unter den Mitgliedern ihrer Reisegesellschaft fanden sich geistvolle Widersacher ihrer Meinung; auf diese bezieht sich eine Stelle ihres Tagebuches, wo sie sagt: „Das Wetter beim Eintritt in die Schweiz war schlecht. Die Zeitung mußte uns die Ausflüge in das Leben der Natur ersetzen; dies gab Anlaß zu einem Wortwechsel. Man griff meinen Helden an. Ich kann mich nicht enthalten, mit aller Wärme denjenigen zu vertreten, dem man mit Unrecht den Krieg macht. Nicht Gründe, Scherze setzte man meinen Gründen entgegen. Solche Art, einen Wortkrieg zu führen, liebe ich nicht, besonders wenn man auf das Urtheil desjenigen, mit dem man verschiedener Meinung ist, einen gewissen Werth setzt. Eine ernste Sache fodert ernste Worte. Da findet dann meine kleine Rachsucht ein großes Vergnügen in der Kaltblütigkeit, mit der ich meine Gegner ermüde und zu einer Art von Verzweiflung bringe." —

So hatte sie sich auf der ganzen Reise mit ihrem Helden durchzufechten, der auch bei ihrem würdigen Freunde Thormann in Interlaken, wo sie sich mehrere Tage aufhielt, kein friedliches Gebiet fand. In Begleitung des Kanzlers Thormann aus Bern besuchte sie den Landamman Reding in Schwyz. Auch hier klopfte sie an, ob ihre Meinung über Bonaparte Einlaß fände;

aber auch hier fand sie ein langes Sündenregister ihres Helden in Bereitschaft. Daß unter Bonaparte's Befehlen die französische Politik, um das abenteuerliche Unternehmen gegen Egypten durchzusetzen, einen Sparschatz von siebenzehn Millionen Gulden aus dem Kanton Bern entführt habe, und daß der Reiz dieses Schatzes der einzige Beweggrund der Franzosen gewesen sey, unter allerlei nichtigen Vorwänden den Krieg in die unschuldige Schweiz zu bringen. Dies Alles hatte die Herzogin schon in Interlaken hören müssen. In Schwyz nun war sie genöthigt, die bestätigende Wiederholung dieser Raubthat mit dem ganzen Gefolge der unrühmlichen Nebenumstände zu erfahren.

Diese Thatsache wollte sich nun in die Reihe ihrer glänzenden Vorstellungen von Bonaparte's Würdigkeit und Hoheit nicht fügen. — Sie lenkte das Gespräch auf die Einrichtungen der Schweiz. Da erfuhr sie nun, daß aus der schweizerischen Gesetzverfassung, insofern sie todeswürdige Verbrechen betrifft, die peinliche Frage noch nicht verschwunden, und daß überhaupt kein Criminalcoder vorhanden sey. „Wie läßt sich", fragte sie, „ein solcher Mangel mit den Grundsätzen der Freiheit und Humanität vereinen?" Sie führte dagegen die Gesetzverfassung der preußischen Monarchie an. „Dort wurde", sagte sie, „das neue Gesetzbuch, ehe es Gesetzkraft erhielt, zur öffentlichen Beurtheilung ausgestellt, und jedes treffende Urtheil beherzigt und benutzt. Sonach findet im preußischen Staat die vollständige Sicherheit der Personen und des Eigenthums Statt. Von der Tortur ist nicht mehr die Rede daselbst." Reding stimmte ihr in Betreff der Abschaffung der Tortur bei; nur meinte er, bei schweren Staatsverbrechern dürfte die Anwendung der peinlichen Frage wohl nicht zu erlassen seyn. — „Gesetzausnahmen", erwiderte sie, „sind, so viel ich einsehen kann, überhaupt sehr verdächtige Einführungen in das Gebiet der Gerechtigkeit. Wenn durch Abschaffung der Tortur die Gefahr vermieden werden soll, von der Unschuld ein Geständniß der Schuld zu erpressen, indeß der wirkliche Bösewicht im Verborgenen den Triumph seines Verbrechens genießt, so kann es meines Erachtens durchaus keinen Fall geben, der für die Anwendung der peinlichen Frage irgend eine Rechtfertigung darböte." —

Von Schwyz kehrte die Herzogin nach Interlaken

zurück, von wo sie in Thormanns Begleitung den Vierwaldstädtersee befuhr und einen Sonnenaufgang auf dem Righi beobachtete, von dem sie in den spätern Zeiten noch immer mit dem höchsten Entzücken sprach. „Wenn ein großes Naturbild in die Seele tritt", sagte sie, „dann weichen vor solchem Anblick die Erinnerungen und alle Gefühle der kleinlichen Widerwärtigkeiten des irdischen, unruhigen Treibens zurück, und ein seliges Leben des Friedens umfängt und erfüllt das Gemüth." —

An mehrern Orten in der Schweiz wurden ihr zu Ehren ländliche Volksfeste veranstaltet. Frohe Menschen zu sehen, war immer ihr höchster Genuß. Mit der innigsten Theilnahme sah sie den Spielen der jungen Schweizer und Schweizerinnen zu. Bei dem Ringen und Wettlaufen theilte sie die Preise aus und mischte selbst sich in ihre Tänze mit so viel Herablassung und Leutseligkeit, daß das Andenken an die hohe Jungfrau, wie sie die Herzogin nannten, in den Herzen der biedern Schweizer nimmer erlöschen wird.

Die Rückreise ging über Bern. Hätte aber die unermüdete Beobachterin der Fortbildung des Menschengeschlechts die Schweiz verlassen können, ohne die Schulanstalt des wackern Pestalozzi zu besuchen, und dessen Lehrweise wenigstens so viel Aufmerksamkeit zuzuwenden, als die Kürze der Zeit gestattete? Von Bern aus begab sie sich dahin. Sie fand die Kinder dieser Anstalt leiblich und geistig gesund und froh. Lobwürdig, obwohl sehr neu, erschien es ihr, daß man den Unterricht dort von der Mathematik ausgehen ließe, um den Geist der Kinder an richtiges Denken und Selbstthätigkeit zu gewöhnen. — „Diese Kinder", sagte sie, „werden sich einst nicht mit hohlen Worten begnügen, der Wahrheit werden sie huldigen; und dieser Sinn, mit besonnener Seelengüte vereint, ist allein fähig, zu dem Ziele zu führen, welches dem Menschen aufgestellt ist."

Mit einem herzvollen Rückblick verließ sie die deutsche Schweiz. „Dort", sagte sie, „bin ich nicht nur gewesen, dort habe ich gelebt." Mehr Sittenfeinheit, Abgeschliffenheit des Umgangs fand sie in der französischen Schweiz. Diese verglich sie mit einem geschmackvoll ausgestatteten und wohlaufgeräumten Zimmer, das immer bereit ist, Fremde aufzunehmen, da man hingegen in den deutschen Kantonen unbefangen und zutraulich den ein-

kehrenden Gast bald zur Familie zählet, vor der man sich nicht schmückt und putzt. Mit großer Theilnahme betrachtete sie in der französischen Schweiz die Spuren von römischer Kunst und Sitte, die über diesen Boden gegangen. In der Kathedralkirche zu Lausanne ließ sie sich zu dem Denkstein führen, den man der Herzogin Karoline, der ersten Gemahlin des Herzogs, einer gebornen Prinzessin von Waldeck, die in Lausanne gestorben war, in dieser Kirche gesetzt hatte. Jedesmal, wenn sie in einem vertrauten Kreise von ihren Reisen sprach und Lausanne berührte, wiederholte sich in ihrem Herzen die tiefe Rührung, welche sie bei dem Anblick jenes Denkmales empfunden. „Da stand ich", erzählte sie, „an der Gruft der edeln, von ihrem Gemahl und von ganz Kurland unvergeßlich verehrten Fürstin mit einer Empfindung, die mein ganzes Wesen tief, tief erschütterte. Der Weggang dieser Herrlichen war der Punkt, an den der Fortgang meines Lebens sich knüpfte. Sie, welche viel besser, viel würdiger war, als ich bin, mußte mir ihren Platz auf dem Fürstenstuhl räumen. Weder ihr, noch mir war es vergönnt, meinem Vaterlande einen Fürsten zu schenken. Gottes Wege sind verborgene Wege!" —

Von Lausanne ging die Herzogin nach Genf, wo sie Erinnerungen seelenvoller Stunden aus dem Umgange mit der berühmten Frau von Staël mit sich nahm. Dann besuchte sie Chamouny, die wunderbaren Eisfelder, welche sie mit der heitersten Rüstigkeit erkletterte, allen Beschwerden und Gefahren muthig Trotz bietend. — „Hier ist wiederum das Land meines Herzens", rief sie aus, als sie die hohen Gletscher erblickte. Endlich besuchte sie noch die, durch Rousseau's Seltsamkeit so berühmt gewordene Petersinsel, wo sie mit Rührung die Spuren dieses phantastisch unglücklichen Mannes betrachtete. Das Zimmer, das Bett und den hohlen Baum, in den er sich versteckt haben soll, wenn etwa Fremde seinen Zufluchtsort betraten. „Armer Mann!" sagte sie, „das Gespenst, das dich verfolgte, steckte tief in deiner Brust!" Sie nahm einen Epheuzweig zum Andenken mit. —

Von jetzt an war ihre Reise ein Schwalbenflug, der dem geliebten Löbichau zueilte, wo sie im September

eintraf und bis Ende November verweilte. Den Winter verlebte sie in Berlin.

Im Jahr 1806 wurde sie durch die Erbangelenheit ihrer Kinder veranlaßt, eine Reise nach Petersburg zu unternehmen. Sie entschloß sich gern dazu; denn die Freude, das geliebte Vaterland und die theuern Jugendgenossen wieder zu sehen, war ihr auf dem langen, öden Wege, der da vor ihr lag, ein freundliches Geleit, der helle Stern, der ihr vorleuchtete in den finstern Nächten, durch welche die beschwerliche Wallfahrt, um ihre Dauer abzukürzen, sich hinziehen mußte. Im Mai dieses Jahres trat sie die Reise an. Schon in Memel war ihr ein froher Empfang von ihren ehemaligen Landeskindern bereitet. Aber an der Grenze des Vaterlandes nahm ihr voller Triumphzug den Anfang. Die herzlichsten Bewillkommnungsgrüße, inniger, wahrer, als sie sonst wohl die Gewohnheit fürstlichen Personen darzubringen pflegt, umdrängten mit fröhlichem Geräusch die ehemalige Landesmutter überall, wo sie Ortschaften und Gutsbezirke berührte. Abgeordnete des Adels, Stadtbewohner und Landleute strömten herbei; alle stimmten in einen Ton; es war der Ton der Liebe, der durch das frohe Gewühl vernehmlich hindurchklang, alle Herzen, und vorallen das der hochgefeierten Fürstin bewegte. Blumenkränze und Freudenrufe flogen durcheinander in den Wagen, der die Geliebte dem Vaterlande zuführte. Ueberall am Eingang eines Gutsbezirks waren blühende Ehrenbogen errichtet. Der ganze Weg von der Grenze bis zur Hauptstadt war gleichsam ein Festaufzug durch einen gewölbten Gang, von lauter Triumphbogen erbaut. Sie erreichte Altauz, acht Meilen von der Hauptstadt. Da empfing sie der älteste Bruder mit seiner Familie und den sämmtlichen Hausgenossen, denen sich mehrere Freunde und Freundinnen angeschlossen hatten. Ein frohes, seliges Getümmel umringte die Hochwillkommene. Und wer noch lebte von der Dienerschaft der vormaligen Zeit, eilte herbei, um ein freundliches Wort, einen holden Blick von der allgeliebten Fürstin zu gewinnen. Das nordische Landvolk hat so gut, wie Italien, seine Improvisatricen: die Bäuerinnen schlossen einen Kreis und sangen die Verherrlichung ihrer Semmes Mathe (Landesmutter) in Stegreifversen, die gewöhnlich eine Einzelstimme absingt, und welche dann jedesmal von dem ganzen Chor

wiederholt werden. In diesem våterlichen Gute, welches jetzt der åltere Bruder besitzt, verweilte die Herzogin acht Tage; da blühten verschönert alle die werthen Stellen ihrer heitersten Jugendtage, die jetzt noch einmal mit ihren frischen Kränzen in rührendem Zuge an ihrer Seele vorübergingen.

Von Altaux begab sie sich in Begleitung des åltern Bruders und seiner Familie zu dem jüngern nach Ellay. Dort war ihr, um den Tag ihrer Ankunft würdig und dauernd zu ehren, eine Denksäule errichtet; dort wurden neue Feste des entzückendsten Wiedersehens gefeiert. Ihr Schönheitssinn ergötzte sich an den Verschönerungen, mit denen sie diesen Landsitz geschmückt fand. Von Ellay ging es nach Mitau. Ein Zug von Bauern, eine lange Reihe von Wagen und Reitern, die ihre Pferde mit Bändern geschmückt hatten, begleitete sie.

In Mitau, wo sie den 23. Juni eintraf, klangen ihr Preislieder entgegen, und Blumenkronen verherrlichten das Fest ihrer Ankunft. Die höchsten und hohen Landesbehörden begrüßten mit den würdigsten Ehrenbezeugungen die ehemalige Fürstin des Landes. Festlichkeiten wetteiferten, um jeden Tag ihres Aufenthaltes mit einem recht hellen Lichtpunkt zu bezeichnen. Sie hatte die Wohnung des åltern Bruders in Mitau bezogen. Von ihrem Wohnzimmer aus hatte sie die Aussicht nach dem Schlosse, das vormals die herzogliche Familie bewohnte. Dieser Anblick ergriff und bewegte tief erschütternd ihr innerstes Leben; da rannen die ersten Thränen der Wehmuth über ihre, von der Freude des Wiedersehens noch glühenden Wangen. „Der Blick nach dem Schlosse", sagt sie in ihrem Tagebuch, „erfüllte mein Herz mit der ersten schmerzhaften Empfindung, seit ich über den våterlichen Boden wandle. Der Glanz der Hoheit, das Auftreten im Fürstengepränge, alle diese Herrlichkeit hat, als sie von mir genommen wurde, meiner Brust keinen Seufzer zu entreißen vermocht; denn dieser eitle Pomp der Fürstenwürde hat mich oft gedrückt und immer ließ er mich leer; aber meine Stellung hatte eine erfreuliche Seite, die mich schadlos hielt gegen die Qualen des Zwanges und der Leerheit. Sie machte mir es möglich, und verschaffte mir oft Gelegenheit Böses zu verhindern und Gutes zu bewirken, oder zu thun. Nun gibt mein Bewußtseyn

mir das Zeugniß, gegen mein Vaterland eine vorwurfsfreie Handlungsweise beobachtet zu haben, welche mir die Achtung und Anhänglichkeit meiner Landesgenossen erwarb. In dieser Liebe, die so reichlich mir zuströmt, finde ich den Trost, den in solchen Momenten, wie der gegenwärtige, das Herz wohl bedarf. Die Liebe, diese Anhänglichkeit ist es, die den schmerzhaftesten Empfindungen des Augenblicks ihre Schärfe nimmt und für die Zukunft noch mehr das Glück meines Lebens erhöhen wird. Bleibe denn hinter mir jener Pomp! Tief in meiner Brust bewahre ich ein unverlierbares Gut!" —

Einen Theil des herzoglichen Schlosses bewohnte damals der ausgewanderte französische Hof Ludwigs des Achtzehnten. Die Herzogin machte der unglücklichen königlichen Familie einen Besuch. Bei dieser Gelegenheit durchwanderte sie die unbewohnten Zimmer des Schlosses; sie waren öde, das Leben war aus ihnen gewichen. Die innern Bewegungen, die der Anblick jener Zimmer in ihr hervorgebracht, nöthigten sie, den Besuch bei der königlichen Familie möglichst abzukürzen. Sie machte hierauf eine Spazierfahrt nach Schwethof, und begab sich dort sogleich in den Garten der Orangerie. Verfallenheit umgab ihn; er selbst war verblüht. Das war der bedeutende Raum, von wo aus ihr Leben seine Richtung genommen; dort hatte ihr verstorbener Gemahl zuerst seine Liebe ihr erklärt! — Das Gefühl der Wehmuth überwältigte sie, große Erinnerungen traten vor ihre Seele. Der Schauplatz ihrer glücklichsten Stunden, wie war er verändert! Zu einer Wildniß war der Zaubergarten der Liebe geworden. Sie eilte von dannen. — „Ein wunderbares Wesen", schreibt sie in ihrem Tagebuche, „ist der Mensch: in seinen Vorsätzen so stark und in den Ausführungen so schwach! Ausgerüstet, wie ich glaubte, mit Fassung und Muth, besuchte ich die Stellen, an welche sich so große Erinnerungen knüpfen. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, die ich in der Orangerie besonders vergoß, und meinen Begleitern gern hätte verbergen mögen. Ich eilte fort und zog mich sogleich nach der Rückkehr in mein einsames Zimmer zurück. Ich brauchte Erholung und fühlte den Drang, mit mir und meinem Tagebuche zu seyn. Es wird mir immer mehr zum Bedürfniß, täglich einige Stunden mit mir selbst zuzubrin-

gen, über mich, meine Gedanken und Empfindungen nachzudenken, mich mit mir selbst zu vergleichen."

Nach einigen genußreichen Wochen endlich setzte die Herzogin ihre Weiterreise nach Petersburg fort, und erreichte diese Hauptstadt den 18. Juli. Schon am dritten Tage ihrer Anwesenheit überraschte sie der Monarch des russischen Reichs ganz unvermuthet mit seinem Besuch. Ohne Gefolge trat er plötzlich in ihr Zimmer und unterhielt sich mit ihr auf die ungezwungenste Weise, wie ein Freund zu der Freundin spricht. In den nächstfolgenden Tagen durchfuhr sie die Straßen der ungeheuern nordischen Hauptstadt, um sich einen Totaleindruck von ihr zu verschaffen. Den 23. Juli wurde sie von der regierenden Kaiserin zur Mittagstafel eingeladen. In ihrem Tagebuche entwirft sie von dieser hohen, preiswürdigen Herrscherin, die damals schwanger war, folgendes Bild. — „Sie trägt unter ihrem Herzen die freudige Hoffnung ihres weitläufigen Reichs; ein Zustand, der ihr sehr wohl steht. Sie ist schön und wohlgestaltet; was aber besonders sie auszeichnet, ist ein Zug von jungfräulicher Reinheit der Seele; ein Zug, der sich in ihrem Auge spiegelt. Eben so bezaubert die besondere Feinheit ihres Betragens und die schöne Natur ihrer ganzen äußern Haltung voll Anmuth und Milde entzückt. Sogleich beim ersten Blick sagt man sich: das ist eine, für den Thron geborne Frau; ein wahrhaft edles Wesen, sanft und eben so liebenswürdig, als werth der höchsten Verehrung. Was sie auch spricht, man bemerkt, daß ein denkender Geist aus ihr spricht. Wer das Glück hat, von ihr geliebt zu werden, der kann nicht umhin, ihr eine unsterbliche Anhänglichkeit zu weihen. Die Ruhe, welche sich über die holde Gestalt verbreitet, hindert nicht, sehr bald wahrzunehmen, daß bei dieser sanften Ruhe ein warmes Herz schlägt." —

Von dem russischen Monarchen sagt ihr Tagebuch: „Der Kaiser ist ein schöner Mann. Seine Schönheit ist ehrfurchtgebietend und anziehend zugleich. Die feine Artigkeit seines Betragens setzt nicht in Verlegenheit, sie ist wohlthuend für das Herz und flößt Vertrauen ein. Seine Unterhaltung ist heiter und geistreich. Ein Zug des Charakters, der ihn vor vielen Fürstenseelen auszeichnet, ist der, daß er in wohlwollendem Andenken

Jeden behält, dessen Bekanntschaft ihm zugesagt hat; er ist eben so gut, als er liebenswürdig und geistvoll ist; eine der schönsten erotischen Pflanzen, welche die Eigenschaft hat, jedem Klima zu trotzen.

Hierauf begab sie sich nach Zarskoje Selo zu der Kaiserin Mutter, welche sie mit dem freundlichsten Wohlwollen aufnahm. Von ihr sagt sie in ihren Bemerkungen: „Ich sah eine hohe Wohlgestalt, ein edles Wesen in der ganzen Art ihres Seyns, voll majestätischer Würde, noch immer, trotz der vorgeschrittenen Jahre, schön, zeichnet sie sich durch eine gewisse jugendliche Frischheit aus, die von einem weisen Haushalt ihres Lebens zeugt. Das Erbe der Schönheit ist von ihr zu der jungen Kaiserfamilie übergegangen." —

Die Festlichkeiten und Zerstreuungen dieser großen Kaiserstadt durften nicht ausschließend ihre Zeit in Beschlag nehmen. Sie besuchte die wichtigen Stiftungen, die von Peter dem Großen und Katharina der Mächtigen errichtet worden. Ihren herzlichsten Beifall gewannen die Erziehungsanstalten, über welche der Kaiserin Mutter segnende Hand waltet. Mit befriedigtem Herzen und bereichertem Geiste verließ endlich unsre Herzogin am 15. October die bewunderungswürdige Hauptstadt des nordischen Reichs.

Der Kaiser gab ihr zur Bedeckung bis Mitau einen Officier mit, und begleitete seinen Abschied von ihr mit den feinsten Aeußerungen seines Wohlwollens. In Riga wurde sie von ihren Brüdern, von mehrern Freunden und Freundinnen empfangen, mit denen sie den 22. October in Mitau wiederum eintraf. Die Schwester Elisa ward um diese Zeit aus Italien, wohin sie ihrer leidenden Gesundheit wegen eine Reise von zwei Jahren gemacht hatte, zurück erwartet. Im Vaterlande sollte sodann ein Fest der Wiedervereinigung nach vieljähriger Trennung des einen oder des andern Mitgliedes der Familie gefeiert werden. Allein der französische Krieg gegen Preußen brach aus und lagerte sich verheerend und nach dem Norden hindrohend zwischen Süden und Norden. Die ersehnte Schwester ward von dieser Furie in Halle ergriffen. Dort befand sie sich nun, von allen Schrecknissen und Greueln des Krieges umfangen, in einer gewissen Haft, die keine Mittheilung in die Ferne zuließ. Der Postenlauf war zum Theil unterbrochen, zum Theil

gehemmt, durchaus unsicher. Berlin, der ganze preußische Staat war mit Franzosen überschwemmt.

Die Herzogin mußte sich daher entschließen, den Winter hindurch in Mitau zuzubringen, wohin auch ihre Dorothea mit der Erzieherin geflohen war. Welche Mittel sie auch versuchte, sie konnte lange nicht erfahren, welches Schicksal die geliebte Elisa getroffen. Schwere Besorgnisse, welche die Entfernte unter den Stürmen der bösen Zeit aufsuchten, ängsteten ihr Herz und verkümmerten ihr den Genuß in dem Kreise der Lieben, die sie umgaben. — Sie besuchte Würzau, das ehemalige herzogliche Lustschloß. Indem sie auf dem Wege dahin an dem Birckenwäldchen, dem werthen Ziele ihrer jugendlichen Wanderungen, vorbei kam, sah sie mit Schmerz, daß auch hier die Hand der Zerstörung gewaltet und ihre kleinen Schöpfungen fortgerissen hatte. Das Schloß selbst stand so einsam da, so traurig und wüst. Dort hatte sie den Erbprinzen geboren; dort war in ihm ihre schönste Hoffnung verblüht. Die Schauer der Abgestorbenheit wehten ihr in den öden Sälen entgegen; doch die Zeit hatte noch nicht alle Spuren der frühern Tage voll Leben verwischt; um desto wehmüthiger aber und tiefer fühlte sie sich von den Erinnerungen ergriffen, die dort erwachten. — Doch bald hob sich ihre gebeugte Seele vom Niederdruck dieser Empfindung empor. Ihr Tagebuch bewahrt diesen schönen Sieg ihrer Ergebung. „Warum“, sagt sie dort, „warum erschrecken wir so, wenn ein großes Bild der Vergänglichkeit uns entgegentritt? Ist nicht aus kleinen Vergänglichkeiten das ganze Leben zusammengesetzt, welches zuletzt selbst eine Beute der Hinfälligkeit wird?“ —

Unablässig waren Herzen und Hände beschäftigt, der guten Herzogin den Winteraufenthalt mit allen Reizen heiterer und froher Tage zu umgeben. Feste reiheten sich an Feste, wechselnd mit Genüssen, die den Geist unterhielten; und sie nahm alle diese Opfer und Gaben der Liebe mit einer Herzlichkeit an, die Jeden mit der Ueberzeugung erfreuen mußte, ihr das Allerwillkommenste dargebracht zu haben, was für den Augenblick ihre ganze Seele befriedige. Sie war aufrichtig und innig dankbar; aber ein gewisser Ernst, von dem nur ihr Tagebuch Zeugniß ablegt, wich nie aus den Tiefen ihres Gemüths. Die Nachrichten aus der Gegend des Krieges, die Verheerungen

des preußischen Staates erfüllten ihr Herz mit den schmerzhaftesten Empfindungen; aber Napoleon sprach sie los von aller Verschuldung; sie klagte nur diejenigen an, die seinen, wie sie meinte, großen Entwürfen sich widersetzten.

Während dieses Aufenthaltes in Mitau wurde die Herzogin durch einen Besuch des Kaisers Alexander überrascht. Da war es ihr nun ein wahrer Seelengenuß, von dem Monarchen das Lob Napoleons preisen zu hören, mit dem er doch als Preußens Verbündeter im Kriege befangen war. Ein solches Ansehn äußerte nun freilich auf ihre Meinung von Napoleon seine volle Kraft, um dieselbe noch höher zu steigern. Dem Kaiser gefiel es, in besondern Unterrredungen mit ihr seine politischen Ansichten ihr mitzutheilen; und sie war hocherfreut, die Rechtfertigung ihres eigenen politischen Glaubensbekenntnisses in den Eröffnungen ihres hohen Freundes ausgesprochen zu hören. Der edelmüthige Monarch foderte sie auf, ihm Gelegenheit zu geben, sich als ihren wahren Freund zu erweisen. Sie machte den Kaiser mit einigen Bedürfnissen ihres Vaterlandes und den drückenden Verhältnissen mehrerer Individuen bekannt, für deren Abhülfe der Monarch sogleich seine Befehle ertheilte. Dahingegen war sie weit entfernt, für sich selbst, oder für ihre Familie, oder für ein einzelnes Mitglied derselben, irgend einen Wunsch gegen den huldreichen Monarchen zu äußern. Sie handelte hierbei nach einem Grundsatz, der sich unerschütterlich ihrer Denkart eingeprägt, und den sie, wie stark auch die Versuchung, ihn zu übertreten, seyn mochte, selbst gegen ihren verstorbenen Gemahl auf das Strengste beobachtet hatte. Dieser Grundsatz war ihr von dem edeln Vater mitgegeben worden, als sie das väterliche Haus verließ; und sie hat ihn festgehalten als ein heiliges Gebot.

Die Erbangelegenheiten ihrer Kinder foderten sie endlich nach Deutschland zurück. Obgleich das Haus ihrer Dorothea mit Franzosen besetzt war, so begab sie sich doch im Januar 1807 nach Berlin und bezog die wenigen Zimmer jenes Hauses, die von den Franzosen ihr eingeräumt wurden. Ihre Schwester hatte sich indeß, als die Haft in Halle gelöset war, nach Löbichau begeben. Diese eilte auf die Nachricht, daß die Herzogin in Berlin angekommen sey, dahin, und alle Segnungen

geschwisterlicher Liebe ergossen sich in dem Wiedersehen dieser lang ersehnten Zusammenkunft. Schon aus brieflichen Mittheilungen war es beiden Schwestern klar geworden, wie weit sie in ihren politischen Ansichten auseinander standen; indeß hatten beide einander genug zu sagen, daß sich immer eine Aushülfe fand, Berührungen der Art auf eine ungezwungene Weise im Gespräche auszuweichen; und der finstere Dämon der Politik, der gern Spaltungen stiftet, fand nie Gelegenheit, in den heiligen Kreis der Geschwisterliebe einzudringen. In heller Freude wurde am 3. Februar das Geburtsfest der Herzogin gefeiert. Länger, als vier Wochen, aber vermochte Elisa den Anblick der Franzosen in Berlin nicht zu ertragen, sie ging nach Löbichau zurück, wohin sie von der Herzogin den Auftrag mitnahm, bei den Unterthanen ihres Landsitzes ihre Stelle zu vertreten, und ihr, der Herrin, von den Angelegenheiten und Bedürfnissen derselben von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben.

Im Frühlinge eben dieses Jahres erfreute die Herzogin ihre Schwester und ihre Unterthanen in Löbichau mit einem Besuche. Da ergoß sich in den lebhaftesten Aufregungen um die ersehnte Fürstin aller Herzen ein festliches Leben voll Liebe und Freude. Zu schnell nur flogen die köstlichen Tage vorüber. Ein heiliger Beruf des mütterlichen Herzens foderte die Herzogin nach Berlin zurück.

Die Prinzessin Dorothea hatte das Alter erreicht, welches fähig ist, den Sinn der geheiligten Christusreligion zu erkennen, zu fassen und ihren wahren Geist aufzunehmen in ein würdig vorbereitetes Gemüth. Der Probst Ribbeck in Berlin hatte die junge Seele in das tiefere Heiligthum der christlichen Sitten- und Glaubenslehre eingeführt. Am 15. April trat die junge Christin öffentlich in der Kirche auf, sprach in weihevollen Worten vor einer sehr zahlreichen Versammlung das feierliche Bekenntniß ihrer Ueberzeugung aus, und legte das heilige Gelübde ihres Glaubens nieder in die Hände ihres geistlichen Führers. Die versammelte Gemeine war erbaut; aber die Seele der Mutter war bis in ihre innersten Tiefen bewegt; ihr Herz floß über von Segnungen für die geliebte Tochter, die jetzt an ihrer Seite zu dem Altar trat, um mit hellerm Bewußtseyn ihren erneuerten Christenbund durch das Mahl des Herrn zu besiegeln. —

Die Frühling- und Sommermonate dieses Jahres brachte die Herzogin in Karlsbad und Löbichau zu, umgeben von ihren Kindern, ihrer Schwester und andern Freunden, die aus der Ferne so gern die holde Fürstin unter ihren ländlichen Freuden aufsuchten, wo sie stets am heitersten war, weil sie sich am thätigsten fühlte.

Aber das höchste, glänzendste Fest, welches ihren glücklichen Landsitz verherrlichte, war der Besuch des Kaiser Alexanders, der von seiner Zusammenkunft mit Napoleon aus Erfurt zurückkehrend, seinen Weg über Löbichau nahm; wohin auch die Prinzen von Meklenburg gekommen waren, um dem Monarchen ihre Huldigungen darzubringen. Der liebenswürdigen Wirthin gelang es, ihren hohen Gast und seine Umgebungen in solche Stimmung zu versetzen, daß die ungezwungenste, heiterste Lebendigkeit die Gespräche während der Tafel belebte. Nachher vertraute Alexander der Herzogin den Wunsch des Fürsten Talleyrand, die Prinzessin Dorothea für seinen Neffen Perigord zu gewinnen. Talleyrand konnte wohl hoffen, seinen Zweck durch das mächtige Fürwort Alexanders am zuverlässigsten zu erreichen. Der Herzogin eröffnete sich in dieser Verbindung eine Aussicht, mit dem französischen Hofe in irgend eine Berührung zu kommen. Jedoch, wenn auch nicht schon von dieser Seite her eine Stimme für diesen Antrag in ihrem Herzen laut geworden wäre, so würde das schmeichelhafte Fürwort Alexanders hinreichend gewesen seyn, den Entschluß der Mutter, so wie der Tochter zu bestimmen. Sie gab dem Kaiser ihr Wort, der erst tief in der Nacht Löbichau verließ.

Bald nach des Kaisers Abreise trafen Briefe von Talleyrand ein, die durch den Kaiser eingeleiteten, Unterhandlungen weiter zu führen. Durch solche briefliche Mittheilungen wurde eine, zu Löbichau zu haltende Zusammenkunft der Personen verhandelt, die an dieser Angelegenheit natürlichen Antheil zu nehmen hatten. Die Familie Perigord säumte nicht, die Hoffnung zu verfolgen, die jene Zusammenkunft ihr eröffnete. Im Januar 1809 traf der junge Perigord mit seinem Vater in Löbichau ein; die Verlobung erfolgte und am 23. April ward in Frankfurt am Main die Vermählung vollzogen. Den Trauungsact verrichtete der damalige Fürst Primas von Dalberg. Die Herzogin begleitete ihre Tochter, um

sie auf der großen Weltbühne an ihrer Hand auftreten zu lassen, nach Frankreich, in das Land, dessen Zepter der Mann trug, der die Zeit beherrschte. Große Erwartungen brachte sie mit, die natürlicherweise nur zum Theil ihre Befriedigung, zum Theil aber in den Spuren des Elendes, die schon in Longwy ihr entgegentraten, einen abstoßenden Gegensatz fanden.

In Straßburg ließ sich die Herzogin, nebst ihrer Tochter, der Kaiserin Josephine vorstellen, welche sich damals dort aufhielt, um dem Schauplatz des Krieges näher zu seyn, den Napoleon gegen Oesterreich führte. Zwischen der Kaiserin Josephine und der Herzogin knüpfte sich ein Verhältniß an, welches der letztern für ihren Aufenthalt in Paris hoffnungsvolle Begünstigungen versprach.

Voll hochbegeisterter Erwartungen setzte unsre Herzogin mit ihrer Tochter die Reise nach Paris, der damaligen Hauptstadt der Welt, fort. Nur das Elend, welches in Lüneville ihr begegnete, und die ungeheuere Schaar von Bettlern, die in dieser Stadt ihren Wagen umringten, wollte sich nicht zu günstigen Vorzeichen der innern Glückseligkeit des, durch Napoleons Weisheit so hoch erhobenen Kaiserreiches deuten lassen; indeß gelang es ihrem Scharfsinn, auch diese Schuld auf eine Rechnung zu schreiben, die Napoleon nicht zu verantworten hatte.

Den 4. Juni trafen unsere Reisenden in Paris ein. Diese Stadt mit ihren engen, schmutzigen Straßen konnte keinen gefälligen Eindruck auf ihre Phantasie machen, welche noch eingenommen war von Petersburgs Großheit, Herrlichkeit und Majestät.

Die Familie Perigord bot alles auf, unsrer Herzogin mit den feinsten Aufmerksamkeiten entgegen zu kommen, und ihren Eintritt in die neuen Verhältnisse mit allen Reizen eines vielversprechenden Empfanges zu umgeben. Talleyrand gewann ihr Vertrauen durch das ehrfurchtsvolle Betragen gegen seine vierundachtzigjährige Mutter; sie fand in diesem Betragen eine Foderung ihres Herzens erfüllt. — „Wenn im Staatsmann", sagte sie einstmals, als sie von Talleyrand sprach, „der Mensch untergeht, so mag ein solcher immerhin ein bedeutender Mann seyn, ein großer ist er nicht." — Talleyrand führte sie mit ihrer Tochter und dem Schwiegersohne zu

der Großmutter, in deren rüstiger Persönlichkeit sie eine Greisin fand, die mit dem Reichthum ihrer Tage wohl hausgehalten hatte. Die Ehrwürdige sprach auf die rührendste Weise ihren Segen über die liebevoll zu ihr tretende Enkelin. —

Bei ihrer Zurückkunft fand die Herzogin in Talleyrands Wohnung eine zahlreiche Gesellschaft merkwürdiger Männer, unter denen sich auch Denon befand, der in Rom so oft der Begleiter ihrer Wanderungen gewesen.

Nach einigen Tagen der Ruhe fing sie an, sich näher mit Paris bekannt zu machen. Sie besuchte die öffentlichen Anlagen, die Museen, die übrigen Merkwürdigkeiten und das Schauspiel; letzteres gewann in vorzüglichem Grade ihre Bewunderung, dagegen aber ward es ihr schwer, sich an die taktmäßige Manier zu gewöhnen, in welcher das französische Trauerspiel einherschreitet.

Paris war der Schauplatz, der die glänzende Seite von Napoleons Einrichtungen und Staatsverwaltung darstellte; und die Herzogin lebte hier so ganz so mitten in dem Glanze, der von allen den blendenden Gegenständen der neuen Schöpfung zurückstralte; war es Wunder, wenn ihre Begeisterung für Napoleon immer höher aufloderte? — Sie besuchte den protestantischen Gottesdienst; auch über diesen hatte der Mann ihres Herzens seine schirmende Hand ausgestreckt; frei und unverholen durfte unter Napoleons Zepter die protestantische Kirche ihre Glaubenshymnen anstimmen. Das Gesetz der Duldung, welches der erhabene Heinrich gegeben, der 14te Ludwig zurückgenommen, Napoleon aber wieder hergestellt hatte, verbreitete schon weit umher die Segnungen seines Friedens. Hier auf dem heiligen Gebiete der Religion mußte nun der Hohe, dem sein Volk so Vieles und so Großes verdankte, ihr besonders als ein Mann Gottes erscheinen, der mit dem großen Heinrich in einer und derselben Lichtglorie vor ihren begeisterten Blicken dastand.

In Rosny hatte Heinrich neben Süll y gewandelt. Dieser Landsitz war im Laufe der Zeit ein Eigenthum der Familie Perigord geworden. Der gegenwärtige Besitzer war Edmond Perigord, der Schwiegersohn unsrer Herzogin, die darin eine stille Seelenfreude fand, dieses segenvolle Erbtheil, das an ein so großes und frommes

Leben, das an Süll erinnert, in den Händen ihrer Kinder zu wissen. Es wurde ein Ausflug nach Rosny gemacht. Mit einer Art von Andacht trat sie in den Saal, den die Bilder Heinrichs und Süll's zu einem Heiligthume weihten. Mit einem Herzen voll Liebe und und frommer Erhebung stand sie vor diesen Gemälden, und dankte es der Kunst, die der Erinnerung eine Gestalt zu geben vermag. Heinrich und Süll, zwei glorreiche Sterne schienen ihr hell aus der Vergangenheit herüber zu stralen, um ein neues Gestirn zu entzünden, welches, wie sie fest glaubte, schon gerüstet sey, nicht nur Frankreich, sondern den ganzen Erdkreis zu erleuchten. — Dann ging sie zu dem dunkeln, hohen Laubengang des Gartens, wo, wie man sagte, Heinrich an Süll's Seite oft gewandelt, um mit seinem würdigsten Freunde, dem alle Schmeichelei fremd war, die Regierungssorge zu theilen. Mit dem geweihtesten Gefühle der Begeisterung bewegte sie sich durch den merkwürdigen Gang, in dessen Schatten die heiligen Schauer eines großen Andenkens sie umschwebten. Ein tiefer Ernst hatte sich über ihre Seele verbreitet, der jedoch zu einer stillen Heiterkeit durch die ländlichen Festlichkeiten gemildert wurde, mit denen die Einwohner von Rosny die junge Perigord, ihre neue Herrin bewillkommneten.

Die deutsche Fürstin, ohne jemals eine vollständige Französin zu werden, gewöhnte sich bald an die französischen Formen, dazu verhalf ihr die Leichtigkeit ihres Umganges, die gefällige Beweglichkeit ihres ganzen Wesens; auch kam ihr der, mit der vollkommensten Blüte der Schönheit geschmückte Liebreiz ihrer Persönlichkeit zu statten; diese Aufmerksamkeit erregende und doch so sanfte Erscheinung, welche das Entgegenkommen der Herzen ihr gewann, die irgend eine Veranlassung ihr zuführte.

So lebte sie zu Paris sehr glückliche Tage in einem Kreise hochgebildeter Menschen, die eifrig bemüht waren, sie mit einem anmuthigen Wechsel genußvoller, lehrreicher Unterhaltungen zu umgeben. Wenn nun auch manche Voraussetzung, die sie mitgebracht hatte, nicht zutraf, manche Erwartung keine Befriedigung fand, so wurde sie dagegen von unverhofften Ausgleichungen überrascht, in denen ihre günstige Meinung von Frankreich die vollständigste Entschädigung fand. In Talleyrands und an-

derer Staatsmänner Umgange gewannen ihre statistischen und politischen Ideen immer mehr Reichthum, Umfang und Tiefe. Nun war es auch ihr sehnlicher Wunsch, von Angesicht zu Angesicht den Mann zu sehen, der mit gewaltigem Arm die Begebenheiten lenkte und der Zeit ihre Richtung anwies.

Von den Ufern der Donau schallten die Siegeslieder herüber, die, nach eingeführter Sitte, den Mund etwas voll nehmend, die Rückkehr des mit neuem Ruhme geschmückten Helden ankündigten. Die Herzogin ergötzte sich an dem Taumel der Begeisterung, der ganz Paris in Bewegung setzte, und hörte mit Entzücken alles, was der Ruf von dem gepriesenen Helden zu erzählen hatte; nur die Nachricht von der Vermählung mit einer österreichischen Prinzessin, welche die liebenswürdige Josephine von Napoleons Kaiserthron verdrängen sollte, war ihr eine höchst unwillkommene Botschaft, und es dauerte lange, ehe sich diese Verletzung an der Ehrensäule, welche sie dem außerordentlichen Mann in ihrem Herzen errichtet hatte, ausgleichen wollte. Der wiener Friede war geschlossen; Napoleon zog unter dem Jubelgetöse seiner Soldaten und des Volks in Paris ein. Da kam für die Herzogin endlich der erwünschte Augenblick, Napoleon vorgestellt zu werden; sie sah ihn, und seine Persönlichkeit entsprach ihrer Erwartung. „Napoleons Gestalt“, sagte sie nachher, „flößt Ehrfurcht und Zuneigung ein; der Mund besonders, um den ein Zug der mildesten Freundlichkeit schwebt, verräth durchaus keine Spur der Fähigkeit, harte Worte auszusprechen.“

Sie hatte nun den großen Mann gesehen, der sich den Wiederhersteller Frankreichs nannte, den Mann, der Paris — wenigstens in seiner und seiner Franzosen Meinung — zur Hauptstadt der Welt erhoben hatte. Mit erhöhter Theilnahme betrachtete sie jetzt die Merkwürdigkeiten, großentheils Schöpfungen Napoleons, die Paris der Anschauung darbot. Vorzugsweise aber beschäftigte ihre Aufmerksamkeit der protestantische Gottesdienst, dem erst unter Napoleons Zepter vergönnt worden war, sich in einem offenen, freien Raume zu bewegen.

Zwei Hauptideen, auf denen gewissermaßen ihr inneres Daseyn beruhte, **Politik** und **Religion**, nahmen unablässig die gesammten Kräfte ihres Geistes und Herzens in Anspruch. Alle übrige menschliche Ange-

legenheiten, wenn sie nicht etwa auf irgend eine Weise mit jenen Ideen in Beziehung standen, vermochten ihr nur eine oberflächliche, wiewohl doch immer freundliche und gefällige Theilnahme abzugewinnen. Politik nahm sie im höheren Sinne des Worts, insofern es die Verhältnisse der Völker, nicht der Staaten zu einander andeutet. „Nachbarvölker", behauptete sie, „würden sich wohl noch mit einander vertragen; Nachbarstaaten aber nie." — Mit ihren politischen Gedanken trat sie leicht und schnell hervor; sie liebte es sogar, politische Ansichten zu Gegenständen des Gespräches und streitiger Erörterungen zu machen. Da wußte sie denn tapfer und mit vielem Scharfsinn ihre Meinung zu verfechten. Die Politik schwebte gleichsam an der Oberfläche ihrer Seele. Die Idee der Religion hingegen waltete in den verschwiegenen Tiefen ihrer Gesinnung. Hier einem höhern Leben zugekehrt, umhegte und pflegte sie, wie ein Geheimniß der Liebe, die zarten Regungen ihres frommen Gefühls. Ihr politisches Dichten und Trachten, leidenschaftlich von der reinsten Menschenliebe beseelt, hatte immer etwas zu hoffen oder zu fürchten; sie verfolgte daher die Ereignisse der Zeit, diese Gegenstände ihrer regsamsten Aufmerksamkeit, stets mit einer gewissen innern Ungeduld und Unruhe. — Seelenruhe aber und Friede weihten und bewachten ihr religiöses Gefühl und begleiteten ihren frommen, klaren und einfachen Glauben in seinen Erhebungen zu Gott. In dieser Rücksicht verstand sie sich selbst. Vollkommen mit sich eins und im Klaren, bedurfte sie durchaus keiner Glaubensnachhülfe durch Zustimmung und Beifall von Außen. Nichts war ihr so widerwärtig, als die Leichtfertigkeit, mit religiösen Gedanken und Empfindungen gleichsam auf einen offenen Markt hinauszutreten und das Heilige den Entweihungen eines gemeinen Gesprächverkehrs, etwa während einer guten Mahlzeit, preiszugeben. Ihr religiöses Seyn und Thun war ein Inneres, welches zu einem Aeußeren nur in so fern wurde, als es in Werken der Gottseligkeit, jedoch immer ohne Geräusch, sich zu offenbaren genöthiget war. Da sie nun dieses Kleinod ihres innersten Daseyns, welches sich höchstens einer vertrauten Seele aufschloß, nie zu einer offenen Ausstellung entweihte, so war es ihr möglich, solches unangetastet und unveränderlich zu bewahren in dem stillen Heiligthum

ihres Gemüths. In der Politik konnte sie wanken; in ihrem Glauben stand sie fest. Und so erklärt es sich von selbst, wie es ihr gelang, ihre religiösen Ueberzeugungen hindurch zu retten, durch alle Verkehrtheiten der Zeit, durch die Freibeutereien des Unglaubens und der zudringlichen Aufklärungssucht sowohl, als durch die gehalt- und gestaltlosen Erscheinungen einer dumpfen, düstern Mystik. So fest und unerschütterlich sie nun auch in ihrem eigenen Glauben dastand, so unverbrüchlich und innig sie dem Protestantismus ergeben war, so mild und zart, so duldsam und schonend berührte dennoch ihr Betragen im Umgange jedes andere Glaubensbekenntniß. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", pflegte sie zu sagen, wenn von abweichenden Religionsmeinungen die Rede war.

Daß solche Sinnesart nicht kalte, geschmückte Gleichgültigkeit war, das gab sich wohl in der Lebhaftigkeit zu erkennen, mit welcher sie sich des verleumdeten Protestantismus annahm; das zeigte sattsam der fast leidenschaftliche Eifer, mit welchem sie gegen die Beeinträchtigungen kämpfte, die man sich in den neuesten Zeiten hier und dort gegen die Rechte der evangelischen Kirche erlaubte. Das Gesetz der Duldung in Sachen des religiösen Glaubens hatte in Napoleons Heldenkrone ein geweihtes, ein unblutiges Lorbeerreis gewunden und ein Verdienst ihm erworben, welches in den Augen der frommen Fürstin höher stand, als seine gepriesensten Siege. — Eine der innigsten Angelegenheiten ihres Herzens ward es nun, sich mit der protestantischen Kirchenanstalt in Paris bekannt zu machen, die noch im Entstehen war und kräftiger Nachhülfe bedurfte. Ihre fromme Gesinnung bot sogleich sehr bedeutende Beiträge zur Unterstützung des begonnenen heiligen Werkes an. Eine protestantische Schule war in Frankreich noch nicht vorhanden; sie schlug zu diesem Behuf Maßregeln vor, und die beiden verdienstvollen Prediger Boissard und Göpp entwarfen den Plan zu einer protestantischen Lehranstalt, der, von ihr vorzüglich mit unterstützt, ohne Zögerung ausgeführt wurde. Hiernächst richtete sie ihr Augenmerk auf die Armen dieser Gemeinde. Auch hier trat sie wiederum mit reichlichen Gaben an die Spitze eines Wohlthätigkeitsvereins. Durch diesen unmittelbaren Beistand sowohl, als durch den vielvermögenden

Einfluß, den sie sich bei den obersten Behörden erworben, ward sie die Mitstifterin und Beschützerin der ersten evangelischen Kirche in Paris. In diesem Betracht war es wohl natürlich, daß sie Frankreich als ihr zweites Vaterland ansehen mußte; dort lagen ja nun so wichtige Besitzungen ihres frommen Gemüths; dahin zog sie ein heiliger Beruf.

Ein Jahr lang hatte bereits ihr Aufenthalt in Paris gedauert, und es waren freundschaftliche Verhältnisse angeknüpft worden, Verhältnisse die ihrem Geschmack, ihrer Denkart und ihrem ganzen Wesen zusagten; doch fand sich in mancher einsamen Stunde bei ihrem Herzen die Sehnsucht ein nach ihren übrigen Kindern, nach der Schwester und andern Freunden in Deutschland. Auch hatte ihre Schöpfung in Löbichau an dieser Sehnsucht keinen geringen Antheil. Die Reise nach Deutschland ward beschlossen. Hören wir, was sie zu Ende des Jahres über ihren Aufenthalt in Paris mit sich selbst in ihrem Tagebuche spricht!

„Ein Jahr ist bereits verflossen, seit ich hier in Paris bin. Kein Vorurtheil, keine Täuschung hängt mehr vor meinem Blick; ich sehe die Dinge, wie sie an sich sind, und erkenne nun genau, was aus der Ferne mich anzog. Frankreich ist das Land, welches man nach und nach immer mehr lieb gewinnt. Es bietet eine große Leichtigkeit dar, sich alles zu verschaffen, was zur Annehmlichkeit des Lebens beiträgt, und ein Reichthum von Unterhaltungen und Genüssen aller Art umgibt und befriedigt den eigensinnigsten Geschmack. Auch fand ich hier Gelegenheit, wirksam und nützlich zu seyn. Doch ohngeachtet der Bande, die jetzt an Frankreich mich fesseln, ohngeachtet der Reize, die mich dahin ziehen, werden dennoch die Vorzüge anderer Länder mir nicht gleichgültig werden. Unvergeßlich trage ich im Herzen eine treue Gesinnung für alle die Lieben, die jenseits des Rheins mit Freundschaft und Anhänglichkeit meiner gedenken. Die Sehnsucht treibt mich zu ihnen. Wiedersehen werde ich meine geliebten Kinder, meine gute Schwester! — Euch alle, ihr meine entfernten würdigen Freunde, werde ich wiedersehen!" —

Den 20. Juni 1810 verließ sie Paris und kam am 14. Juli in Karlsbad an, wo sie mit den drei Töchtern und der Schwester zusammentraf. Der Einfluß der

Franzosen in Deutschland hatte seit dem verflossenen Jahre noch weiter um sich gegriffen, ihre Raubthaten waren noch dreister geworden, und frecher der Hohn, womit sie die Völker mißhandelten, welche die Ungeschicktheit des Widerstandes ihnen in die Hände lieferten. Von dem allen wußte die gute Herzogin wenig oder nichts; sie hatte sich die Richtung ihrer politischen Ansichten von den ruhmredig-lügenhaften Blättern geben lassen, durch deren Posaunenton Napoleon die Ohren seiner eiteln Franzosen und alle diejenigen betäubte und täuschte, die von den Schaubühnen seiner Thaten fern standen. Und sonach mußte die getäuschte Herzogin in politischer Rücksicht unvermeidlich in einen scharfen Gegensatz mit ihren Freunden in Deutschland zu stehen kommen, besonders war dies mit ihrer Schwester der Fall, welche vor noch nicht langer Zeit über die Brandstätten der glorreichen französischen Heldenthaten gekommen war. Indeß, bei wohlgeordneten Gemüthern, die zart und schonend in wechselseitigem Nehmen und Geben einander zugethan sind, führen abweichende Meinungen, von welcher Natur sie auch seyn mögen, keinen störenden Anstoß herbei. Der Gegensatz wird gemildert durch die Harmonie der Gesinnungen und löset darin sich auf. — In solchem Verhältnisse stand die Herzogin zu der Schwester, zu ihren Töchtern, den Freunden und Freundinnen in Deutschland. Die feinen Seelen wußten der Berührung politischer Gegenstände, wenn nicht auszuweichen war, wenigstens unbefangene und parteilose Worte zu geben. So verlebte die frohe Familie im heitern, geistreichen Verkehr zu Karlsbad die glücklichsten Tage, die zu Löbichau in einem erweiterten Kreise von Freunden aus Altenburg, Dresden und Berlin fortgesetzt wurden.

Hierauf begleitete die Herzogin ihre drei Töchter nach Wien, verweilte daselbst einige Wochen und kehrte sodann zu ihrem Winteraufenthalt zurück. Im November desselben Jahres kam sie zu Paris an, welches nun schon ihre zweite Heimath geworden, und besonders für die beiden Hauptideen, um welche fort und fort ihr Leben und Streben sich drehte, ein bequemer Aufenthalt war: Religion und Politik. Für die letztere fand sie nirgends einen so weiten und ihrer Stimmung so angemessenen Spielraum, als eben in Paris; und was jene

betrifft, so war die erst seit einem halben Jahre bestehende evangelische Kirchenanstalt noch immer im Werden und hatte mit mancherlei Bedürfnissen zu kämpfen. Da griff sie nun mit Eifer nach jeder Gelegenheit, nach jeder Veranlassung für die junge Schöpfung unmittelbar thätig, oder mittelbar wirksam zu seyn.

Die fromme Fürstin wußte wohl, welcher Unterlage die Gründung einer christlichen Gemeinde bedarf. Zweckmäßiger Schulunterricht ist die unerlaßliche Bedingung, ist gleichsam der zu bearbeitende Boden, aus welchem, gleich einer kräftigen Pflanze, das gedeihliche Bestehen einer christlichen Kirchengemeine hervorgeht. Der kirchliche Lehrvortrag fodert, wenn er in das Leben eingreifen soll, vorbereitete Seelen. Die edle Fürstin unterstützte zu diesem Zwecke mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften die Bemühungen der beiden würdigen Prediger, Boissard und Göpp, eine evangelische Schulanstalt zu Stande zu bringen. Eine Nachricht des letztern sagt: „Unser erstes und dringendstes Bedürfniß war eine in zwei Abtheilungen organisirte Schule; die Herzogin unterstützte uns thätig und zu wiederholtenmalen bei der Begründung und Unterhaltung dieser nützlichen Anstalt.“ — So wirkte die fromme fürstliche Frau auf diesem Gebiete ihrer reliögiösen Sinnesart durch Wort und That und Vorbild. Mit der innersten Andacht wohnte sie unausgesetzt dem sonntäglichen Gottesdienst bei, auch ihre Dienerschaft hielt sie durch ihr Beispiel und durch sanfte Ermahnung an, die kirchliche Gottesverehrung nicht zu verabsäumen; in Gemeinschaft mit ihnen genoß sie in heiliger Demuth und Andacht das heilige Mahl des Herrn zur Erbauung der ganzen Gemeinde. Den Geist, mit welchem sie die geheiligte Nachtmahlfeier zu begehen pflegte, mögen die stillen Worte aussprechen, welche sie ihrem Tagebuche vertraute: „Mit meinen Leuten von der augsburgischen Confession habe ich heute in unserer evangelischen Kirche das Fest des heiligen Nachtmahls gefeiert. Ich habe mich erhoben gefühlt und gestärkt. Unsere Schwachheit bedarf der Unterstützung von Oben. Tief in der Seele fühlte ich das Mangelhafte, die Nichtigkeit meiner schwachen Natur, das niederschlagende Unvermögen, meiner Bestimmung vollkommen zu entsprechen und mich der Barmherzigkeit, die Gott an mir gethan, würdig zu machen. Erneuerte

Vorsätze, den Foderungen der geheiligten Christusreligion zu genügen, erfüllen meine Seele." —

So lebte sie zu Paris fromm und in aller der Geräuschlosigkeit, die sich ihrem Range und der Stellung großer Verhältnisse abgewinnen ließ. Jedoch wurde sie von Personen der erlauchtesten Familien in Paris aufgesucht. Die Häuser Talleyrand, Narbonne, Choiseul, Jeaucourt und der Gräfin Laval bildeten den engern Kreis ihres Umganges, dem sich die bekannte Schriftstellerin Genlis, und der durch seine Schädellehre berühmt gewordene Doctor Gall anschlossen. Diesen veranlaßte sie, ihr und ihrem vertrauten Kreise in einer Reihe von Vorlesungen seine neue Wissenschaft vorzutragen. Dieser Gegenstand hatte für sie ungemein viel Anziehendes; doch gab sie sich diesem Reiz mit einiger Zaghaftigkeit hin. Eine Bemerkung ihres Tagebuches über die Schädellehre sagt: „Ich fürchtete sehr, meine Ueberzeugung von der moralischen Freiheit des Menschen durch Galls Behauptungen zwischen böse Anfechtungen gerathen zu sehen; aber, was mich hoch erfreuet, unser Gall hat in der letzten Vorlesung einen vollständigen Sieg über den Vorwurf davon getragen, der von dieser Seite ihm gemacht wird. Madam Genlis, die Gall nicht kannte, so wie auch sie zum erstenmal ihn sah, war sehr überrascht, an ihrem Kopfe das Organ der Theosophie so stark ausgesprochen zu finden."

Solchergestalt, und wie von selbst sich einfindend, vereinigten sich Wissenschaft, Kunst und geistreiche Geselligkeit, der Herzogin den Aufenthalt in dem geräuschvollen Paris angenehm zu machen. So dankbar sie aber auch alles dies anerkannte, so fühlte sie dennoch sehr lebhaft das Bedürfniß eines ländlichen Stilllebens, um ihre Weihestunden, die Stunden ihres Umgangs mit sich selbst, den zu häufigen Störungen in der Hauptstadt zu entziehen. Auch war bei der Annäherung der bessern Jahreszeit die Sehnsucht nach dem Leben in und mit der Natur in ihrem Herzen erwacht. Sie verließ, um den Frühling in seiner vollen Herrlichkeit einziehen zu sehen, die lärmende Hauptstadt und bezog in der Nähe von St. Germain ein einsames, auf einer anmuthigen Hügelstelle gelegenes Landhaus, welches vormals Heinrich der Vierte besessen; ein Umstand, der diesen Raum für unsere Herzogin zu einem Heiligthum

weihte. Sie spricht von dieser reizenden Sommerwohnung in folgenden froh begeisterten Worten. — „Chateauneuf, heißt mein Landsitz. Hier habe ich denn nun meine stille Wohnung aufgeschlagen; es ist ein heiliger Raum! hier hat Heinrich gewaltet, der edle, große Monarch, den noch keine spätere Zeit der Welt zu ersetzen vermochte; noch hat er vielleicht umsonst dazu die schöne Lehre und das herrliche Vorbild gegeben! Der Eifer, sein Volk froh und glücklich zu machen, hat ihn ein berühmtes Wort aussprechen lassen, worin mehr königlicher Sinn enthalten ist als in so manchen phrasenreichen Manifesten. — Alles hat die Revolution an diesem Hause, diesem Denkmale des geliebtesten Königs, zerstört; ein Saal ist noch vorhanden; und was keine zerstörende Hand und keine Zeit vernichten konnte, das ist die reizende Natur, die meinen Wohnsitz von allen Seiten umgiebt: Schönheiten in der Nähe, entzückende Aussichten in die Ferne! Wohin der Blick sich wendet, begegnet ihm ein liebliches Bild. An einer Menge von Gegenständen haften geschichtliche Andeutungen, welche die Phantasie aufregen und den Geist beschäftigen, der sich gern in vergleichende Betrachtungen verliert. Ein Schatten aus Ludwigs des Vierzehnten Zeiten schwebt hier im Gegensatz um das Andenken des erhabenen Heinrichs.“ —

So sprach sie mit sich selbst, mit solchem Entzücken warf sich die, vom Lärm der Weltbegebenheiten, und von ihren pomphaften, marktschreierischen Ankündigungen endlich ermüdete Seele, in die Arme der Natur. Hier ist Heinrich, und nur Heinrich das Idol ihrer Begeisterung; und Napoleon scheint die Vergleichung mit ihm nicht mehr so recht aushalten zu können. Ohne Zweifel waren ihre politischen Ansichten schon nicht mehr dieselben, und ihre glänzenden Vorstellungen von Napoleons weltbeglückenden Absichten hatten bereits einige Schattenstellen davongetragen. Wie hätte sie aber auch dieser bittern Erfahrung entgehen können? wie hätte die strenge Freundin der Wahrheit, die unerschütterliche Anhängerin der Gerechtigkeit sich mit dem System der Lüge und mit Maßregeln befreunden können, welche die Grundsätze der Gerechtigkeit unter die Füße warfen? Besonders hatte Napoleon durch die Richtung seiner Waffengewalt gegen die unschuldigen Spanier ihren Rechtssinn auf das tiefste gekränkt. So sehr sie auch gewohnt war, durch einige

Lichtpunkte die Schattenstellen an den Charakteren ihrer Freunde und Freundinnen sich verdecken zu lassen, so konnte sie doch nicht umhin, in Napoleons Unrecht gegen die Spanier, die so viel ihm geopfert hatten, einen schreienden Frevel zu finden; und so fing ihr politisches System nach und nach an wankend zu werden, jedoch so still, daß man es den oben angeführten Worten ihres Tagebuches kaum anmerkt, wie sie bemüht ist, es sich selbst zu verbergen, daß ihren politischen Meinungen eine Umwälzung drohe.

Je mehr nun die sanfte Freundin der Menschheit auf dem Gebiete der Politik Unsicherheit, Zweideutigkeit und Mißvergnügen antraf, desto mehr wendete sich ihr Herz an die Natur, desto inniger gab sie sich dem Zauber der reichen Einsamkeit ihres Landsitzes hin. Auch überließ sie sich unter mißlichen Umständen gern dem Hange zu combinatorischen Geistesspielen, einem Triebe, der mehr oder minder thätig in jeder Menschenbrust wohnt. Wann uns in irgend einer wichtigen Angelegenheit des Lebens das Gefühl der Zuversicht abgeht, so tritt an diese öde Stelle eine andere Regung, die den mangelhaften Glauben ersetzt; mögen wir auch von der Nichtigkeit eines solchen Ersatzes durch wiederholte Erfahrungen überführt worden seyn, wir bleiben dennoch ihm zugethan. Wenn der Boden unter uns schwankt, so strecken wir unwillkürlich nach einer Stütze die Hand in die leere Luft aus. Das ist der Aberglaube, der in dunkler Zeit bei unsichern Erwartungen uns überrascht oder beschleicht. — Unsere Herzogin, die verständige Seele, deutete Karten und befragte prophetische Frauen. „Der Mensch ist ein Kind“, sagte sie, „das, oft getäuscht, sich immer wieder täuschen läßt, wenn nur hinter einer schmeichelnden Hoffnung sich die neue Täuschung versteckt.“ — So redlich urtheilte sie über sich selbst. Der Seele aber, die so klar über sich denkt, ist wohl zuzutrauen, daß sie auf ihrer Hut seyn wird, sich von Wahn oder Vorurtheil nicht grenzenlos fortreißen zu lassen. Was unsere Herzogin von sich sagt, gilt vom Menschen überhaupt. Wir fragen die Vernunft um Rath, verlangen aber nur ihren Beifall und begehen oft im Angesicht der Rathgeberin den Fehler, vor welchem sie warnt. — In die tiefe Zurückgezogenheit, in der die Herzogin zu Chateauneuf lebte, drangen

von den Stürmen des großen politischen Weltlärms gleichsam nur gebrochene Töne hinein, und sie genoß einer ungestörteren Ruhe. Ueber diese Ruhe drückt sich ihr Tagebuch in folgenden Worten aus: „Heimgekehrt von einem Spaziergange, begrüße ich recht ruhig und froh meinen Friedenssitz. Tief in meinem Innern trage ich ein, ich möchte fast sagen, fremdartig frohes Selbstgefühl, ein Gemüthswohlseyn, welches mich stärkt und erhebt, was auch kommen mag, würdig zu ertragen. Ein Vorgefühl, eine leise Ahnung verspricht mir in dieser tiefen Abgeschiedenheit von der Weltbühne befriedigte Tage." — Doch besuchte sie zu Zeiten das Schauspiel, welches zu St. Germain wöchentlich zweimal Vorstellungen gab. Auch konnte sie es den Einladungen Napoleons nicht versagen, seinen Jagden in der Gegend ihres Landsitzes beizuwohnen; einer Zerstreuung, zu der sie den entschiedensten Widerwillen mitbrachte. Um sich ihren Freunden in Paris nicht gänzlich zu entziehen, machte sie zuweilen Ausflüge dahin, wo sie den Vorlesungen beiwohnte, welche die Franzosen Cours de poésie nennen. Da lernte sie den ehrwürdigen blinden Delille kennen. Von ihm sagt sie: „Ich war ganz ergriffen von dem Anblick dieses herrlichen Greises. Sein ganzes Wesen drückt Bescheidenheit aus und Würde. Seine Verse sind durchaus wohlklingend, klar und erhaben. Seine Dichtung ist der helle Spiegel seiner Seele. Seine Declamation hält sich fern von der unnatürlichen Pomphaftigkeit, ohne jedoch herabzusinken zu der Manier des prosaischen Vortrags. In eben solcher Angemessenheit erscheint auch sein äußerer Anstand. Rührend, sehr rührend ist es, den blinden Greis seine Verse aus dem Gedächtnisse vortragen zu hören. Menschen von hohem und höchstem Range schöpften Entzücken und Belehrung aus seiner Vorlesung; alle waren ergriffen, begeistert und belohnten den ausgezeichneten Dichter mit dem Zurufen ihres Beifalls. Solches dürfte schwerlich einem Poeten in Deutschland widerfahren. Die Franzosen sind gegen ihre großen Männer gerecht."

Von Chateauneuf aus machte die Herzogin, in Gesellschaft ihrer Tochter, ihres Schwiegersohns, Talleyrands, und Choiseuls eine Reise durch verschiedene Provinzen Frankreichs. — Von dem Leuchtthum bei Havre betrachtete sie das Meer. „Welche Fülle von Gedanken", sagt

sie, „drang von dem unermeßlichen Ocean herauf in meine Seele! Ehrfurcht für die Unendlichkeit war es, die sich meiner bemächtigte. Unendlichkeit, wie mächtig ergreifend ist diese Vorstellung; wie bedeutend für unser Daseyn!" — So lebhaft ihre wissenschaftliche Aufmerksamkeit bei ihren Wanderungen beschäftiget war, eben so innig ward ihr religiöser Sinn von jeder Beziehung ergriffen, die auf das Höhere in der Menschennatur hindeutete. In Rouen verweilte sie in der Kathedralkirche sinnend bei einem Denkmale, welches dem Kardinal Amboise, Minister Ludwigs des Zwölften, gesetzt worden war, und die Grabschrift enthielt: La mort détruit les honneurs, mais la vertu, qui n'est point sujette à la mort devient plus brillante par la mort même. — Ihre Bemerkung sagt bei dieser Gelegenheit: „Wenn der Mann, dessen Andenken der Stein aufbewahrt, in dem Geiste dieser Worte gelebt hat! sanft ruhe dann seine Asche!" —

Von dieser Reise kam sie im October auf ihrem Landsitz wiederum an, wo sie bis zum November verweilte, dann kehrte sie nach Paris zu dem Kreise ihrer Freunde zurück, der sich durch mehrere, an Geist und Gesinnungen ausgezeichnete Personen einer spätern Bekanntschaft erweitert hatte. Im Umgange geistreicher Menschen fand sie ihren einzig wahren Lebensgenuß. „Wir leben", sagt sie in ihren Bemerkungen, „ein wahres Leben nur insofern, als wir unsern Tagen einen Ueberschuß von veredelnden Eindrücken und erhebenden Gedanken abgewinnen, die wir uns freuen dürfen, in den Schatz unserer Erinnerung zurücklegen zu können." So innig sie aber auch die bedeutenden Männer Frankreichs hochschätzte, eben so erfreulich war es ihr, wenn die großen Männer ihres deutschen Vaterlandes in Frankreich Anerkennung fanden. Alexander Humboldt kam nach Paris. „Recht herzlich freue ich mich", sagt sie in ihrem Tagebuche, „daß die Franzosen unserm Humboldt Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie kamen ihm mit freigebiger Anerkennung seiner Verdienste freundlich entgegen. Der Reichthum seiner Kenntnisse macht seine Unterhaltung höchst angenehm, belehrend und anziehend. Er wird, hoffe ich, mich öfter besuchen." — Bald nach ihrer Zurückkunft von Chateauneuf veranstaltete sie in ihrem Kreise eine Fortsetzung der Gallischen Mittheilungen seiner

Schädellehre. In einer solchen Geistesthätigkeit, in den Unterhaltungen der Musik und in ihrer religiösen Wirksamkeit erhob sich ihr Gemüth, wenn es sich niedergebeugt fühlte vom Drucke der Zeit.

Mit tiefem Schmerz hatte sie im Stillen schon die Hoffnung aufgegeben, die sich an Napoleons Verheißungen und Thaten knüpften. Seine, stets furchtbar gerüstete und nach allen Seiten hindrohende, Politik, seine kriegerischen Unternehmungen, denen der Geist der wildesten, übermüthigsten Laune die Richtungen gab, deckte kein Schleier mehr; er selbst hatte sein Geheimniß ausgeschwatzt, er hatte es der Welt im Vertrauen gesagt, daß er die spanische Dynastie vernichten müsse, damit die seinige bestehe, das heißt, sich ausbreite über die Welt. Mochte das allgemeine Urtheil in den Gemüthern der Menschen sich immerhin gegen ihn regen, aber schweigen sollte der Tadel; darum behorchte er mit tausend Ohren Frankreich und die Welt, und häufige Verhaftungen mußten darthun, daß es ihm mit den Polizeimaßregeln, in Betreff der Wortsperre, ein Ernst sey.

Auch unsre Herzogin konnte mit aller Vorsicht nicht verhindern, von jenen Maßregeln persönlich getroffen zu werden. An einem Morgen, als der Doctor Gall in ihrem Kreise seine Vorlesungen hielt, drang plötzlich Savary, das Haupt der Kundschafterei zu Paris, in das Zimmer der Versammlung. Sein zudringliches Eintreten entschuldigte er mit höflichen Worten voll tückischen Sinnes, indem er den Wunsch äußerte, an der interessanten Vorlesung des Doctor Gall Theil nehmen zu dürfen. — Dieser Besuch konnte nicht die Absicht haben, irgend ein Wort gegen den Kaiser aufzufangen, sondern sein Zweck sollte vielmehr seyn, die Schrecken der polizeilichen Aufmerksamkeit auch zu diesem harmlosen Kreise gelangen zu lassen.

Hoffnungslos schaute die Herzogin in die Zukunft hinaus, sie erwartete kein Heil mehr von ihr; doch verrieth sich der tief bekümmerte Zustand ihres Gemüths nur durch Schweigen. Wir haben schon früherhin angedeutet, daß die Herzogin in der Wahl ihrer Freunde und Freundinnen leicht Mißgriffe that. Dann konnten Berechnungen des Eigennutzes, hinter der Miene der Zuneigung mit ihrem freigebigen Wohlwollen, lange ihr Spiel treiben, ehe sie ihres Irrthumes inne ward; und auch

dann noch hatte sie Rechtfertigungen oder Entschuldigungen in Bereitschaft für den Unwürdigen, der ihre gute Meinung getäuscht hatte. Sie ließ nicht leicht fallen, was ihr Herz aufgenommen hatte. Konnte sie aber nicht mehr umhin, einen Sünder aufzugeben, so verschwand sein Name von ihren Lippen, und ein tiefes Stillschweigen bedeckte sein Andenken. Napoleons Thron war längst in ihrem Herzen gefallen, aber sie verbarg sorgfältig die Trümmer. Selbst ihr Tagebuch nannte seinen Namen nicht mehr.

Das Jahr 1812 begann unter Vorzeichen eines nahen Krieges, womit Napoleon die Staaten des Kaisers von Rußland bedrohte, während französische Schaaren in Spanien fortfuhren, das Abendland mit Feuer und Schwert zu verwüsten. In der Nacht zum ersten Januar hatte die Herzogin einen kleinen Kreis von Freunden um sich versammelt. Trübe Ahnungen gingen durch ihre Seele; es war ihr, indem die verhängnißvolle Stunde des neuen Jahres schlug, als drängen wehklagende Stürme von Norden herüber. — „Mein armes Vaterland!" ruft sie aus in ihrem Tagebuche, „Wohin ich die Blicke wende, die Zukunft verhüllt eine schwarze Decke, durch die kein Schimmer der Hoffnung dringt. Nicht allein das Schicksal, das mich und meine Familie treffen wird, nicht dieses Schicksal allein beugt so tief meine Seele darnieder; nein! Tausend und tausend unschuldig Unglückliche sehe ich untergehen in dem allgemeinen Verderben, welches von dem Willen eines Einzigen, eines Sterblichen ausgeht, der die Erde mit Blut färbt. Ich begreife die Heldennatur nicht. Ein Mann, dem die Macht verliehen ward, der Segen der Menschheit zu seyn: wie kann er nach dem Fluche greifen, um ihn von einem Ende der Welt zum andern zu tragen? Bald wird nun in Osten und Westen die Kriegesflamme gleichzeitig lodern. Stärke mich die Kraft von Oben mit Muth und Ergebung, um zu ertragen, was auch über mich das dunkle Verhängniß ausgießen wird. Verleihe Gott mir die Weisheit, mein Leben unter den mißlichen Beziehungen, die es von so manchen Seiten berühren, vorwurfsfrei zu erhalten, welcher Glückswechsel auch dann mein Loos sey!"

Allerdings war ihre Stellung bei den obwaltenden Umständen bedenklich. In Frankreich lebte sie, von

Rußland zog sie die Einkünfte ihres Witthumes. So stand sie zwischen den beiden feindlich an einander gerathenen Mächten. Von dem edelmüthigen russischen Monarchen hatte sie wegen ihres Aufenthaltes in Paris wohl keine mißtrauische Maßregel zu fürchten; aber der argwöhnische Despot der Franzosen, dessen Mißtrauen sie schon erfahren hatte, konnte der nicht in ihrer Verbindung mit Rußland eine Veranlassung finden, sie aus Frankreich, von ihrer geliebten Tochter zu entfernen? Seit den Ereignissen in Polen hatte sie sich nie in einem so peinlichen Zustande der Trostlosigkeit befunden, als eben jetzt. Sie seufzte über die böse Zeit, ohne jedoch den Urheber der Noth persönlich anzuklagen; es war, als ob sie von ihrer Leidenschaft ein ungerechtes Urtheil über den Mann fürchtete, dem ihr religiöser Glaube die freie Ausübung seiner kirchlichen Gottesverehrung in Frankreich zu danken hatte. Indessen konnte sie sich nicht erwehren, fremden Anklagen gegen ihn ihren stillen Beifall zu geben. Von solchen, wie sie sich schmeicheln mochte, schuldlosen Befriedigungen ihres Unwillens, finden sich in ihrem Tagebuche einige sehr bedeutende Spuren. So nahm sie z. B. gern die Ausbrüche des Zorns auf, in denen die öffentliche Mißbilligung sich aussprach. Acht hundert Spanier waren zu Dijon an einer ansteckenden Seuche gestorben. Die öffentliche Meinung schleuderte gegen die Urheber dieses Unheils gleichsam einen Giftpfeil in folgenden Versen, welche die Herzogin in ihrem Tagebuche aufbewahrte:

Arrachés par la force à leurs foyers brulans,
Les braves Espagnols déchirés tout sanglans
Succombent sans fléchir à leurs longues misères;
Et même après leur mort combattans les Français
Nous laissent pour punir nos coupables succès
Les cadavres vengeurs des manes de leurs pères.

In diesen Tagen der Trübsal, die vor ihrer bewegten Seele so dunkel und trostlos auf- und niedergingen, war es vorzüglich die Macht der Tonkunst, die den finstern Dämon der Politik oftmals, obwohl nicht ohne Wiederkehr, aus ihrer Nähe verbannte und ihr Gemüth

von den Mißklängen des großen Weltlebens in das Reich der Harmonien emportrug. Aber auch diese Vergütungen trüber Stunden sollten ihr verkümmert werden. Dusseck, der wackre Meister der Töne, dem sie reiche Genüsse lange nachklingender Liederabende verdankte, starb im März dieses Jahres. Sie betrauerte seinen Verlust in den wehmüthigsten Worten. — „Heute ist für mich ein Tag der Trauer", klagt sie in ihrem Tagebuche, „Dusseck, dieser große Tonkünstler, hat die Welt der Mißtöne verlassen, und ist heimgegangen zu den Harmonien eines höheren Lebens. Wie innig, wie tief haben mich oft seine Accorde bewegt! Lange tönten die Melodien, die er den Saiten zu entlocken wußte, in meinen Empfindungen nach. Es war mir immer, wenn ich ihn hörte, als spräche aus seinen Tönen eine schöne Seele die zartesten Worte der Liebe. Sein Spiel, wenn ich mich bei seinen Harmonien so recht wohl und ruhig fühlte, hat mich oft auf den Gedanken gebracht, daß vielleicht weniger Zwist in der Welt seyn würde, wenn sich die Menschen mehr auf die Harmonien des innern Lebens verständen." —

Mit der Annäherung des Frühlings schwand die Hoffnung des Friedens immer mehr und mehr; immer bestimmter sprachen die Anzeigen des Kriegs sich aus. Ein Gedränge von Sorgen und Bekümmerknissen umringte die Herzogin. Vor ihr lag die Zukunft wie eine schwarzdunkle Wetterwolke, in der die furchtbaren Blitze sich rüsteten, über ihr Vaterland, über die Ihrigen niederzufahren. Sie forschte hierhin und dorthin, ob nicht eine Stimme der Beruhigung und des Trostes ihr entgegen kommen möchte. Sie ging nach Malmaison, zu ihrer Freundin, Josephine, bei der wenig Tage zuvor Napoleon einen Besuch gemacht hatte. Da erfuhr sie nun, daß der Krieg gegen Rußland unwiderruflich entschieden sey. Mit gepreßtem Herzen verließ sie Malmaison.

Ein allgemeines Aufsehen erregte damals in Paris eine gewisse Le Normand, eine prophetische Frau, deren Weissagungen das tausendfache Echo des Gerüchts in allen Gesellschaften umhertrug. Zu ihr ging auch die Herzogin. „Meine Vernunft", sagt sie in ihren Bemerkungen, „widersetzte sich dem Glauben an diese Sibylle, aber meine Schwachheit unterlag der Versuchung,

sie zu hören. Ihre Weissagung enthält Gutes und Böses, das letztere in überwiegendem Verhältniß; indeß ist das Ganze nicht ohne Wahrscheinlichkeit." — Sie mochte es wohl fühlen, daß unter den obwaltenden Umständen jeder Andere, ohne alle Eingebung, eine solche Weissagung hätte liefern können; übrigens fand sie in diesen sibyllinischen Worten keine Ruhe, keinen Trost; dann aber nahm ihr geängstetes Gemüth seine Zuflucht zu dem Altare des Herrn; da eröffnete sich ihr eine Quelle der Beruhigung und des Trostes. In den Erinnerungen aus jener Zeit sagt sie: „Ich hatte mich in meinem Schmerz von der Quelle des Heils entfernt, ich hatte Frieden gesucht, wo er nicht zu finden war. Die Vorträge unsrer Geistlichen haben mich aus einer dumpfen Empfindung der Hoffnungslosigkeit hervorgerufen, sie haben mein Herz zu Gott geführt. Das Nachtmahl des Erlösers hat meinen Glauben gestärkt und mit neuer Zuversicht meine Seele erfüllt. Ich werde Muth haben und Kraft, zu tragen das Schicksal, welches die Hand des Ewigen mir auflegen wird. Ich werde streben, die Harmonie meines innern Lebens rein zu erhalten; und ruhiger will ich fortan die Auflösung der Dissonanzen der Außenwelt derjenigen Hand überlassen, die den harmonischen Kreislauf der Welten ordnet und lenkt." —

So rang sie nach Ergebung, mit solchen Entschlüssen, mit solcher Fassung ging sie der Zukunft entgegen und traf Anstalten zu ihrer gewohnten Sommerreise nach Deutschland. Ehe sie jedoch Frankreich verließ, besuchte sie ihr geliebtes Chateauneuf bei St. Germain. Da versenkte sie sich noch einmal recht tief in das Leben der Natur, die so still und segnend in ihren Schöpfungen waltet; dort in jenem dunkeln, durch das Andenken eines hohen Menschen geheiligten Laubengangs kamen zu ihrem Herzen die freundlichen und großen Erinnerungen voriger Tage; dort in den erquickenden und stärkenden Lüften fühlte sie gleichsam die Athemzüge einer unendlichen Liebe. Dort war sie so ruhig und froh, vergessend, daß außerhalb ihrem Herzen die Menschenwelt Unfrieden und Stürme bereite. An Geist und Herz gekräftiget, kehrte sie nach Paris zurück, wo sie einige Tage vor ihrer Abreise nach Deutschland ihre Freunde um sich versammelte, und Huldigungen der Liebe und Verehrung in den zartesten Formen verschönten und erschwerten ihren Abschied.

In den ersten Tagen des Junius verließ sie Paris, und in der Mitte desselben Monats kam sie unter den Donnerschlägen eines heftigen Gewitters in Löbichau an. Dieser Zufall würde unter andern Umständen wenig Eindruck auf sie gemacht haben; aber bei den eben vorhandenen Verhältnissen der Zeit erweckte jenes Naturereigniß lebhaft in ihr den Glauben an Vorzeichen und Ahnung. Verdunkelt, wie der Horizont, war ihre Seele; jedoch der Sonnenschein aus so vielen Augen der Liebe, die in Löbichau sie begrüßten, leuchtete aufheiternd hinein in die dunkle Farbe ihres Gemüths. Bald nach ihrer Ankunft in ihrem freundlichen Landsitz, versammelten sich um sie ihre Töchter, ihre Schwester und andere Freunde. Die erste unangenehme Erfahrung, welche die kriegerische Zeit für sie herbeiführte, war die Nachricht, daß aus Rußland, woher sie den größten Theil ihrer Einkünfte zog, während des Krieges keine Zahlungen gestattet wurden. Wie niederschlagend und hemmend auch solche Ereignisse auf ihre innere Lebendigkeit einwirken mochten, so behauptete sie doch eine solche Gewalt über sich, die auf ihr äußeres Thun und Seyn durchaus keinen Anklang ihrer innern Seelenverstimmung übergehen ließ; und dieses künstliche Ausweichen führte nicht selten ein wirkliches Vergessen der Zeit sammt ihrer Noth herbei, und die störenden Aufregungen des Parteigeistes, der zu jener Zeit so häufige Spaltungen in gesellschaftlichen Verhältnissen hervorbrachte, wurden vermieden. Und so bewegte sich um sie ein ungestörtes, leichtes, zu Zeiten sogar fröhliches Leben. Bis zum Julius genoß sie in Löbichau, wie auf einer ruhigen Insel, mitten in dem Wellentumult der stürmischen Zeit, friedselige Tage. Dann ging sie nach Karlsbad, wohin die Herzogin von Sagan und die Schwester ihr folgten.

In Karlsbad, wo Menschen aus allen Gegenden von Europa zusammentrafen, hielt der Parteikampf, der Wortkrieg der Meinungen mit dem Waffenkriege im Norden gleichen Schritt, zerstörte das Vertrauen und verscheuchte die geselligen Freuden. Die Herzogin ging daher so wenig, als sie sichs ihrer Verhältnisse wegen nur erlauben durfte, in die öffentlichen Versammlungen. In ihren Bemerkungen sagt sie: „Man verfehlt gänzlich den Zweck des Hierseyns; man zürnt über die Zeit, über die Begebenheiten, über die Theurung. Mißtrauen, Mißvergnügen

sind an der Tagesordnung. Man forscht einander aus, verfeindet sich, wird übelwollend gegen einander — warum? einer Meinung wegen, die nichts verschlimmert, nichts bessert. Ich ziehe mich, so viel ich kann, zurück." — Um diese Zeit war Napoleon auf drei Punkten über den Niemen gegangen; dies veranlaßte folgende Stelle ihres Tagebuchs: „Der Uebergang Napoleons über den Niemen verursacht großen Lärm in den Gesellschaften; ich lärme nicht mit, spreche wenig und höre nur. Dies gibt mir Gelegenheit, manchen tiefen Blick in das menschliche Herz zu thun, welches mich angenehmer und vielleicht auch nützlicher beschäftiget, als die Theilnahme an dem leidenschaftlichen Geschwätz, das zu nichts dient, als die Erbitterung der Empfindung zu schärfen." — Eine leichte Unpäßlichkeit mußte ihr zum Vorwande dienen, sich von einem großen Ball auszuschließen, den mehrere vornehme Badegäste veranstaltet hatten; doch ergötzte sie sich daran, zu dem abendlichen Tanzfeste ihre schöne Tochter, die reizende Herzogin von Sagan, mit eigenen Händen zu schmücken; und dies war ihrer zarten, liebenswürdigen Muttereitelkeit vollkommen gelungen. „Fürwahr, meine Wilhelmine ist schön", sagt sie in den Denkzeilen dieses Tages, „und dies gewährt meinem Herzen eine solche innige Freude, die mir manche trübe Stunde vergütet. Mein Gedanke begleitete sie zum Tanz. Im Geiste sehe ich, wie siegreich die liebliche Gestalt dahinschwebt durch die Reihen, die ihre Schönheit und ihren Liebreiz bewundern." — Diese Freude an der blühenden Tochter, in der sie ihre schönen Jugendtage sich wiederholen sah, war der Lichtpunkt in dem tiefen Ernst, der mit seinem Schatten ihre ganze Seele verhüllte und folgende Worte in ihren Tageblättern veranlaßte: „Der Ton einer Guitarre", heißt es daselbst, „klang durch die Stille der Nacht und lockte mich an das Fenster. Welches reizende Bild der Ruhe stellt die Natur dar! Gleich majestätischen Lichtgestalten, erhoben sich, in Mondglanz gekleidet, die Berghöhen. In einer stillen Glorie leuchteten dort auf den Gipfeln der Berge die mancherlei Denkmale von Tempeln und Kreuzen, die der fromme Sinn, die Liebe und das Wohlwollen gestiftet. Von dem Geräusche der Tänze störte kein Laut die Stille, das tiefe Schweigen um mich her. Die Kranken ruhen von den Beschwerden des Tages, und die Gesunden genießen des erquickenden

Schlafes. Ich — ach! ich wache — und gedenke meines Vaterlandes; es ist mit wilden Kriegern überschwemmt; — meiner entfernten Lieben gedenke ich, die preisgegeben sind den Schrecken und Verheerungen des Krieges. Der Anblick derjenigen schwebt mir vor, die unter der Geißel des Krieges ihr Leben verbluten. Mag wohl jemals die Ruhe, die keine Betäubung ist, sich dem Herzen desjenigen nahen, der so viel Elend über die Erde verbreitet?" —

Den 6. August verließ die Herzogin Karlsbad, und den 7ten kam sie in Löbichau an, wohin ihr den 22sten desselben Monats die Schwester nachfolgte. Das ruhige Landleben und eine wohlberechnete Eintheilung der Lebensweise gewannen der bösen Zeit doch manche heitere Stunde ab; aber mit dem Anfange des Septembermonats wurde der Postenlauf zwischen Deutschland und jenen nordischen Gegenden, wo die französischen Truppen standen, von neuem gehemmt. Seine Freunde in Gefahr wissen, ohne aus dunkler Ferne Kunde von ihrem Schicksale zu erhalten, das ist unstreitig der peinlichste Zustand, in den ein fühlendes Herz gerathen kann; der stumme, trennende Zwischenraum wird zu einer furchtbaren Nacht. In solcher Nacht wandelte jetzt leidend und schweigend die arme Fürstin dahin; ihr Muth war, wie sie sich selbst ausdrückt, gänzlich gebrochen. Aber das stille Heldenthum der Ergebung, welches in einem würdigen Vorbilde ihr zur Seite stand, erfüllte sie wieder mit der Kraft, sich aufzurichten vom Niederdrucke lähmender Sorgen.

Inniger gab sie sich wieder den Mittheilungen der Freundschaft und der Geselligkeit hin. Unter den ausgezeichneten Freunden, die um diese Zeit die Herzogin auf ihrem Landsitze besuchten, befand sich der ehrwürdige Generalsuperintendent Demme aus Altenburg; der Mann, mit dem Herzen voll Menschenliebe, mit dem wahren Christussinn in Worten und Werken. Von ihm sagt die Herzogin: „Dieser würdige Geistliche, der, wie ein wahrer Apostel des Herrn, durch seinen Wandel, durch seinen Umgang nicht minder erbaulich predigt, als durch die Worte, die er herab vom Lehrstuhle spricht, hat mich erquickt und erhoben durch seinen Besuch. Die Sittenlehre, die er in Wort und Leben darstellt, ist sanft und trostreich doch auch kräftigend zugleich für den Willen. Durch den Vortrag, den er auf meine Bitte in unserer

Kirche gehalten, hat er mein innerstes Herz getroffen, welches kurz zuvor die Schwachheit gehabt hatte, durch ein Zeitereigniß außer Fassung zu gerathen" —

Solche Aufregungen, verbunden mit einer würdigen Thätigkeit und unterstützt von ihr, hoben ihr Gemüth immer wieder in das Gleichgewicht zurück, wenn es die Stürme der Zeit diesem Ruhepunkte entrückt hatten.

Unter den obwaltenden politischen Verhältnissen, welche die Herzogin in so mancher Rücksicht berührten, war für sie kein anderer Entschluß zu fassen, als die Wintermonate des Jahres 1813 auf ihrem Landsitze zuzubringen. Es war ein kleiner Kreis von Freunden, der sie umgab. Ihre Schwester, eine oder die andere von ihren Töchtern, und einige Besuche aus der Nähe und Ferne bildeten ihre Gesellschaft. Ein unausgesprochenes, aber streng beobachtetes Gesetz wehrte dem störenden Geiste der Politik, einzudringen in den Kreis des Wohlwollens und der Liebe. Sie richtete sich ein, legte sich Beschränkungen auf, verdoppelte ihre Thätigkeit, waffnete sich mit dem Muth der Ergebung, und so trat sie dem Schicksal entgegen, welches ihr friedsames Leben mit bittern Erfahrungen bedrohte. Dennoch aber wurde sie von manchem Ereigniß überrascht und in ihrer Fassung erschüttert. Hören wir von ihr selbst, wie sie ihre Lebensweise aus jenen Tagen beschreibt. „Der ganze Vormittag, mit wenig Ausnahmen, ist der Arbeit gewidmet. Die Thätigkeit ist eine treffliche Sache; sie erhält Leib und Seele gesund; wenn sie auch nicht vermag einen Anstoß, den wir auf unserm Lebenswege antreffen, wegzuschaffen, so wird sie uns wenigstens leicht darüber hinweg helfen. So behält nun jedes Mitglied des kleinen Kreises, der meine Einsamkeit oft recht lebendig macht, seine Morgenstunden für sich. Zum Mittage versammelt sich die Gesellschaft, und wir nehmen ein frugales Mahl ein, dem es an geistreicher Würze nicht fehlt. Nach Tische wird ein Spaziergang und dann Musik gemacht. Das Stabat mater, diesen erhabenen Trauergesang, den mir meine Tochter Pauline mit ihrer rührenden Stimme nie zu oft wiederholen kann, erfüllt mich jedesmal mit einer, ich möchte fast sagen, tröstenden Wehmuth. Ueberdem versetzt er mich in meine Jugendtage zurück, wo im väterlichen Hause mit diesem Gesange jedes endende Jahr beschlossen wurde. Nicht selten dauert die Musik bis tief

in den Abend hinein. Der Rest des Tages wird dann mit Lesung eines guten Buches zugebracht. Uebrigens herrscht unter uns die vollkommenste Harmonie der Gesinnungen; Ein Band des Wohlwollens und der Liebe umschlingt ohne Ausnahme die ganze Gesellschaft. So gehen friedlich und sanft die Tage an uns vorüber, und wir bemerken kaum, daß Unfriede in der politischen Welt ist.“ —

Nicht immer zeigen die Denkmale ihres Gemüthes aus jenen Tagen Züge einer so heitern Stimmung. Sie fühlte sich von den traurigen Nachrichten, die, trotz der Sperre, auf mancherlei Wegen zu ihr gelangten, zu Zeiten sehr angegriffen und bis zum heftigsten Schmerz darnieder gebeugt. Ein solches Gefühl spricht sich in folgender Stelle ihres Tagebuchs aus: „Ich kann nicht hinaus in die Natur, die so wohlthätig mich immer wieder an ihren Schöpfer erinnert, wenn mich der Kummer von ihm entfernt. Das Wetter ist traurig uud gleicht den Nachrichten aus meinem Vaterlande. Der Sturm brauset durch die Wipfel der Bäume und jagt das ihnen entrissene Laub vor sich her. Verwüstender aber raset der Sturm des Krieges durch meines Vaterlandes unschuldige Fluren. Dem Landvolke entreißt man die Kleider, und sie selbst, die Armen, werden halb nackt aus ihren Hütten hinaus in die Kälte gestoßen. Wohlhabende werden arm, Arme zu Bettlern. Hungersnoth und pestartige Krankheiten nehmen überhand. Wie soll das alles enden! Mein Muth ist gänzlich gesunken. Ich würde untergehen, hielte mich nicht der Glaube an die ewige Vorsehung aufrecht.“ —

Hieraus ergiebt sich, wie finster es um diese Zeit oft in ihrer Seele war; aber dennoch behielt sie noch Kraft genug, eine immer gleichmäßige freundliche Außenseite ihren Freunden zu zeigen und ein heiteres, unverkümmertes Leben um sich zu verbreiten. Die Nachrichten, welche von dem Schauplatze des Krieges herüber kamen, fingen an zweideutig zu werden, bis endlich die ruhmredigen Siegesbotschaften von der sogenannten großen Armee durch entgegengesetzte Gerüchte von einer gänzlichen Niederlage der französischen Heere unterbrochen, und diese Gerüchte dann durch öffentliches Eingeständniß der Franzosen selbst zur Gewißheit wurden. Diese Wendung der Dinge, die vielen Tausenden das Leben

gekostet und gleichwohl keine Friedenshoffnungen mitbrachte, gab den Schmerzen ihres stillen Kummers eine so tief eindringende Schärfe, daß sie alle Kräfte ihrer Seele aufbieten mußte, um sich in der unbefangenen äußern Haltung gegen ihre Umgebungen zu behaupten. — „Das allgemeine Elend", schreibt sie in ihren Tageblättern, „scheint seinen höchsten Punkt zu erreichen. Tausende und Tausende haben das Leben eingebüßt, und die Zurückkehrenden bringen tödtliche ansteckende Krankheiten mit. Keine Familie in ganz Frankreich, die nicht in Trauer versetzt ist. Mein Schwiegersohn Hohenzollern, der so eben angekommen, ist kaum dem Tode entronnen. Seine Beschreibung des allgemeinen Elendes übersteigt alle Vorstellungen. Wird die eilige Flucht Napoleons das Ende des Krieges herbeiführen? Nach seiner unbiegsamen Denkart zu urtheilen, ist trotz den Unfällen, so ihn getroffen, keine Hoffnung zum Frieden vorhanden. Er wird aufs neue Menschen zusammentreiben und aufopfern. Ach! was hat das Menschengeschlecht verschuldet, daß eine solche Geißel es züchtigen mußte? Welchen Tagen gehen wir entgegen? Der Kummer überwältiget meinen Muth. Ich biete die ganze Kraft meiner Seele auf und vermag kaum, mich aufrecht zu erhalten in den Stunden, wo ich mich mittheilen soll. Mein armes Vaterland ist verheert, Deutschland zerrüttet, das schöne Frankreich wird entvölkert und erliegt unter dem Druck der Erpressungen! Nur Gott kann vom höchsten Verderben uns retten!" —

Solche innere Kämpfe bestand die leidende Seele, so klagte sie in der einsamsten Zurückgezogenheit zu sich selbst. Abgetrocknet aber waren ihre Thränen, wenn sie erschien; mild und klar trat sie aus der Dunkelheit ihres Kummers hervor; wie ein heilbringender Genius des Wohlwollens wandelte sie am Weihnachtsfeste dieses merkwürdigen Jahres unter ihren Freunden, allerlei kleine Geschenke vertheilend: „Es ist die Zeit der Armuth", sagte sie, „die Liebe hat jetzt nur kleine Gaben zu schenken; die Gesinnung muß hinzuthun, was der Gabe mangelt." —

Zu Paris wurden indeß Anstalten zu einem neuen Kriege gemacht, dessen Schauplatz Deutschland werden mußte. Unter solchen drohenden Aussichten erschien das Neujahr 1813. Die Zahl 13 ist vielen Menschen, welche

mystischen Deutungen geneigt sind, eine bedenkliche Zahl; sie war es auch unserer Herzogin. Von eben solcher Beschaffenheit ist für mystische Seelen der Freitag. Der Anfang des Jahres 1813 fiel gerade auf einen Freitag. Dieses Zusammentreffen von zwei feindlichen Mächten der Einbildung war hinreichend, das schon geängstete Gemüth der Herzogin noch mehr zu beunruhigen und mit einer Masse möglicher Uebel die vorhandenen zu vermehren. — „Die Zahl 13 und überdies noch ein Freitag", schreibt sie, „sind böse Vorzeichen, mit denen dies Neujahr in den Lauf der Zeiten eintritt; das beunruhigt mich. Ich weiß, daß diese Unruhe eine Frucht des Aberglaubens ist. Ich tadle mich deshalb; aber ich kann, was ich auch an mir arbeite, mich von dieser Schwachheit nicht losmachen. Meine Vernunft und meine Religion, beide mißbilligen sie. Mein Trost ist, daß Menschen, die an Geist und Gemüth unendlich höher standen und besser waren, als ich, von dieser Schwachheit nicht frei waren. Ich bin gewiß ein schwaches Geschöpf! Gott hat Geduld mit den Schwachen. Mag denn mit dem neuen Jahre kommen, was kommen muß; ich weiß ja, daß es eine alles überschauende Weisheit ist, welche die Begebenheiten herbeiführt. Sie wird auflösen, was uns so verworren scheint. Indeß habe ich den letzten Abend des abgelaufenen Jahres in der Einsamkeit mit stillen Betrachtungen zugebracht. Ich schauete zurück in die Vergangenheit, auf die Tage der Trübsale; aber auch die Tage der Freude übersah ich nicht, die Gott in der Freundschaft guter Menschen mir zu Theil werden ließ. Die Widerwärtigkeiten stärkten meine Seele und hoben sie empor über die Leiden der Erde. Die frohen Stunden waren die Ruhestellen, wo mein Gemüth sich erholte vom überstandenen Kampfe. Für beides, für Leid und Freude, habe ich Gott mein Dankopfer dargebracht." —

Dies war die Weihe, mit der die zarte Seele das verhängnißvolle Jahr 1813 begann. In der Nacht vor dem Neujahrstage hatte sich ihre ganze Gesellschaft mit den sämmtlichen Hausgenossen, die Dienerschaft nicht ausgenommen, nach der Sitte ihres väterlichen Hauses, versammelt. Wie ein leuchtender Engel der Huld und der himmlischen Liebe trat sie in den Saal. Eine Opferschale mit Punsch war der ersten Hore des neuen Jahres gewidmet. Mit unbeschreiblicher Anmuth und Milde

brachte sie Jedem das neue Jahr zu. Der Rest der Mitternachtsstunde ward mit einer angemessenen Musik ausgefüllt.

Das erste frohe Ereigniß, welches für sie dies Jahr herbeiführte, war die doppelte Freude der Ankunft ihrer Tochter Dorothea aus Paris, die, um ihren Mann, den Obristen Perigord, zuerst in Deutschland zu begrüßen, die Mutter am 15. Februar in Löbichau überraschte. Bald darauf erfolgte auch die Ankunft dieses ihres Schwiegersohns, der glücklich dem unglücklichen Feldzuge in Rußland entkommen war.

Schon kündigte das Gerücht den von neuem beginnenden Krieg an. Ihr Schwiegersohn ging zur Armee, und ihre Dorothea zurück nach Paris. Die Vorbereitungen der furchtbaren Zeit wurden lauter und immer lauter. In Deutschland regten sich große Anstrengungen, um, in Verbindung mit der russischen Macht, den allgemeinen Feind des Friedens zu bekämpfen.

Mehrere Anzeigen schienen die Gegend um Altenburg zum Schauplatz des Krieges zu bestimmen. Solche Befürchtungen veranlaßte die Gesellschaft in Löbichau, diese gefährliche Nähe zu verlassen. Die Herzogin begab sich mit ihrer Schwester nach Karlsbad, wo sie den 27. März ankam. Napoleon drang mit neuen Streitkräften nach Deutschland vor, ehe noch seine Gegner eine hinreichende, kräftige Stellung gegen ihn genommen hatten. Die Schlacht bei Lützen wurde geschlagen, und kein tröstlicher Erfolg war errungen. Theodor Körner, ihr Pathe, hatte sich nicht abhalten lassen unter die preußischen Fahnen zu treten; er kam aus der Schlacht verwundet nach Karlsbad. Die Herzogin nahm sich dieses Sohns ihres Herzens mütterlich an. Die Vorfälle in der Lausitz erfolgten; auch sie entschieden nichts, führten aber einen Waffenstillstand herbei, der mit Friedenshoffnungen schmeichelte, den kriegerischen Mächten aber dazu diente sich gegenseitig zu verstärken. Napoleon riß die männliche Jugend Frankreichs aus dem Schooß ihrer Familien; die jungen Leute wurden haufenweis, an einander gefesselt, den Heeren zugeschleppt, indeß die deutschen Jünglinge sich zu den Fahnen drängten, die vor den Schaaren der Vaterlandsvertheidiger wehten. Traurige Nachrichten aus Paris setzten das Gemüth der Herzogin in die tiefste Betrübniß, so wie auch das Schicksal ihres Vaterlandes

und Deutschlands sie mit dem schmerzhaftesten Kummer erfüllte. — „Unglückliches Frankreich"! seufzet sie in ihrem Tagebuche, „wann wirst du der Ruhe genießen, die du nach so vielen Leiden endlich verdienet hast! Ich stehe mit meiner Theilnahme für das herrliche Frankreich so allein; kein Trost außer mir hilft diesen Kummer mir tragen. Meine Kinder und meine Schwester nehmen an dem schönen Lande jenseits des Rheins nur so viel Antheil, als sie dem allgemeinen Gefühle der Humanität nicht versagen können. Sie trennen den Verführer nicht von den Verführten." —

Am 12. Juli verließ die Herzogin das durch die Anwesenheit der beiden Großfürstinnen Maria und Katharina festlich und glänzend gewordene Karlsbad. Alle diese Herrlichkeit sagte ihrer Stimmung nicht zu. Sie zog sich nach Löbichau in die Stille zurück, um den Erfolg, der sich aus den Verhandlungen in Prag ergeben würde, abzuwarten. Den 15. August traf die Nachricht der vereitelten Friedenshoffnungen ein. Es war zu fürchten, daß der Krieg seine Verheerungen von neuem über das nördliche Deutschland ergießen würde. Die Herzogin verließ den 17. August ihren angenehmen Landsitz mit geängsteter Seele. „Werde ich ihn wiedersehen", seufzte sie, „den Wohnplatz meiner besten Freuden, ohne daß die Flamme des Krieges ihn in eine Brandstelle verwandelt hat?" — Sie ging nach Heidelberg, da lebte sie mit interessanten Menschen, die sich bald zu ihr einfanden, und mit der Natur, die in jeder Stimmung des Gemüthes ihr zusagte. — „Hier ist kein Waffengeräusch", schreibt sie in einem Briefe von dort, „hier bin ich froh, keinem Kriegsmann zu begegnen. Hier kommen mir Augenblicke, wo ich keinen Mißton weder in mir, noch außer mir vernehme. Glaube, Liebe und Hoffnung erfüllen meine Seele, und ich kann mit rechter Freudigkeit zu Gott beten. Da gehe ich hinaus ins Freie, in das heitere Leben der Natur und lobpreise in Gemeinschaft mit den Stimmen der Vögel den Schöpfer. Einen schönen Tag und eine eben so schöne Nacht habe ich in Liechtenthal, eine Meile von Baden zugebracht; hier waltet die Stille, und ich konnte mich nicht losmachen von dem milden Zauber, womit diese Gegend ein gefühlvolles Gemüth an sich zieht. Du weißt, meine Julie, ich fasele nicht mit der Empfindung und spreche darum

auch nicht gern von ihr, um nicht in den Verdacht der Mode zu gerathen; aber hier kann ich nicht umhin, Dir zu sagen, daß die Reize dieser Gegend mein Gefühl steigerten bis zum Entzücken. Sinnend sah ich den Oelsbach am Fuß eines dichtbewachsenen Hügels dahin rinnen, der sein Geräusch in die Gesänge der Vögel mischt. Die Nacht war heiter und nicht feucht, der Mond verbreitete sein klares Licht über die Gegend, so beruhigend, daß ich darüber die Unruhen des Lebens vergaß" u. s. w. Diese selige Stille ihres Herzens aber wurde durch die traurigen Nachrichten, die aus Deutschland und Frankreich zu ihr gelangten, schmerzlich unterbrochen. Napoleon hatte sich nun schon gänzlich um ihr Vertrauen gebracht; sie hoffte nichts mehr von ihm, doch vermied sie seinen Namen zu nennen; sie klagte immer nur im Allgemeinen den Krieg an, wenn von den Begebenheiten des Tages die Rede war. Aber in den verborgenen Tiefen ihres Gemüths, in den stillen Selbstgesprächen, die ihr Tagebuch aufbewahrt, steigerte sich ihr Unwille gegen den Urheber des allgemeinen Elends immer mehr und mehr, immer schneidender wurden ihre Urtheile über ihn, welche sie jedoch von der öffentlichen Meinung sich gleichsam in die Feder dictiren ließ. Das Bitterste, was die Franzosen über ihn aussprachen, nahm sie in ihr Tagebuch auf, bis endlich dieses stille Mißvergnügen in eine Art von selbstständigem Zorn ausbrach, der sie überraschte und sich in die folgenden Worte ihres Tagebuchs ergoß: „Wenn jemals Napoleon mit seinen Gedanken bei den Tausenden verweilt, die durch ihn unglücklich wurden; wenn ihm je eine Vorstellung von der ungeheuern Summe der Franzosen, die mit ihren Leichnamen die Erde düngen, vor die Seele tritt; wenn ihm ein Schreckbild des verarmten, entvölkerten Frankreichs erscheint, welches unter seinen riesenhaften Entwürfen erliegt; o dann muß auf ewig von ihm die Ruhe fliehen! Aber man sagt das Entsetzlichste von ihm, man sagt: ihn ergötze der Anblick der Verwundeten und Todten. Tausende fallen um ihn, aber ihn selbst trifft kein tödtlich Geschoß. Hat er es vielleicht nicht verdient, eines ehrenvollen Todes zu sterben?" —

Von Heidelberg machte sie einen Ausflug nach Hechingen zu ihrem Schwiegersohn Hohenzollern. Bei ihrer Zurückkunft in Heidelberg fand sie Briefe von dem Fürsten

Talleyrand, welche sie dringend einluden nach Paris zu kommen, wo ihre Dorothea ihrer Entbindung entgegensah. Sie verließ Heidelberg und traf den 13. October in Paris ein. Hier kam sie nun in den Tumult der Meinungsstürme, die durchgängig ihre Richtung gegen Napoleon nahmen. Alle Vergötterungen verstummten plötzlich, und der gewaltige Herr der Welt wurde ohne Rücksicht beurtheilt und verurtheilt; selbst der sogenannte gesetzgebende Körper trat aus seiner sklavischen Gewohnheit hervor und wagte einige Versuche der Keckheit, denn die Hand, welche bisher die öffentliche Meinung an strengen Zügeln gehalten, war gelähmt; ihre Kraft lag auf den Schlachtfeldern der Beresina. Unsere Herzogin aber, so sehr auch Bonaparte ihre Hoffnungen getäuscht hatte, beobachtete dennoch in der Theilnahme an der allgemeinen Stimmung gegen ihn eine gewisse Mäßigung, die in ihrem Urtheile die Dienste nicht übersah, welche Napoleon der französischen Nation geleistet hatte. Sie zog, wenn sie einem leidenschaftlichen, folglich einseitigen Urtheile über ihn begegnete, aus dem Schatten, den Verrechnung, Unbesonnenheit und Unglück auf ihn geworfen, die bessern Eigenschaften, die ihn auszeichneten, hervor, und machte auf die Rechte der Vernunft aufmerksam, denen er, besonders in Rücksicht der Duldung der verschiedenen Religionsübungen, ihre Gültigkeit zurückgegeben. Dies Verfahren zog ihr freilich nicht selten den Verdacht zu, eine Anhängerin von Napoleon und seinem verderblichen Systeme zu seyn.

In der großen Welt wars ihr nun zu unruhig geworden; sie zog sich von ihr in die Stille ihrer friedlichen Beschäftigungen zurück und wohnte keiner großen Gesellschaft mehr bei, selbst denjenigen Gastmahlen, die ihr Freund, Fürst Talleyrand, in seiner Stellung zu geben hatte, versagte sie ihre Gegenwart. Nur ein kleiner Kreis auserwählter Menschen versammelte sich um sie. Vorzüglich beschäftigte sie sich mit ihren Enkeln. Auch war es die lutherisch-protestantische Kirchenanstalt, der sie, in Verbindung mit den beiden Predigern der Gemeinde, ihre Thätigkeit und Wirksamkeit zuwandte; und sie hatte die belohnende Freude, zu sehen, wie sich diese Segen verbreitende Anstalt immer fester begründete. In voller Blüte stand die heilige Saat der beiden Schulen, zu deren Stiftung sie so kräftig mitgewirkt hatte.

Indeß setzten furchtbare kriegerische Zurüstungen das nördliche Deutschland in Bewegung und Frankreich in Spannung. Die feindlichen Heere standen drohend einander gegenüber, sie näherten sich, und der große entscheidende Zeitpunkt erschien; die Schlacht bei Leipzig wurde geschlagen, und Napoleon überwunden. Die Nachricht von dem polnischen Prinzen Joseph Poniatowski, der nach der Schlacht seinen Tod in den Fluthen der Elster gefunden, kam zu der Herzogin. Der gefallene Held war ihr Freund gewesen. „Ein edler Mensch", sagte sie weinend, „ist in ihm aus diesem Leben gegangen; wohl ihm! für ihn hatte die Erde kein Heil mehr!" — Napoleon, dem die Sieger auf dem Fuße nachfolgten, kam nach Paris. Die Herzogin beschreibt seinen Einzug in folgenden Worten: „Napoleon kam und glaubte durch die heftigen Ausbrüche seiner Wuth der öffentlichen Meinung Furcht einzujagen; das gelang nicht. Er foderte drohend Menschen und Geld. Der gesetzgebende Körper rieth zum Frieden und mußte diesen weisen Rath damit büßen, daß er abgesetzt wurde. Auf das allgemeine Verlangen der Pariser nach Frieden antwortete Napoleon: „„Frieden sollt ihr haben, wenn ich München werde abgebrannt haben."" — Entsetzlich! Zu solcher Tiefe kann im Unglück ein Mensch fallen, den das Glück verwöhnt hat!

Wenige Tage nach seiner Ankunft machte er seiner Mutter einen Besuch und foderte von ihr die Millionen zurück, die sie durch seine Freigebigkeit zusammengehäuft hatte. Sie gab ihrem Sohne das Geld und den Rath, Frieden zu machen. Napoleon schwieg und ging. Eine der Frauen, die bei dem Auftritt gegenwärtig waren, sagte zu der Mutter: „„Madame, Sie haben das Herz des Kaisers gewendet, er schien gerührt."" „„Er ein Herz"", erwiderte sie; „„eine Kanonenkugel hat bei ihm die Stelle des Herzens besetzt."" Die Staël, in einem Gespräch über Napoleon, sagte: „„Ich hatte Stoff gesammelt, die Geschichte des ersten Kaisers der Franzosen zu bearbeiten; aber er nöthigt mich, die Abenteuer Bonaparte's zu schreiben."" — „Alles was Napoleon jetzt beginnt", fährt die Herzogin in ihrem Tagebuch fort, „deutet auf eine innere Verzweiflung hin, die gern auf Andere die Vorwürfe des eigenen Gewissens werfen möchte. In dem großen Rath, den er hielt,

schleuderte er harte, oft pöbelhafte Worte und Beleidigungen nach allen Seiten; der Pöbel nur liebt mich noch, rief er mehr als einmal aus, sonst Niemand. Welche Erniedrigung für einen so stolzen Geist, dem die Huldigungen einer halben Welt zu Füßen lagen! welche Schmach, wenn es mit ihm dahin gekommen ist, Almosen anzunehmen vom Pöbel! Er hat freilich schwer an der Menschheit verbrochen, deren Schicksal in seine Hände gelegt war. Er scheint durch den Mangel an großen Gesinnungen, durch Selbstsucht, durch einen blutbefleckten Ehrgeiz und durch Entweihung des Rechts und der Wahrheit sich unwürdig gemacht zu haben, zu vollenden, was er glorreich begonnen. Einem edlern Fürsten, dem seine bessern Bestrebungen zu Winken dienen, ist es vielleicht überlassen, die Menschheit einem gewissen erreichbaren Ziele der Vollendung zuzuführen, wohin Napoleon nur die reizenden Aussichten zeigte. Für ihn scheint wohl alles verloren zu seyn." — So weit das Selbstgespräch ihres Tagebuchs.

Am 25. Januar begab sich Napoleon zur Armee, die eilend vorrückte, und am 4. Februar kam schon die Nachricht von Napoleons gänzlicher Niederlage nach Paris. Man fürchtete nicht nur die Eroberung der Stadt, sondern vielmehr noch die zur Vertheidigung derselben getroffenen, verderblichen Maßregeln, von denen dumpfe furchtbare Gerüchte umherliefen, welche die Herzogin bestimmten, mit ihrer Tochter und ihren Enkeln nach Rosny zu flüchten. Dort erwartete sie in ängstlicher Spannung, was der Gang der Dinge endlich herbeiführen würde. — Napoleon hatte den angebotenen Frieden von sich gewiesen. Die siegreichen Heere bewegten sich gegen Paris. Da erhielt die Herzogin von dem Fürsten Talleyrand eine Einladung, zur Stadt zurück zu kehren. Ihr Freund hatte wohl berechnet, daß sie, unter den Verhältnissen, in welchen sie zu den preußischen und russischen Monarchen stand, in mancher Rücksicht als ein Schutzengel in Paris auftreten konnte. Sie folgte dem Winke. „Die höchste Bestürzung", schreibt sie, „hat ganz Paris in Bewegung gesetzt, alles läuft und stürzt durcheinander; aber dennoch verläßt den lebhaften Franzosen seine Lustigkeit nicht. Ein Witzling hat Napoleons Testament in Verse gebracht:

Je legue aux enfers mon genie,
Mes exploits aux aventuriers,
A mes adhérans l'infamie,
Aux Français l'honneur de mes crimes,
Mon exemple à tous les tyrans,
La France à ses rois légitimes
Et l'hôpital à mes parens.

Geführt von dem russischen Monarchen rückten die Sieger in Paris ein. Die Herzogin hatte zuvor schon an den Kaiser Alexander geschrieben, und er sandte sogleich eine Schutzwache zu ihrer Wohnung. Der Großfürst Konstantin kam zu ihr, und bald darauf der Kaiser Alexander, der sich über das Wiedersehen, welches er seit seinem Besuche in Löbichau nach so gewaltigen Ereignissen in Paris mit ihr feierte, in den huldvollsten Aeußerungen mit ihr besprach. Später traf auch der preußische Monarch in Paris ein und erfreute die Herzogin mit einem Besuche. Er unterhielt sich mit ihr auf die herzlichste, freundschaftlichste Weise. Das Gespräch führte süße Erinnerungen vergangener Zeiten herbei, in denen der edle Monarch an der Seite seiner allgeliebten Gemahlin die glücklichsten Tage verlebte, von denen die Herzogin so oft Zeugin gewesen. Ihr wurde während des Aufenthaltes der Monarchen in Paris noch oft die Auszeichnung zu Theil, die hohen Gäste bei sich zu bewirthen.

Der große Kampf um die Herrschaft der Welt war nun ausgekämpft und hatte mit der Verbannung Napoleons auf die Insel Elba geendet. Der Koloß der Universaldespotie war gestürzt; es gab wieder Staaten und Selbstständigkeit der Völkerschaften. Die verbündeten Monarchen versammelten sich in Wien, die umgeworfenen oder verschobenen Weltverhältnisse wiederum aufzurichten und zurecht zu stellen. In Frankreich schickte man sich an, ein Regierungssystem zu schaffen, welches die schwierige Aufgabe zu lösen hatte, die volle Würde und Hoheit des Throns mit einer gehörig begrenzten und befestigten Volksfreiheit zu vereinigen. An allen

diesen Angelegenheiten und Ereignissen nahm unsere Herzogin den allerlebhaftesten Antheil. Die beiden Kammern, die Pairs- und die Deputirtenkammer wurden eingesetzt, und die Charte trat an das Licht, dies Grundgesetz des französischen Reichs. Dieses Werk, welches an der Spitze der neuen Ordnung stand, war sogleich der Gegenstand einer allgemeinen Kritik der ganz politisch gewordenen Pariser. Auch die Herzogin ging gern in solche Erörterungen ein. „Die Charte", sagte sie, „hat den heimlichen Fehler, daß sie weniger gegeben als genommen ist; dieser Umstand kann ihr leicht Parteikriege zuziehen, und dann wird es ein Glücksfall seyn, wenn sie, wie zu wünschen ist, unverletzt durchkommt." Dieses Reichsgrundgesetz schien ihr mit allen den Elementen ausgestattet zu seyn, aus denen möglicher Weise eine würdige, der Vollkommenheit sich nähernde Staatsverfassung hervorgehen kann. Sie sah in Frankreich, wenn die Charte sich durchgekämpft haben würde, einen Musterstaat aufblühen, der vielleicht bestimmt seyn dürfte, dem ganzen übrigen Europa vorzuleuchten und einen nicht kriegerischen, sondern belehrenden Einfluß auf die sämmtlichen Staaten der alten und neuen Welt zu gewinnen. Wenn nun auch die Befürchtungen, die sogleich bei dem Erscheinen der Charte sich in ihrer Seele erregten, nicht gänzlich verschwanden, so verlor sie doch vor der glänzenden Hoffnung, die sich ihrer bemächtiget hatte, die volle Kraft, sie zu beunruhigen, und sie konnte sich es nicht versagen, die jungen Keime der neuen Saat in der Nähe noch aufsprießen zu sehen; sie verweilte daher in Paris die ganze Zeit hindurch, bis Napoleon die Insel Elba verließ und entschlossen war, den verlornen Thron wieder zu erobern.

Da entfernte sie sich und ging über Wien, wo sie mit ihren Töchtern zusammentraf, nach Karlsbad. Dort feierte sie mit ihrer Schwester ein Wiedersehen, welches um so freudiger war, da die Weltangelegenheiten eine Wendung genommen hatten, in der die Meinungen der beiden Schwestern sich einträchtig begegneten. Ein reicher Stoff anziehender Unterhaltungen bot sich ihnen dar. Wenn nun die Herzogin einräumte, daß Napoleon kein heilbringender Genius für die Welt sey, und wenn sie beklagte, daß er die schönen großen Hoffnungen schnöde getäuscht habe, so unterließ sie doch nie, die wirklich

guten Verfügungen seiner Verwaltung hervorzuheben, an deren Spitze dann immer die das Religionswesen betreffende Toleranzverordnung stand. Selbst in seinem Falle wollte sie noch Spuren von einiger Würdigkeit finden, und so mochte Napoleon wohl als ein gefallener Engel ihr erscheinen, von dem der Himmel nicht loslassen konnte.

Indeß führte Bonaparte zu Paris das Schauspiel des Maifeldes auf, raffte Truppen zusammen, rückte gegen den Rhein vor, überwältigte mit Uebermacht einen Theil des preußischen Heeres und ward endlich von den vereinigten Kräften der Preußen und Engländer bei Waterloo gänzlich darnieder geworfen. Als die Nachricht von diesem Ereigniß nach Karlsbad kam, und die nähere Kunde aussagte, daß Napoleon zuletzt noch seine Garde aufgeopfert, um hinter dem Rücken derselben sein Leben zu retten, daß er nach Paris geflohen, keine günstige Aufnahme daselbst gefunden, und daß er endlich auf seiner beabsichtigten Flucht nach Amerika an einen Kreuzer der Engländer sich ergeben habe, da rief die Herzogin tief bewegt aus: „Wie konnte Napoleon so enden! hätte er doch an der Spitze seiner treuen Garde den Tod gesucht, er würde ihn gefunden haben und den Tod eines Helden gestorben seyn!" — Nach Paris war nun zum zweitenmale das legitime Königthum zurückgekehrt, und die neue Regsamkeit der Geister in voller Bewegung. Unsere Herzogin fühlte sich unwiderstehlich dahin gezogen, auf den Schauplatz, wo jetzt die vorzüglichsten Köpfe der Nation ihre Talente aufboten, eine Verfassung für Frankreich zu Stande zu bringen, welche der Würde des Thrones, so wie den Bedürfnissen und Rechten des Volkes gleichmäßig zusage. Ohne zuvor ihr Löbichau wiedergesehen zu haben, ging diesmal die Herzogin von Karlsbad unmittelbar nach Paris zurück. Da befand sie sich gleichsam in ihrem Lebenselemente. Sie verfolgte die Ereignisse des Tages bis in ihre geheimsten Triebfedern, durch alle Wendungen, welche die öffentliche Angelegenheit nahm. Wie sehr nun aber auch die politischen Verhandlungen ihre lebendigste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so verlor sie dabei die Bedürfnisse ihrer protestantischen Kirchenanstalt dennoch nie aus den Augen. Reichliche Unterstützungen flossen von ihr der Stiftung zu, welche den Armen und Kranken in der evangeli-

schen Gemeinde gewidmet war und jetzt einer Erweiterung bedurfte.

Aber mitten unter den großen Hoffnungen, die ihre Seele bewegten, indem sie dem gefallenen Frankreich eine glänzende Auferstehung verhießen, mußte sie wahrnehmen, daß ein römisch katholischer Fanatismus, der unter der jetzt waltenden Regierung sich begünstiget glaubte, aus der Verborgenheit anfangs mit leisen Versuchen, die nicht geachtet, dann kühner mit blutigen Verfolgungen, die nicht bestraft wurden, gegen die protestantischen Glaubensgenossen hervor trat. Dieses traurige Ereigniß, welches besonders in dem südlichen Frankreich die furchtbarsten Unordnungen hervorbrachte, setzte ihr Gemüth in die tiefste Betrübniß. Sie nahm den Einfluß der bedeutensten Männer, die ihre Freunde waren, in Anspruch. An einen derselben schrieb sie unterm 17. Februar 1816.

„Le silence dans des circonstances difficiles est nuisible, et amène une résponsabilité. S'il est quelquefois heureux d'être oublié, il ne l'est pas quand il est question de perdre des droits sacrés, aussi bien que des avantages que le temps et les loix ont sanctionnés etc."

Mit der ganzen Kraft ihres Geistes und mit der vollen Wärme ihres Herzens sprach sie in den höheren Gesellschaften gegen die öffentlichen und geheimen Umtriebe der Missionäre, denen es nur zu sehr gelang, die dunkeln Köpfe des gemeinen Volkes gegen die Protestanten zu entflammen; und ihr ward die belohnende Freude zu Theil, nicht ganz ohne Wirkung gesprochen zu haben.

Im Frühlinge des Jahres 1816 machte sie wiederum eine Reise nach Deutschland, sie ging über Karlsbad, wo sie mit ihrer Schwester zusammentraf und fünf Wochen dem Gebrauche der Heilquelle widmete. Dann besuchte sie Löbichau, wo sie eine vielfache Sehnsucht befriedigte und bis zum Herbst verweilte. Dann kehrte sie zurück nach Paris. Auch dort war ja für sie eine Heimath, wo ein Tagewerk ihres Geistes und ihres Herzens sie erwartete.

Im Jahr 1817 unternahm sie eine abermalige Reise

nach Kurland. Sie ging über Berlin. Dort verlebte sie in der Wohnung ihrer Schwester und mit ihr Tage, die ein Reichthum von Genüssen des Herzens und des Geistes verschönerte. Das zarteste Wohlwollen, die feinste Aufmerksamkeit der königlichen Familie, besonders der Fürstin Luise Radzivil, kam ihr entgegen. Ausgezeichnete Menschen aus allen Ständen, unter andern auch der verdienstvolle Dichter Friedrich Schink, brachten ihr die Opfer der reinsten Huldigungen dar. Sie feierte Wiederholungen früherer unvergeßlicher Tage. Dann setzte sie ihre Reise nach Kurland fort.

Eine Zeit der Festtage zog mit ihr in ihr Vaterland ein. Welch ein Empfang der Verehrung, des Wohlwollens, der Liebe, des Entzückens drängte sich an der Grenze schon ihr entgegen, wo ihre Brüder, Verwandte und zahlreiche Verehrer sie empfingen. Einige Ruhetage verlebte sie bei dem ältern Bruder in Altauz, dann ging sie über Ellay, ein Gut des jüngern, nach Mitau. Begrüßungen, Huldigungen, Stimmen der Verehrung und Liebe in den lebhaftesten Herzergüssen sprachen laut die allgemeine Gesinnung aus; und die Begeisterung der Freude feierte ihren Einzug in Mitau so, als wäre sie noch die Fürstin des Landes. Das Militär, die hohen und höchsten Behörden beobachteten gegen sie die feinste Aufmerksamkeit und brachten ihr ausgezeichnete Huldigungen dar. Auch Liedertöne klangen der gefeierten Fürstin in Preisgesängen entgegen, die den vaterländischen Dichter, Herrn von Schlippenbach, zum Verfasser hatten.

Die Ankunft der Herzogin in Mitau fiel in die Tage der Johanniszeit, in der sich gewöhnlich eine zahlreiche Versammlung von Adlichen und Geschäftsmännern, des Geldverkehrs wegen, in dieser Stadt einfindet. Die Anwesenheit der Herzogin gab diesen Tagen einen Glanz, eine Lebendigkeit und überhaupt Auszeichnungen, die unvergeßlich hervorleuchten werden in der Geschichte der Zeit. Dann reiste sie, um ihrem erhabenen Freunde, dem Kaiser Alexander, das Versprechen eines Besuchs zu lösen, nach Petersburg, wo ihr dieselbe huldvolle Aufnahme und Bewirthung zu Theil wurde, die ihren frühern Aufenthalt an diesem Hofe des Glanzes und der feinsten Sitte, im Jahr 1806, ausgezeichnet hatte. Nach einigen Wochen voll der reichhaltigsten Tage, nachdem sie ihrem

Vaterlande manche Begünstigung ausgewirkt, kehrte sie nach Mitau zurück, um daselbst die Herbst- und Wintermonate zuzubringen. Ihre Ankunft war ein hochgefeierter Tag. Jeder Sonntag war dem Zutritt zu ihrer Person gewidmet; da sah sie dann die Mitglieder der höchsten und hohen Behörden und überhaupt eine zahlreiche Versammlung um sich, und doch war hier kein förmlicher Hofstaat; kein Ceremonialgesetz befahl und ordnete Ehrenbezeugungen an. Hier sollte die Geschichte eine Fürstin im Gefolge jener höheren Huldigungen finden, die der Persönlichkeit, nicht den zufälligen Verhältnissen gelten; hier sollte sie in einer Graziengestalt die Macht bewundern, die sanfter und darum unwiderstehlicher als das Zepter gebietet. „Diese ganze Erscheinung", sagt ein Berichtserstatter von dort, „wie sie in ihrer Gesammtheit sich darstellte, trug den unverkennbaren Stempel der Wahrheit. Für die Schmeichelei fehlte hier durchaus der leere Raum, den diese bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich einzunehmen pflegt. Die ganze Zeit der Anwesenheit unserer hochgeliebten Herzogin von Kurland war ein ununterbrochenes Opferfest der reinsten Ehrfurchsbezeugungen. Festspiele und andere Darstellungen in den feinsten Formen wurden ihr zu Ehren gegeben."

Den 17. Juni a. St. hielt die literarische Gesellschaft zu Mitau ihre erste öffentliche Sitzung, welche die verehrte Fürstin mit ihrer Gegenwart beehrte, nachdem sie ihre Aufnahme zum Ehrenmitgliede derselben genehmiget hatte. Wenige Tage nachher wurde ihr das Diplom von der Direction der Gesellschaft überreicht, und sie beurkundete ihre Theilnahme an den schönen Zwecken dieses Vereins durch das Geschenk eines unablöslich bei der kurländischen Ritterschaft belegten Kapitals von 1000 Rubel Silbermünze." —

Einen andern Zug der Wohlthätigkeit, durch welchen sich die Herzogin ein Denkmal in Mitau gestiftet, erzählt ebenfalls ein Bericht von dort folgendermaßen: „Die größere Zahl der Bewohner Mitau's, und das allgemein gewordene Streben nach Bildung, erzeugte den Wunsch nach einer zweiten Elementar-Knabenschule, weil die eine vorhandene die lernbegierige Jugend nicht faßte. Schon im Jahr 1814 wurde ein Versuch zur Stiftung einer solchen zweiten Schule, aber vergeblich, gemacht. Es

fehlte ein Beweggrund, der alle Herzen aufregte. Dieser Beweggrund sollte, so wollte es Gott, die ehemalige immer noch angebetete Landesmutter werden. Sie sollte zu den vielen in Kurland gespendeten Wohlthaten, ehe sie auf immer schied, ein unvergängliches Denkmal stiften, durch dessen Wirksamkeit der Erde und dem Himmel Freuden erblühten, und das Andenken der erhabenen Fürstin in Segen bliebe. Auf die ihr vorgelegte Bitte um die Erlaubniß, der zu stiftenden Schule ihren Namen beizulegen, ertheilte sie nicht nur diese, sondern fügte auch ein Geschenk von 500 Rubel Silbermünze hinzu; diesem Beispiele folgten zuerst ihre Brüder, jeder mit 100 Rubel, dann die übrigen Stände mit Beiträgen, wie solche ihren jedesmaligen Kräften angemessen waren. Und in kurzer Zeit war eine Summe von 2752 Rubel beisammen, welche die Errichtung der vorbenannten Schule möglich machte. Auf eine deshalb eingereichte Bitte, erlaubten Seine kaiserliche Majestät nicht nur die Stiftung jener Lehranstalt, sondern auch, daß sie, nach dem Namen der Herzogin von Kurland, Dorotheenschule genannt werde. Am 28. Juni a. St. weiheten die dazu berufenen Personen in Gegenwart eines tiefbewegten Publicums eine Anstalt, welche die schönste Zierde im Kranze der Unsterblichkeit bildet, womit die hochherzige Dorothea im Lichtglanze der Wohlthätigkeit stralet." — Endlich unterstützte sie das Katharinenstift in Mitau, eine Anstalt für unbegüterte Fräulein des kurländischen Adels, mit einem Geschenk von 4000 Albertusthalern.

In diese Zeit fiel die Jubelfeier der Reformation. Besonders anziehend war es für die edle, eben so hellsehende, als christlich fromme Fürstin, dieses Fest in ihrem Vaterlande feiern zu können. Ihren Wünschen nach, wäre es auch dort als ein Fest der Vereinigung der beiden evangelischen Gemeinden begangen worden. Da sich dieses aber nicht einleiten ließ, so nahm sie an der Feier in der lutherischen Hauptkirche Theil, indem sie daselbst zur Communion ging und am nächstfolgenden Sonntage dem Gottesdienste in der reformirten Kirche beiwohnte, wo eine Nachfeier veranstaltet worden war.

Um diese Zeit geschah es, daß gewisse mystische Bestrebungen, ein Geruch von Wunderthaten und Prophezeihungen vorausschickend, auch durch Mitau zogen. Da setzten sie nun alle ihre Künste in Bewegung, um der

Herzogin eine bestimmte Theilnahme oder auch nur irgend einen Beweis der Anerkennung abzugewinnen. Aber vergeblich; vielmehr trugen die freimüthigen Aeußerungen der Fürstin dazu bei, manches leicht irrezuführende Gemüth auf den rechten Standpunkt zu stellen, wenn gleich Viele sich durch den Reiz des Neuen und Wunderbaren hinreißen ließen. Von dem Hange zu despotischen Glaubensformen und zu dem Mysticismus, der unsere Tage auszeichnet, glaubte sie, daß er von gewissen Parteien begünstiget werde, um eine Wiederholung der alten lichtlosen Zeit herbeizuführen, in welche das Interesse jener Parteien Wurzel geschlagen. Hierüber drückt sie sich sehr stark in einem Briefe aus: „Dies Unwesen", sagt sie, „wird unterstützt. Die Religion, als Mittel zu weltlichen Zwecken gebraucht, ist Gotteslästerung." — Solche schriftliche und mündliche Aeußerungen wirkten um so mehr, da sie durch stille Zurückgezogenheit in der Charwoche, und durch regelmäßiges Besuchen der öffentlichen Gottesverehrung beurkundete, daß ihr die Religion eine Herzensangelegenheit sey. Der Gedanke dieser Angelegenheit stand an der Spitze ihrer sämmtlichen Ideenreihe; und ihre politischen Ansichten, die sie so fest ins Auge gefaßt hatte, erhielten die Wichtigkeit, welche sie ihnen beilegte, größtentheils durch die Beziehung, in der sie mit ihren Religionsgrundsätzen standen. „Recht", sagte sie, „kann, wo die Willkür herrscht, nicht bestehen; und Licht und Recht — Eins kann ohne das Andre nicht seyn — bilden das Ziel, wohin die Menschheit bestimmt ist, zu streben, nach diesem Ziele hin weiset uns die geheiligte Christusreligion, nicht wie sie hier und da erscheint, sondern einfach, klar und unverfälscht, wie sie das Evangelium vorträgt." — Den Gedanken einer Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen trug sie schon lange, ehe davon öffentlich die Rede war, und Einleitungen dieserhalb in Anregung kamen, mit sich herum. Es schmerzte sie daher nicht wenig, als dies würdige und ihr so leicht ausführbar scheinende Werk auf seinem Wege so viel Schwierigkeiten fand. Mit ernstem Tadel belegte sie das Sektenwesen, welches in der christlichen Kirche nur dazu dient, unvergeßlich den Zwiespalt zu machen, der die heiligste Angelegenheit der Menschen jemals entweihte. „Es sollten überall keine

Sektenbenennungen seyn", schreibt sie an eine Freundin. „Alle sollten Christen heißen und Christen seyn. Wir, meine Freundin, wollen glauben, lieben und hoffen, Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, und diese Anbetung spreche sich in thätigem Christenthum aus." u. s. w.

Als eine absichtliche Hemmung der im Fortschreiten begriffenen Menschheit sahe sie die Concordate an, welche verschiedene Regierungen mit dem römischen Hofe schlossen. Ein schönes Zeugniß von der Innigkeit, mit welcher sie die heiligste Sache ihres Herzens umfaßte, gibt ein Schreiben an einen bedeutenden Staatsmann. Wir können es uns nicht versagen, die betreffende Stelle aus jenem Schreiben hier anzuführen. Nachdem sie diesem Freunde von ihrer Art zu seyn in Mitau, und auch von der Reformationsfeier Eins und das Andre nachrichtlich mitgetheilt, fährt sie fort:

Je vais Vous parler encore d'une lettre, qui m'est parvenue et qui m'attriste. Il s'agit du concordat du pape avec la Bavière. On cite plusieurs articles de ce concordat et on y voit que le St. père va établir dans une partie de l'Allemagne un état dans un état, et qu'il va diriger l'instruction publique, vu que les écoles et les ouvrages sont soumis au bon jugement du Clergé. Le respect pour le culte religieux est nécessaire à tous les états, à tous les individus, mais il n'y a que la religion pure et simple du Christ, que nous trouvons dans l'évangile, qui rend les hommes humains, tolérans et humbles. Assurément que cette humilité chrétienne ne se trouve ni dans les principes, ni dans la conduite de ces saints de la terre en habit de Moine. Je ne sais quelle fatalité porte les hommes d'état à détruire la lumière et à proteger tout ce qui tend à fasciner les yeux et à rendre les hommes bêtes et faux. — —

C'est aujourd'hui une vraie courtoisie que de se parer d'une espèce de sainteté extérieure. etc. —

Der Heuchelglaube, dessen diese letztern Zeilen erwähnen, war ihr besonders eine der widerwärtigsten Erscheinungen der neuesten Zeit.

In einem andern Schreiben an den Prediger Göpp, ebenfalls aus Mitau, sagt sie: „Ich lese mit Begierde die Journale und die Discussionen über die Preßfreiheit. Das Streben, solche noch mehr, als bisher schon geschehen, zu beschränken, hat wohl die Absicht, das Concordat mit dem römischen Hofe gegen Angriffe sicher zu stellen. Es scheint, als ob alles dahin geleitet wird, Geistesfinsterniß zu verbreiten. Es muß Nacht seyn, wo geblendet werden soll, dazu wird die künftige Generation erzogen werden. Aber wo weder Denk- noch Gewissensfreiheit Statt findet, da ist kein Heil zu erwarten." —

Wie sehr sie die Religion Jesu in dem wahren Sinne ihres erhabenen Stifters aufgefaßt, das innerste Leben derselben erkannt und in sich aufgenommen hatte, davon legte sie Zeugniß ab in That und Wort. „Die Religion", sagt sie in einem spätern Briefe, „die uns die Offenbarung lehrt, ist auf Liebe gestützt; sie fodert auf zur Duldung, zur Nachsicht mit Andern, zur Strenge gegen uns selbst. Sind erst diese geheiligten Wahrheiten in aller Menschen Herzen, dann ist das Reich Gottes gekommen." —

Ein volles Jahr hatte sie nun, wohlthätig wirkend, Genüsse des Geistes und Herzens gebend und empfangend, in Kurland verlebt; da verließ sie im Frühlinge 1818 ihr geliebtes Vaterland. Zuerst ging sie nach Sagan, wo ihre Töchter, die Schwester und mehrere Freunde versammelt waren, sie zu empfangen. Ein Triumpheinzug war ihre Ankunft, die Bürger zogen bis zur nächsten Station ihr entgegen. Den folgenden Tag brachten ihr sämmtliche Behörden der Stadt Glückwünsche und Ehrfurchtsbezeugungen dar. Abends bewegte sich aus tiefer Dunkelheit ein Fackelzug daher und bildete, als er sich dem Schlosse genähert, vor demselben einen großen Halbkreis. Eine feierliche Nachtmusik ließ sich hören; mit ihr wechselten ab die Bewillkommnungsrufe der

Bürger. An demselben Abend wurde das Fest des Wiedersehens durch ein Schauspiel gefeiert, welches die drei Prinzessinnen mit Hülfe ihrer Freunde und Freundinnen auf dem Schloßtheater aufführten. Die Bühne war beziehungsreich geschmückt. An der vordern Höhe derselben leuchtete durch den Vorhang, wie durch Nebel, ein Stern. Die Herzogin erschien; der Vorhang rollte sich auf, der Stern trat aus seiner Verhüllung hervor und ließ die transparenten Worte lesen: Où peut on être mieux qu'au sein da sa famille.

Ein junges Frauenzimmer erschien auf der Bühne und sprach zu der Fürstin, die dem Theater gerade gegenüber saß, folgende Worte:

Wie oft hat Sehnsucht unsern Blick gefeuchtet!
Wie oft hat er hinaus in fernes Land geschaut!
Und — o das Wort, das in dem Stern dort leuchtet,
Schlug oft in unsrer Brust so liebend und so laut!
Sehn wir ein schönes Sternbild untergehen,
So gönnen wir der Welt, wohin es geht, ihr Glück:
Doch aber wünschen wir den holden Stern zurück.
Das schönste Fest im Himmel selbst heißt Wiedersehen u. s w.

Drei froh verlebte Wochen waren der Herzogin theils in Sagan, theils in Hohlstein, dem Landsitze der Fürstin von Hohenzollern, vorüber geflogen, da setzte sie ihren Weg nach Paris fort. Sie ging über Dresden, wo sie einige Tage ihrer Schwester und den übrigen Freunden widmete. Dann beschleunigte sie ihre Reise und traf in den ersten Tagen des Julius in Paris ein. Da besuchte sie sogleich ihre Schule und begegnete den Bedürfnissen, denen bei der protestantischen Kirchenanstalt noch abzuhelfen war. Dieser fehlte bis jetzt das Geläut, dies Zeichen der Oeffentlichkeit; sie erbot sich, die Kirche mit einer Glocke zu versehen. Hin und wieder hatten sich feindliche Bewegungen gegen den Protestantismus erhoben; da trat sie mit ihrem vielvermögenden Einfluß wie ein Schutzengel hervor, abzuwehren die Beeinträchtigung, womit ihre Glaubensgenossen bedroht wurden.

Von der Kirchenangelegenheit lenkte sie dann wieder ihre Aufmerksamkeit der Politik zu. Mit wenigen Unterbrechungen wohnte sie den Erörterungen der wichtigsten Gegenstände in den beiden Kammern bei. Die

Stätigkeit, welche sie hierin bewies, war nicht müßige Neugier, es war die regste Theilnahme an dem Gemeinwohl der Menschheit. Von Frankreich sah sie in seliger Hoffnung, trotz der mancherlei Widerstrebungen, das Heil ausgehen, welches, den Völkern vorleuchtend, ein Leben der Gerechtigkeit für die gesammte Menschheit herbeiführen werde. Von Valencay, dem Landsitze des Fürsten Talleyrand, wo sie die Herbstzeit zubrachte, schrieb sie an einen einflußreichen Freund: „Ich hoffe und wünsche, daß bei der nächsten Versammlung der beiden Kammern die Sache der Protestanten zur Sprache komme. Ein gesetzlicher Schutz in bestimmter Form wird ihr doch nicht versagt werden können. Ohne alle Leidenschaft, mit Mäßigung und Sanftmuth, aber auch mit dem nöthigen Ernst muß für sie gesprochen werden. Zu viel Lauigkeit bringt Zeitverlust und Nachtheil. Unglaublich ist es, daß man sogar die Einrichtung einer Bibelgesellschaft erschwert.'' u. s. w.

Im Frühling des Jahrs 1819 ging die Herzogin wieder nach Karlsbad, wo sie mit ihrer Schwester zusammentraf, in deren Begleitung sie nach geendeter Badezeit ihrem geliebten Landsitze zueilte, wohin auch die drei Prinzessinnen Töchter, und der Graf Schulenburg, der jetzige Gemahl der Herzogin von Sagan, kamen. Vorzüglich ausgezeichnet an höheren Genüssen und geistigen Unterhaltungen war der diesmalige Aufenthalt unserer Herzogin in Löbichau durch die geistreichen und berühmten Männer, welche die hohe fürstliche Wirthin umgaben. Eberhard, Schink, der Präsident Feuerbach, Jean Paul, der Staatsrath Körner, Hofrath und Professor Groschke aus Mitau und Marrheineke fanden sich hier zusammen. In fürstlichem Glanze bewegte sich in diesem Gebiet der Anmuth ein geistiges Leben, und die edlere Freude, im Gefolge der Grazien und Musen, führte solches über die Bühne festlicher Tage. Im erfreulichsten Wechselverkehr fügten sich zu einander Genüsse der ländlichen Natur, Harmonien der Tonkunst, fröhliche Tänze, Spiele des Scherzes und Witzes. Aber auch der denkenden Seele des höheren Alters kam die Stunde des stillen aber heitern Ernstes, die sich dem Lesen eines gehaltvollen Buches und den Betrachtungen darüber widmen durfte. Auch wurden sinnreiche Charaden von Schink und andere Erzeugnisse des poetischen

Genius vorgelesen. Kunst und Wissenschaft trugen hier die erlesensten Blüten ihrer Pflege zusammen und wanden gemeinschaftliche Kränze, um sie niederzulegen auf die Altäre, welche die höhere Weihe diesem Tempel der Grazien gaben, ergötzlich und zwanglos.

Das vornehmste oder vielmehr einzige Gesetz, welches diese kleine Republik des heitersten geselligen Vereins regierte, war Zwanglosigkeit. Nicht die mindeste Aufopferung der Eigenthümlichkeit eines Jeden wurde erwartet, noch weniger gefodert; und gleichwohl fügten sich die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten jedes Einzelnen, von selbst und gleichsam unbewußt, in die reizende Ordnung des Ganzen, wie sie ohne alle Förmlichkeit wiederum von selbst sich gestalteten. Mit Leichtigkeit stimmte sich jedes Gemüth in den Ton, der, ohne zu herrschen, hier der herrschende war. Die Eintheilung des Tages bildete einen bequemen Stundenkreis. Mit den Morgenstunden, bis zum Frühstück gegen 12 Uhr, konnte Jeder, wie es ihm gut dünkte, schalten und walten. Nach dem Frühstück, bis zur Hauptmahlzeit gegen 6 Uhr, wurden, wenn das Wetter günstig war, Spaziergänge gemacht im Garten, in dem Park, oder, wo die drei Prinzessinnen wohnten, nach Tannenfeld, welches Jean Paul das Filial von Löbichau nannte. Oft bildeten sich auch Gesellschaften von Besuchenden und Besuchten auf den verschiedenen Zimmern. Andere wiederum fanden eine anziehende Unterhaltung in der ansehnlichen, an historischen Schätzen reichen Bibliothek, welche die Herzogin, um ihren Landsitz auch mit den Vorzügen geistiger Natur auszustatten, von der Wittwe des Geheimenraths von Piatoli erkauft hatte. Die abendliche Theestunde rief dann die ganze Gesellschaft zusammen in das Wohnzimmer der Herzogin, oder in den größern Saal. Der Tanz und die Freuden der Tonkunst, in denen liebliche Stimmen erklangen, beflügelten gewöhnlich die letzten Horen des Tages.

Aber dem Sonntage durfte die Gottesfeier nicht fehlen. Regelmäßig, wie wir schon früher bemerkten, sahen die Unterthanen ihre Herrin in der Kirche, und nie versäumte sie, mit ihnen das Fest des heiligen Nachtmahls zu feiern. Das geschah denn auch diesmal, und die sämmtlichen zahlreichen Gäste der Fürstin wohnten theilnehmend dieser Stunde der Andacht bei. Der Tag

der frommen Feier wurde mit den himmlischen Gesängen des Pergolese'schen Stabat mater beschlossen.

So gesellte sich hier die lebendigste Freude zu des Lebens tiefstem Ernste mit einem solchen Zauber, der geeignet war, den freiesten Weltsinn, so wie den dumpfen, mystischen Bigotismus unwiderstehlich zurückzuführen auf die Linie der gemäßigten Haltung, zu dem Punkte, wo sich findet, was recht ist. Das ganze Thun und Seyn, wie es sich hier durch die geschmückten Säle bewegte, trug den Charakter der feinern Heiterkeit des höhern Frohsinns, der, mit der Weihe der Dichtkunst begabt, um sich her ein leuchtendes Leben ergoß, welches selbst eine klanglose, hölzerne Phantasie zu dichterischen Aufschwüngen hätte begeistern mögen. Aber in seiner ganzen stillen Hoheit und mit hinreißender Freundlichkeit waltete hier der Geist der Humanität, dieser Geist der zartesten Milde, der, immer in dem Geschäfte des Wohlwollens begriffen, von der Fürstin ausging und selbst der unbeweglichsten, nur auf sich beschränkten Seele zu einer Erhebung über sich selbst verhalf, daß sie — wenigstens in dem Wohlgefallen an einer solchen Engelerscheinung — eine Richtung gegen die geweihteren Höhen des menschlichen Daseyns gewann.

Wann irgendwo eine rauhe Luft hinzustreifen drohte durch diese elisischen Tage, vor der Nähe der holden Fürstin ließ sie die Flügel fallen und verschwand, oder lößte in die Harmonien der allgemeinen Stimmung sich auf. Mit treffenden und erschöpfenden Zügen hat Jean Paul, der Zeuge und Mitgenosse jener Tage in Löbichau, das Leben in diesem Wohnsitz des Friedens und der Freude geschildert. Und Schink ruft in seiner begeisterten Erinnerung aus: „Welche Tage lebten wir unter Dorotheens Lilienzepter. Jeder war ein Fest; Feier reihete sich an Feier; immer wech'selnder Genuß, und jeder seelenvoll, himmelrein und unschuldig, wie ein arkadischer Traum. Bald öffneten sich unter ihrem Herrscherstabe die goldenen Pforten des Weisheitstempels; dem Schönen, dem Guten wurden Altäre erbaut; selbst von dem Allerheiligsten, das nicht von dieser Welt ist, rollte der Vorhang auf. Bald schwebte der Musen geweihter Chor herab, und ihre Günstlinge ließen der Harfen Saiten erklingen. Bald regte die Tochter des

Himmels, die Tonkunst, der Versammelten Busen, und Nachtigallenlaute hauchten von beseelten Lippen; bald gaukelten die Horen in beschwingten Tänzen daher. Alles das Werk ihrer Zaubermacht, ihrer begeisternden Nähe. — Ein so reinpoetisches, der prosaischen Alltäglichkeit so ganz entrücktes, Daseyn, wie hätte es nicht auch reinpoetisch auf Aller Gemüther einwirken sollen, denen es, als eine wahre Himmelsgabe, zu Theil wurde! Die gelähmteste Phantasie mußte sich in ihm Leben, der starrste Stumpfsinn geistige Spannkraft, die trockenste Brodwissenschaft naturdichterischen Anklang gewinnen, und selbst der verschlossenste Staatsgeschäftsgeist sich genialen Eingebungen öffnen. Wie hätte nun vollends von der Weihe der Dichtkunst geregten Geistern sich nicht eine Welt himmlischer Offenbarung aufschließen, sie nicht die in Wirklichkeit verwandelte Vorzeit der Wunder- und Göttersagen ergreifen, zu Sehergesichten begeistern sollen? Hätten mir auch nie die Musen gelächelt, hier mußten mir ihre Offenbarungen werden."

Diese Worte des ehrwürdigen Veteran sind nicht etwa poetischer Blumenschmuck, womit, ohne Antheil des Herzens, das Herkommen fürstliche Personen zu umstreuen pflegt; nein! es sind Worte der Wahrheit. Jeder Zeuge jener unvergeßlichen Tage wird freudiglich aussprechen: So war es! —

Nur beglückt im Beglücken wandelte Dorothea unter ihren zahlreichen Gästen umher, keinen übersehend, keinen vergessend, zu jedem sich hinneigend, wie fern er auch stand; jedem darbietend eine Gabe aus ihrem wohlwollenden Herzen. Schöne Gestalten voll Liebreiz und Anmuth standen ihr nahe; doch nichts Lieblicheres umgab sie, nichts Holderes, als ihr eigenes Leben.

In die Feste des fürstlichen Schlosses flochten sich die Feierlichkeiten ihrer Unterthanen ein. Die Fürstin war in diesem Jahre damit zu Stande gekommen, neben der einen Schulstelle, womit bisher die große Kirchfahrt Löbichau sich behelfen mußte, eine zweite, eine Mädchenschule nämlich, zu errichten. Sie ließ dem Lehrer derselben eine Wohnung erbauen und vermochte die Gemeinde dahin, das Schulgeld zu verdoppeln, um, mit einem bedeutenden Zuschuß von ihrer Seite, die neue Stelle auszustatten. Sie ließ nicht nur die, von dem

verdienstvollen Prediger der Gemeinde, Pleißner, vorgeschlagenen Schulbücher, sondern auch Bücher zur Preisvertheilung für die fleißigen Kinder auf ihre Kosten anschaffen. Auch hatte sie mit kostbarem Schmuck die Kirche beschenkt. Reichgestickte Altar- und Taufsteindecken, Crucifix und Leuchter von vergoldeter Bronze, Altargefäße von Silber, innen vergoldet — alles war bestimmt und in Bereitschaft, das Erntefest zu verherrlichen. Der Tag der Feier erschien. Die Glocke rief. Die Gesellschaft vom Schlosse, sammt den Bewohnern der Kirchfahrtdörfer, bewegte sich durch die schattige Vorhalle des Heiligthums, durch den hohen Laubengang zur Kirche. Nach dem Gottesdienst versammelte sich die Gemeinde zu einem langen Zuge von Männern, Jünglingen, Jungfrauen, Knaben und Mädchen, um der Herrin Beweise ihrer Dankbarkeit darzubringen. Der Zug, mit Musik begleitet, ging nach dem Garten, bildete vor dem Balcon, auf dem sich die Fürstin mit ihrer Gesellschaft befand, einen weit durch den Garten sich hindehnenden Halbkreis und rief der hohen Wohlthäterin ein freudig dankbares Lebehoch zu. Dann erschien auf dem Balcon ein achtbarer Landmann, den eine Jungfrau und ein Jüngling begleitete. Ersterer hielt an die Fürstin eine Rede voll Dank und Freude mit dem würdigsten Anstande; die Jungfrau überreichte der gefeierten Herrin auf einem seidenen Kissen dieses Gedicht:

In unsrer Einfalt kommen wir,
Erhabne Fürstin, zu danken Dir
Für alle Deine Huld und Gnaden;
Viel ist durch Dich an uns geschehn,
Du hast uns großer Sorg' entladen.
Sieh unsre Kinder hier vor Dir stehn!
Gesorgt hat Deine hohe Güte
Durch Zucht und Lehr' und Unterricht
Für diese zarte Menschenblüte,
Die edle Frucht dereinst verspricht.
Hoch herrlich hast Du Dich erwiesen.
Wir schauen segnend zu Dir hinan.
Verständiger wird hier fortan
Der Name Jesus Christus gepriesen.
Du hast uns geistlich und leiblich beglückt,
Hast herrlich unsern Gottes-Altar geschmückt;

Wir tragen Dich in unsern Gedanken,
Dich, edle Fürstin, erhaben und mild!
Wir können für Deine Huld nimmermehr danken,
Ueber den Sternen ist einer, der alles vergilt.

Bei so viel lebhaften, thätigen Geistern, als hier vereinigt waren, konnte die Einförmigkeit nie den Gang der Zeit beschleichen. An dem klaren Horizonte, der diese Tage umleuchtete, und kein anderes Gewölk, als etwa ein leichtes, unschuldiges Weihrauchwölkchen zeigen durfte, trat bisweilen ein hellerer Punkt hervor. Besondere Anlässe führten in Ernst und Scherz besondere Festlichkeiten herbei. Eine solche war die Dichterkrönung des wackern Schink, der zum Frauendichter eingeweiht wurde. Ein Brief eines Augenzeugen jener Tage gibt von dieser Krönungsfeier folgende Beschreibung: „Die, durch so viel poetische Seelen herbeigelockten Musen versorgten uns reichlich mit Sang und Klang, sie setzten ganze Abende in Musik und Reime. So veranstalteten sie ein poetisches Krönungsfest, das in den löbichauer Annalen mit heller Stirn hervorragt. Der Dichter Schink hatte sich durch fein lobende Epigramme, durch zart schmeichelnde Charaden und Preisgesänge auf das schöne Geschlecht, die Benennung eines Frauensängers erworben. Man schlug vor, ihn in einer Versammlung der hohen und edlen Frauen mit der geziemenden Feierlichkeit zum Frauensänger zu weihen, und ihm, vermittelst eines Diploms, das Prädicat als Frauenlob der Zweite beizulegen. Der Vorschlag ward angenommen und der Tag der Feierlichkeit angeordnet. Der Festabend erschien. Drei Kronleuchter des großen Saales durchstralten den Raum; die Wände waren mit Licht bekleidet; Licht und Glanz floß überall in einander, und so war die weite Halle wie von einer Mittagssonne erleuchtet. Die Morgenhoren schienen in den purpurnen Fenstervorhängen haften geblieben zu seyn, um das abendliche Fest zu belauschen und zu verschönen. Dann flogen die Flügelthüren auf; von Feiertönen begrüßt und in einem Gefolge edler Frauen und Jungfrauen, alle in weißen Gewändern, mit röthlichem Bänderschmuck geziert, trat Dorothea herein. Alles überstralend, leuchtete das fürstliche Diadem herab von der hohen, klaren Stirn. In der Tiefe der Halle bildeten nun die Frauen und Jung-

frauen einen glänzenden Halbkreis, in dessen Mitte auf einer würdigen Erhöhung die Fürstin thronte. An dem rechten Flügel des Halbkreises stand der Kanzler, am linken der Secretär Jetzt öffneten sich wiederum die Thüren des Saales. Aus der Tiefe der sechs vorliegenden Zimmer wurde, während der forttönenden Musik, der Krönungscandidat in feierlicher Begleitung herbeigeführt, durch einen Gang voll Glanz und Licht, der sich wie ein blitzender Strom in die Lichtfluth des Saales ergoß. Der zu krönende Dichter trat ein in die festliche Halle. Die Musik schwieg. Der Kanzler hielt eine Rede, welche die Veranlassung und den Zweck des Festes aussprach. Der Secretär las hierauf dem Candidaten das Diplom seiner Erhebung vor, und überreichte ihm in einer Zeichnung das Wappenschild: eine bekränzte, goldne Harfe in blauem Felde; dann empfing der beglückte Dichter, knieend vor der Fürstin, von ihr den Lorbeerkranz. Zum Beschluß ward ein Festlied gesungen, woraus ich nur folgende Strophen im Gedächtniß behalten habe.

Der Lorbeer ziert den edlen Meistersänger,
Geweiht von Frauenhand;
Ein solcher Kranz hält doch ein wenig länger,
Als eitler Ehrentand.

Ein Ordensband, wenn's einen Thoren zieret,
Was ist es mehr, als Band?
Es macht ihn doch nicht weis' und stranguliret
Ihm vollends den Verstand.

Was ist am Thron der Tyrannei zu finden?
Wenn ihr es recht beseht:
Ein goldner Zwang und hochgeborne Sünden,
Und etwas Majestät." —

„Einige Tage nach dieser Feierlichkeit", fährt der Brief weiterhin fort, „wurde ein Ehrenfest für unsern trefflichen Jean Paul Richter veranstaltet. Nichts weiter, als eine Lichtglorie, war würdig genug, diesen Genius zu umglänzen. Ihm wurde die kleine Insel in dem Gartenpark erleuchtet und zwar so, daß die Lichtflammen gleich feurigen Blumensternen aus der Erde aufstiegen, und die Akazien und Buchen, von unten auf wunderbar

angeglänzt, die Vorstellung von einem zauberhaften Geisterwald gaben. Als nun so das kleine Eiland, wie eine Insel der Seligen, in vollem Lichtschmucke dastand, wurde der gefeierte Dichter von zwei Herzoginnen seiner Vergötterung zugeführt. Der hohe Genius, der, wie Horaz von einem berühmten Manne seiner Zeit sagt: schon längst mit erhabenem Haupte die Sterne berührte, sah nun auch einen Stralenhimmel zu seinen Füßen." — Der Leser wird es uns danken, und der verehrte Dichter vergönnen, wenn wir die schöne Beschreibung dieser Feier von seiner eigenen Feder hier einfügen.

„Um 9 Uhr Abends nach dem Essen lud die Herzogin Dorothea zu einem Spaziergange durch die Baumgänge auf einer kleinen Insel, wo man Mittags vorher gefrühstückt, so gleichgültig ein, als wolle sie nichts verheißen. Als man in den hohen und langen Baumgarten eintrat, war er von den untersten Zweigen bis zu den Gipfeln überglänzt, und alles Laub war wie vom Frühling oder Abendröthe durchsichtig. Lampen unter den Bäumen, von kleinen Vertiefungen verdeckt, waren Lichtspringbrunnen und durchsprengten mit einem aufwärts steigenden Glanz das dunkle Gezweig. Aus dem Grün schienen verklärte Bäume aufzuschweben, und die Blätter als feurige Zungen zu zittern. Durch die Feuersäulenordnung kam der Zug in das kleine, runde Eiland, wo man von erleuchteten Bäumen, wie von Glanzriesen umzingelt, oben nur einen schwarzen Ausschnitt des Nachthimmels mit blitzenden Sternen erblickte. Musik und Gesang gaben dem stillen Glanze und der Zauberinsel gleichsam Bewegung, und die Lichter wurden zu Tönen. Am Ufer jenseits der Insel bog aus dem Blätterdunkel sich eine männliche Gruppe und, geschieden von ihr, eine weibliche heraus, und sahen erfreut dem Feuer zu und beide nahmen später selber von der geräumten Insel Besitz. Als nun auf dem Rückwege die ganze Gesellschaft, Arm in Arm, durch die ätherischen Freudenfeuer auf beiden Seiten mit dem gemeinschaftlichen Absingen eines deutschen Liedes zog, und es mir war, so viel ich hörte, als ob ich selber mitsänge, da hatt' ich endlich jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch meine leere Jugend hindurch so oft umsonst gesehnt; eine Nacht, in der ich in der Jugendzeit mein unbewohntes Herz dahin gegeben hätte, ja, wären mir Jünglinge

so viel Herzen, als Herzkammern, bescheert gewesen, ich hätte noch die übrigen drei herum geboten unter dem Glänzen und Singen."

„Im Saale sang noch die Fürstin von Hohenzollern mit ihren Gehülfen ein himmlisches Stabat mater, und nach dem Punsche endigte endlich ein musikalisches Finale den ganzen neunten Tag des Herbstmonats."

Von dieser Apotheose begeistert, ermangelte der Gefeierte nun nicht, gleich am folgenden Tage die wohlverdiente Verherrlichung zu vergelten. Er that dies durch eine geistreiche Abendunterhaltung; sie bestand in lauter einzelnen Sätzen und Einfällen, aus denen nach allen Seiten hin allerliebste Artigkeiten, wie abgerichtete Vögel, den hohen und schönen Frauen zuflogen. Unter andern sagt einer dieser Einfälle: „Die löbichauer Zeit mißt mit einer Sanduhr, worinnen der Sand so fein und durchsichtig ist, daß man ihn nicht laufen sieht und hört, und man kommt eher zu jedem Andern, als zu sich selbst." — Hiernächst ergötzte er die Gesellschaft noch mit dem Schluß einer geträumten Erntepredigt, die ganz kurz in 32 Theilen den Nutzen der Ernte auseinander setzt; wovon aber ihm, dem genialen Traumdichter, nur der Schluß, oder der Usus epanorthoticus beim Erwachen hängen geblieben. In diesem Schlusse wurde nun noch die reiche Ernte, die auf den löbichauer Fluren erwachsen sey, geziemend gepriesen und der andächtigen Zuhörerschaft eingeschärft: wie sie sothane Ernte in einem feinen, dankbaren Herzen aufbewahren und davon in der Erinnerung zu zehren habe. Allgemeinen Beifall erntete der Ernteprediger ein.

Die Herzogin, unter allen Zerstreuungen und sonst noch vielfach beschäftigt und vielseitig in Anspruch genommen, verlor dennoch die Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen nicht aus ihrem Herzen. Seit Jahren war es ihr lebhaftester Wunsch, die Ablösung der Frohndienste ihrer Unterthanen zu bewerkstelligen; und hätten nicht Schwierigkeiten, die von der raschen Wirksamkeit der Herzogin unabhängig waren, das Geschäft aufgehalten, sie würde damit zu Stande gekommen seyn. Von Seiten der Unterthanen war die Anerkennung dieser, von der Fürstin ihnen zugedachten, Wohlthat allgemein. Doch erhob sich mit einer ungerechten, drohenden Foderung gegen die Herrin eine einzelne Stimme, die aber

vor der lauten Mißbilligung der gesammten Gemeindeglieder verstummte und in der verzeihenden Großmuth der Fürstin ihre Beschämung fand. Den Prediger Pleißner foderte sie zum Vermittler dieser Irrung in folgenden Worten auf:

„Versichern Sie meine guten Unterthanen, daß, ob zwar ihr Unwille über das Unrecht des nur Verleiteten mir ein Beweis ist, daß sie das Unrechtliche verabscheuen, ich dennoch nicht wünschen kann, daß ihr Betragen gegen ihn feindlich sey. Es ist nicht christlich, Unwillen lange im Herzen zu tragen, freundlich guter Rath führt wirksamer den Irrenden zum Recht zurück, als der nachtragende Groll. Sagen Sie den guten Leuten wie sehr ich ihre Anhänglichkeit und Liebe zu mir zu würdigen weiß. Mein Herz erwidert ja so gern Liebe, wo ich Liebe empfange." — Zur Befestigung der Eintracht unter den Unterthanen ließ sie ein Versöhnungsfest feiern.

Den Beschluß der löbichauer Festzeit machte die Vermählung der Herzogin von Sagan mit dem Grafen von der Schulenburg. Stiller wars nun in den Sälen geworden und einsamer im Garten und Hain. Die Herzogin verweilte, trotz der herbstlichen Zeit, noch bis in die Mitte des Octobers in ihrer ländlichen Stille. Sie benutzte diese Ruhe zu ernsten Geschäften. In einem Schreiben an einen Freund vom 21. September 1819 sagt sie: „Es ist jetzt recht still hier in Löbichau, ein ruhiger Abend nach einem, etwas geräuschvollen Tage. Diese Einsamkeit thut mir jetzt sehr wohl, denn sie war mir ein Bedürfniß geworden. Das Geräusch froher Tage, so unschuldig und gemäßigt es auch immer seyn mag, es läßt uns doch recht lebhaft das Bedürfniß empfinden, zu uns selbst zu kommen. Ich habe hier noch Manches zu thun. Mit der Ablösung der Frohndienste meiner Bauern hoffe ich doch endlich zu Stande zu kommen. Dies Geschäft liegt mir sehr am Herzen. Meine Schulen machen mir Freude. Welche Einrichtung ich mit meiner Bibliothek treffen werde, weiß ich noch nicht. Ich möchte sie gern recht gemeinnützig machen für eine öffentliche Anstalt. Nur die Regierungen respectiren die Verfügungen der Verstorbenen nicht sonderlich. Das macht mich bedenklich. Ich gehe viel in meinem schönen Hain spazieren, vorzüglich zu einer reizenden Anhöhe mit einer weiten Aussicht nach Westen. Dort habe

ich die Idee, ein kleines Gebäude, eine Begräbnißkapelle nämlich, zu errichten. — Gegen die Mitte des Octobers verlasse ich Löbichau, um mit Anfang des Novembers in Paris zu seyn. Meine geliebte Pauline wird mich über Baireuth und Anspach bis Heidelberg begleiten." —

Die Herzogin verließ nun um die bestimmte Zeit ihren Sommeraufenthalt. In Nürnberg fand sie Gelegenheit, durch des Präsidenten Feuerbachs Vermittlung, einen reichen Schatz von Glasmalereien zu kaufen, womit sie willens war, die Fenster ihrer Kirche und des zu errichtenden Gebäudes zu schmücken, dessen sie in dem obigen Briefe erwähnt.

Mit dem Anfange des Novembers kam sie in Paris an. Da war nun ihre erste Beschäftigung, sich von dem Zustande der protestantischen Gemeinde zu unterrichten und die Schulen derselben zu besuchen. Dann sorgte sie mit treibendem Eifer für die Bewerkstelligung der Glocke, welche sie bereits im vorigen Jahre der Kirche verheißen. Aber ihre besondere Aufmerksamkeit lenkte sie auf die erweiterte Armenanstalt, und wo Nachhülfe Noth that, säumte sie nicht, sich zu jeder Unterstützung bereitwillig finden zu lassen. Bei der unermüdeten Geschäftigkeit, welche sie diesem Gegenstande zuwendete, mußte ihren Blicken bald der Mangel eines Waisenhauses für elternlose Mädchen begegnen. Als sich dieses Bedürfniß ihr darstellte, theilte sie sogleich zur Errichtung eines maison de tutèle einen Plan mit und verfaßte eigenhändig dazu die Einleitung. Ihre treibende Sorge für dies Werk rastete nicht; und wären Zögerungen von mehrern Seiten her nicht dazwischengetreten, so hätte der erfreulichste Erfolg die Bemühungen der guten Fürstin gekrönt, und ihr würde die belohnende Freude zu Theil geworden seyn, dieses edle Werk, dessen Idee von ihr ausgegangen, kräftiglich aufblühen zu sehen.

Zu gleicher Zeit und mit gleichem Eifer, womit sie die Sache ihres Herzens in Paris umfaßte, waltete auch ihr Geist unter ihren Unterthanen fort. Vermittelst eines Briefwechsels mit dem würdigen Geistlichen daselbst, blieb sie mit ihrer Sorge ihrem geliebten Löbichau immer gegenwärtig. Auf einen Bericht von daher antwortete sie den 8. März 1820: „Mit Rührung las ich in Ihrem Schreiben, würdiger Mann, die Nachricht von den Fortschritten, welche die Jugend jetzt macht, von der man

die Hoffnung fassen kann, daß aus ihr eine immer bessere Generation, sittlich, verständig in Wort und That, hervorgehen werde. Mit großer Freude habe ich wahrgenommen, daß ein besserer Geist unter meinen Unterthanen immer mehr Raum gewinnt. Dieses habe ich vorzüglich Ihnen mit zu verdanken. Ich bitte Sie, unsern guten Schullehrern zu sagen, daß ich mich ihres Fleißes freue, und es wird mir ein wahrer Festtag seyn, wenn ich den nächsten Sommer Zeugin ihres Strebens seyn werde."

Im Frühlinge des Jahres 1820 besuchte die Herzogin abermals das Karlsbad, wo sie von ihrer Schwester erwartet wurde. Da versammelten sich um die beiden hohen Frauen ein Kreis von geistreichen Männern, unter denen sich der Hofrath Böttiger, der Professor Hasse und der Oberstabsmedicus Schön aus Dresden befanden, welche die tägliche Mittag- und Abendgesellschaft der beiden Schwestern bildeten. Dort erhielt die Herzogin die erste Kunde von dem Brande, der das, zu dem Amtsbezirke Löbichau gehörige Dorf Behrwalde, in Asche gelegt hatte. Die edle Wohlthäterin ließ sogleich an die Verunglückten 1200 Rthl. auszahlen. Als die Brunnenzeit geendigt war, reiste sie einige Tage früher, als die Schwester, nach Löbichau. Mit einem so jauchzenden Empfange, als diesmal, hatten die Einwohner des löbichauer Gebietes ihre Herrin noch nie bewillkommnet. Eine große Anzahl derselben war ihr eine Meile weit entgegen geritten. Einer von ihnen begrüßte die Fürstin mit einer, von ihm selbst verfaßten Rede. Und der ländliche Triumphzug begleitete nun die hochgefeierte Herrin zu der Wohnung, welche sie selbst gern ihre Heimath nannte. Am Eingange des Hains, durch den der Weg zum Schlosse führt, war eine Ehrenpforte errichtet und auf dieser eine Gallerie angebracht, von wo herab der gefeierten Fürstin eine frohlockende Musik entgegen scholl. Nur langsam konnte sich in dem jauchzenden Gedränge der frohen Menschen der Wagen der Fürstin nach dem Schlosse hinbewegen. An dem Eingangsthor des Schlosses waren, unter der Anführung des Predigers und der beiden Lehrer, die Schulkinder versammelt und begrüßten ihre hohe Wohlthäterin mit einem rührenden Bewillkommnungsgesange.

Das erste Geschäft der Herzogin nach ihrer Ankunft in Löbichau war, durchgreifende Unterstützungen

für die abgebrannten Behrwalder zu veranlassen und zu bewerkstelligen. Sie erließ ihnen auf einige Jahre die Abgaben und Leistungen, und verschaffte ihnen auch von den obern Landesbehörden anderweitige Beihülfe. Dann besuchte sie ihre Schulen und freute sich der sichtbaren Fortschritte, welche die Kinder nicht nur in Kenntnissen, sondern auch im sittlichen Betragen gemacht hatten. Die würdigen Schullehrer belohnte sie durch ihren freundlichen, aufmunternden Beifall. Sie selbst aber durfte des Beifalls sich freuen, den sie für sich in ihrem stillen Bewußtseyn fand.

Außer den drei Prinzessinnen, hatte sich auch in diesem Jahre wiederum in Löbichau ein Kreis der interessantesten Menschen versammelt. Der Präsident von Feuerbach aus Anspach, Hofrath Sulzer aus Ronneburg, der Professor Hasse aus Dresden, der Staatsrath Körner, der Dichter Schink und Eberhardt, späterhin der Hofrath Böttiger, der Senator Pehmöller aus Hamburg, dann Schuderoff aus Ronneburg, in Begleitung des Probstes Hanstein aus Berlin und endlich einige Officiere aus den Umgebungen des damals in Leipzig lebenden Fürsten von Schwarzenberg, unter denen sich Prokesch, der Biograph Schwarzenbergs befand, genossen hier in dem blühenden Gebiete der Grazien, wo die edelmüthigste Fürstin waltete, frohe Tage einer Leib und Seele stärkenden, geistreichen Muse. Der Präsident Feuerbach hatte eine Rede des berühmten Cajetan Weiller aus München über die religiöse Aufgabe unserer Zeit mitgebracht. Diese merkwürdige, gründliche, gehaltreiche Abhandlung, die so klare und doch aus der tiefsten Tiefe geschöpfte Ideen darlegt, wurde zu einem gemeinschaftlichen Genusse bestimmt. Feuerbach las in einer Morgenstunde auf dem Zimmer der Frau von der Recke dieses Erzeugniß des Geistes der Gesellschaft vor; selbst davon tief durchdrungen, las er es mit aller, dem Gegenstande und der herrlichen Darstellung angemessenen Kraft und Würde des Vortrags. Die Zuhörer waren ergriffen und begeistert. Die Herzogin schlug vor, daß jedes Mitglied der Zuhörerschaft in einem besondern Schreiben dem edlen Weiller für den hohen Genuß, dem sein Werk ihm gewährt, danken möge. Dies geschah. Späterhin wurden, auch in den abendlichen Lesestunden, noch mehrere Schriften des Philosophen in München der Gesellschaft mitgetheilt, insofern

nämlich der Inhalt solcher Darstellungen für einen Kreis hochgebildeter Frauen, denen nur die Sprache der Schule fremd war, geeignet befunden wurde. Zwei der Weillerischen Reden, durchaus practischen Inhalts, verschaffte sich die Herzogin in mehrern Exemplaren, verschickte solche in ihr Vaterland und nach Paris, wo sie eine französische Uebersetzung derselben veranlaßte, um ihren pariser Freunden und Freundinnen denselben Genuß zuzuwenden, den ihr diese Meisterwerke religiöser Beredsamkeit gewährt hatten. Sie setzte sich deshalb in Briefwechsel mit dem Prediger Göpp, der die Uebersetzung zu besorgen übernommen, und theilte ihm, in Betreff einiger Schwierigkeiten, die der Uebertragung so tiefer Gedanken und Andeutungen aufstoßen möchten, Vorschläge und eigene Versuche mit, worüber sie sich auch mit den gegenwärtigen Freunden besprach.

Ueberhaupt war in diesem Kreise der Gedankenverkehr das vorwaltende Leben. Neue Vorstellungsarten alter Gegenstände, vergleichende Streifereien in das Gebiet der alten und neuen Geschichte, wie solche der zufällige Gang des Gespräches darbot, waren willkommen, abwechselnd mit leichten, sinnvollen Spielen des Scherzes und der Laune. Selbst der Muthwille hüpfte durch die Unterhaltungen hin, wie ein munteres Kind, unschuldig und arglos. Die sinnige, doch heitere Dorothea, obgleich scherzhafte Aeußerungen von ihr nicht ausgingen, war dennoch dem Witze nicht abhold. Jeder der anwesenden', reichen oder bemittelten Geister gab aus seinem geistigen Vermögen, was ihm würdig genug schien, dem Altare der Grazien und Musen dargebracht zu werden. Der unvergeßliche Hanstein hielt bei Gelegenheit einer Sonntagsfeier einen gehaltvollen Kanzelvortrag: über den innigen Zusammenhang des irdischen Daseyns mit der Fortsetzung desselben jenseits dem Grabe. Einen unauslöschlichen Eindruck machte auf die Herzogin diese Predigt. Folgende Schlußverse derselben fand sie einer besondern Aufbewahrung in einem Gedankenbuche werth:

Ewig, ewig wirst du leben,
Erbe der Unsterblichkeit!
Strebe dann, dich zu erheben
Ueber jeden Traum der Zeit!

Streue hier der Tugend Saat,
Denn die ewige Ernte naht,
Und des Himmels Preis und Krone
Wird dem Treuen nun zum Lohne!

Diese geweiheten Worte gaben dem ganzen Wesen der Herzogin einen dauernden Ausdruck sinniger Stille, durch den jedoch der helle Zug ihrer unwandelbaren Freundlichkeit nur um so anziehender hervorleuchtete. Der Abend dieser Sonntagsfeier durfte nicht anders, als in geheiligten Tönen verhallen. Das Stabat mater wurde gesungen.

Es gibt einen gewissen Ernst, der aus der tiefern Freudigkeit eines reinen Gemüthes herabgeht und eben so hoch über der gemeinen Lustigkeit des Weltsinnes steht, als er entfernt ist vom weltscheuen Trübsinn. Er ist der Gipfel des innern Friedens, die Erhabenheit jener seligen Ruhe einer stillbegeisterten Seele, die, der Geisterwelt zugewendet, sich den Offenbarungen eines höhern Daseyns aufschließt. Dieser Ernst war es, zu welchem die zarte Seele Dorotheens schon seit Jahren immer mehr emporreifte. Solche Veränderung, oder treffender eine solche Erhebung, nahmen an ihr alle diejenigen wahr, die, mit etwas Beobachtungssinn begabt, ihr näher standen.

Doch verschloß diese Gemüthsstimmung keineswegs andern Gegenständen, die sich auf Kunst und Wissenschaft bezogen, den Eingang zu ihrem Geiste. Im August kam der Hofrath Böttiger nach Löbichau, ein Versprechen lösend, welches er der Herzogin in Karlsbad gegeben. Da wurde der allgemeine Wunsch geäußert, daß es diesem gelehrten Archäologen gefallen möchte, durch einige Mittheilungen aus seinem reichen Schatz der Alterthumskunde die Gesellschaft zu erfreuen. Er ließ sich dazu sogleich bereitwillig finden und hielt vor einer aufmerksamen Zuhörerschaft in vier Tagen, täglich ein paar Stunden, unterrichtende und ergötzliche Vorlesungen über die Entstehung und allmälige Entwickelung der Arabesken. Als ein Schmuck dieser Darstellung stehe hier eine, von dem trefflichen Vorleser selbst über seinen Aufenthalt in Löbichau uns mitgetheilte, geistvolle Nachricht. — „Im August 1820", erzählt Böttiger, „brachte ich in Begleitung des, damals als hamburgischer Depu-

tirter bei der in Dresden berathschlagenden Elbcommission dort lebenden Senators Pehmöller eine Woche bei der Frau Herzogin von Kurland auf ihrem Sitze in Löbichau zu. Ich erhielt die mir schmeichelhafte Auffoderung, in dem erwählten Kreise, der sich um die, alles begeisternde Herzogin Dorothea zu versammeln pflegte, vier Tage hinter einander, täglich von 3 bis 5 Uhr, über einen, mir selbst gefälligen Gegenstand des bildenden Alterthums einen zusammenhängenden Vortrag zu halten. Meine Wahl fiel auf die Entstehung, Fortbildung und Vollendung der Blumen- und Thierarabesken, dieses in Spiel und Scherz gebornen Lieblingskindes einer, alles um sich herum beseelenden Malerphantasie." Der, wegen des Reichthums seines Stoffes eher in Verlegenheit sich befindende, als durch Mangel beengte Archäolog führte die Geschichte der Arabesken durch sechs Abschnitte oder Epochen durch. Zuerst zeigte er, wie sie am Ganges, in der wundersam befruchteten, großen Wasserlilie Nymphäa Nelumb (Nelumbo) geboren, durch einen Blütenfächer zusammengesetzt wurde, den Kamadewa, der indische Amor, den Nymphen über die schlummernde Sakontala zu halten befahl. Im zweiten Abschnitt bildete sich die ägyptische Arabeske aus dem Kelch der heiligen Nilpflanze, der Lotosblume, die mit ihren tausend Glocken bald die oberägyptischen Tempelfrisen einfaßt, bald das Haupt der großen Mutter Isis in rankenden Blumenlocken umflattert, bald die Wiege des, aus ihrer Mitte emporsteigenden Horus und eben dadurch das erste Musterbild aller der anmuthigen Arabeskenspiele wird, in welchen zierliche Knaben- oder Mädchenköpfchen aus vollen Blütenkelchen auftauchen. Im dritten Abschnitt führte der Redner seine Zuhörerinnen, die selbst einem, mit Reiz geschmückten Blumenbeet glichen, in die altgriechische Verzierungskunst ein. Er ließ die griechische Arabeske, deren eigentlicher Name Zoophyt war, auf dem Wunderberg Nysa in Arabien, oder auf dem böotischen Cithäron geboren werden. Fröhlich umwebte Thyrsusstäbe werden, von tanzenden Bacchantinnen über den schlummernden Götterknaben, den jungen Bacchus gehalten, und bilden eine liebliche Ueberdachung, Einfassung. Akanthusstengel, Epheuranken, Blumen- und Fruchtgehänge schmücken die Feste des Bacchus. Das Alles zeigt sich uns besonders auf alten Vasengemälden. Auf diesen kommen die lieblichsten

Einfassungen und Bordüren vor, stehende Vorbilder der französischen Tapisserien, Strick- und Stickmuster. Eine neue Epoche beginnt mit der Begründung des Islams durch Mahomet und das Chalifat. Hier wird, mit Ausschluß aller abgöttischen Bilderei aus dem Thierreiche, die eigentliche Moreske oder Arabeske geboren, die es allein mit Blumen, Gitterwerken und Buchstabenschnörkeln zu thun hat. Im Zeitalter der Mediceer, unter Leo X., werden in Rom die Wand- und Deckengemälde im Kaiserpalast und in den Ruinen der Bäder des Titus und darin die köstlichsten Zierrathverschlingungen aus Blumen, Geräthschaften und Thierfiguren entdeckt. Raphael, mit Hülfe des Giovannidi Udino und andern seiner Schüler, componirte daraus seine berühmten Arabeskeneinfassungen in den Logen und Stanzen des Vaticans, welche seitdem die unerschöpfliche Fundgrube aller Ornamentisten und Decorationsmaler geworden sind. Aus einer Vermählung der gothischen Spitzbogenschnitzereiwerke in Holz und Stein, Nischen- und Tragsteineinfassungen, mit der saracenischen Arabeske, entwickelt sich die kirchlich-christliche Arabeske. — Sie wird mystisch-bedeutsam. Albrecht Dürers in München lithographirtes Gebetbuch gibt Muster dieser mystischen Verzierungen. Der zu früh in Hamburg verstorbene Maler Runge brachte auf vier große Blätter die vier Tageszeiten in mystischen Arabeskenallegorien, indem er die Dreieinigkeit, die Menschwerdung des Heilandes und die Passion in die sinnreichsten und frömmsten Blumen- und Geniensspiele zu verweben wußte. „Ich suchte meinen Vorträgen dadurch mehr Anziehendes zu geben, daß ich die sinnliche Anschauung durch Kupferstiche, colorirte Vasengemälde und Musterblätter dazu in Anspruch nahm. Dabei war mir die ausgesuchte Bibliothek der Frau Herzogin mit so manchem schönen antiquarischen Kupferwerke eine erwünschte Hülfsquelle. Manche Seltenheit zeigte die Herzogin darin selbst und entwickelte dabei die mannigfaltigsten Kenntnisse mit der zartesten Feinheit einer, nie in schwerfällige Erörterungen sich verwickelnden Frau vom besten Ton. Unvergeßlich werden dem Schreiber dieser Nachricht die Stunden seyn, in welchen eine ganze Reihe von gemalten Glasfenstern mit den interessantesten Vorstellungen aus dem neuen Testamente und den Heiligensagen im glühendsten, eingebrannten Farbenschmelz das

Auge ergötzend, von ihr vorgezeigt wurde und ich darüber meine Muthmaßungen und Erklärungen vortragen durfte, welche ich dann auch zu Papier zu bringen befehligt wurde. Diese Glasmalereien waren bestimmt, die Fenster einer Begräbnißkapelle zu schmücken, welche die Herzogin auf einer reizenden Anhöhe in dem, ihren Landsitz zum Theil umgebenden Lusthain zu erbauen willens war. Wie wußte die holde Fürstin, die mit nie alternder Grazie alle Anmuth des gebildeten Geistes verband, einige Abende dadurch zu erheitern, daß sie ihre Kupferstichsammlungen uns öffnete und das Erwählteste vorzeigte, das sie aus Paris mitgebracht hatte. Dies Alles erhielt aber erst durch ihre eigenen feinen Bemerkungen darüber Seele und Beziehung." — So weit Böttiger.

Die sämmtlichen Zuhörerinnen waren von diesen Unterhaltungen so befriedigt, daß sie deren öffentliche Bekanntmachung wünschten. Die Herzogin erbot sich, sogleich den, wegen der dazu erfoderlichen Kupferwerke beträchtlichen Kostenaufwand zu übernehmen.

Während nun die, mit Herz und Geist immer zugleich beschäftigte Fürstin in einem so reizenden Wechsel veredelnder und erhebender Unterhaltung unter ihren Freunden sich bewegte, war sie mit ihren stillen Gedanken auch in Paris der evangelischen Gemeinde gegenwärtig, für welche sie mit ihrem Vermögen so viel geleistet, mit ihrem Beispiel so viel gewirkt und mit der Kraft ihres Einflusses so viel erkämpft hatte; je nachdem Bedürfnisse oder Anfechtungen ihre stets bereitwillige Seele in Anspruch nahmen. Von dort her erhielt sie die erfreulichsten Nachrichten. Am 25. August dieses Jahres, dem Geburtstage Ludwigs des Achtzehnten, war das Fest der Glockenweihe gefeiert worden, welches die evangelische Gemeinde ihr zu danken hatte. Auf ein, von dem evangelischen Consistorium dieserhalb an die Fürstin erlassenes Dankschreiben sandte sie an den Prediger Göpp folgende deutsche Antwort: „Ich bitte Sie, verehrter Mann, den Mitgliedern des Consistoriums für ihren verbindlichen Brief an mich zu danken, und ihnen zu sagen, daß wenn mich gleich mein religiöses Gefühl auffodert, nach Möglichkeit das Beste unserer Gemeinde befördern zu helfen, ich zugleich eine kräftige Ermunterung in ihrem schönen Beispiele gefunden habe, recht im Geiste des Christenthums zu handeln. So wollen wir denn vereint fort-

fahren, Gott im Geist und in der Wahrheit zu verehren, damit das Reich des Herrn zu uns komme, und wir im neuen Leben nach dem Tode treu befunden werden. — Wenn gleich Verfinsterer selbst unter den Protestanten hier und da ihr Wesen treiben, durch scheinheilige Andächtelei täuschen, Andere dagegen der kalten Grübelei ergeben sind, so beruhiget mich es doch sehr, daß im südlichen Deutschland katholische Geistliche aufstehen, die ein reineres Christenthum verkündigen. Zu diesen ehrwürdigen Geistlichen gehört ganz vorzüglich Cajetan Weiller. Und so ist denn doch zu hoffen, daß der Zeitpunkt immer näher rückt, wo ein unverfälschtes Christenthum mehr und mehr Raum gewinnen wird." —

Auf dem Gebiete der Politik waren der wohldenkenden Menschenfreundin Erscheinungen begegnet, die mit ihren schönsten Erwartungen in schneidendem Widerspruch standen. Sie hatte gesehen, durch welche Mittel die Diener der Macht in Paris die Stimmenmehrheit zu gewinnen wußten, für Zwecke, die auf das Wohl der Menschheit eben nicht berechtigt schienen. Sie hatte Strafurtheile, Verhaftungen und Amtsentsetzungen von der obern Gesetzverwaltung gegen Männer aussprechen hören, die das Gesetz vergebens in Schutz nahm.

Alle diese Erfahrungen scheuchten ihre Zuneigung, jedoch nicht ihre Aufmerksamkeit von dem Schauplatze der Politik zurück. „Auf diesem Boden", sagte sie, „wird schwerlich das wahre Heil der Menschheit hervorgehen und gedeihen. Von Innen heraus werden die Menschen dem Bessern zugeführt werden müssen; in den Erziehungs- und Bildungsanstalten muß der Zeitgeist seine Richtung nehmen. Unter diesem Geiste kann ich mir nämlich nichts anders denken, als die Gesammtmasse der entwickelten Kräfte und geistigen Bedürfnisse, sammt der solchen Bedürfnissen entsprechenden klaren Einsicht." —

Diesem Urtheile gemäß war nun ihr Augenmerk besonders den kirchlichen Einrichtungen und Schulanstalten zugewandt. Die Stiftung eines protestantischen Waisenhauses in Paris lag ihr dringend am Herzen, und sie unterhielt dieserhalb mit dem Prediger Göpp und der Gattin des Buchhändlers Treuttel in Paris einen beständigen Briefwechsel, so wie sie auch an dem Verein zur Verbreitung des Christenthums nach Maßgabe und Art ihrer Kräfte den thätigsten Antheil nahm. Gern knüpfte

sie Unterhaltungen über Gegenstände dieses ernsten Inhalts mit den Männern an, welche dies Jahr in ihrem Sommersitze sie besuchten. Ueberhaupt war der Geist, der diesmal das gesellige Leben in Löbichau beseelte, mehr ein ernster, sinniger Geist, welcher, den höhern Gegenden der Menschennatur zugekehrt, doch gleichwohl nicht die Blumen verschmäht, die am Fuße dieser Höhen blühen und die Thäler schmücken, wo der kindlich unschuldige Frohsinn spielt und scherzt und Hirtenlieder singt. Die Fröhlichkeit, die mit ihren Erzeugnissen an das Wunderbare, an das Romantische hinstreift und die Wirklichkeit zu Phantasiegebilden, Phantasiegebilde zur Wirklichkeit umschafft, durchscherzte diesmal nicht die klangvollen Säle. Die Weisheit und die Freude hatten ihre Rollen vertauscht; die Weisheit erschien im lichten, leichten Gewande der Freude; die Freude sprach geistvolle Worte der Weisheit. Alles, was in dem zufälligen Wechsel der Unterhaltung hervortrat, erschien in dem Charakter der Ruhe, des stilleren Frohsinns, der Sanftheit und der Milde. Das ganze Leben dieser schönen Tage glich dem Bilde, unter welchem die Alten sich ihr Elisium dachten. Kein brennender Sonnenstral schoß auf die elisischen Rosen herab; eine sanfte ungetrübte Klarheit, eine helle Dämmerung, eine Mischung von Schatten und lieblichem Licht umfing die Inseln der Seligen, und ein leiser Hauch melodischer Lüfte bewegte die Häupter der Blumen. — Doch hören wir, wie Schink diese Tage beschreibt.

„Nicht so feenhaft war unser Leben zu Löbichau im Jahr achtzehn hundert und zwanzig, aber nicht minder geistreich und gemüthvoll. Nicht mehr umgab uns die Wunderwelt der romantischen Vorzeit, nicht mehr hallte Dorothea's gastliches Schloß von Elfen- und Feengesängen wieder; aber noch immer erfreuten uns sinnige Feste, noch immer schwebte der Frohsinn mit Rosenflügeln über unsern Häuptern und schüttete sein reiches Füllhorn über uns aus. Nur kamen wir mehr zu uns selbst, drängten uns öfter in kleinen, engverbundenen Kreisen zusammen zu ernsteren Genüssen; öfter begegneten sich die Geister in Gesprächen über des Menschen höchste und wichtigste Angelegenheiten. Elisa's Wohnzimmer war der Tempel, wo Aug' in Auge, Seel' in Seele, das Reich der Gedanken sich aufthat; herrlicher als jemals sahen wir hier Dorothea. Hier war es, wo über die Weihe der

Herrscherwürde, des Geistes Freiheit, der Menschen rechte Gültigkeit, der Hoheit der Vernunft, der Religion und des Christenglaubens Göttlichkeit der gediegenste Gedankenwechsel waltete, Meinung und Ueberzeugung sich unbeschränkt aussprachen, und Aller Herzen sich erwärmten. In diesem Kreise war es, wo des hellen und standhaften Bekenners der Wahrheit, Cajetans von Weiller, treffliche Reden über Religion und Christenthum der Gegenstand einer geist- und sinnvollen Unterredung wurden; aus diesem Kreise empfing er zweier hohen Frauen, Dorotheas und Elisa's, Dank, der Anerkennung ehrende Zeugnisse von Gliedern der protestantischen Kirche, das Bekenntniß gleicher Ueberzeugungen und Ansichten, ihren Bruderkuß und Handschlag. In diesem Kreise enthüllte die hehre Fürstin sich ganz als eine Gottergebene (Dorothea) in schönen Entwürfen für des Lichtes, des Rechtes und der Wahrheit Beförderung, zur immer festern Begründung des Gottesreiches auf Erden. Diesem engern Lichtbunde schloß sich der weitere Kreis der geselligen Unterhaltung an. Der tiefe Kenner des Alterthums, Böttiger, gab anziehende und lehrreiche Vorlesungen über die Arabesken; ausgezeichneter Schriftsteller Geisteserzeugnisse wurden mitgetheilt; neue Dichterschöpfungen entstanden und der offenste, reichste Schönheitssinn belohnte ihre Urheber. — So war dieser Fürstenhof ein wahrer Fürstensitz der Kunst, der Wissenschaft, und Löbichau das thessalische Tempe, in dem des Pindus Schwestern sich auf- und abbewegten, und die Grazien ihren immer wechselnden Reihen tanzten. In Dorothea's Umgebungen fesselte kein steifer Förmlichkeitszwang die freien Geister, kein narkotischer Schimmer- und Prunktaumel betäubte das Gehirn, und das Herz verhungerte nicht in leeren Schau- und Schaumgenüssen. Ueberall fühlte das bessere Selbst sich genährt, gestärkt und erquickt. So entfloh auch dieser Sommer, ein goldener Zeitabschnitt, ein Endymiontraum."

Die schöne Zeit nahete sich ihrem Ende. Die Gäste hatten, Einer nach dem Andern, sich entfernt. Die Herzogin verlebte noch einige Herbstwochen in Gesellschaft ihrer Töchter, ihrer Schwester und einiger Freunde, unter denen Schink sich befand, in der geliebten Heimath Löbichau. Diesem kleinern Kreise ward eine andere Ordnung des Lebens gegeben. Mehrere der Morgenstunden

wurden in dem Zimmer der edlen Elisa, in diesem, der ernsten Unterhaltung geweihten Heiligthum mit Gedankenwechsel über mancherlei Gegenstände, mit Lesen und Gesprächen über das Gelesene zugebracht. Zuweilen machte die Herzogin mit einem Freunde einen Spaziergang in den Lusthain zu der einsamen Höhe, die zur Errichtung einer Begräbnißkapelle geheiliget zu werden bestimmt war.

Elisa verließ Löbichau einige Tage früher. Der Abschied den die Herzogin von ihr nahm, war diesmal zärtlicher, inniger, wehmuthsvoller als je. Sie begab sich mit ihr in ein einsames Zimmer. Da schloß sie die Geliebte weinend in ihre Arme, wollte sich trennen und schmiegte sich wieder an ihre Brust. Sie wußte nicht, wie sie herzlich genug ihre innere Bewegung ausdrücken sollte. Endlich mußte die Trennung erfolgen. Elisa warf sich tief erschüttert in den Wagen. Der Wagen rollte dahin, und im Rückschauen und Nachschauen hingen die Blicke noch lange zusammen, wie die Herzen immer. Gegen die Mitte des Octobers ging die Herzogin nach Paris zurück, wo sie den 3. November ankam und mit frischer Lebendigkeit in den Kreis ihrer Thätigkeit wiederum eintrat. Da fand sie zu wirken, aber auch zu kämpfen. In irgend einer von den pariser Zeitschriften hatte sich ein Priester des Fanatismus nicht gescheut, eine giftvolle Verleumdung gegen die Protestanten einrücken lassen. Diese wurden darin als Arglistige, Zügellose, Boshafte, als Meineidige, Räuber, Eheschänder, mit Einem Wort, als Menschen von allen Gattungen der Frevelhaftigkeit dargestellt. Die Herzogin, über dies, ihren Glaubensgenossen zugefügte, schreiende Unrecht in Unwillen gesetzt, traf zufällig den Zensor dieses Blattes in einer Gesellschaft. Sogleich trat sie zu ihm und eröffnete ihm mit der ihr eigenen Sanftmuth ihre Beschwerde gegen den Verfasser jener Schmähschrift. Der Herr Zensor, wagte die unwürdige Entschuldigung vorzubringen: gedachte Schrift sey nicht gegen die protestantischen Franzosen, sondern gegen das protestantische Ausland gerichtet. Die Herzogin erwiderte: „Immer schlimm! Es fragt sich, ob solche verleumderische Vermessenheit gegen einen ehrwürdigen kirchlichen Verein, aus dessen Schooße nie eine Empörung hervorgegangen, der in ganz Europa Anerkennung und Bestand findet, dem selbst hier zu Lande

Gesetz und König Schutz verheißen, erlaubt und recht ist!" Der Mann versprach, darauf zu halten, daß ihr eine solche Ursache zum Mißvergnügen nicht wieder begegnen solle. Somit verschaffte das Ansehen der Herzogin den Protestanten, wenigstens in Paris, einige Ruhe. In Beziehung auf diesen Vorfall, schreibt sie unterm 24. November 1820 an eine Freundin: „Der Kampf zwischen echtem Christenthum und Papstthum, zwischen Gesetz und Willkür hat begonnen; noch werden Zeiten der Trübsal Statt haben; aber was erlangt der Mensch ohne Kampf? Das Gold muß durch Feuer geläutert werden. So geht es mit den ewigen großen Wahrheiten, bis sie erkannt und gefaßt werden. Sie können verdunkelt werden, aber um nachher desto heller zu leuchten."

Ueber den an dem Herzog von Berry begangenen Meuchelmord schrieb unsere Herzogin an ihre Schwester: „Der Mensch, der diesen Mord beging, hat in der Armee unter Bonaparte gedienet, ist noch ein fanatischer Anhänger der Bonapartischen Partei. Die That ist entsetzlich, doch ich bin froh, daß der Thäter kein Protestant ist, wir würden schwer dafür zu büßen haben, obwohl weder die eine noch die andere Confession die Frevel zu verantworten hat, die von einem Mitgliede derselben begangen worden. Aber es ist nun einmal so, daß der Fanatismus keine Vernunftgründe hört. Ach! wann werden doch endlich Haß und Verfolgung, von Religionswegen aufhören! Liebe ist das Hauptgebot, welches das Christenthum uns vorschreibt. Liebet eure Feinde, sagt Christus, segnet die euch fluchen; und gewiß man kann es dahin bringen, so gewiß, als Christus nichts Unmögliches fordern konnte. Groll und Haß müssen schwer in der Seele liegen; zum Glücke weiß ich davon nichts. Ach, es ist uns hier auf Erden nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen. Wie können sich die Menschen solche mit Haß und Groll beflecken und verderben! haben wir doch viel was Besseres zu thun. Wir verlieren und versäumen ohnedies schon viel kostbare Zeit. Ach! ich habe wohl manche Stunde versäumt, ohnerachtet Dein großes Vorbild, meine Geliebte, immer vor meiner Seele stand! doch ich will redlich streben, solange Gott mir das Leben läßt." — Solche Aeußerungen waren nicht etwa Redensarten einer zufällig herbeigeführten Betrachtung,

sondern, wie der Verfolg dieser Darstellung ergibt, Nachklänge bedeutender Lebensvorfälle.

Die zunehmende Neigung unserer Herzogin zum sinnigen Nachdenken veranlaßten sie besonders in diesem Jahre 1820 mehr als je, der öffentlichen Erscheinung auszuweichen. Sie zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück, lebte ihrer Tochter, ihren Enkeln und brachte manche Stunde mit der Gattin des Buchhändlers Treuttel zu, von der sie, unter kräftiger Mitwirkung der beiden Prediger Göpp und Boissard, in ihren Entwürfen und Bemühungen für den evangelischen Gottesdienst in Paris eifrig unterstützt wurde.

Der gesammte Inhalt ihrer Briefe aus dieser Zeit trägt eine dunklere Farbe gegen sonst. Auffallend zeichnen sich durch solche die Briefe an ihre Schwester aus. Doch leuchtet aus dem tiefen Ernst dieser Herzergießungen immer ein heiterer Zug hervor, ein freudiger Blick auf die höhere Vollendung der Menschennatur, und zeugt von der fortschreitenden Erhebung ihres Gemüths, von der höheren Richtung ihres Geistes gegen das Unvergängliche, Heilige, von dem das Gefühl in jeder Menschenbrust lebt, obwohl es nicht in jeder zur hellen Lebendigkeit erwacht, aber doch in verklärten Augenblicken, wie ein schimmernder Traum, emportaucht aus der Ueberschwemmung irdischer Mühen. Aus einem Schreiben an die Tochter Neanders, des berühmten Dichters geistlicher Lieder, heben wir folgende Stelle aus: „Was Sie mir von meiner Nichte Dorothea sagen, daß sie eine Stütze der Leidenden ist, freuet mich sehr. Die Gute läßt ihren echten, christlichen Sinn in Thaten übergehen, wie es seyn muß. Die christliche Religion, wenn sie recht verstanden und mit dem Herzen aufgefaßt wird, ist Liebe — Liebe zu unsern Nebenmenschen; Hülfleistung; Duldung und Nachsicht gegen die Schwächen Anderer, und eigene Demuth, damit das Geistige in uns veredelt zurückkehre zu dem ewigen Geiste der Liebe. Dieses Leben ist nur Vorbereitung zu einem bessern Leben jenseits des Grabes.“

Am letzten Tage des Jahres 1820 schrieb sie an ihre Schwester: „Wunderbar bewegt fühlt meine ganze Seele sich. Wieder ist ein Jahr unter Verwirrungen, vergeblichen Hoffnungen und eingetroffenen Befürchtungen verflossen. Besser ist nichts geworden. Gott gebe,

daß es nur nicht schlimmer wird. Aber ach! wohin man umhersieht, da ist nichts Tröstliches zu sehen. Ich wende meine Blicke nach Deutschland. Die kleinen Souverains, die kein Kammergericht mehr über sich haben, wie werden es die treiben! Deiner Liebe gedenke ich, meine Elisa, die Du mir durch mein ganzes Leben hindurch so treu erwiesen hast, und das macht mich wieder heiter, wenn mich der Trübsinn beschleichen will. Ich sehne mich nach Dir. Gott führe uns in Löbichau gesund wieder zusammen!" —

Unmittelbar in der Mitternachtsstunde des neuen Jahres 1821 schrieb sie wieder an ihre Schwester folgenden Brief: „Es ist Nachmitternacht; aber zu Dir, meine Elisa, muß ich noch sprechen, ehe ich mich zur Ruhe lege. Im Kreise meiner hiesigen Freunde feierte ich die Scheidestunde des Jahres, so wie wir es im väterlichen Hause gewohnt waren. Eine geistliche Musik machte die Einleitung und den Beschluß. Meine ganze Seele war zur Andacht gestimmt, sie erhob sich mit der Freudigkeit seliger Hoffnungen zu Gott, und eine sanfte, stärkende Heiterkeit kam von Oben auf mich herab. Als die Mitternachtsstunde schlug, begrüßten wir das neue Jahr mit Anstoßung unserer Gläser. — Heil und Segen über die ganze Menschheit! rief ich aus. — Wohlwollen und Liebe verbinde die Menschen unter einander! — das war mein zweiter Wunsch; Du gute, liebevolle Elisa, schwebtest mir vor. Gern hätte ich Deinen Namen laut genannt, aber so ganz, wie ich Dich kenne, kannte Keiner Dich in dem Kreise, obgleich Deine italienische Reise hier viel Beifall findet. Ich ging also mit meinem Glase in den einsamen Winkel eines Fensters, blickte zum bestirnten Himmel hinauf, nannte still im Herzen vor Gott Deinen Namen, trank auf Dein Wohl, dann nannte ich auch die Namen meiner Freunde im Vaterlande, sandte ein stilles Gebet zu dem liebenden Vater der Menschen und kehrte recht heiter und gestärkt zur Gesellschaft zurück. Ich sehne mich nach Dir. Nun! Gott wird uns ja wieder in meinem friedlichen Löbichau zusammenführen und Dir und mir dazu Gesundheit verleihen." —

Nun gingen Wochen vorüber, und die Herzogin ließ nichts von sich vernehmen. Endlich gab sie der Schwester Nachricht, daß sie an einem gallichten Fieber schwer darnieder gelegen, jetzt aber mit, obwohl wankenden,

Schritten der Genesung entgegen gehe. Im April sehen wir uns zuerst in Karlsbad wieder, schrieb sie der Schwester. In Löbichau wollen wir wieder recht unschuldig froh seyn und uns wenig um die Welthändel bekümmern; der politische Himmel hängt voll schwarz drohender Wolken. Hier in Paris kämpfen Parteien einen leidigen Kampf. Bei dem Worte ultra läuft mir immer ein kalter Schauer über den Leib. Ultraroyalisten und Ultraliberalisten sind gleich gefährlich im Staate. Jeder hat nur sich, nicht das Gemeinwohl im Auge. Der Egoismus ist der Krebsschaden überall. Die Monarchen sind gut; sie haben kein Interesse, es nicht zu seyn, aber die Regiersucht ihrer Diener und deren Diener verhindern viel Gutes, besonders Gesetze, die ihnen Verantwortlichkeit zumuthen. Doch Gott wird schon machen, was werden soll. Ich sehne mich nach Dir." u. s. w.

Mit dem Anfange des Jahres war ein bedenklicher Zustand ihrer Gesundheit eingetreten, der das bösartige Fieber ankündigte, dessen sie in obigem Briefe an die Schwester erwähnt, und wovon sie sich nicht völlig hergestellt fühlte. Gleichwohl rastete sie nicht; sie that Gutes, wirkte wohlthätig, wo und wann irgend eine Veranlassung dazu ihr begegnen mochte. Unermüdet arbeitete sie an der Ausführung ihres Lieblingsplans zur Errichtung eines maison de tutèle für arme oder verwaiste Mädchen durch Verwendung, Briefwechsel und sehr bedeutende Geldbeiträge. Trotz ihrer angegriffenen Gesundheit, scheuete sie sich nicht, mit der Gattin des Buchhändlers Treuttel in ein dunstiges Armenhaus zu gehen, wo es an der gehörigen Heizung fehlte. Sie schwieg, als sie das Elend der Armen sah; aber sogleich wurden die Zimmer des Armenhauses mit tüchtigen Öfen versehen, und andern Mißbräuchen in der Verwaltung dieser Anstalt half sie durch ihren Einfluß ab. — Eben dieser Einfluß beförderte zu einer, in religiöser Rücksicht wichtigen, Stelle einen redlichen, tüchtigen Mann, den Ränke eines unwürdigen Nebenbuhlers bereits zurückgedrängt hatten.

Indessen stellte ihre Gesundheit sich immer noch nicht vollkommen wieder her. Sie war genöthiget, ihre Reise nach Karlsbad weiter hinaus zu schieben und endlich ganz aufzugeben, aber die spätere Reise nach Löbichau, was auch die Aerzte dagegen vorstellten, vermochte sie ihrer Sehnsucht nicht zu versagen. Der Anfang des

Maimonats wurde zur Abreise bestimmt. Sie konnte aber Paris nicht verlassen, ohne von ihrer Freundin Treuttel einen herzlichen Abschied zu nehmen und manches, ihren Lieblingsplan betreffend, mit ihr zu verabreden. Mögen die eigenen Worte der wackern Treuttel die Innigkeit schildern, mit welcher die Herzogin von ihr schied. Nachdem sie von einem blindgebornen Knaben erzählt hat, an dem die Herzogin auf ihre Kosten die sorgfältigsten Heilungsversuche veranlaßt, und dem sie zu der bis dahin ihm verweigerten Aufnahme in die Blindenanstalt zu Paris verholfen, fährt sie fort: „So bleibt mir auch von der letzten Stunde, die ich bei dem Abschiede von dieser Edlen mit ihr verlebte, eine heilige Erinnerung. Als ich mich entfernen wollte, zog sie mich an das Fenster, drückte mich an ihr Herz und sagte: „„Nicht wahr, liebe Treuttel, Freundschaft ist ein seliges Gefühl?““ — Ich antwortete: „„O ja! Niemand kann das besser fühlen als ich; aber ich vergesse deswegen die Scheidewand nicht, die Geburt und Rang zwischen die Menschen stellt.““ — Sie unterbrach mich mit den Worten: „„Was sagen Sie, meine Liebe? sind Geburt und Rang nicht ein Kleid, das wir ablegen, wann wir von hinnen gehn? Ist nicht hier etwas, das uns verbindet?““ indem sie die die Hand auf das Herz legte. — Diese Worte, mit einer innigen Umarmung zum Lebewohl, waren die letzten, welche diese schöne, über alle Hoheit der Erde erhabene Seele in mein Herz legte. Darauf folgte noch ein lieber Brief, worin die Edle am Ende sagt: „„Wenn wir uns wiedersehen, o dann wollen wir recht wirken!““ —

Die Herzogin trat hierauf ihre Reise zur bestimmten Zeit an, wurde aber unterwegs von einem heftigen Fieber mit Eingeweidekrämpfen überfallen, welches aber doch so leicht vorüberging, daß sie nach zwei Tagen in Heidelberg die Ruine besteigen und an andern Orten sich manche Anstrengung zumuthen konnte. Etwas angegriffen von der Reise und dem Fieber, traf sie den 15. Mai in Löbichau ein. Wie immer flog ihr auch diesmal der laute Jubel der Ihrigen entgegen. In der Freude des Wiedersehens verschwand das krankhafte Ansehen der, trotz den Spuren der Krankheit, immer noch schönen Gestalt. In dem lebhaftesten, liebevollen Gespräche mit der Schwester, und während des Vertheilens von mancher-

lei kleinen Geschenken unter die Freunde und Hausgenossen, erklärte sich vollends ihr ganzes liebliches Wesen. Das war keine Genesung, es war ein Wechselzustand zwischen Schmerz und Ruhe. Selbst die bald erfolgte Ankunft ihrer drei Töchter wirkte nur auf kurze Zeit durch das Gemüth auf die angegriffenen Nerven. Die Eingeweidekrämpfe kehrten zurück. Den ersten leichten Anfällen widerstand sie mit so zarter Schonung für die liebende Besorgniß ihrer Umgebungen, daß sie kaum eine leise Klage sich erlaubte. Jedoch bald nahm das Uebel eine Wendung, die zwischen mehr und minder heftigen Anfällen am 28. Mai in einen Gefahr drohenden Zustand überging, von dem die Leidende in wenigen Tagen sich abermals hergestellt glaubte. Ihr erstes Wiedererscheinen am 24. Junius im größern Speisesaale begrüßte ein Wechselgesang, worin die Fürstin von Hohenzollern eine Stimme hatte, unter andern mit folgenden Worten:

Dorothea waltet wieder;
Ihre Tage, neu gestimmt,
Sind geweihte, heitre Lieder,
Die der Himmel gern vernimmt.
Lange wird sie hier noch wallen
Und in Gottes Frieden ruhn;
Denn ihm ist's ein Wohlgefallen,
Was geweihte Menschen thun.

Am Abende eben dieses Tages bezeugten die Unterthanen ihre Freude über die Genesung ihrer Herrin durch einen Aufzug mit Musik und Fackeln. Der Zug bewegte sich durch den Garten, bildete vor dem Balcon einen Halbkreis und sang das Lied: „Herr Gott, dich loben wir.“ Die nahe vollständige Herstellung der hochgeliebten Fürstin schien jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, so daß die beiden Töchter, die Herzogin von Azarenza und die Fürstin von Hohenzollern, einer nothwendigen Reise wegen, den 30. Junius die Mutter ruhig verlassen konnten.

Acht Tage später wurde das Genesungsfest durch eine kirchliche Feier begangen. Der Tempel und besonders der Sitz der Fürstin war mit Blumen geschmückt. Es wurde ein für diesen Tag etwas abgeändertes Kirchenlied gesungen, mit Unterbrechungen von Knabenchören,

von der Orgel herab. Das letzte Amen ward von jungen Mädchen, aus der Tiefe der Kirche, wo man sie nicht sah, wie von leisen Engelstimmen wiederholt. Dann sprach der Geistliche auf der Kanzel ein Gebet, an dem gewiß jedes Herz in der Versammlung Antheil nahm. Hierauf folgte eine angemessene treffliche Predigt. Wohl nie sind innigere Gebete und andachtsvollere Gedanken empor gestiegen zu dem Vater der Menschen. —

Abends wölbte sich vor dem Balcon ein mit Kränzen geschmückter Lichtbogen über dem breiten Eintritt zu den links und rechts durch den Garten sich hinziehenden Gängen. In der Mitte zwischen den Blumenstäben, die den Bogen trugen, öffnete sich eine kleine bekränzte Pforte. Vor dieser brannte ein Opferaltar. Auf beiden Seiten der Pforte standen mit ihren beiden Lehrern die Chöre der Schulkinder, rechts die Knaben, links die Mädchen, und sangen der wiedergeschenkten Herrin zu Ehren einen Wechselgesang, von dem wir nur folgende Strophen ausheben:

Mädchen.

Seht! wir Kinder sind ein Garten,
Den um sich die Hohe schuf;
Hände, die der Pflanzen warten,
Kamen gern auf ihren Ruf.
O wie wird noch frisch und grün
Ihre Pflanzung sie umblühn!

Knaben.

Möge jede zarte Pflanze,
Unter Gottes Sonnenschein,
Ihr zu einem schönen Kranze,
Der noch droben blüht, gedeihn!
Lehrt uns doch ein heilig Wort:
Wer hier säet, erntet dort.

Der Gesang ging über in einen allgemeinen Chor der sämmtlichen Kinder. Dann trat durch die kleine Blumenpforte eine weiße Geniusgestalt in den Kreis und endete durch einen Schlußgesang das erfreuliche Fest.

Die Herzogin stand jetzt in ihrem einundsechzigsten Jahre. Ihre ganze Lebenszeit schien bisher ein Gefolg

unmittelbar an einander gereiheter Frühlinge zu seyn. Ihre kräftige Natur hatte mancherlei Anfechtungen und Störungen von Innen und Außen erfahren, jedesmal aber von dem Niederdrucke sich kräftig und schön erblühend wieder erhoben. Ein solches ward auch diesmal gehofft. Ihre Genesung schien um so mehr vorwärts zu schreiten, da das geistige Leben dieser wunderbar lieblichen Gestalt mit voller frischer Kraft, von Innen durchleuchtend, sich der äußern Persönlichkeit mittheilte. Nur der leise Anhauch einer Krankenfarbe des feinen, immer noch vollen Gesichtes verrieth den geheimen Feind, der hinter der Oberfläche seine Zerstörungen fortsetzte, und durch täglich wiederkehrende Schmerzen auf ein gefährliches Nervenleiden hindeutete.

Mitten in diesem peinvollen Zustande und trotz ihm, blieb ihr Geist regsam und munter; rüstig und thätig ihr Herz. Sie ließ Bücher kommen für die Kinder ihrer beiden Schulen. Auch zur Belehrung, Erbauung und verständigen Unterhaltung für die Erwachsenen, für die Hausväter und Hausmütter ließ sie Bücher herbeischaffen und verordnete deren Vertheilung. Hiernächst beschäftigte sie sich ununterbrochen mit den Mitteln für Gründung jenes Waisenhauses in Paris. Sie wechselte Briefe deshalb mit ihrer Freundin Treuttel und mit dem Prediger Göpp. Die protestantische Gemeinde zu Paris hatte ein kirchliches Dankfest für die Genesung der Herzogin gefeiert. An den Prediger Göpp, der ihr die Kunde davon gegeben, schreibt sie unter dem 8. Julius 1821: „Später, als mein Vorsatz war, sende ich Ihnen, geschätzter Mann, meinen Dank für ihre Theilnahme an meiner Genesung. Ich bin von dem mir zugestoßenen gallichten Schleimfieber noch so angegriffen, daß die völlige Genesung nur langsamen Schrittes fortgeht. Rührend ist mir der Beweis des Andenkens unserer Gemeinde, und ihr gemeinschaftliches Gebet für meine Erhaltung. Danken Sie für mich Allen, die Theil an diesem öffentlichen Dankopfer hatten. Sagen Sie unsern Glaubensgenossen, daß die religiösen Gefühle, die uns vereinigen, mich immer auffodern werden, so viel ich vermag, zu thun, was unserer Gemeinde nützlich werden kann. Am ersten Julius konnte ich bei dem sonntäglichen Gottesdienst zum erstenmal wieder mit meinen Unterthanen zu dem Erhalter unsers Lebens beten. In tiefster Demuth

dankte ich Gott für mein wiederkehrendes Leben, und daß des Ewigen Huld mich würdigt, ein Mittel zu seyn, Ihre höheren Zwecke befördern zu helfen. Man hatte Feste veranstaltet, die mich freudig überraschten. Ganz vorzüglich aber erfreuen mich die außerordentlichen Fortschritte, die meine Schulkinder in diesem Jahre, unter der Sorgfalt des trefflichen Predigers Pleißner und der beiden eben so trefflichen Schullehrer, gemacht haben. Auch ihr Gesang ist rein und schön gebildet. — — — Was die Uebersetzung der Weiller'schen Rede, über die religiöse Aufgabe unserer Zeit, betrifft, so denke ich, könnte man wohl zum französischen Titel die Worte nehmen: Discours de Mr. Weiller sur les besoins religieux de notre temps. Der Ausdruck Tendance religieuse du siècle möchte mißverstanden oder absichtlich gemißdeutet werden. Immer muß man an die Bösen denken, die das Gute zu verhindern suchen. Es thut mir leid, für das maison de tutèle wenig oder nichts gethan zu haben. Meine Krankheit verhindert mich." u. s. w.

So wie sie nun durch die anhaltenden Leiden sich in ihren gewohnten Beschäftigungen nicht unterbrechen ließ, so entzog sie sich auch selten, und nur wenn ein Schmerzanfall überwältigend wurde, der gesellschaftlichen Unterhaltung, brachte auch mehrere Morgenstunden auf dem Zimmer der Schwester zu. Sie besuchte selbst das muntere Fest, welches den Schulkindern gegeben wurde. Ihre liebste Unterhaltung war die Musik, und zwar vorzüglich und fast ausschließend die ernste, heilige Musik des Kirchenstyls. Die Abende waren durchgehends musikalischen Genüssen gewidmet. Das Weltgericht von Apel und Schneider war erschienen. Sie ließ es durch den geschickten Organisten Barthel aus Altenburg mit Clavierbegleitung in dem größern Gesellschaftssaal aufführen. Es ward oft wiederholt. Die Tonkunst wirkte wundersam und lindernd auf ihre leidenden Nerven. So sehr sie indeß ihren Krankheitszustand zu verbergen strebte, so blickte doch durch die sanfte, milde Freundlichkeit ihrer seelenvollen Augen ein leiser Zug des verhüllten Schmerzgefühles hindurch, bis endlich mit dem Ende des Julius die Gewalt des gesteigerten Uebels ihre schon sehr gesunkenen Kräfte gänzlich darnieder warf. Sie kam nicht mehr in die größere allgemeine Versammlung. Engere Kreise nur durften ihrem Krankenlager sich nahen, und

da ging denn nicht selten ein schönes, heiteres Leben von ihrer Seele aus, welches die Anwesenden, bis zur Vergessenheit, eine Schwerkranke vor sich zu sehen, begeisterte. Vorzüglich wurden ihre Freunde mit dieser merkwürdigen Erscheinung nach oder während einer erhebenden Musik überrascht und entzückt. Wenn die hohen Gesänge des Stabat mater, oder die Engelchöre des Weltgerichtes in ihr Krankenzimmer durch die geöffneten Thüren der zwischenliegenden Gemächer hinübertönten, so trugen die heiligen Klänge nicht nur ihre fromme Seele gleichsam zu ihrer Heimath empor, sondern sie nahmen auch von ihren Nerven den Schmerz und gaben ihnen die verlorne Spannkraft zurück. Sie verließ dann in solchen begeisterten Augenblicken das Lager und eilte, ohne einen stützenden Arm, in das an den Musiksaal stoßende Zimmer, um inniger und unmittelbarer den Eindruck der herrlichen Töne zu ihrer Empfindung gelangen zu lassen. Dann kam über ihre geweihete Seele eine erhebende, stärkende Wehmuth, wie wenn von einem Stral des höheren Lebens das Schmerzgefühl der irdischen Hinfälligkeit gleichsam versöhnend berührt wird.

Sie wünschte eine Cantate für den Gottesdienst ihrer Kirche. Schink dichtete sogleich den Text, der Organist Barthel setzte dazu die Musik, die eiligst eingeübt wurde. Sie hörte die Proben und schlug einige Veränderungen in der Einrichtung vor. Solche Momente plötzlicher Kraftäußerung waren wohl geeignet, die Freunde und Freundinnen der leidenden Fürstin mit dem Muthe neuer Hoffnungen zu beseelen. Ein solches Hoffnungsgefühl begeisterte den Dichter Schink zu folgendem Erguß seiner Muse:

Wie der Tonkunst Gewalt auf Deine harmonische Seele
Zauberisch wirket und Dich, Fürstin, erhebet und heilt,
Wie den Himmel sie Dir in seiner Herrlichkeit aufschließt,
Vorempfinden Dich läßt, wie es dort oben wird seyn:
So — bist nahe Du mir — duftet der Kranz der Genesung
Um die Schläfe mir, blüht jugendlich kräftig empor.
Wie der magische Laut in Pergolesi's Gesange
Töne der höhern Welt säuselt ins Ohr Dir herab:
So umfängt mich das Reich der seligen Geister, ich höre
Harfen der Engel, wenn Du öffnest den huldigen Mund;
Leichter fühl' ich mich dann, fühle mich geistig verjüngt.

Heilender Schutzgeist, dir Dank! Kein wunderthätiger Bischof
Wirkte dies Wunder; es ist leider mein Glaube sehr schwach
An die weichende Kraft der Inful; ich glaube nur Wunder,
Die der Anmuth Gewalt wirket in lieblichen Frau'n:
Darum pilgre fortan, wer will von Krankheit genesen,
Nach Loretto nicht mehr, pilgre, o Herrin, zu Dir!

Ein abermaliges Genesungsfest ward ersonnen. In ihrem Hain sollte die allgeliebte Fürstin von der Hamadriade einer Buche, die einen lieblichen geschmückten Raum überschattete, und von sechs Echostimmen begrüßt werden, die darauf harrten, eine nach der andern die letzten Worte jeder Strophe eines Wechselgesanges der Nimphen umherzurufen in dem schallenden Hain. Mit dieser Begrüßung sollte die Hochgefeierte auf ihre Lieblingshöhe hinaufgeführt und von einem weissagenden alten Druiden daselbst überrascht werden. Hierauf sollte wieder ein Wechselgesang der Waldnimphen mit dem nachtönenden sechsmaligen Echo, beginnen und endlich im Triumphzug die Fürstin zurück begleitet werden. Die Triumphbogen waren errichtet, die Wege durch den Hain bekränzt, jene Anhöhe festlich geschmückt. Aber den Tag vor dem bestimmten Feste warf ein wiederholter Rückfall die Allgeliebte von neuem auf das Krankenlager zurück. Die Lieder schwiegen, die Kränze verwelkten; groß war der Schmerz der theilnehmenden Freundschaft, aber nicht hoffnungslos, denn immer noch sprüheten Funken aus diesem erlöschenden Leben. Sie unterhielt nicht selten Freunde vor ihrem Bette mit entzückender Anmuth und oft recht begeisterten Herzensergüssen. Sie sprach stundenlang mit vergleichendem Scharfsinn über den Gang der Zeit, über die fördernden, oder hemmenden Eigenheiten derselben, über Kirchenwesen, Schuleinrichtungen und über die heiligsten Angelegenheiten und Bedürfnisse der Menschheit. Sie schrieb und beantwortete Briefe auf dem Bette. Ein angesehener Geistlicher hatte ihr ein merkwürdiges Schreiben zugesandt, worin er zuerst über seine eigenen körperlichen Uebel und über seinen Seelenschmerz ziemlich weitläufig sich ausläßt; dann aber kommt er auf die Leiden der Herzogin zu sprechen, gibt ihr sein herzliches Bedauern zu erkennen und äußert die philosophisch-theologische Meinung: „Die Welt liege tief im Argen und sey mit einer Masse von Sündhaftigkeit be-

lastet, welche die Langmuth Gottes übersteige und dessen Strafgerechtigkeit aufreize. Nun geschehe es, daß mannichfaltiges Leiden über die bessern Menschen komme, auf daß eine gewisse Expiation zwischen der göttlichen Gerechtigkeit und der sündhaften Welt vermittelt werde. u. s. w." — Hierauf antwortete die verständige, wahrhaft christliche Fürstin dem frommen Mann: „Sie danke ihm von ganzem Herzen für seine Theilnahme an ihrem Krankheitszustande, so wie auch für die vortheilhafte Vorstellung, die er von ihrer moralischen Würdigkeit hege; nur könne sie der Meinung: daß die Leiden guter Menschen, die doch sämmtlich nicht fleckenlos vor Gott erscheinen, zu einer Expiation zwischen der sündhaften Welt und der Gerechtigkeit Gottes dienen, nicht beipflichten. Und wenn dem auch wirklich so sey, so könne doch sie den Trost sich nicht aneignen, zu jenen heiligen Opfern zu gehören. Sie sey sich mancher Fehler und Schwächen, überhaupt ihrer eigenen Sündhaftigkeit innig bewußt und habe Gott nur in tiefster Demuth anzurufen, daß er ihre Mängel und Fehltritte nach seiner Barmherzigkeit ihr vergeben möge. u. s. w."

Sie erhielt einen Besuch von dem würdigen Prediger und Consistorialrath Richter aus Kurland, dessen sie sich sehr freute; sie sprach zu dem willkommenen Manne mit aufgeregter Lebhaftigkeit. Auf die von ihm geäußerte Hoffnung, daß Gott ein so theures Leben, für welches so viel tausend Gebete zu ihm emporstiegen, wahrscheinlich erhalten werde, erwiderte sie, ihr immer noch helles seelenvolles Auge zum Himmel richtend: „Ich bin gefaßt. Kann und soll ich hienieden noch wirken und nützlich seyn, und ist das irdische Daseyn mir selbst noch dienlich, so wird es der Ewige fristen; wenn nicht, sein Wille geschehe! und dann geht mein Geist aus einer schönen Welt zu einer schönern hinüber."

So richtete sich diese kräftige Natur in mancher Stunde vom Niederdruck empor, daß, auf Augenblicke wenigstens, der Sieg der Zerstörung zweifelhaft schien. Doch nahmen im Ganzen ihre Kräfte mehr und mehr ab. Eine dunkle Ahnung bemächtigte sich der um die edle Dulderin trauernden Liebe. Der Dichter Schink spricht die allgemeine Stimmung in folgenden Worten aus, die hier eine Stelle verdienen.

Warum so ernst, o mein Geist, so trüb', als hätte die Freude
Keinen Kranz mehr für Dich? Warum so ernst und so still?
Warum gestaltet sich Dir das Leben zum nebelnden Herbsttag?
Warum ruft die Natur rings nur Verhältniß mir zu?
Wo bist, Löbichau, du mit deinem magischen Liebreiz?
Ach! die Herrin liegt krank; Leben und Anmuth entflohn!
Wie des Genius Nam' mit der verlöschenden Fackel
Rauscht es um mich, — O schirmt, Engel des Lebens, ihr Haupt.

Ihr mattes Daseyn war nun eine sinkende, immer niedriger auflodernde Flamme; doch sprach die Leidende noch am 17. August Abends in ihrem kleinen Schreibkabinette mit einem Freunde von 9 bis gegen 10 Uhr ziemlich lebhaft über die Vertheilung der Schulbücher, über ihre Entwürfe, die Kirche und Schulen betreffend. Dann begab sie sich zur Ruhe, schlief seit Monaten zum erstenmal ungestört die ganze Nacht hindurch, erwachte heiter, fühlte sich erquickt und sandte früh um 8 Uhr hoffnungsvolle Nachrichten ihrer Schwester und der Herzogin von Sagan zu. Bis um 10 Uhr unterhielt sie sich mit einer Freundin in leichten und heitern Gesprächen. Plötzlich kehrt sie das Gesicht nach dem Fenster hin, wendet mit einem Schrei des Entsetzens, als ob eine Schreckensgestalt auf sie eindringe, den Kopf nach der Gegenseite, hüllt ihn in die Kissen, richtet sich heftig wieder empor, die Augen starren. Ein Nervenschlag hatte ihr Leben getroffen. Sie sprach nicht mehr, nur das Bewußtseyn schien in einzelnen Momenten wiederzukehren; dann wendete sie den Blick bald nach der Tochter, bald nach der Schwester; aber das holde Gesicht hatte die Kraft nicht mehr, freundlich zu seyn. Die Aerzte eilten herbei, doch umsonst! Die Lebenshoffnung war verschwunden. Einundvierzig Stunden rang diese herrliche Natur mit der Zerstörung. Die Herzogin von Sagan und die zärtlichste Schwester verließen nur auf Augenblicke der Erholung das Lager der Sterbenden, bis sie am 20. August früh um 4 Uhr entschlief. Sie hatte sechzig Jahre und sechs Monate gelebt, als ihr Auge, welches bis zu den letzten Stunden des irdischen Daseyns, immer lebhaft und sprechend war, im Tode brach. Die Untersuchung des Leichnams fand die Eingeweideverhältnisse unverletzt, unzerrüttet und war daher ge-

nöthigt, die Todesursache in einer Erschöpfung und Auflösung des Nervenlebens zu vermuthen.

Betäubend war die Bestürzung, welche nicht allein die Hausgenossen ergriff, die trostlos weinend und schweigend durch die Zimmer wankten, aus denen der Geist des Lebens entwichen war; sie traf nicht nur die Unterthanen, die den Schutz und die Sorgfalt der edelsten Herrin verloren hatten, sie theilte sich der ganzen Umgegend mit. Die Todesbotschaft erfüllte ihr Vaterland mit trostloser Betrübniß, sie setzte, als sie nach Paris kam, die Gemeinde der evangelischen Kirche, der die edle Fürstin ein Schutzengel gewesen, und den Kreis ihrer Freunde daselbst in die tiefste Trauer. Wer aber schildert den niederwerfenden Schmerz, der die vier Töchter der Hingeschiedenen und die, durch so viel Verluste geliebter Herzen verarmte Schwester und die Brüder überfiel!

So war denn nun hinübergegangen in ihre Heimath die feinste, zarteste Seele, die ein rettender, ein helfender, wohlthuender Schutzgeist für Tausende hienieden gewesen, verstummt waren nun auf immer die sanften Lippen, von denen Worte der Liebe, Worte heiliger Empfindungen geflossen, erloschen die Augen, aus denen wärmende Stralen in jedes Gemüth, das sich ihr genahet, übergegangen. Todesblässe auf der Stirn, wo einst Gedankenhoheit gethronet. Ihr Herz wird aufbewahrt in einer silbernen Kapsel mit der Inschrift:

Wohlwollen schlug in diesem Herzen
Und Zartgefühl für fremde Schmerzen.

Wie eine Sanftschlummernde, mit dem weißen fürstlichen Todtenschmuck angethan, lag die holdselige Gestalt in ihrem Sarge auf dem hohen Trauergerüst. Finster verhangen, mit Kerzen durchschimmert, war die Todtenhalle, in welche sich der Saal der Freude verwandelt hatte. Auf dem Deckel des Sarkophags las man die Worte:

Ihr Geist ging heim in einen hellern Raum,
Hier unten leuchtet noch sein Pfad;
Ihr Daseyn war ein sanfter Morgentraum,
Ihr Leben voll von Engelthat;
Und jede Thräne, die ihr floß,
Es war nur Dank, der sich ergoß.

Am Begräbnißtage zogen Schaaren von Trauernden herbei, um die erstarrten Züge der unvergeßlichen Wohlthäterin der Gegend noch zu sehen. In dem Hain auf der Anhöhe, welche die Hingeschiedene selbst zu ihrer Ruhestätte geweiht hatte, ward ihre Leiche versenkt. Den nächstfolgenden Tag fand man das Grab mit Kränzen geschmückt und die Bäume umher mit Blumengehängen umwunden. Unzählige Thränen des Dankes, der Verehrung und Liebe benetzten die heilige Gruft. Den Sonntag nach der Bestattung wurde die kirchliche Gedächtnißfeier gehalten. — Mit dem wehmuthvollsten Schmerz ergriff die Anwesenden der Anblick der Kirche. Welch ein Wechsel der Scene! Schwarz und dunkel, das Verhängniß andeutend, welches das theure Haupt getroffen, war die Tribune bekleidet, wo die Verewigte, vereint mit der Gemeinde, kurz zuvor unter Blumen ihre Dankopfer dem Lenker menschlicher Schicksale dargebracht hatte. Solche nahe Erinnerung schärft den Schmerz der verwaisten Liebe, die dem Weggange der geliebtesten Seele nachschaut.

Ein liebenswürdiges Daseyn ist an unsern Blicken vorübergegangen, in einer Gestalt, an der die Natur versucht zu haben schien, was sie im Reiche der lieblichen Formen vermöge. Unter einer sanft gewölbten Stirn beseelten ein paar Augen, die ein heller, wohlwollender Geist glänzend verklärte, das, in unerschöpflicher Jugendfülle blühende, holde Gesicht. Zierden desselben waren eine zartgebogene Nase und ein wohlgeformter Mund. Nur wenn sie lebhaft sprach und eine Meinung verfocht, kam etwas Hastigkeit in ihren Vortrag; aber auch dann wich die Grazie nicht von ihr. Immer umfloß das zarte, sanfte Lächeln der Freundlichkeit die Lippen, welche sich nie zum lauten Lachen verzogen. In dem ganzen feinen Bau der äußern Persönlichkeit herrschte ein solches Ebenmaß, welches jede zufällige, unbewußte Bewegung leicht, bequem, anmuthig und voll Liebreiz erscheinen ließ. Ihre Haltung überhaupt, weil sie frei und natürlich aus dem feinsten Gliederverhältnisse hervor-

trat, war ungezwungen und edel; ihr Gang, obwohl etwas eilend, nicht ohne Würde. Reichlich mit Liebreiz von der Natur ausgestattet, hätte sie die Nachhülfe des Putztisches nicht bedurft; sie war der Schmuck ihres Schmuckes. Wohl hatten die Blüte der schönen Gestalt rauhe Stürme des Lebens getroffen, aber den Eindruck ihrer Störungen bedeckten immer wieder nachblühende Maitage, so daß ein an sie gerichtetes Herbstgedicht mit Recht folgende Worte ihr zusingen konnte:

Hingestorben ist das Blumenleben,
Edle, hohe Freundin der Natur;
Einsam flattert noch ein Kranz von Reben
Dir entgegen von der öden Flur;
Alle Spur des Schönen ist vernichtet:
Doch die Schönheit selbst hat sich hinein,
In dein Leben tief hinein geflüchtet,
Um nicht länger auf der Flucht zu seyn.

Bildnisse von ihr sind genug vorhanden, keins, das den Blick, der sie wandeln sah, befriedigt. Am treuesten zeugen von der Huldgestalt zwei Gemälde: das eine von Grassi, welches sie in Lebensgröße als Mutter, mit ihrer jüngsten, dreijährigen Tochter spielend, darstellt; das andere ein Kniestück, wie sie, auf einem Sopha sitzend, den Kopf mit der linken Hand stützt, von einem französischen Künstler. Ihr feines Profil zeigt ein Basrelief in Wachs, welchem die Darstellung auf der, zu ihrem Andenken geprägten Medaille vom Jahre 1813 nachgeformt ist.

In dieser schönen Hülle regte sich ein Geist, den nicht Bücherweisheit, sondern das Leben, der Umgang mit edeln, gebildeten Menschen erzogen hatte. Zu der Zeit, in welche die Jugend unsrer Dorothea fiel, war Geistesbildung in ihrem Vaterlande nicht sehr allgemein, daher sie kein beträchtliches Magazin von Kenntnissen zusammentragen konnte. Desto lebendiger aber stärkten und hoben sich ihre geistigen Kräfte in den Reibungen der Weltverhältnisse, an den Ideen, welche die mißgeborne französische Umwälzung und die politischen Versuche in Polen aufgeregt hatten. Wäre sie geboren worden in einer ruhigern Zeit, in einem, von äußern und innern Erschütterungen minder betroffenen Lande: die

sanfte Seele hätte ohne Zweifel eine andere Richtung gewonnen. So aber war ihr Scharfsinn zu sehr veranlaßt, sich fast ausschließend nur in politischen Schriften und Aufgaben zu üben, daher sie sich denn bescheiden, wie sie war, über andere Geisteswerke, die sie mitunter las, nie ein Urtheil anmaßte. Ihre Phantasie war nicht tief, nicht eindringend, nicht kräftig, aber leicht, lebendig, voll Schönheitssinn, alles mit Zierlichkeit schmückend, was fördernd, ordnend oder einrichtend ihre Hände berührten; es war die Phantasie der unbefangenen Lebensheiterkeit, liebenswürdig, unschuldig, zart, ein spielendes Kind. — Der Witz gehörte nicht zu den besondern Vorzügen ihres Geistes, aber sie freute sich seiner unschuldigen Scherze. Sie liebte das Schauspiel, las dramatische Werke, vorzüglich französische. Ein heiterer französischer, auch wohl deutscher Roman gewährte ihr eine angenehme Unterhaltung. Poesien, als solche, las sie nicht, wofern dieselben nicht etwa durch einen praktischen, sie ansprechenden Inhalt sich ihr empfahlen, und dann hatte an ihrem Beifall die Form keinen Antheil; doch war es ihr recht, wenn bei den, von ihr, oder für sie veranstalteten Festgenüssen die Dichtkunst ihre Würze hinzuthat, oder des Festes Schöpferin selbst war. Ihr sey, sagte sie oft, der Sinn für die Poesie von der Natur versagt, da doch in ihrem reizenden Wesen selbst die Natur gleichsam ein Werk der Poesie dargestellt hatte. Durch die Bedingungen ihrer Verhältnisse und durch den frühern Umgang mit Ausländern war sie von der deutschen Literatur ab- und zu der französischen hingezogen worden. Ihr geistiges Leben schöpfte die frühere Nahrung aus den Schriften Rousseau's, Montesquieu's, Mirabeau's, der Staël, der Genlis und Anderer von verschiedenem Gehalt. Da nahm ihr Geist seine Richtung, da bildete sich ihre Denkkraft, ihr Geschmack. An diesen Vorbildern übte sich die Feinheit, so wie die, dem Gedanken sich anschmiegende Gewandtheit ihres Ausdrucks im Sprechen und Schreiben; daher denn ihre französischen Aufsätze und Briefe vor den deutschen sich vortheilhaft auszeichnen. Ihr Tagebuch ist französisch geschrieben. Auf diesem Wege nun war in ihre Seele ein klares, heiteres, freundliches Leben gekommen, welches nebelnden Vorstellungsarten — mochten sie auch eine fromme Miene zeigen und von dem herrschenden Zeitge-

schmack empfohlen werden — den Zutritt versagte. Doch hatte ihre Leichtigkeit in Gedanken und Form nichts von der Leichtfertigkeit in sich aufgenommen, vermittelst welcher manche Schriftsteller sich mit dem Gegenstande ihrer Betrachtung abzufinden wissen; denn die auf dem Gebiete französischer Literatur* gesammelten Erwerbungen trafen in ihrer Seele eine Würde ursprünglich ernster Gesinnungen an. Und so entwickelte sich, durch Schicksale immer mehr gereift und gestärkt, jene anziehende, freundlich ernste Natur, welche wir im Verfolg ihres Lebens erscheinen sahn. Rein und klar mußte ihrem prüfenden Verstande sich zeigen, was ihres Beifalls gewärtig seyn wollte. Was ihren hellen, reinen Sinn nicht ansprach, da ging sie stillschweigend vorüber. Die leise Hinneigung zum Aberglauben, die sie offen eingestand, war ein Spiel, kein Geschäft ihres Geistes; sie wußte, was sie davon zu halten hatte. Auch bezog sich dieses Spiel durchaus nur auf Gegenstände des Weltlebens, auf Dinge der Zukunst, die gefürchtet oder gewünscht wurden. Aber fern blieb es von dem Heiligthum des Gemüths, wo ihr frommer Sinn seinen stillen Gottesdienst hielt; da war es hell, da waltete die Vernunft. Hier dürfen wir wohl eine Schilderung einfügen, welche die edle Fürstin von sich selbst macht. An den Chevalier de Bray, den Verfasser einer Geschichte Lieflands, in welcher huldigend ihrer Person gedacht wird, schreibt sie:

Vous avez bien voulu faire mention de moi, je trouve que Votre amitié s'est plû à me donner une place trop élevée parmi les femmes, qui se sont distinguées par leur esprit et leurs écrits. Je ne me trouve pas deplacée dans une société de gens d'esprit, car j'aime à les écouter et à m'instruire; mais ce qui me distingue peut-être, c'est cette bienveillance générale qui fait le fond de mon caractère et le devouement constant pour mes amis. J'ai encore un sentiment bien prononcée pour tout ce qui est juste, une tolérance généreuse qui tient un peu de la fierté,

et une humilité chrétienne inspirée par l'evangile, telle que notre sauveur nous en a donné l'exemple: c'est cette religion douce et eclairée, que je tâche de professer. Voilà, mon digne ami, comme je suis, et s'il vous arrive de parler de moi, vous pouvez sans risquer de donner une opinion trop favorable de mes moyens, attester que j'aime à faire le bien tant que je puis.

Licht und Recht war das Schiboleth, welches sich in ihrer ganzen Denk- und Handlungsweise aussprach und ihrem Blick in das Welt- und Menschenleben seine Richtung gab. Dieser Blick hatte freilich mehr im Großen, Allgemeinen, als im Einzelnen, worin sie häufige Mißgriffe that, eine bedeutende Schärfe und Geübtheit erlangt. Die französische Staatsumwälzung, die mit kathedralischen Redeübungen die Welt betäubte, dies Erzeugniß des Egoismus und der Eitelkeit, welches auch sie anfangs begeistert hatte, durchschaute sie bald, eh noch die Thorheiten und Grausamkeiten, diese würdige Nachkommenschaft solcher Eltern, vollständig an das Licht traten. Sie trug nun ihre höchste Begeisterung, ihre seligen, auf Völkerglück und Gemeinwohl sich beziehenden Erwartungen eifrig und dauernd auf den Mann über, der mit herkulischer Kraft das Ungeheuer getödtet, der die Blutregierung darniedergeworfen hatte, und, wie sie seine Thaten und Worte verstand, der Welt ein Zeitalter der Gerechtigkeit und des Friedens verhieß; der Beruf war ja so erhaben und die Kraft dazu seinen Händen vertraut. Sie trug ein hohes Ideal veredelter Menschheit in der Brust, dessen Verwirklichung sie mit heißer Sehnsucht entgegen sah.

Denn neben dem hellen Geist und über ihr waltete in ihrer Seele ein wohlwollendes Gemüth, wo die Weihe der Religion eine sanfte Stätte, eine ausgezeichnete Naturanlage fand, welche schon die ersten kindlichen Gefühle für fremdes Wohl und Weh erwärmte und die kleine Hand in Bewegung setzte zum Wohlthun, wenn sie auch nichts, als eine Liebkosung, zu geben hatte. Ihre Religion war das geläuterte, von allen leeren, zerstreuenden

Beiwerken befreite Christenthum, der reine, ernste Protestantismus. Das Christenthum, in welchem sich ihre Gefühle bewegten, war nicht ein geschlossener Kreis, sondern eine Bahn, die zum Fortschreiten auffodert; eine Bahn, auf der der Wanderer mehr und mehr die niederen Beweggründe seiner Handlungen von sich thut und dem Höhern zustrebt. Eine solche Auffassung der Christusreligion hatte ihr ganzes Wesen ergriffen und durchdrungen, und dies gab ihrem protestantischen Lehrbegriff jene erleuchtete Ueberzeugung und Unverrückbarkeit, mit welcher sie dieses heilige Kleinod ihres Herzens festhielt und trotz allen Versuchen, die in Paris gemacht wurden, sie einem andern Glaubensbekenntnisse zuzuführen, sich selbst treu blieb. Ihre Religion war Sache der Vernunft und des Gefühls. Letzteres zeichnete zwar weder durch Stärke, noch Tiefe sich aus; dahingegen war es nie heftig, immer gehalten und sanft, leicht erregt, umfassend, innig, unterstützt durch einen redlichen Willen. Ein solches Verhältniß der Gemüthskräfte brachte in ihrem innern Leben das Gleichgewicht, die Ruhe hervor, die auf ihre äußere Erscheinung das vollendende Licht warf und ihrer Persönlichkeit den hohen Reiz verlieh, der unwiderstehlich die Herzen gewann und selbst feindliche Gesinnungen versöhnte. Personen, die mit Vorurtheilen gegen sie zu ihr traten, gingen begeistert als ihre innigsten Verehrer von ihr. Jenes Gleichgewicht war die Grundlage ihrer sittlichen Eigenschaften, da schöpfte sie die Geduld mit den Gebrechen und Schwächen Anderer. Sie vertheidigte, entschuldigte fremde Fehler, und wo sie das nicht konnte, da schwieg sie. Und so war sie weit entfernt, irgend eine Verleumdung von sich ausgehen zu lassen, oder fortzuflanzen, wenn sie zu ihr gelangte. Das sanfte Gefühl, welches einer unangenehmen, nachtragenden Empfindung nicht Raum, noch weniger Dauer gestattete, war der Grund ihrer stets bereitwilligen Versöhnlichkeit, die aber, wie alle ihre sittlichen Eigenschaften, der Religion ihre Kraft, ihre Freudigkeit und höhere Bedeutung verdankte.

Ohne Zweifel ist manches harte Urtheil über sie zu ihr gekommen; denn es gibt immer dienstfertige Seelen, die durch mitgetheilte Kunde dem Freunde zu dem ihm zugedachten Schlage verhelfen, der ohne jene Kunde vorbeigefallen wäre.

Aber die Herzogin ließ sich durch aufgeregten Unwillen nicht abhalten, einem Uebelgesinnten, der ihre Person angegriffen, durch Wohlthaten, Dienstleistungen und Gefälligkeiten entgegen zu kommen. Und hierin war durchaus nichts Gesuchtes. So wie sie keine fremde Persönlichkeit beneidete, so nahm sie auch nie etwas Fremdartiges in sich auf; daher die Wahrheit ihres Lebens, die durchgeführte Natürlichkeit in ihrem ganzen Thun und Seyn. So wie sie ihre Fehler und Schwächen nicht verhüllte, so verschwiegen war sie bei ihren verdienstlichen Werken. In solchem Charakter der Wahrheit zeichnete ihre Sanftmuth sich aus. Mit dieser sittlichen Eigenschaft hat es dieselbe Bewandtniß, wie mit der wahren Empfindsamkeit, die vor dem Blick des Beobachters erröthend zurücktritt, dahingegen die falsche — der Wahrnehmung nachschleicht; sie läßt in der offenen Gesellschaft wohlklingende Worte der Leutseligkeit, im verborgenen häuslichen Kreise aber ganz andere Töne vernehmen. Die Herzogin blieb immer sich gleich, immer sie selbst in der Gesellschaft, wie im häuslichen Leben, wo sie die sanfteste, freigebigste Herrin, gegen ihre Dienerschaft fast bis zur Uebertreibung nachsichtig war. Doch in der weichen weiblichen Milde, welche den Zutritt zu ihrer Person so leicht machte, und selbst in ihrer vertraulichsten Leutseligkeit verleugnete sich nie das Wesen der fürstlichen Frau. In dieser Haltung lag das Geheimniß des Zaubers, der sie umgab; daher denn auch ihre Herablassung, frei von aller egoistischen Berechnung, rein, wie sie aus der natürlichen Zartheit ihres Gefühls hervorging, nie etwas Demüthigendes für denjenigen hatte, den sie mit ihrer Aufmerksamkeit erfreute. Wer ihre Zuneigung besaß, war ihrer Gesinnungen sicher. Wäre sie in der Hingebung ihres Herzens so besonnen, so vorsichtig, so weise gewesen, als sie in der Freundschaft zuverlässig und treu war: sie würde manchem harten Urtheile, mancher Verleumdung entgangen seyn; aber die unwiderstehliche Neigung, Freude zu machen und wohlzuthun, hat ihre so häufigen Fehlgriffe dieser Art zu verantworten. Eben diese Bewandtniß hatte es mit ihrer Wohlthätigkeit; diese war unerschöpflich und so mächtig, daß sie manches bedeutende Opfer selbst dem Putztisch entrang, der doch keineswegs ein vernachläßigter Altar ihrer Neigungen war; nur machte sie von den, in jenem Betracht ihr zu

Gebote stehenden Kräften nicht immer einen tadelfreien Gebrauch. Trotz der warnenden Mißbilligung edler Freunde, konnte sie es nicht über sich gewinnen, unbescheidene, zudringliche Foderungen und Zumuthungen abzuweisen. Was vor so vielen fürstlichen Personen sie auszeichnete, das war der Muth, mit welchem sie den Tadel ertrug, sie, welche das Schicksal aus dem Privatstande emporgehoben zu der Höhe, wo die Schmeichelei zur Hausgenossenschaft gehört. Ihr besseres Selbst war dem Loose der Menschlichkeit unterworfen, es hatte mit Schwächen zu kämpfen; aber leuchten nicht neben den Schattenstellen schöne Denkmale einer edeln Natur? Ist es Schmeichelei, wenn ein Gedicht von ihr sagt?

Fern vom Hofgetümmel,
Fern vom Prunkgemach,
Leuchtet' ihr ein Himmel
Schöner Thaten nach!

Und diese Edle, bei der das Würdige so hoch ihre Mängel überragt, wurde verkannt? — Ihr besseres Selbst, welches in der tiefen Stille der Gesinnungen wohnte und dem Zeitungslobe so geflissentlich auswich, war von den Verhältnissen ihrer Stellung so überwachsen, daß eine bestimmte Nähe, eine gewisse Vertraulichkeit erfoderlich war, ihren vollen Werth zu erkennen. Doch wenn Volksstimme Gottes Stimme ist, so hat sich ein erhabenes Zeugniß für sie bei ihrem Dahinscheiden in der allgemeinen Trauer und in den Nachrufen der Verehrung ausgesprochen. Die erste Nachricht ihres Todes in der leipziger Zeitung sagt von ihr: „Mit ihr versiegte ein irdisches Daseyn, welches, gleich einer erquickenden, wohlthätigen Quelle, sich durch alle Verhältnisse ergoß, die näher oder entfernter von ihrem Wandel berührt wurden. Das zarteste Wohlwollen, die reichste Menschenliebe waren die Grundlage ihrer Handlungsweise, und so erwarb sie sich die unerschütterliche Anhänglichkeit derer, die mit ihr in irgend einer Beziehung standen; und selbst gegen Verkenner ihres Werths, wenn es deren gab, regte sich in ihrer Seele nichts, als das sanfte Gefühl einer gern und leicht verzeihenden Sinnesart, die, als eine edlere Naturgabe, durch die Kraft der Religion gestärkt, geheiligt und zur Höhe der Vollendung

war erhoben worden. Aber in den Segnungen der Wohlthätigkeit, welche sie mit sinnigem Geist und schonender Zartheit um sich verbreitete, fand sie ihre höchste Beseligung. Nicht oft hat eine fürstliche Seele eine so schöne Krone von Edelthaten ihrem Diadem zugefügt, als sie." — Diesen Worten schließt der Nachruf eines einfachen Landmannes der löbichauer Gemeinde sich an, den er im Namen seiner sämmtlichen verwaisten Genossenschaft folgendermaßen ausdrückt:

Ach, wir haben eine große Frau begraben, doch uns war sie mehr!

So tönte es laut vom bekränzten Grabeshügel, so klagen wir, die wir das Glück hatten, Unterthanen der Herrlichen zu seyn. Ach mit mütterlichem Herzen sorgte sie für unser Wohl; Kirche und Schule, herrlich begründet und begabt, sind ihr Werk; und jeder von uns suchte durch moralisches Besserwerden den Wunsch der hohen Verewigten zu erfüllen, den sie bei einer milden Stiftung der neuen Schule und deren Hause äußerte, und wo ihre Unterthanen mit gerührtem Herzen ihr dankten: werdet gute und fromme Menschen und dann fühle ich mich belohnt. Schöne Worte einer Herrschaft, einer Fürstin zu ihren Unterthanen, würdig der Nachahmung, würdig der Befolgung. Und ob sie uns schon zu früh entrissen ward, so wird sie ewig leben in unsern Herzen, und ihr Leben glänzt, wie eine gute That. Mit dankgerührtem Herzen legen wir dies Blümchen auf ihr Grab. — Das folgende Gedicht nämlich, welches die Empfindungen und Gesinnungen der Unterthanen einfach und treffend ausspricht:

Die Hohe, welche die Unsre wir nannten,
Sie wandelt und wirket nun nicht mehr hier.
Was war sie uns allen! und wir erkannten
Den segnenden Engel des Herrn in ihr;
Sie brachte so huldvoll auf unsere Fluren
Ein irdisches Paradies herab.
Ach! weinend suchen wir nun ihre Spuren,
Und alle führen uns an ihr Grab.
Die Spuren alle! sie offenbaren,
Wie milde sie war, wie menschlich und hold,
Und was sie gethan und was sie gewollt,

Sie sagen uns alle, wie glücklich wir waren.
Wir schauen nach unserm Tempel dahin,
Wo jegliches Herz ihr Anblick entzückte,
Als sie mit himmelvollem Sinn
Den heiligen Altar des Ewigen schmückte.
Noch sehen wir, wie sie, von Andacht entglüht,
Da stand in Gottes Heiligthume,
Fürwahr schon hier eine himmlische Blume,
Die auf den Fluren des Himmels nun blüht!
Wir hören die heiligen Lieder der Jugend
In unserm Tempel erschallen — und tief,
Tief fühlen die Herzen die Sitte der Tugend,
Zu der sie, wie Christus, die Kinder berief.
Doch ach! der Hain, worin die Freude gewaltet,
Ihr Fußtritt wird nun nicht mehr ihn weihn!
Er hat ja traurig sich umgestaltet
Zu einem ernsten Todtenhain!
Da ist ihr Grab! Ihr Lüfte weht gelinder
Weh't heilig um dieses geheiligte Grab!
Bekränzt es mit Blumen, ihr unsre Kinder!
Wir beten ihren Geist auf euch herab.
Da schlummert sie. Sie schlaf' in Gottes Frieden!
Kein wilder Laut entweihe diesen Hain!
Sie ist nicht gänzlich von uns geschieden,
Ihr Sinn wird immerbar mit uns seyn.
Zur Feierzeit im Abendschimmer,
Wann nächtliche Lüfte den Hügel umwehn,
Dann wird unsre Wallfahrt für immer und immer
Zu ihrer Schlummerstätte gehn!

Von der Wahrheit dieser Worte, welche die Gesinnungen der löbichauer Unterthanen gegen ihre verlorene Herrin ausdrücken, zeugt noch bedeutender ein Vorfall, der vier Monate nach dem Tode der Unvergeßlichen die Gebäude des Gutes, sammt dem Dorfe, in Asche zu legen drohte. Eine Feuersbrunst hatte die Scheuern ergriffen, die vermittelst der Pachterwohnung mit dem Schlosse in Verbindung standen. Kaum daß die Kunde davon erscholl, so eilten die Einwohner zur Rettung herbei. Die Flamme leuchtete furchtbar roth die Fenster des Zimmers an, wo die Hochgeliebte gewaltet und im Tode geschlummert hatte. Alle riefen: „das Schloß unsrer

Herzogin, unsrer Mutter, muß gerettet werden! wir setzen unser Leben daran!" Viele trotzten wirklich der offenbarsten Lebensgefahr. Das Schloß wurde gerettet. — Aber auch der Frevel hatte sich herbei geschlichen und bedeutende Entwendungen an den Sachen des unglücklichen Pachters verübt. Der würdige Geistliche hielt den Tag nachher die gewöhnliche Brandpredigt. Er erwähnte darin des begangenen Diebstahls, rufte das Andenken der verklärten Herrin zurück, die so reichlich den Samen der Tugend unter ihre Unterthanen ausgestreuet. Den folgenden Morgen fand der Pachter die entwendeten Sachen vor seiner Thür. Edles Leben, für welches eine solche Nachwirkung spricht und Stimmen zeugen von nah und fern!

Schink in seiner Gedächtnißfeier sagt:

„Ach! was sie noch Großes und Edles thun wollte, ist für uns dahin. Wie reich war ihr Geist an diesem schönen Willen! wie lebendig, wie thätig dieser Wille zur Ausübung! Dieser Geist, so vielseitig schon veredelt, welcher höheren Vollendung reifte er täglich entgegen. Immer mehr aus dem geräuschvollen Leben in eine stille, ländliche Einsamkeit zurückgezogen, immer enger einen kleinen Kreis geprüfter und auserkorener Menschen um sich vereinend, immer inniger und gemüthvoller zu dem empor gerichtet, was noch über dem Grabe unser Antheil bleibt: welch ein Daseyn hätte er noch ihr und ihren Erwählten zubereitet! Ein Gottesreich der schönsten Menschenblüte!" —

„O ihr, die ihr nicht Zeugen dieser immer fortschreitenden Veredelung waret, nennt, was ich hier niederschrieb, nicht der Schmeichelei nichtiges Weihrauchopfer, nicht inhaltleeren Dichterschmuck! Die Wahrheit bekenne ich, meines Herzens lebendigste Ueberzeugung spreche ich aus. Und ihr, die ihr nahe waret in diesem Streben nach Recht, nach Wahrheit und Licht, die ihr sahet, wie sie strebte, zeihet mich der Lüge, wenn ich zu ihr mich erniedrigte!" — In der Leichenpredigt, die der Prediger Pleißner der Verewigten in der löbichauer Pfarrkirche zu Groß-Stechau gehalten, heißt es:

„Der ihr inwohnende christliche Geist war es, der sie unter ihren Standesgenossen so ungemein auszeichnete, ihr von jedem großen und kleinen Gemeinwesen

und Vereine, sie heißen Staat, oder Bürgerschaft oder Familie, die höhern, edlern Ansichten gab; dieser christliche Geist war es, der ihrem Gemüthe jene Zartheit, ihrem Herzen jene Weisheit und Güte einhauchte, ihrem ganzen Wesen jene Milde und menschenfreundliche Anmuth verlieh, und diese schöne Eigenthümlichkeit durch einen, auf das Wahre und Gute gerichteten und darin befestigten, regen Willen unterstützte." — Und welche Erscheinungen gingen nun aus dieser Seele hervor, die unter dem Einflusse einer geläuterten Religion stand und von dem herrlichen Geiste des Christenthums bewegt und regiert wird.

Ein anderer Geistlicher, der Superintendent, Dr. Schuderoff, in Ronneburg, unaufgefodert durch irgend einen Beruf, einzig durch seines Herzens Bedürfniß getrieben, sagt von der Verewigten:

„Wir verloren sie, die stets an sich bessernde, fein und zartfühlende, menschliche Verhältnisse richtig würdigende, und selbst bei erfahrenen Kränkungen lieber still leidende, als sie feindselig erwidernde, herrliche Frau, als sie das Gediegene von Ungehaltigem scheiden, und Flitterglanz von reinem Golde hatte sondern lernen. Und was ihren Ruhm vollendet: wir verloren in ihr eine freisinnige, aller Verfinsterung abholde, allen Versuchen, sie in ihren religiösen Ueberzeugungen wankend zu machen, kräftig widerstrebende, gegen Gewissenszwang durch Wort und That kräftig protestirende, alle aufgeklärten Männer wahrhaft und die edlern unter ihnen vorzüglich hochschätzende und selbst im Auslande das Heil der evangelischen Kirche mit nicht geringen Aufopferungen fördernde Fürstin und Frau." —

Die kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst, deren Ehrenmitglied die Verewigte war, weihete dem Andenken dieser edelsten Tochter ihres Vaterlandes, dessen letzte Herzogin sie gewesen, eine Gedächtnißfeier, bei welcher der Prediger und Professor Cruse eine Vorlesung hielt, aus welcher wir folgende Stelle ausheben.

„Ihr Leben hat dadurch einen hohen, sittlichen Werth, daß es beweiset, woran bei dem gewöhnlichen Treiben der meisten Menschenleben so schwer zu glauben ist, wie es nicht unmöglich sey, sich unter den Begünstigungen des Glückes von den Fehlern frei zu erhalten,

welche davon unzertrennlich scheinen: in Ehren zu steigen, ohne die minder Emporgehobenen minder zu achten; in der Fülle der Glücksgüter zu leben, ohne die Güter mehr zu lieben, denn den wohlthuenden, erfreuenden Gebrauch, der sich davon machen läßt; sich von Huldigungen umgeben zu sehen, die auch dem Stolzen schmeichelhaft seyn und den Hochmüthigen befriedigen konnten, ohne zu vergessen, daß solche Huldigungen nur Auffoderungen sind, sich der Huldigung der Würdigen werth zu machen und zu erhalten, und so aus dem, was gemeine Naturen vergiftet, den Stoff zu eigner Veredelung zu saugen." —

In einem Artikel des Conversations-Lexicons schildert der Professor Hasse die Verklärte mit wenigen, aber treffenden Zügen: „Die verwittwete Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Kurland", heißt es daselbst, „eine der Zierden ihres Geschlechts und Standes, verdient eben so sehr die Achtung ihrer Zeitgenossen wegen ihrer ausgezeichneten, in Leben und That übergegangenen, höhern, geistigen Bildung, als sie sich durch Anmuth, Humanität und Wohlthun in einem sechzigjährigen Leben die Liebe und Verehrung ihrer Umgebungen erworben hat. Ihr öffentliches, von manchem Sturm bewegtes Leben in Mitau und Warschau, wo sie durch die verschlungensten Windungen politischer Verhältnisse großherzig und mild vermittelnd hindurch ging, gehört in die Geschichte Kurlands, dessen Bewohnern der Name ihrer guten, geist- und anmuthvollen — letzten Herzogin unvergessen ist." —

Zu Paris wurde in der evangelischen Gemeinde vor einer großen Versammlung ihrem Andenken eine würdige kirchliche Todtenfeier gehalten. Der Prediger Göpp, durchdrungen von dem Werthe einer so seltenen Erscheinung hienieden, sprach begeisterte Worte. Seiner Rede fügte er in dem Abdrucke folgende deutsche Elegie bei:

Wie, wenn ein finstres Gewölk, mit des Himmels Donnern belastet,
Immer drohender sich und schwärzer und tiefer herabsenkt,
Sich kein Lüftchen regt und des Feldes Blume verdorret,
Wie dann zagend der Mensch mit gefaltenen Händen vor Gott steht,
Banger Ahnungen voll, bebend der nahen Gefahr.

Also standen wir, so Tausende, flehend um Schonung
Für ein theueres Haupt, als des Todes Schrecken ihm drohten,
Dorothea, für Dich, die segnend wirkende Fürstin.
Und wir schienen erhört, entfernt das schwarze Verhängniß,
Und schon stiegen des Danks jauchzende Lieder empor.

Aber ein Andres beschloß der Völker und Fürsten Gebieter,
Ach! ein Andres dein Rath, der endlichen Menschen Verhüllte.
Sieh, es nahet der Sturm, es heulen die Winde, der Staub fliegt
Thürmend in Säulen empor und mischt mit dem schwarzen Gewölk' sich,
Unter des Donners Geroll schimmert der tödtende Blitz.

Sollen wir murren, wenn nun das Gefürchtete schmerzlich hereinbricht?
Wenn er trifft, wenn er zündet der Blitz, das geliebtere Haupt fällt?
Murren, daß nicht in des Frühlings Hauch, in der Blumen Erwachen,
Nicht im freudigen Leben allein; daß in Wettern der Herr auch,
Daß er im welken Kranz herbstlicher Wandlungen spricht?

Nein, nicht murren wir, Gott, nicht tadeln wir deine Gerichte;
Gut ist, was du verhängst, und Lieb' ist dein heiliges Walten.
Aber wenn von den Kindern die schützende Mutter du abrufst,
Wenn du dem Schwachen den Stab, den Retter dem Sinkenden wegnimmst,
Zürnst du, Vater, wenn dann klagt das verwaisete Herz?

O sie war, du weißt es, war Tausenden Mutter und Stütze;
Die wir beweinen, sie ging ein liebender Engel auf Erden.
Gleich dem erquickenden Thau, der auf düsternde Fluren herabfällt,
Gleich dem lieblichen Tag, wenn er roth in Osten heraufsteigt,
Brachte sie, wo sie erschien, Freude, Vertrauen und Trost.

Treffend würdigte sie die geselligen Pflichten und Rechte:
Nur was ihr heller Verstand als wahr erkannte, dem Herzen,
Voll des reinsten Gefühls, als menschenbeglückend sich darbot,
Dafür eifert' ihr Geist und nicht für unwürdige Zwecke,
Wie sie listig der Stolz, wie sie die Selbstsucht ersann.

Und in der schwankenden Zeit, wie stand sie gegründet im Glauben,
Jenem, den Christus verlangt, gestützt auf Licht und in Liebe
Thätig! Wie war sie bemüht durch Wort ihn und That zu verbreiten!
Zürnend der frevelnden Hand, die dies köstliche Kleinod dem Menschen
Rauben möchte, dafür Wahn ihm und Irrthum nur beut.

Aber verstummt ist der Mund, der die Wahrheit kräftig bezeugte,
Starr die Hand, die so oft sich und mild zum Wohlthun geöffnet,
Ach! und erloschen das Auge voll Huld. O weinet, ihr dürft es,
All' ihr, denen sie hold war, obwohl nicht Thränen sie wecken,
Weint, o weinet ihr Dank! Wer denn verdient ihn, wie sie?

Aber, indem auf den Staub die schmerzliche Thräne herabfällt,
Wendet den trauernden Blick, wohin sie voranging, zum Himmel!
Denket des glänzenden Lohns, zu dem sie hoffend emporsah,
Den sie kämpfend errang, und mildert die rinnende Zähre!
Ach! wir klagen, und sie feiert den schönsten Triumph.

So stehen nun gleichsam um die Urne der Verewigten versammelt die unverwerflichen Zeugen ihres Wandels hienieden. Aber auch fremde Stimmen, von keiner nähern Berührung veranlaßt, klingen in jene Feiertöne hinein. Auf dem Sarge der ausgestellten Leiche fand man von unbekannter Hand dieses kleine Gedicht niedergelegt:

Wer hat den schwarzen Sargesgrund
Mit köstlichen Perlen übersä't?

Das sind die Thränen heißen Danks,
Den Augen Geretteter entströmt.
Engel faßten sie auf.

Das neue Lichtgewand, das nun
Den werdenden Engel zieren wird,
Herrlich schmücken sie es.

Im Karlsbade wurde ein Fremder bei dem Anblick der Denkmale, die dort von der Unvergeßlichen sprechen, mächtig ergriffen. Er sang:

Was ist's, das durch die zitternden Espen bebt?
Ist's Geisterlispeln? Heiliger Schauer füllt
Des Wallers Seele; seine Blicke
Sehen den Marmor der Schwesternliebe.

Und um ihn glänzt ein helleres Sphärenlicht,
Und es verkündet: „Die du auf Erden suchst,
„Sie ging zu schönern Himmelsfreuden,
„Weilt, wo die Engel des Urlichts wohnen,

„Und bei Luisen, welche der Brennen Land
„Als seines Volkes waltenden Schutzgeist ehrt,
„Weilt Dorothea, Kurlands Huldin,
„Edel und gut, wo sie immer wallte.

„In ihren Locken schimmert ein Diadem,
„Daß Engel webten, seine Juwelen sind
„Edelthaten, die ihr folgen,
„Thränen des Danks und der Liebe Thränen." —

Hier in des Haines schweigendem Heiligthum
Nennt ihren Namen freundlich der Marmorstein. —
Laßt ihn verwittern, ihre Thaten
Werden von Lippe zu Lippe tönen!

So lange Karlsbads Brunnen durch Götterhuld
Ein Heilquell für die leidende Menschheit ist,
So lange heiß sein Sprudel aufbraust,
Kühlend die Borne des Eisens perlen:

Wird, was Sie schuf, ihr lachendes Eden hier
In Sagen grünen, wird Dorotheensau
Ein Tempel seyn, und frommer Dichter
Heilige Lieder in ihm verhallen.

Endlich hat Neukomm, ein würdiger Schüler Haydns, durch die Musikbegleitung eines dem Gedächtniß der Verewigten gewidmeten Gedichtes, der Ostermorgen genannt, seine Empfindungen für die verklärte Dorothea in wehmuthvollen Tönen ausgedrückt.

Ihr Grab ist fort und fort bekränzt, und jährlich feiern an dieser heiligen Stätte die löbichauer Unterthanen das Andenken ihrer verewigten Herrin mit Rede und

Gesang und mit Gesprächen von ihr. Die jungen Mädchen weihen den Tag ihrer ersten Abendmahlsfeier mit frischer Bekränzung der theuern Gruft ihrer verewigten mütterlichen Freundin, der sie ein veredeltes geistiges Leben verdanken: sie schmücken die Bäume umher mit Blumengehängen und heiligen dort ihre frommen Gelübde.

In ihrem Vaterlande wird einst ein Marmordenkmal *) der Nachwelt den Namen Dorothea nennen und mit diesem Namen ein Gefolge großer Erinnerungen wecken.

Noch bis heute wird das Grab der verewigten Herzogin Dorothea in dem Haine, der noch zwei andere Todtenhügel beschattet, von Wanderern der Umgegend und selbst von Vorbeireisenden besucht; dieses veranlaßte das Gedicht: „der Ostermorgen", welches hier in der Beilage seine Stelle finden mag.

Der Ostermorgen.

Dem Andenken der verstorbenen Herzogin Dorothea gewidmet.

Heilig weht es in den Hainen!
Unser Osterfest erwacht!
Seines Tages Lichterscheinen
Kämpft noch mit dem Geist der Nacht.
Helle Morgensterne stralen
Nieder in das dunkle Leben,
Unsern Sinn aus Pilgerthalen
Zu der Heimath zu erheben.

*) Dieses von der kurländischen Ritterschaft ihrer letzten Herzogin gewidmete Denkmal ist für die Hauptkirche in Mitau bestimmt und wird von dem kurländischen Künstler Gaunitz in Rom verfertiget.

Bebt's nicht, wie von Weltgewittern,
Durch die weite Stralenflur?
Weihevolle Schauer zittern
Durch die schweigende Natur.
Als noch unser Fest verborgen,
Tief mit Nachtduft lag umschleiert,
Hat den großen Ostermorgen
Schon die Sternenwelt gefeiert.

Morgenwinde, wehet milder!
Unser Ostertag begann!
Weht die Auferstehungsbilder,
Weht die Grabesblumen an!
Leise Engelstimmen riefen:
Und aus dunkeln Todesbanden
Sind die Keime, so da schliefen,
Freudig blühend auferstanden.

Auferstehung! Blumen schmücken
Dir zum Tempel ihre Flur!
Auferstehung! Dein Entzücken
Schlägt im Pulse der Natur!
Fern von unsern Todtenmahlen,
Dort, wo tausend, tausend Sonnen
Durch das Weltgewölbe stralen,
Jauchzen Auferstehungwonnen.

Doch der Sehnsucht Thränen fallen,
Wunden Herzen wohlzuthun.
Laßt uns zu den Gräbern wallen,
Wo geliebte Herzen ruhn!
Die da sind im Herrn entschlafen,
O die Todten sind geborgen!
Heilig grüßt den Friedenshafen
Ihrer Ruh' der Ostermorgen.

Weihe sich denn Sinn und Wille!
Fühlt euch, Brüder, fromm und gut!
Seht, wir nahn uns hier der Stille,
Die um Todtenmahle ruht!
Weg! hinweg mit jedem Bilde
Eiteln Sinns aus diesen Räumen!
Uns umfangen die Gefilde,
Wo die Saaten Gottes keimen.

Eine Morgensonne schauet
Still und mild auf jedes Grab,
Das ein Himmel Nachts bethauet,
Wie Unsterblichkeit, herab.
Denen, die sich müde quälten,
Sind die Gräber roth beschienen,
Wie den Schwachen, die da fehlten;
Gottes Fried' ist auch mit ihnen.

Laßt die Hügel uns umwandern!
Hier ist eine stille Welt;
Keiner dränget hier den Andern;
Friede weiht das Todtenfeld,
Heiligt diese Schlummerstätten,
Daß, wenn Kraft und Freude schwinden,
Stille, kühle Ruhebetten
Müde, matte Pilger finden.

Heller schimmert's in den Lüften
Auf das Todtenfeld herab.
Forschet, suchet bei den Grüften
Jeder das, ihm theure, Grab,
Frische Blumen drauf zu schütten!
Schmückt umher den Raum zum Garten!
Ehret so die letzten Hütten,
Die uns allesammt erwarten!

Säusle du mit weicherm Flügel,
Wie ein Liebeshauch, o Luft,
Ueber diesem jüngsten Hügel
Einer vielbeweinten Gruft!
Hier hat Ruh' ein Herz gefunden,
Ruh' vor schnöder Weltbeschwerde;
O, das Brennen tiefer Wunden
Kühlt und heilt die frische Erde.

Friede nun der weichen Seele,
Deren Hülle da zerfällt!
Abgethan sind ihre Fehle,
Dieser Reisestaub der Welt.
Von des Lichtreichs hellem Throne
Kam in rauhen Erdenwegen,
Mit dem Ueberwinderlohne,
Gottes Engel ihr entgegen.

Harten Kampf hat sie gestritten —
Ach! wer mag dem Kampf entfliehn? —
Viel getragen, viel gelitten,
Viel Verschuldung hier verziehn!
Friedsam ging ihr frommer Glaube
Zum Gericht der Thatenkrönung;
Viel Versöhnung hier im Staube
Findet dort auch viel Versöhnung.

Erdenfreuden, Erdensorgen
Deckt ein wenig Rasen zu.
Die da schlafen, weckt kein Morgen,
Aus den Tiefen ihrer Ruh.
O! sie ruhn, die stillen Schaaren
Alle, die das Leben trugen!
O! sie ruhn, die mit uns waren,
Deren Herzen für uns schlugen!

Lasset uns den Blick erheben!
Wende sich der Geist nach dort!
Sing' es, Festgesang! Wir leben
In den Engelseelen fort,
Die aus unsern Armen schieden,
Nicht aus unsern Herzen schwanden;
Selbst ihr Sterbliches hienieden
Ist in Blumen auferstanden.

Auferstehn in neuem Boden,
O, wie das die Gruft erhellt!
Troz den tausendfachen Todten
Kennt kein Todtseyn Gottes Welt.
Auferstehn! ja deine Feier
Stralt herüber von den Auen,
Wo erhab'ne Seelen freier
In des Lebens Tiefen schauen.

Fleug auf Schwingen heil'ger Lüfte,
Fleug, begeistert und geweiht,
Um die Sabbathruh der Grüfte,
Hymnus der Unsterblichkeit!
Rüste dich, empor zu schweben!
Droben tönt's in Engelchören:
Alle Seelen werden leben,
Werden Gottes Stimme hören.

Preis und Ehre sey dem Geber
Alles Lebens! Brüder, preist
Ihn, der, troz der Nacht der Gräber,
Licht und Leben uns verheißt!
Sänger, weiht ihm Harfentöne!
Weiht sie zu erhabnen Psalmen!
Singt ihm, wie des Lichtes Söhne
Ihn lobpreisen, unter Palmen!

Auf! Triumphgesang, erschalle!
Ruf' es hin durch Nacht und Graun!
Unser Vorbild lebt, und Alle
Werden seinen Himmel schaun!
Triumphire, Christenglaube!
Alle Seelen sind geborgen!
Allen Pilgern hier im Staube,
Allen stralt ein Ostermorgen!

Maria Antoinette Josepha Johanna,
Königin von Frankreich.

Zweite Abtheilung *).

---

*) Die erste Abtheilung dieser Biographie siehe in Nr. XII.

Maria Antoinette Josepha Johanna, Königin von Frankreich.

Zweite Abtheilung.

Mit dem schmerzlichen Gefühle, in ein Gewirre der empörendsten Verbrechen blicken zu müssen, nimmt der Biograph den Faden der Lebensgeschichte der Königin Maria Antoinette wieder auf.

Noch bis zum 13ten August 1792 wohnte Ludwig XVI. mit den Seinigen den Sitzungen der Nationalversammlung bei, in deren Kreise kein Mitleid für gesunkene irdische Größe die vielfachen Kränkungen, welche auf Hülflose geschleudert wurden, milderte. Jene Vertreter der Nation hatten sich verhängnißvoll den Parteiungen, welche auf den Rückhalt des ihnen zu Willen lebenden, feilen Pöbels der Hauptstadt fußten, hingegeben, und sahen sich nur zu bald unterjocht von der daherstürmenden Gewalt der Aufrührer. Die Versammlung der Vertreter der französischen Nation wurde ein Spielwerk der Bösewichter, welche auf verschiedenen Wegen dahin gelangt waren, sich die Repräsentanten der Stadt Paris zu nennen; mit dieser Abhängigkeit war die unglückliche Königsfamilie ihren ruchlosesten Feinden preisgegeben. Schon am 1. September vernichtete ein Conventsbeschluß das Königthum für ewige Zeiten — eine Redensart, in welcher sich von jeher unverständige Gewalthaber gefielen. Unter dem höhnenden Vorgeben, für die Sicherheit der entthronten Königsfamilie

Sorge zu tragen, war sie in das Gefängniß des Tempels gebracht und den unmittelbaren Mishandlungen der pariser Municipalität, die sie zu bewachen sich zum Berufe machte, überantwortet.

Also hier im Kerker finden wir Marien Antoinetten, die Tochter des ersten Fürstenhauses der Christenheit, die Gattin des rechtmäßigen, mildgesinnten Königes von Frankreich. — Ein Augenzeuge berichtet:

„Die pariser Gemeinde (commune) hatte sich, siegreich über die kraftlose Versammlung der Nationalvertreter, des Schicksals Ludwigs XVI. bemeistert. Sie ließ die Königsfamilie im Tempel durch Nationalgarden bewachen, welche der Mehrzahl nach das Unglück des Königs bejammerten. Doch der Verrath stand ihnen immer zur Seite; nur unter dem Siegel des Geheimnisses und der Dunkelheit wagten die Wächter ihren Empfindungen freien Lauf zu lassen. Nach der Reihefolge hatten die Commissaire der Gemeinde die Aufsicht über das Gefängniß; sie waren sich alle in Rohheit des Betragens gleich und glaubten sich verpflichtet, diese Unglücklichen zu beleidigen; doch in einiger Herzen lag Mitleid im Hintergrunde. So lebten die Gefangenen in dem beständigen Wechsel zwischen kleinen Vergünstigungen und neuen Härten. Für eine Familie in solchen drückenden Verhältnissen hat das Unglück, aber auch die Milderung des Elends tausendfache Schattirungen: jeder Tag bot Schreckensnachrichten über bevorstehende neue Unglücksfälle dar, wie auch einzelne Besorgnisse, welche der Augenblick hervorrief. Ludwig, wenn er nicht die Königswürde zeigte, offenbarte doch eine achtunggebietende Fassung. Mehrere ihm zugedachte Beleidigungen machte sein Anblick zu nichte. Bei allen Berechnungen, um seinen Zorn rege zu machen, zeigte er schmerzliches Gefühl, ohne Erniedrigung. — Seine Gemahlin hatte den entschiedenen Haß des Volkes wider sich; doch brachte ihre Gegenwart oft die rohesten Menschen von solchen Vorurtheilen zurück. Ihre Haltung war ehrfurchtgebietend; ihre Gestalt, noch immer schön, erweckte Interesse durch eine Mischung von Zartheit und Hoheit. Immer fand man sie in dem Gefängnisse beschäftigt mit der Erfüllung ihrer Pflichten, als Gattin, als Mutter und Schwester. Sie bewachte sich sorgsam, nie Stolz und andere ihr vorgeworfene Fehler zu zeigen. Der durchdringende Blick ihrer Augen

weckte oft das Mitleid der Commissarien, der Kerkermeister und der Wachen; sie erbat von ihnen die Gunstbezeigungen, von welchen schwache Erleichterungen für die ganze Familie abhängig waren."

„Aber wer konnte ohne die tiefste Rührung die Prinzessin Elisabeth sehen! — Sie hielt fest auf den Entschluß, den König, ihren Bruder, nie zu verlassen; sie war ein Vorbild der Tugend, als sich noch der Hof, mit unheilbringender Verblendung, den Zerstreuungen und Verschwendungen hingab. In den schrecklichen Tagen, wo so oft das Leben des Königs und der Königin bedroht wurde, wich sie nicht von ihrer Seite. Es ist schon erwähnt. wie sie am 20. Junius die gegen die Königin antobende Wuth, zu deren Rettung, auf sich zu ziehen versuchte. Ihre Ergebung blieb sich immer gleich. Ludwig, der Welt durch so viel trübe Erfahrungen abwendig gemacht, wandte seine Blicke dem Himmel zu; dieses war die Region, in welcher Elisabeth vertrauensvoll Trost zu finden wußte. — Die beiden Kinder schlossen dieses interessante Gemälde. Die Tochter des Königs ging ins vierzehnte Jahr; ihre Gestalt war reizend, sie zeigte das reinste kindliche Gemüth, um auf jede mögliche Weise den tiefen Gram ihrer Eltern zu zerstreuen, und gerade dies wurde für letztere wieder eine Veranlassung heißer Zähren. Eines Tages bemerkte einer der Commissarien in den Mienen des Königs die Zeichen einer besonderen Rührung; er befragte ihn deshalb. — „Eben erinnere ich mich," antwortete der unglückliche Vater, „daß heute der Geburtstag meiner Tochter ist (es war der 19. December) — Welch ein Tag! Das arme Kind! —""

„Der Dauphin war noch nicht volle sieben Jahre alt; er trieb in der Mitte der verlassenen Familie sein kindliches Spiel, war aber immer bereit, es aufzugeben, wenn der hervorbrechende Kummer seiner Eltern, Ruhe erwünscht machte. Noch sehr jung hatte er nur Tage der Bekümmerniß und der Gefahr gesehen. Der Unterricht dieses Sohnes war Ludwigs hauptsächlichste Beschäftigung. — Abends, ehe sich die Familie trennte, um auf dem Lager, oft vergeblich, im Schlafe Labsal für die Qualen des Tages zu suchen, vereinigte sie sich, im andächtigen Gebete den Himmel anzuflehen, daß er gnadenvoll des Leidens Uebermaas mindern möchte."

„Wenn die Gefangenen im Tempel für einen Augenblick erheitert wurden, so mußten sie selbst diese Linderung sorgsam verschleiern. Die pariser Gemeinde war hoch erzürnt, jene von dem Unglücke nicht völlig entmüthet zu sehen. Durch Androhung neuer Qualen, die sie selbst noch nicht in Vollzug zu setzen wagte, suchte sie das Schrecklichste vorzubereiten. Täglich wiederholte man den Gefangenen: „„Heute ist es das letzte Mal, daß ihr beisammen seyd; morgen sollt ihr getrennt werden."" — Die Commissarien fanden ihren Stolz geschmeichelt, um Abwendung dieser harten Maasregel sich bitten zu lassen. Endlich aber fing man an, sie in Ausführung zu bringen. Antoinette, Elisabeth, die beiden Kinder versanken in ein herzzerreißendes Jammern. Der gegenwärtige Commissair, den man für einen der rohesten hielt, sagte: „„Ich muß mich nur entfernen, sonst machen mich die Weiber noch weinen,"" — und beeilte sich, diesen unwillkürlichen Ausbruch des Mitleides durch ein freches Wort zu unterbrechen; doch wurde für den Augenblick der Trennungsbefehl zurückgenommen."

„Auch den drückendsten Entbehrungen mußten sich die Gefangenen unterwerfen. Der König bezahlte alle Bedürfnisse mit einigen Assignaten, welche er in dem Augenblicke, wo er in's Gefängniß abgeführt wurde, borgte. — Petion war es, der sie ihm lieh." —

„Wenn die Freunde der königlichen Familie keine Mühewaltung und Gefahr scheuten, derselben Dienste zu erweisen, so erwuchs hieraus für die Unglücklichen mehr Schaden, als Hülfe: denn viele mit Unvorsichtigkeit eingeleitete oder durch Misgeschick entdeckte Unternehmungen dieser Art verdoppelten die Besorgniß und Wuth der schändlichen Revolutionsmänner, die mit bluttriefenden Händen alle Gewalt an sich rissen. Selbst die unsinnigsten Gerüchte konnten eine bedeutsame Wirksamkeit erhalten, durch die gräßlichen Drohungen, welche von den Ausgewanderten wiederholt und von ihren Anhängern in Frankreich verbreitet wurden. So ist es nur zu wahr, wenn gesagt wird, daß die schweren Leiden, welche die Revolution über die Königsfamilie verhängte, von den Ausgewanderten ausgingen, und daß diese, anstatt die wahre Stütze des Königthums zu seyn, eigentlich den

Sturz des Throns bewirkten *). Für niemand war dieses peinlicher, als für die Königin: sie wurde offen und verdeckt als die eigentliche Urheberin der Unglücksfälle betrachtet, die den hohen Adel Frankreichs getroffen hatten, als die Ursache, weshalb Oestreich und dessen Verbündete nicht blind in die Forderungen und Plane der Ausgewanderten eingingen; und auf der andern Seite klagten sie die Revolutionsmänner an, des Königs zweideutiges Betragen, nach Abschluß der ersten Constitution, veranlaßt, die Coalition gegen Frankreich bewirkt, die Auswanderungen befördert und alle tief gefühlte Leiden über die Nation gebracht zu haben. — Das aber ist der Leiden größtes, selbst unglücklich, selbst in verzweifelter Lage, von treulosen Freunden verrathen, von Widersachern verleumdet, nicht ohne eigene Schuld dazustehn, als ein Opfer eines schmachvollen Verhängnisses, unter ruchlosen Feinden.

Die Gefangenschaft der Königin zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. schließt. Der entthronte König, mit seiner Familie, war seit dem 13. August 1792 Gefangener im Tempelgefängnisse. Die empörende Behandlung, welche die Unglücklichen erdulden mußten, brachte viele Plane in Anregung zur Befreiung des Königs, zur Befreiung Frankreichs aus der Gewalt immer weiter greifender Verbrecher; zur Reife kam keiner dieser Plane; denn in unschlüssiger Verzagtheit war der rechte Augenblick, die Revolution und Frankreich aus der Revolution zu retten, verloren gegangen. Von außen her drangen die Verbündeten vor, von den Heeren kamen nur Schreckensnachrichten zur sturmerfüllten Hauptstadt: den 19. August hatte La Fayette sich in das östreichische Hauptquartier geflüchtet; vier Tage später war Longwy erobert. — Dem Schrecken

---

*) Ein, des causes secrètes attribués à la révolution française überschriebener Aufsatz im Censeur, ou Examen des actes et des ouvrages, qui tendent a détruire ou consolider la Constitution de l'état, par M. M. Comte et Dunoyer. Paris, 1815, sucht zu beweisen, daß die ganze Reihe terroristischer Ereignisse, selbst die, an deren Spitze Robespierre und Marat standen, und die mit der Ermordung Ludwigs XVI. endeten, von Coblenz aus angefacht, und von den Emigranten, deren Nachwuchs sich jetzt unter dem Schirme der Legitimität so gewaltig brüstet, mit Freude betrachtet wurde. —

stellt man Schrecken entgegen und sucht Schuld auf Schuld zu häufen, um die Berechnung derselben unmöglich zu machen. Das am 17. August unter dem Vorsitze Robespierre's errichtete Blutgericht eröffnet seine Schranken. Unter diesen Vorzeichen tritt die zweite, die gesetzgebende Nationalversammlung, deren Gesetze, ihrem Namen zum Hohne, noch eher über den Haufen fielen, als sie Wirksamkeit erlangten, vom Schauplatze ab, und räumt dem berüchtigten Nationalconvente das Feld, wo dann Petion freies Spiel gewinnt, während Dumouriez's Siege den Eroberungen der Verbündeten ein Ziel setzen und er glücklich, wie andere Feldherren, den Freiheitsbaum in den angrenzenden Ländern aufpflanzt.

Erst diese Wendung der Kriegsangelegenheiten scheint die Vorfechter der Revolution aus der Unbestimmtheit gerissen zu haben, in welcher sie rücksichtlich des Schicksals der königlichen Familie schwankten. In dem Augenblicke der Gefangennehmung erwogen sie vielleicht nur, daß die in Gewahrsam gehaltene Königsfamilie ihnen eine Bürgschaft wäre zur eigenen Rettung in dem Augenblicke der größten Gefahr, ein Unterpfand zur Erlangung der Straflosigkeit. Diese Ansicht wurde mit dem Kriegsglücke und mit dem blutigen Fortgange des Terrorismus geändert: man entschied sich dafür, daß nur durch Blutschuld, über Frankreich gebracht, die Revolution consolidirt werden könnte. Gleichzeitig erregten die Bewegungen einiger muthvollen Königsfreunde und die Verbindungen, welche besonders die Königin mit diesen zu erhalten wußte, Besorgniß und begünstigten laute Anfeindungen, welche gegen Antoinetten zur Sprache gebracht wurden. — Den 23. October 1792 war das französische Gebiet von den Heeren der Verbündeten geräumt; am 7. November brachte Jean Mailhe, im Namen des Gesetzgebungsausschusses, im Nationalconvente die Frage über die Bestrafung des Königs, wegen der auf dem constitutionellen Throne begangenen Verbrechen, zur Sprache; am 3. December beschloß der Nationalconvent, auf Verlangen der Sectionen von Paris, daß Ludwig XVI. durch ihn gerichtet werden soll, und acht Tage später ward der König vor seine Schranken geführt, um die Anklageurkunde zu hören. Schon in jener Sitzung vom 3., wo Maximilian Robespierre das Wort führte, deutete dieser Verruchte das Schicksal an, welches

er der Königin zu bereiten sich vorgesetzt hatte; er schloß seine Rede: „Ich trage darauf an, augenblicklich das Loos Ludwigs zu entscheiden. Was seine Gattin betrifft, so werdet Ihr dieselbe, wie alle andere gleicher Verbrechen Schuldige, vor Gericht stellen, sein Sohn aber ist im Tempel festzuhalten bis zum allgemeinen Frieden und bis die öffentliche Freiheit gesichert ist."

Sonst wurde in den öffentlichen Verhandlungen, die man den Prozeß des Königs hieß, Maria Antoinette fast gar nicht genannt, wie denn auch Lindet in seinem am 10. December dem Convente vorgelegten Berichte über Ludwigs Handlungsweise seit dem Ausbruche der Revolution, der Königin nur gedenkt bei Erwähnung des Gastmahles, welches zu Versailles im Herbste des vorigen Jahres der Garde du Corps und dem Regimente Flandern gegeben wurde. Da heißt es: „Die National-Kokarde wurde mit Füßen getreten, und dagegen von den Hofdamen weiße Kokarden vertheilt. Die Königin äußerte den 4. October, daß sie vom 1. October und von dessen Festen entzückt sey, indem dabei die genannten Regimenter im vollen Rausche die entschiedenste Ergebenheit für den Thron und ihre Abneigung gegen die Volkssache zu erkennen gegeben hätten." —

Die für das Schicksal Frankreichs und der Königsfamilie so höchst wichtige Frage: kann der constitutionell unverletzliche, von aller Verantwortlichkeit freigesprochene König angeklagt, und von wem soll er in solchem Falle gerichtet werden? wurde von den blutdürstigen Factionen mehr gewaltsam beseitigt, als vernünftig erwogen. Schon die ersten Begriffe des Rechts und der Verbindlichkeit ergeben, daß, wenn der König in dem Verhältnisse zum Staate die Constitution verletzte, der Staat durch vielfache Thatsachen die Königsrechte rechtswidrig verletzt hatte, daß mithin der Staat, mag man seine executive Gewalt damals in Frankreich im Nationalconvente, oder in der gährenden Volksmasse, oder in beiden suchen, die Constitution zuerst factisch vernichtet hatte, nach welchem Erfolge Ludwig XVI. unbezweifelt in das Rechtsverhältniß zu seinem Reiche zurücktrat, in welchem er unmittelbar vor der Constitution gestanden hatte. Dieses Verhältniß war, mit einigen Modificationen, das monarchische; mithin ist jede Schlußfolge, die eine Strafbarkeit des Königs in diesem Zeitpunkte der französischen

Geschichte darthun will, Spiegelfechterei. Wie nun kein vernünftiger Geschichtskenner den Nationalconvent von dem Verbrechen, die Constitution verletzt zu haben, frei sprechen kann, so werden dessen schändliche Gewaltthaten noch mehr ins Licht gesetzt, wenn man sieht, wie sich die schuldbedeckten Vertreter der Nation völlig unbefugt das Richteramt über den König anmaaßten. Alle ihre öffentliche Gewalt hatten sie durch die Constitution, und in dem Augenblicke, wo sie die Schranken derselben überschritten, traten sie in das Verhältniß des Privatmanns zurück. — Der Rausch aufgereizter Leidenschaften, das Unerwartete überkommener großer Gewalt und zum Theil das Bewußtseyn innerer Schuld, überwogen jede besonnene Würdigung des Gegenstandes.

Der freche Hohn, welcher, aller gesunden Vernunft zuwider, zum Verderben des Königspaars zur Schau getragen wurde, ist auch in jenem Berichte Mailhe's sichtbar; hier wird am Schlusse gesagt: „Ludwig ist eines Verbrechens schuldig, welches er seit dem Beginn der Revolution beabsichtigte und mehrere Male auszuführen versuchte. Alle seine Schritte, seine Maasregeln waren darauf berechnet, den Zepter des Despotismus wieder zu erlangen und alles zu opfern, was sich diesem Zwecke entgegenstellte. Fester, standhafter bei dieser Absicht, als sein ganzes Cabinet, wurde er hierin nie von seinen Ministern geleitet; auf diese kann er seine Verbrechen nicht wälzen, indem er sie im Gegentheile ununterbrochen befehligt und nach Gutdünken verabschiedet hat. Das Bündniß der Regenten, auswärtiger und innerer Krieg, Verheerung der Colonien, bürgerliche Unruhen, die er verursachte, anfachte und unterhielt, waren die Mittel, vermittelst welcher er seinen Thron wieder aufzurichten gedachte, oder sich unter seinen Trümmern begraben wollte.“ —

So wird hier dem Könige Selbständigkeit als Regent zugesprochen, den entscheidendsten Zeugnissen der Geschichte zuwider und in offenbarem Widerspruche mit der Anklageacte gegen die Königin, wo sie wieder als das Princip und die einzige Leiterin der antirevolutionairen Maasregeln zur Schau gestellt wird.

Vom 11. December 1792, wo König Ludwig vor die Schranken des Convents sich stellen mußte, wurden die Schwierigkeiten, mit seiner Familie beisammen zu

seyn, vermehrt, und alle Schrecknisse einer grausenvollen Gegenwart und Zukunft den Gefangenen näher gebracht. Schon hatte die Königin den schrecklichen Anblick des blutigen Hauptes derer mordeten Prinzessin Lamballe gehabt, welche, früher Antoinette's Oberhofmeisterin und Freundin, den ersten Revolutionsunruhen durch die Flucht nach England entkam, nach der unglücklichen Reise der königlichen Familie aber zum Beistande der Königin zurückkehrte und sich mit ihr in dem Tempel einschließen ließ. Den 3. September wurde sie von den Wüthrigen aus dem Gefängnisse gerissen, nach La Force geschleppt und ermordet, Kopf und Brüste ihr abgeschnitten, das Herz aus dem Leibe gerissen und zum Triumphe der Hölle umhergetragen. Ein Ausrufer schrie den Gefangenen solche Schrecknisse zu, und ruchloses Revolutionsgesindel zwang sie ans Fenster zu treten, um die blutigen Gliedmaßen des Schlachtopfers mit eignen Augen zu sehen *). Wie aber die Verlockungen des Glückes

---

*) Am ausführlichsten erzählt diesen schrecklichen Vorfall der treue Clery, welcher als Kammerdiener der königlichen Familie im Thurme aufwartete, in seinem bekannten Tagebuche: „Um ein Uhr,“ berichtet er, „verlangte der König mit seiner Familie (im Gefängnißgarten) spazieren zu gehen; man schlug es ab. Beim Mittagsessen hörte man trommeln und bald darauf das Geschrei des Pöbels. Die königliche Familie erhob sich mit Bestürzung von der Tafel und versammelte sich im Zimmer der Königin. Ich ging hinunter, um mit Tison und seiner Frau, welche zum Dienste des Tempels bestimmt waren, zu speisen. Kaum hatten wir uns gesetzt, als ein Kopf auf einer Pike vor das Fenster gehalten wurde. Tison's Frau schrie laut auf: die Meuchelmörder glaubten die Stimme der Königin zu vernehmen, und wir hörten das frevelhafte Gelächter der Unmenschen. In der Voraussetzung, daß Se. Majestät noch bei Tafel sey, hatten sie das Schlachtopfer so gestellt, daß es nothwendig von denselben gesehen werden mußte. Es war der Kopf der Prinzessin Lamballe; obgleich blutig, war er nicht völlig entstellt; ihre blonden Haare flogen noch in Locken um die Pike. — Ich lief sogleich zum Könige. Der Schreck hatte mein Gesicht so verändert, daß die Königin es gewahr wurde. Es war indeß nothwendig, ihr die Ursache zu verbergen. Ich wollte nur den König und Madame Elisabeth benachrichtigen; allein die beiden Municipalbeamten waren gegenwärtig. „„Warum speist Ihr nicht?““ fragte die Königin. — „„Madame,““ antwortete ich, „„ich befinde mich nicht wohl.““ — In diesem Augenblicke kam ein Municipalbeamter in den Thurm und

dem Gemüthe oft den höheren Gehalt rauben, so entwickelt namenloses Elend in der trübsten Umgebung nicht selten eine Geistesstärke, der Bewunderung nicht versagt

---

redete geheim mit seinen Collegen. Der König fragte sie: ob seine Familie in Sicherheit sey? — Sie antworteten: „„Man verbreitet das Gerücht, Sie und Ihre Familie wären nicht mehr im Thurme; man verlangt, Sie sollen sich am Fenster zeigen. Wir werden es aber nicht zulassen: das Volk muß mehr Vertrauen zu seinen Magistratspersonen haben."" — Das Toben auswärts nahm indeß immer zu; man konnte deutlich Schimpfreden auf die Königin vernehmen. Ein anderer Municipalbeamter trat mit vier Menschen herein, die das Volk abschickte, um sich von der Anwesenheit der königlichen Familie zu überzeugen. Einer von diesen, der die Nationaluniform mit zwei Epouletten trug und mit einem großen Säbel bewaffnet war, bestand darauf, daß die Gefangenen sich am Fenster zeigen sollten. Dieser Mensch sagte auf die frechste Weise zur Königin: „„Man will Ihnen den Kopf der Lamballe verbergen, den man Ihnen hierher brachte, zum Beweise, wie sich das Volk an seinen Tyrannen rächet: ich rathe Ihnen, sich zu zeigen, wenn Sie nicht wollen, daß das Volk hier herauf kommen soll."" — Bei dieser Drohung fiel die Königin in Ohnmacht. Ich eilte ihr beizustehen, und Madame Elisabeth half mir, sie in einen Lehnstuhl zu setzen. Ihre Kinder schwammen in Thränen und bemüheten sich, durch Liebkosungen sie wieder ins Leben zu rufen. Jener Mensch ging nicht fort; der König sagte ihm fest: „„Wir sind auf alles gefaßt, mein Herr; allein Sie hätten sich die Mühe ersparen können, dieses gräßliche Unglück der Königin zu hinterbringen."" — Nun entfernte er sich mit seinen Gefährten; sein Zweck war erreicht. — Nachdem die Königin wieder zu sich gekommen war, vermischte sie ihre Thränen mit denen ihrer Kinder und begab sich mit der königlichen Familie in das Zimmer der Madame Elisabeth, wo man weniger das Gebrülle des Volkes hörte. Ich blieb einen Augenblick im Zimmer der Königin; als ich nach dem Fenster sah, erblickte ich den Kopf der Prinzessin Lamballe wieder. Der, welcher ihn trug, war auf den Schutt der abgerissenen Häuser gestiegen. Ein anderer trug auf der Säbelspitze das blutende Herz der Unglücklichen. Sie wollten das Thor des Tempels sprengen; ein Municipalbeamter, Namens Daujon, sagte ihnen in einer Anrede, die ich deutlich hören konnte: „„Antoinette's Kopf gehört nicht Euch, alle Departements haben ein Recht daran; Frankreich hat der Stadt Paris die Bewachung dieser großen Strafbaren anvertraut. Eure Pflicht fordert, sie mit uns zu bewachen, bis die Nationalgerechtigkeit das Volk rächet."" — Nur, nachdem er mit solchen Vorstellungen den Anstürmenden eine Stunde hindurch Widerstand gethan, gelang es ihm, den wilden Haufen fortzuschaffen." —

werden kann; dieses ist die Verherrlichung des menschlichen Geistes auf den dunkeln Wegen des Schicksals. — Die Anerkennung der Tugenden, der Fürstenwürde, der Aelternliebe, der Gattentreue, die Ludwig und Antoinette in den Leidenstagen bewiesen, ging nicht der Geschichte, wohl aber den Unholden, welche ihren Tod betrieben, verloren. Schon den 7. Januar 1793 beschloß der Nationalconvent, daß die Untersuchung wider den König geschlossen, und neun Tage später, daß er der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation schuldig sey; den 17. wurde die Todesstrafe wider ihn ausgesprochen, nachdem die Appellation an die Nation verworfen war, den 19. die Hinrichtung binnen vier und zwanzig Stunden festgesetzt. Am folgenden Tage ließ Ludwig beim N. C. auf einen dreitägigen Aufschub antragen und bat zugleich, der lästigen Aufsicht der Commissaire entledigt zu werden. In der Eingabe heißt es: „Ich bitte, in dieser Zeit meine Familie, wann ich will und ohne Zeugen, sprechen zu können. — Ich trage darauf an, daß der Nationalconvent ohne Verzug das Schicksal meiner Familie entscheide, und daß es ihr verstattet werde, frei nach eigenem Entschlusse sich ihren Aufenthaltsort wählen zu dürfen. — Ich empfehle der Mildthätigkeit der Nation alle Personen meiner Umgebung. Viele derselben haben mit ihrer bisherigen Lage ihren ganzen Wohlstand preisgegeben, indem sie nur von ihrem Gehalte lebten; unter den auf Jahrgehalt Stehenden sind viele Greise, Frauen und Kinder."

Diesen Bitten wurde nur theilweise Gewährung. Ein vom Könige verlangter Beichtvater wurde ihm in der Person des frommen Abbé's Edgeworth von Firmont*) gegeben, aus dessen Berichten wir auch wissen, daß Ludwig am Tage vor seiner Hinrichtung einige Stunden bei seiner Gemahlin zubrachte, dann sich aber von ihr trennte, unter dem Versprechen, vor dem Gange zum Blutgerüste sie nochmals zu sehen. Er hielt, den Schmerz des Abschiedes für sie und für sich erwägend, nicht Wort, sondern ließ sich am folgenden Tage, am 21. Januar 1793 — wo der Stab über Frankreich gebrochen und die noch lange nicht gesühnten Rachegöttinnen verbrecherisch heraufgerufen wurden — zu dem Blutgerüste führen, ohne die seinem Herzen so unbeschreiblich

*) S. dess. ausführl. Biographie in Nr. XXI., E. R., dieser Zeitschr.

Theuren nochmals zu sehen *). Welche fürchterliche Katastrophe bevorstand, wußte die Königin, deren Schmerz namenlos war. Nur der Anblick ihrer Kinder rief sie

*) Der treue Clery berichtet: „Um halb neun Uhr (des 20. Januars) öffnete sich die Thür. Die Königin erschien zuerst; sie hielt ihren Sohn an der Hand; nachher die Kronprinzessin und Elisabeth; alle stürzten sich in des Königs Arme. Ein düsteres Schweigen herrschte einige Minuten und wurde nur durch thränenvolle Seufzer unterbrochen. Die Königin machte eine Bewegung, um den König nach seinem Zimmer zu führen. — „„Nein, sagte Ludwig, lassen Sie uns in diesen Saal gehen; ich darf Sie nur da sehen!““ — Sie traten hinein, und ich (Clary) verschloß die Thür, welche Glasfenster hatte. Der König setzte sich nieder, die Königin zu seiner Linken, Elisabeth zur Rechten, seine Tochter ihm gegenüber, und der Prinz blieb zwischen den Knien des Königs stehen. Alle waren zu ihm hingekehrt und umarmten ihn wiederholt. Diese Scene des Schmerzes dauerte sieben Viertelstunden, während welcher es unmöglich war, etwas zu vernehmen. Man bemerkte nur, daß nach jeder Aeußerung des Königs das Wimmern der Prinzessinnen sich verdoppelte, einige Augenblicke anhielt und daß dann der König wieder anfing zu reden. Es war aus den Aeußerungen leicht zu erkennen, daß er selbst ihnen sein Urthel bekannt machte. — Um ein Viertel nach zehn Uhr stand die Königin zuerst auf, und Alle folgten ihr; ich öffnete die Thür: die Königin hielt ihren Gemahl am rechten Arme. Beide führten den Dauphin an der Hand. Die Kronprinzessin hielt von der linken Seite her ihren Vater umschlungen. Elisabeth hatte an derselben Seite, aber ein wenig mehr rückwärts, den linken Arm ihres erlauchten Bruders ergriffen. Sie thaten einige Schritte nach der Eingangsthür, indem sie schmerzlich seufzten. „„Ich versichere Sie,““ sagte ihnen der König, „„daß ich Sie morgen um acht Uhr sehen werde.““ — „„Dieses versprechen Sie uns?““ wiederholten Alle einstimmig. — „„Ja! ich verspreche es Ihnen.““ — „„Warum denn nicht um sieben Uhr?““ fragte die Königin. — „„Wohl denn, um sieben Uhr““ — anwortete Ludwig. „„Leben Sie wohl!““ — Er sprach das Lebewohl so ausdrucksvoll, daß die Thränen noch mehr strömten. Die Kronprinzessin fiel, indem sie ihn umarmte, sinnlos nieder. Ich hob sie auf und unterstützte sie gemeinschaftlich mit der Prinzessin Elisabeth. Der König, um diesem folternden Auftritte ein Ende zu machen, umarmte sie aufs zärtlichste und hatte die Standhaftigkeit, sich aus den Armen der Geliebten zuerst loszureißen. „„Lebt wohl! Lebt wohl!““ rief er und ging nach seinem Zimmer zurück. — Die Königsfamilie ging wieder auf ihre Zimmer. Ich wollte die Kronprinzessin weiter führen; aber die Municipalitätsbeamten hielten mich auf der zweiten Treppenstufe auf und zwangen mich zurückzukehren. Obgleich beide Thü-

aus der Verzweiflung zum Bewußtseyn, und der Gedanke der Schuldlosigkeit ihres Gemahls und ihrer eignen, in der Zusammenstellung mit den angeschuldigten Verbrechen, erhöhete ihre geistige Kraft; diese ging, bei den Schrecknissen jener Tage, in Abspannung über, in Verfolg welcher ein Botschafter neuer Unglücksfälle sie anklagte: die Königin könne keine Thräne vergießen; wogegen ein abgelöster Gefängnißwächter ausrief: „Nein! ich gehe nicht wieder in den Tempel; ich will jene Familie nicht wieder sehen. Träte ich ihr wieder unter die Augen, so würde ich ihnen zu Füßen fallen, sie küssen, nur der Tod würde mich von ihnen trennen. — Diese Gefangenen sind keine Menschen; es sind Engel, es sind Himmelsbürger!" —

Als Ludwig, den Kerker verlassend, über den inneren Hof des Tempels ging, verweilten seine Blicke, in Wehmuth aufgelöst, bei den Fenstern des Gefängnisses, das seine Geliebten bewohnten. Der Königin brachte der Beichtvater des Hingerichteten, vom Blutgerüste her, des Gatten letzte Segensgrüße und mündliche Aufträge *).

---

ren verschlossen waren, konnte man doch das Geschrei und Stöhnen der Prinzessinnen auf der Treppe hören. Der König verfügte sich wieder in das Cabinet des kleinen Thurmes zu seinem Beichtvater." — —

Ferner erzählt Clery: „Um sieben Uhr (am Tage der Hinrichtung) kam der König aus seinem Cabinette und sagte, indem er mich an ein Fenster zog: „„Dieses Petschaft übergeben Sie meinem Sohne, diesen Ring der Königin! — Vergessen Sie nicht ihr zu sagen, wie schmerzlich es mir sey, mich von ihr zu trennen. — Dieses kleine Päckchen enthält Haare von meiner ganzen Familie; Sie werden es derselben auch einhändigen. Sagen Sie der Königin, meinen geliebten Kindern, meiner Schwester, daß ich ihnen zwar versprochen hätte, sie heute Morgen nochmals zu sehen, doch daß ich ihnen den Schmerz einer so grausamen Trennung habe ersparen wollen; bezeugen Sie ihnen, wie schwer es mir doch fällt, ohne ihre letzten Umarmungen von hier zu scheiden."" — Er trocknete sich die Thränen; dann setzte er im Tone des tiefsten Schmerzes hinzu: „„Ich gebe Ihnen den Auftrag, den Meinigen mein letztes Lebewohl zu bringen!"" Hierauf ging er schnell in sein Cabinet zurück." —

*) Firmont selbst sagt dieses nicht in seinem Berichte; doch in den unter seinem Namen herausgekommenen Denkwürdigkeiten (Mémoires de l'Abbé Edgeworth de Firmont. Paris, chez Gide. 1815.) erzählt Gossier Seite 167: „In dem Augenblicke, wo der Kopf des Königs fiel, stieg der Abbé Edgeworth vom Schaffot, die Menge machte ihm

Ludwigs Gesinnungen für seine Gemahlin sprechen sich am deutlichsten aus in dem Testamente, welches er am 25. December, also wenige Wochen vor seiner Ermordung, niederschrieb. Da heißt es: „Gott empfehle ich meine Gattin, Kinder, Schwester, Tanten, Brüder und alle Bluts= und sonstige Verwandte. Besonders flehe ich zu Gott, daß er mit Erbarmung auf meine Frau, Kinder und Schwester, welche mit mir so langwieriges Leiden trugen, blicke und sie gnädig erhalte, wenn ich erliege. — Meine Kinder empfehle ich meiner Gemahlin; ich habe nie an ihrer mütterlichen Zärtlichkeit für dieselben gezweifelt. Vor allen empfehle ich, sie zu guten Christen und rechtschaffenen Menschen zu erziehen; irdische Größe, wenn sie solche zu bekleiden verurtheilt sind, ihnen bemerklich zu machen als gefahrvolle, vergängliche Güter, und ihre Blicke zu richten auf den einzig wahren und bleibenden Ruhm des ewigen Lebens. Meine Schwester bitte ich, ihre Zärtlichkeit für meine Kinder fortbestehen zu lassen und ihnen Mutterstelle zu vertreten, wenn sie ihre Mutter zu verlieren das Unglück haben sollten."

„Meine Gemahlin bitte ich, mir alle für mich erduldete Leiden und jedes Bekümmerniß, das ich ihr im Laufe unserer Verbindung vielleicht verursacht habe, zu verzeihen; so wie sie dagegen versichert seyn kann, daß ich ihr nichts nachtrage, wenn sie vielleicht glaubt, sich manche Vorwürfe machen zu müssen." —

Mit der schrecklichen Botschaft von der Ermordung des Königs hüllte sich Antoinette in Trauerkleidung. — Mehrere Monate vergingen, ohne daß ihrer im Nationalconvente gedacht wäre. Mislungene Befreiungsplane einiger treuen Anhänger und das neue Kriegsglück der verbündeten Monarchen schien erst von neuem die Aufmerksamkeit der Blutgierigen auf die königliche Witwe zu richten. Wenn jene Entführungsversuche, deren einen der Schwede Axel Fersen*) betrieb, die Gefangenschaft der Königin härter machte — der Dauphin ward aus ihren Armen gerissen und einem rohen Trunkenbolde,

---

Platz; er ging hin zu Malesherbes und von dort in den Tempel zur Königin, wo er bis zum Abend verblieb."

*) Siehe die erste Abtheilung dieser Biographie im XII. Hefte, Seite 106.

dem Schuster Simon, übergeben (den 3. Juli), dann wurde sie von Tochter und Schwägerin getrennt und endlich gar (den 1. August) aus dem Tempel nach der Conciergerie, dem Gefängnisse für die gemeinsten Verbrecher, geführt — so weckten die Niederlagen der republikanischen Heere in den mächtigsten Conventsgliedern den Gedanken: ob nicht gegen Auslieferung der königlichen Familie von den Verbündeten, und besonders von Oestreich, Friede und Anerkennung der französischen Republik zu erlangen stehe. — In der That war ja ohnehin der König gewiß nicht wegen der angeschuldigten politischen Verbrechen unter dem Henkersbeile gefallen, sondern um mit dieser über Frankreich gebrachten Blutschuld die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge unmöglich zu machen, wobei man sich die Hinrichtung eines Stuart's in England das Vorbild seyn ließ. Diese verhängnißvolle Verwirrung der Ansichten konnte nicht anmahnen zur Ermordung der Königin. Wirklich scheint in den Planen der republikanischen Machthaber der Vorsatz in die Waagschale gelegt zu seyn: die gefangenen Bourbons um ein gutes Lösegeld freizugeben; so berichtet Lacretelle*): „Zwei andere Franzosen, welche, dem heiligen Völkerrechte zuwider, verhaftet waren, erlitten gleich harte Behandlung: es waren die Gesandten Maret und Semonville, jener für den Hof von Neapel, dieser für die ottomannische Pforte bestimmt. Sie gingen zusammen durch Graubünden, ein neutrales Land, nach Italien. Die Oestreicher, von der Reise der Gesandten benachrichtigt, beachteten das Recht der Neutralität nicht; sie rückten bewaffnet ins graubündner Gebiet, nahmen die Gesandten nebst ihrem Gefolge gefangen, bemächtigten sich ihrer Dienstpapiere und führten die Verhafteten nach Mantua und Olmütz. — Ich habe erzählen gehört, daß der für Neapel bestimmte Gesandte den Auftrag erhalten hatte, dem dortigen Hofe Bedingungen der Freilassung der Maria Antoinette, Schwester der neapolitanischen Königin, vorzulegen. Der wiener Hof mußte von diesem Plane benachrichtigt werden, als er die darü-

---

*) Siehe Précis historique de la révolution française, par Rabaut-Saint-Etienne et Lacretelle. Tom. III. Pag. 51 et 52. (Bruxelles, 1818.) — Bei vielen Fehlern und manchen Mängeln ein bisher nicht übertroffenes Werk.

der redenden Dienstpapiere in seinen Gewahrsam bekam; doch die östreichischen Minister hätten eine Unterhandlung unterdrückt, welche zur Absicht hatte, zu verhindern, daß eine Königin aus dem Hause Oestreich nicht das schon von dem Blute ihres Gemahls triefende Schaffot besteigen sollte." —

Wie entstellt diese Nachricht vom Hörensagen auch seyn mag, so viel ist aus andern Zeugnissen entschieden: daß die Häupter mehrerer pariser Factionen im Sinne hatten, die Auslieferung der Königsfamilie zu einem Kaufschilling des Friedens und der Anerkennung der unter vielen Stürmen gebornen und von noch mehreren bedrohten Republik zu machen; doch war noch von allen Seiten die Verblendung zu groß, als daß die Rettung der Gefangenen hätte zu Stande kommen können. Solche auf diesem Wege zu hintertreiben, ließen sich besonders die Ausgewanderten geflissentlich angelegen seyn, sie, die mit jedem Friedensschlusse, mit jeder gütlichen Vereinbarung aus den Feenträumen wieder zu erringender Bedeutsamkeit in das namenloseste Elend versetzt wurden. Wenn sie daher durch Aufbietung aller ihnen zu Gebote stehenden Mittel verhinderten, daß keine Unterhandlungen zur Reife kamen, die eine Rettung der Königsfamilie herbeiführten, so luden sie allerdings einen bedeutenden Theil der Blutschuld auf sich, deren Rächer zu seyn, ihnen späterhin am wenigsten zusteht. — Ueberall fragt man sich: was that denn die Kaste des alten Adels, der noch in Paris und Frankreich zerstreut war, die sogenannte Thronstütze, zur Rettung der Königsfamilie? — Wir wissen aus den Verhandlungen, die der Ermordung des Königs vorangingen, namentlich aus einem Berichte Dufriche-Valazé's vom 6. November 1792, daß geheim ein neuer Ritterorden, der der Ritter der Königin, gestiftet war, welche als Ordenszeichen deren Bildniß mit der Umschrift: Magnum Reginae nomen obumbrat führten. —— Die Ernennungsbriefe hatten das Motto: Dux foemina facti; partoque ibit Regina triumpho. — Wo blieben diese Ritter und ihr jetzt so keck hervortretender Nachwuchs? —

Die verruchtesten Verfechter des Convents wurden bald benachrichtigt, daß nach dem Tode des Königs das Schicksal seiner Hinterbliebenen mehr Aufmerksamkeit auf sich zog, als sie wünschten. Bei den fortdauernden in-

neren Gährungen der Parteien schien es gefährlich, sie länger der Ungewißheit gefänglicher Haft zu vertrauen; darum sollte die Frage möglichst schnell entschieden werden: sind diese Gefangenen vor das Blutgericht zu stellen, oder will man sie verbannen? — Beide Maasregeln hatten ihre nachtheiligen Seiten. Nach dem Sturze der Gironde (den 31 Mai) sprach sich der Haß gegen die Bourbons mit der zügellosesten Frechheit, ohne Widerspruch zu erfahren, aus. Zwei Monate später trat Barrère im Namen des Ausschusses des öffentlichen Wohls auf und bewirkte am 13. August 1793 den Beschluß des Nationalconvents: daß Maria Antoinette vor eine außerordentliche Gerichtscommission gestellt und sogleich aus dem Tempel in das Gefängniß der Conciergerie gebracht würde. — Zugleich ward über alle Mitglieder der Familie Bourbon die Verbannung verhängt, doch die Vollziehung dieses Befehls, hinsichtlich der Gefangenen, bis zur Aburtheilung derselben verschoben. Zwar wurde die Königin schon am folgenden Tage von den Ihrigen gerissen und nach der Conciergerie gebracht; doch alle weiteren Maasregeln ruhten. Man weiß aus zuverlässigen Quellen, daß die Gewalthaber noch immer gedachten, gegen gute Friedensbedingungen die königliche Familie an die derselben befreundeten auswärtigen Regenten zu überliefern. Endlich trat der verruchte Billaud-Varennes am 3. October im Convente auf, beschwerte sich über die unbegreifliche Verzögerung der Angelegenheit und verlangte, daß die Witwe Capet's, „die Schande der Menschheit und ihres Geschlechts" (so bezeichnete der Schändliche die unglückliche Frau mit dem Namen, welchen die gerechtere Nachwelt nur über Verruchte seiner Sinnesart ausspricht) unverzüglich gerichtet werde. Am 14. mußte Marie Antoinette, vor die Schranken des Criminal-Revolutions-Gerichtshofes geführt, die Verlesung der Anklageacte hören. Hier sagt der öffentliche Ankläger Fouquier: „Nach der Prüfung der Acten ergiebt sich, daß, gleich den Messalinen Brunhilde, Fredegunde und Medicis, den berüchtigsten Königinnen der Vorzeit Frankreichs, deren verruchte Namen die Geschichte kennt, Maria Antoinette seit ihrer Anwesenheit in Frankreich die Geißel und der Blutigel der Franzosen gewesen, daß sie, bevor die glückliche Revolution der französischen Na-

tion die Souverainität wieder verschafft hat, in staatsverbrecherischer Verbindung mit dem östreichischen Cabinette gestanden, daß sie in Gemeinschaft mit den Brüdern Capet's und dem infamen verfluchten Calonne auf die abscheulichste Weise die Finanzen Frankreichs, den Schweiß des Volks, vergeudete, um ihren ausschweifenden Lüsten zu genügen, um die Helfershelfer ihrer Ränke zu bezahlen und um dem Kaiser große Summen zuzuwenden, vermittelst welcher der Krieg wider die Republik begonnen und fortgeführt wurde." —

Diese Beschuldigungen wurden durch eine Menge entstellter, halbwahrer, in ein falsches Licht gebrachter, oder auch wohl aus der Luft gegriffener Beweisgründe motivirt. Da kam denn jenes den Gardes du Corps und dem Regimente Flandern zu Versaille gegebene Fest, die dort ausgebrachten Gesundheiten, wie die gesungenen Lieder zur Sprache. Für antirevolutionaire Schriften, die erschienen waren, wurde Maria Antoinette verantwortlich gemacht, und namentlich in der Anklageschrift mehrere solcher Flugblätter genannt, welche den Revolutionsmännern widerwärtig, aber, von den Ausgewanderten und deren Parteigängern herrührend, der Königin nie in den Sinn gekommen waren. Selbst die vertrauten Gesellschaften der unglücklichen Frau, und was in denselben verhandelt und besprochen seyn konnte, wurde zu ihrer Anklage benutzt, indem man sich begnügte, diese Cirkel als gegen die Revolution Hochverrath brütend zu bezeichnen. Die Geschichte der Flucht nach Varennes ward nicht übergangen, wo dann Antoinette als Rädelsführerin einer staats- und ehebrecherischen Verbindung mit Lafayette (favori sous tous les rapports de la veuve Capet) beschuldigt wurde. Jedes Blutbad, das die Schändlichen im Laufe der Revolution, unter Verhöhnung der Constitution, ins Werk gerichtet hatten, selbst die dem Könige constitutionsmäßig zustehende Ausübung des Veto sollte zur Vermehrung ihres Schuldregisters dienen. Besonders hervorgehoben wurde: „daß Capet's Witwe durch den entschiedenen Einfluß, den sie über ihren Gatten erlangt, ihn zur Verstellung und zu allen freiheitswidrigen Schritten verleitet habe, um den ganzen Umfang der königlichen Vorrechte wieder zu erlangen." —

Unter allen diesen Beschuldigungen folgt man der Anklageschrift, mit stillem Schmerze erwägend, zu wel-

cher Verblendung Rausch der Leidenschaft, Nichtachtung der Gebote des ewigen Rechts, Selbstsucht und Verleugnung des moralischen Ehrgefühls die wilden Revolutionsmenschen führen konnten. Da Maria Antoinette einmal als Opfer großer politischer Verbrechen, die von allen Seiten begangen waren, fallen sollte, so läßt selbst die blutdürstige Verirrung der Machthaber noch eine mitleidige Trauer zu, die aber in Abscheu verwandelt wird, wenn man liest, daß, um den Ruf der Königin in jeder Hinsicht zu besudeln, auch noch Schandthaten erlogen wurden, gegen die die Natur sich empört. Fouquier's Worte sind:

„Die Witwe Capet's, unsittlich in jeder Hinsicht, eine zweite Agrippina, ist so verderbt, so mit allen Verbrechen befreundet, daß sie, ihre Mutterverhältnisse und die von den Naturgesetzen vorgezeichneten Grenzlinien vergessend, sich ihrem Sohne Ludwig Carl Capet, nach dessen Geständnisse, auf so schändliche Weise preisgegeben, daß man nicht ohne Schauder daran denken oder es aussprechen kann.“ —

Selbst diese geheuchelte Scheu, diese Beschuldigung der Blutschande auszusprechen, indem sie nach ihren Bezeichnungen umschrieben wird, liegt in der Berechnung teufelischer Bosheit. Um nicht genöthigt zu seyn, auf diese Schändlichkeit nochmals zurückzukommen, sey hier darauf aufmerksam gemacht: daß Maria Antoinette vor ein Revolutionstribunal gestellt wurde, welches nur die wider die Revolution und wider den neugemachten Freistaat verübten Staatsverbrechen untersuchen und bestrafen sollte, welches mithin ganz aus den Schranken seiner Befugniß, wenn ihm überall vernünftiger Weise eine solche zugesprochen werden kann, trat, indem es mit des Staates Sicherheit in keiner unmittelbaren Beziehung stehende Verbrechen zur Schau stellte. War die neue Republik unter so unglücklichem Verhältnisse geboren, daß ihr Daseyn nur mit schwerer Blutschuld gerettet werden konnte, so möchte man wünschen, lieber jenes darangesetzt zu sehen, als daß ihre kurze Dauer mit gräßlichen Verbrechen erkauft wurde. — Als in dem nachfolgenden Verhöre die Unzucht des jungen Prinzen in Rede gestellt und die Königin über die angeschuldigte Blutschande befragt wurde, wandte sie sich empört, mit

wahrer Mutterwürde, an die Zuhörer und appellirte an das Gefühl aller gegenwärtigen Frauen. —

Die eigentlichen Anklagepuncte, nach denen man die Verurtheilung betrieb, waren, daß Antoinette:

„1) übereinstimmend mit den Brüdern Ludwig Capet's und mit dem verruchten Exminister Calonne auf entsetzliche Weise sollte die Finanzen Frankreichs zerrüttet, unermeßliche Summen dem Kaiser zugewendet und so den Nationalschatz erschöpft haben;"

„2) daß sie unmittelbar und vermittelst ihrer der Revolution entgegenwirkenden Geschäftsträger mit den Feinden der Republik in Briefwechsel gestanden und ihnen die Kriegsplane mitgetheilt habe;"

„3) daß sie durch ihre Ränke und Umtriebe, gemeinschaftlich mit ihren Helfershelfern, vermittelst Verschwörungen und geheimer Anschläge, die innere und äußere Sicherheit Frankreichs in Gefahr gebracht, öfter in der Republik den Bürgerkrieg angezündet, und so das Blut einer zahllosen Menge von Bürgern verschuldet habe." —

So schlecht standen die Ankläger der Angeklagten gegenüber, daß alle diese Beschuldigungen wahr seyn konnten, ohne daß daraus für die Königin eine Strafbarkeit erwuchs: denn, indem die Machthaber Frankreichs ihr alle positive Rechte, selbst die erst neuerlich mit der Constitution beschwornen, raubten, konnten sie unmöglich von ihr positive Verbindlichkeiten fordern, oder sich deshalb über sie das Amt des Strafrichters anmaßen, weil sie für ihre Person Menschenrechte und Rettung suchte.

Je weniger sie beide bei den Gewalthabenden geltend machen konnte, um so vertrauensvoller gab sie sich dem letzten Strahle der Hoffnung hin und beschleunigte das unerbittlich daherschreitende Schicksal. In dem düsteren Gefängnisse der Conciergerie fand die unglücklichste aller Königinnen den Trost des Mitleids, für welchen ihre Henker kein Gefühl hatten. Der Kerkermeister Richard, dessen Frau und Knecht, zeigten ihr Theilnahme und Achtung; selbst die Agenten der pariser Municipalität, des Sitzes so vieler Verruchtheit, schienen gleichgesinnt, oder übersahen wenigstens schonend die mildere Behandlung der Gefangenen. Die wenigen, eingeschüchterten wahren Freunde der Königin knüpften hieran den letzten Rettungsplan: einige Zeilen benachrichtigten An-

toinetten, daß man für ihre Befreiung neue Versuche mache. — Doch glücklicher als die Zwecke der Menschlichkeit war die Wachsamkeit der Mordlustigen: plötzlich ward Richard und seine Frau aus der Conciergerie entfernt und von dem berüchtigten Gesindel der Gensdarmerie abgelöst: beide, wie mehrere in ihre Unternehmung verflochtene Personen, wurden ins Gefängniß geworfen und bestiegen das Blutgerüste noch vor der Königin *).

Der ganze Gang des wider sie eingeleiteten Verfahrens bewies hinlänglich, daß es den Mördern nur darauf ankam, dem schon bestimmten Todesstreiche die Form einer gerichtlichen Untersuchung zu geben; Ausmittelung und Bestrafung eines Verbrechens war nur ein eitles Vorgeben. So bestätigte es sich in den Verhören, wo die Königin vor die Schranken des Revolutionstribunals gestellt, nach dem Inhalte der Anklage befragt und mit Zeugnissen wider sie in die Enge getrieben wurde. Sie bewies hier eine Festigkeit des Charakters, eine Ruhe, wie sie nur das Bewußtseyn der Unschuld giebt, eine Gegenwart des Geistes, welche zur Bewunderung hinreißt, indem sie die Gehaltlosigkeit der Beschuldigungen und der beigebrachten Zeugenaussagen bemerklich machte, für ihren verstorbenen Gemahl die zarteste Schonung offenbarte und mit umsichtiger Sorgfalt sich hütete, ihre Freunde zu compromittiren. Nach dem langen ermüdenden Verhöre, wo Antoinetten eine Menge von Menschen vorgeführt wurden, die wider sie zeugen sollten, fragte der Präsident, ob sie zu ihrer Vertheidigung noch etwas beizubringen habe. Die Königin erwiederte nur die wenigen schlagenden Worte: „Gestern kannte ich diese Zeugen noch nicht, ich wußte nicht, was sie gegen mich aussagen wollten, und nun seht: keine einzige bestimmte Thatsache ist durch sie gegen mich ausgemittelt! Ich schließe mit der Bemerkung, daß ich nur die Gattin Ludwigs XVI., und es daher meine Pflicht war, daß ich mich nach seinem Willen richtete." —

Der Präsident erklärte die Untersuchung für geschlossen; der öffentliche Ankläger Fouquier nahm nochmals das Wort, um durch Aufzählung aller wider die Revo-

*) Siehe Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. XII. pag. 431.

lution begangenen Verbrechen den Eindruck zu verwischen, welchen auf Mehrere des mordlustigen Gerichtes die Geisteshoheit der unglücklichen Frau gemacht zu haben schien. Ganz im entgegengesetzten Sinne mit dem Ankläger sprachen die Vertheidiger der Königin Chauveau-Lagarde und Tronçon-Ducoudray, welche ihr von Gerichtswegen zugeordnet waren und ihrer Pflicht mit redlichem Eifer, unterstützt von persönlicher Beredsamkeit, nachkamen. Ihr Vortrag ward in der sturmbewegten Versammlung mit dem tiefsten Stillschweigen gehört. Hiernächst ward die Angeklagte abgeführt, und Herman, der Tribunalpräsident, nahm nochmals das Wort, um die gedrängte Uebersicht der Verhandlungen vorzulegen; doch der ganze Inhalt seines Vortrags machte eine Verlegenheit offenbar, welche selbst den frechsten Bösewicht in so unrechtlicher Stellung trifft; darum nimmt er seine Zuflucht bald zu rhetorischen Spiegelfechtereien, bald zu Hinweisungen, die indirect das Geständniß der Gehaltlosigkeit der Anklagepunkte enthalten. So sagt er:

„Am heutigen Tage ist dem Weltall ein großes Beispiel gegeben, und gewiß wird es den dasselbe bewohnenden Völkern nicht verloren seyn. Natur und Vernunft, so lange unterdrückt, sind endlich zufrieden gestellt: die Gleichheit triumphirt!" —

„Eine Frau, noch vor kurzem von glänzendem Blendwerk umgeben, welches der Stolz der Könige und die Niedrigkeit der Sclaven ersinnen konnte, steht heute vor dem Gerichtshofe der Nation auf derselben Stätte, welche vor zwei Tagen eine andere Frau inne hatte, und diese Gleichheit sichert ihr parteilose Gerechtigkeit zu. Diese Angelegenheit, Bürger-Geschworne! ist keine solche, wo eine einzelne Thatsache, ein einzelnes Verbrechen Ihrem Gewissen, Ihrer Einsicht unterworfen wird: Sie haben das ganze öffentliche Leben der Angeklagten zu beurtheilen, von dem Zeitpunkte an, wo sie die Stelle neben dem letzten Könige der Franzosen einnahm. Vor allem haben Sie Ihre Berathungen auf die Vorkehrungen zu richten, welche die Angeklagte ununterbrochen zur Vernichtung der erwachenden Freiheit traf, theils daheim durch genaue Verbindung mit verruchten Ministern, treulosen Feldherrn und unredlichen Abgeordneten der Nation; theils außerhalb, um jene abscheuliche Verbündung der

Despoten Europa's zu Stande zu bringen, denen die Geschichte das Lächerliche ihrer Ohnmacht genügend zeigen wird." —

Die auf Hochverrath wider den Staat lautenden Fragen wurden nun den Geschwornen, welche zugleich die eigentlichen Verschwornen wider das Leben der Königin waren, vorgelegt, willfährig darauf das blutdürstige „Schuldig" ausgesprochen, und ohne Aufenthalt Antoinetten vom Präsidenten folgendes Urthel bekannt gemacht:

„Das Gericht, nach erfolgter einstimmiger Erklärung der Geschwornen, auf den Antrag des öffentlichen Anklägers und zufolge der angeführten Gesetze, erkennt für Recht, daß Maria Antoinette von Oestreich-Lothringen, Witwe Ludwig Capet's, die Todesstrafe verwirkt hat, daß ihre Güter, wenn sie deren im Bereiche Frankreichs besitzt, der Republik anheimfallen und zu deren Bestem in Beschlag genommen, und endlich, daß nach dem Antrage des öffentlichen Anklägers gegenwärtiges Urthel auf dem Revolutionsplatze vollzogen, durch den Druck bekannt gemacht und im ganzen Umfange der Republik öffentlich angeschlagen werde." —

Wie schon erwähnt, behauptete Maria Antoinette während des Verhörs eine feste ruhige Haltung. In den ersten Stunden bemerkte man, daß sie nachdenklich ihre Finger auf der Lehne des Armstuhls, wie beim Klavierspiele, bewegte. — Als man ihr das Todesurthel bekannt machte, ließ sie kein Zeichen von Bestürzung sichtbar werden; es geschah dieses um vier ein halb Uhr des Morgens am 16. October, nach achtzehnstündiger Sitzung, wo jede Abspannung oder Zeichen der Schwäche so leicht zu entschuldigen gewesen wäre. Die Königin verließ den Gerichtssaal schweigend, ohne den blutschuldigen Richtern oder den Zuhörern ein Wort gewidmet zu haben. Sie wurde zurückgeführt nach der Conciergerie, in das für die Verurtheilten bestimmte Gefängniß. Auch der Scheintrost in den letzten trüben Augenblicken ihrer irdischen Wallfahrt, sich des Anblicks der Kinder ihres Herzens oder anderer Vertrauten zu erfreuen, wurde ihr versagt. — Um fünf Uhr Morgens wurde in allen Sectionen der Seinestadt der Generalmarsch geschlagen; eine Stunde später stand alles unter den Waffen; geladenes Geschütz mit brennenden Lunten war an allen

Hauptpunkten aufgestellt; zahlreiche Schaaren Bewaffneter zogen durch die Straßen.

Die wenigen Stunden von der Bekanntmachung des Todesurtheils bis zur Vollstreckung desselben verwendete Maria Antoinette in der düsteren Stille des Kerkers, sich zu sammeln und zu stärken für den grausenvollen Gang zum Tode durch Henkershand. Ihr Flehen, nochmals ihre Kinder zu sehen, ihnen mit dem Lebewohl den letzten Segen zu geben, blieb unerfüllt; sie schrieb noch einige Zeilen an ihre Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, vermittelst welcher sie der frommen Seele die Mutterpflichten für ihre beiden Kinder überantwortete. — Um elf Uhr öffneten sich die Pforten des Gefängnisses: die Königin wurde zum Richtplatze abgeführt. Sie war in einfach weißes Zeug gekleidet, von Gram und Elend bis zur Unkenntlichkeit entstellt, durch die Kerkerluft und durch Weinen auf einem Auge fast erblindet; — ein furchtbares Bild des Wechsels irdischer Herrlichkeit! — Als das Schlachtopfer den Henkerskarren erblickte, bebte sie zurück; doch faßte sie sich bald: sie bestieg ihn und nahm neben dem Scharfrichter und einem ihr zugegebenen beeidigten Priester Platz. Man hatte ihr, zur Vermehrung ihrer Qual, die Hände auf den Rücken gebunden; ihr Haar hatte sie sich zuvor selbst abgeschnitten. Der Zug dauerte über eine Stunde; er ging durch die volkreichsten Straßen der Hauptstadt, dem Richtplatze zu, wo Ludwig XVI. neun Monate zuvor ein Opfer der Revolutionswuth wurde. Unter der Menschenmenge, welche die Gassen füllte, fehlte es nicht an Verworfenen, die noch in diesem Augenblicke Lust fanden an schändlicher Rache, indem sie dem Schlachtopfer Schmähungen und Verwünschungen zuriefen; nicht unbemerkt blieb, daß die Frechsten unter diesen nicht aus den Hefen des Pöbels, sondern aus den ehemals privilegirten Ständen waren, welche, selbst in Todesgefahr, den Verfall des Aristokratismus an der Unglücklichen rächten. Alle die rohen Ausbrüche des politischen Fanatismus, jenes betäubende Geschrei, das die Republik hoch leben ließ und die Tyrannei verfluchte, offenbarte in ihrem Aeußern keine Zeichen des tieferen Eindrucks; nur einen Augenblick schien sie in den Straßen Roule und St. Honoré bei den dort aufgestellten dreifarbigen Fahnen und bei einigen an den Häusern angehefteten Inschriften zu verweilen. Nach

ihrer Ankunft auf dem Revolutionsplatze blickte sie wehmüthig nochmals nach den Tuilerien hin und bestieg dann ohne Zaudern muthvoll das Blutgerüste. — Das Beil der Guillotine fiel ein Viertel nach zwölf Uhr Mittags und endete das Leben einer Fürstin, die, wie viel sie auch verschuldet haben mochte, durch ein Uebermaaß von Leiden jeden Fehler ihres Lebens gewiß vielfach gebüßt hatte. — Der Nachrichter zeigte der Menge das blutige Haupt der Geopferten, und ein wildes graußes Geschrei: „Es lebe die Republik!" schloß die blutige Scene. —

Der Leichnam der Königin wurde wenige Stunden nachher nach dem Magdalenenkirchhofe gebracht und in dieselbe Grube geworfen, wo die irdischen Ueberreste ihres Gemahls schon neun Monate ruhten. Wie früher geschehn, wurde auch bei dieser Verscharrung ungelöschter Kalk in die Grube geworfen; dennoch glaubte man nach der Restauration der Bourbons in diesem Grabe 1814 Ueberreste von den Gebeinen des gemordeten Königspaars zu finden, welche dann im Januar 1815 mit Trauerfeierlichkeiten in der Kirche von St. Denis beigesetzt wurden. —

So lebte, so starb im noch nicht vollendeten 38sten Jahre Maria Antoinette, die Tochter des ersten Fürsten der christlichen Welt, die Gattin eines mächtigen Königs, den Tod einer Verbrecherin, während die gerechte Nachwelt sie, bei vielen geistigen und körperlichen Vorzügen, höchstens weiblicher Schwächen und Fehler zeihen kann, welche aber in der Verflechtung wild aufgeregter Leidenschaften, unter der Willkür schändlicher Bösewichter, den Vorwand zum Morde hergeben mußten. Welche Schuld der unglücklichen Frau auch beigemessen werden mag, ihr Geist schied nach den schwersten Prüfungen versöhnt aus dem Gewirre einer Zeit, welche den Fluch der Blutschuld über Frankreich brachte. Die Haupttriebfedern des Mordes erfreuten sich nur in kurzem Rausche einer Gewalt, die auf Unthaten und Verbrechen gegründet war: fast alle starben, wie die Opfer ihrer Bosheit, den Tod durch Henkershand, und Frankreich selbst fühlt im folgenden Geschlechte noch das schwere Gewicht der strafenden Vergeltung. —

Am Schlusse dieser biographischen Darstellung finde der Brief seine rechte Stelle, welchen Maria Antoi-

nette in den letzten Augenblicken vor dem Tode, wie oben erwähnt ist, an ihre Schwägerin Elisabeth soll geschrieben haben: er enthält den letzten Willen der Königin. Daß damals diese Zuschrift, wenn sie wirklich und so, wie sie hier beigebracht wird, aufgezeichnet wurde, nicht an die Adresse abgegeben ist, bleibt ausgemacht. Man erzählt, der Brief sey an Robespierre abgegeben, unter dessen Papieren, nach seinem Sturze, der mit der Durchsicht derselben beauftragte Edme-Bonaventure Courtois ihn fand. Courtois ging mit vielem Glücke durch die Revolutionsstürme und sammelte während derselben bedeutende Reichthümer, welche ihm den Vorwurf von Veruntreuungen zu Wege brachten. Nach der zweiten Wiederherstellung des Throns der Bourbons wurde Courtois als Königsmörder, durch die bekannte königliche Ordonnanz vom 12. Januar 1816, aus Frankreich verbannt und zog sich nach Brüssel zurück, wo er im December desselben Jahres sein Leben traurig beschloß. Jener nachfolgende Aufsatz soll unter seinen Papieren gefunden seyn; er wurde wenigstens als authentisch so der Deputirtenkammer zu Paris am 22. Februar 1816 übergeben und dient, sollte er nicht echt seyn, wenigstens zum Belege, wie die heut zu Tage so laute Stimme führenden ehemaligen Höflinge und Ex-Emigranten die von ihnen so schnöde verlassene Königin in den letzten Lebensaugenblicken reden lassen:

„An Sie, geliebte Schwester! sende ich meine letzte Zuschrift. — Eben bin ich zu einem nicht schaudervollen Tode verurtheilt: er ist dieses nur für Strafbare; er vereinigt mich wieder mit Ihrem Bruder; wie er unschuldig, hoffe ich in den letzten Augenblicken eine ihm gleiche Standhaftigkeit zu beweisen. Ich bin ruhig, wie es ein vorwurfsfreies Gewissen mit sich bringt."

„Mit tiefem Schmerze verlasse ich meine armen Kinder; Sie wissen, wie ich nur für jene lebte und für Sie, gute, zärtliche Schwester, die alles für uns aufopferte. — In welchem Zustande verlaß ich Sie!" —

„Durch die Vertheidigungsrede des Gerichtsverfahrens ist mir bekannt geworden, daß meine Tochter von Ihnen getrennt ist. Ach! das arme Kind! Ich wage es nicht, ihm zu schreiben; es würde meinen Brief nicht erhalten; weiß ich doch nicht, ob der gegenwärtige zu Ihnen gelangt." —

„Empfangen Sie für meine beiden Kinder meine Segenswünsche! Einst, hoffe ich, werden sie erwachsen mit Ihnen verbunden leben und sich Ihrer zärtlichen Sorgfalt erfreuen. Mögen sie sich beständig dessen erinnern, was ich ihnen unaufhörlich ans Herz legte: daß Grundsätze und thätige Ausübung seiner Pflichten die ersten Lebensgüter sind; daß wechselseitige Freundschaft und Vertrauen das wahre Glück machen! — Möge meine Tochter bei reiferem Alter, mehreren Erfahrungen mit schwesterlicher Liebe ihrem Bruder berathend zur Seite stehen! Mag mein Sohn dagegen seiner Schwester alle Sorgfalt und alle Freundschaftsbeweise bethätigen! Mögen sie sich überzeugen, daß in jeder möglichen Lebenslage sie nur durch eine solche Verbindung glücklich werden, wie sie unser Beispiel lehrt! Wie vielen Trost hat uns im Unglücke Ihre Freundschaft gewährt! — Aber auch im Glücke wird der Genuß verdoppelt, wenn man ihn mit einem Freunde theilt, und wo kann man einen zärtlichern finden, als im Schooße seiner eigenen Familie?"

„Mag mein Sohn nie die letzten Worte seines Vaters, die ich ihm ausdrücklich wiederhole, vergessen: er soll nie versuchen unsern Tod zu rächen!" —

„Ich habe zu Ihnen über einen meinem Herzen so schmerzlichen Gegenstand geredet. Ich weiß, welche Sorge Ihnen dieses Kind schon gemacht hat; verzeihen Sie es ihm, geliebte Schwester! Ziehen Sie seine Jugend in Betracht und die Leichtigkeit, mit welcher man oft Weisungen ertheilt, die vielleicht nicht verstanden werden. Der Tag wird kommen, wo er vollkommen Ihre Güte und Zärtlichkeit für beide erkennt."

„Ihnen vertraue ich meine letzten Gedanken. Schon seit dem Beginn des gerichtlichen Verfahrens wollte ich an Sie schreiben; doch theils ließ man mich dazu nicht kommen, theils war der Gang desselben so schleunig, daß mir die Zeit dazu fehlte." —

„Ich sterbe im katholischen, apostolischen, römischen Glauben, dem meiner Väter, in welchem ich erzogen bin und zu welchem ich mich immer bekannte. Ohne geistlichen Zuspruch erwarten zu können, nicht einmal wissend, ob hier noch Priester dieser Religion existiren, welche durch den Zutritt zu dem Orte meines gegenwärtigen Aufenthalts ohnehin alles wagen würden, flehe ich zuversichtlich Gott um Verzeihung aller Fehler an, die ich

seit meinem Daseyn begangen habe. Ich hoffe von seiner Gnade, daß er werde meine letzten Gebete erhören, wie die schon längst zum Himmel geschickten, daß er in Barmherzigkeit und Huld meine Seele aufnehme." —

„Alle meine Bekannte bitte ich um Vergebung, und besonders Sie, meine Schwester, wegen aller Leiden, welche ich wider Willen verursachte."

„Allen meinen Feinden vergebe ich das mir zugefügte Böse."

„Meinen Tanten, Brüdern und Schwestern sage ich Lebewohl. Ich habe Freunde; der Gedanke an eine Trennung für immer von ihnen und ihr Kummer gehören zu den schmerzlichsten Vorstellungen, die mich in den Tod begleiten. Mögen sie wissen, daß ich ihrer bis zum letzten Augenblicke gedachte!" —

„Leben Sie wohl, meine gute zärtliche Schwester! Möchte ich Ihr Mitleid verdienen! Gedenken Sie meiner immer! Mit ganzem Herzen umarme ich Sie, wie meine guten, geliebten Kinder. Gott, wie ist es so herzzerreißend, sie für immer zu verlassen!"

„Lebt wohl! Lebt wohl! Ich beschäftige mich von jetzt an nur mit meinen geistlichen Verpflichtungen. Der Freiheit in meinen Handlungen beraubt, wird man mir vielleicht einen (constitutionellen) Priester zusenden; doch verwahre ich mich hier feierlich, daß ich ihm kein Wort vertrauen und ihn wie eine mir völlig fremde Person betrachten werde." —

„Am 16. October 1793, um vier ein halb Uhr des Morgens." —

Michael Speransky.

Michael Speransky *).

Michael Speransky, russisch-kaiserlicher Geheimer Rath, früher Generalgouverneur von Sibirien und gegenwärtig Mitglied des Reichsraths, ist 1771 im Gouvernement Wladimir geboren. Der Sohn eines Geistlichen, erhielt er den ersten Unterricht in einem Seminario und vollendete seine Bildung in der geistlichen Akademie zu Petersburg. Hier widmete er sich mit entschiedener Vorliebe und so glücklichem Erfolge den mathematischen Wissenschaften, daß er schon in seinem 21sten Jahre bei derselben Akademie die Professur der Mathematik und Physik bekleidete.

Im Jahre 1797 verließ er den Lehrstuhl und begann seine glänzende Laufbahn im Staatsdienste. Gleich anfänglich in der Kanzlei des Generalprocureurs in die wirksamste Thätigkeit versetzt, konnte sein hervorragendes Talent nicht unbemerkt bleiben. Nach seiner Ernennung zum Staatssecretair (1801) ward er als solcher beim Reichsrathe

*) In Nr. XVII der Zeitgenossen befindet sich zwar S. 3—10 schon eine kurze Notiz über Speransky; wir glauben aber den Lesern unserer Zeitschrift die nachstehenden ganz authentischen Nachrichten über das reiche Leben dieses ausgezeichneten Staatsmanns doch nicht vorenthalten zu dürfen. In Verbindung mit der frühern Notiz werden sie ein richtiges Bild von ihm gewähren.

D. Red.

angestellt. Die wichtigsten Staatsschriften jener Epoche sind größtentheils aus seiner Feder geflossen.

Obzwar er an der Bildung der Staatsministerien, welche 1802 zuerst errichtet wurden, keinen Antheil hatte, so ward ihm doch die besondere Organisation des Ministeriums des Innern, unter Leitung des Grafen Kotschubei, übertragen — eine Organisation, die nachher den übrigen Ministerien zum Vorbilde diente. Die seit 1803 jährlich gedruckten und in Deutschland durch Storch's „Rußland unter Alexander I." bekannten Comptes rendus des Ministeriums beurkunden den freisinnigen Geist und die aufgeklärten Grundsätze dieser Verwaltung.

Im Jahre 1808 berief der Kaiser Herrn von Speransky zu einem noch wichtigern Posten: die Gesetzcommission ward ihm untergeben. Der Endzweck dieses von Peter dem Großen gestifteten Instituts bestand darin, die russischen Gesetze nach den verschiedenen Zweigen des Rechts systematisch zu ordnen und solchergestalt die Aufstellung eines allgemeinen Gesetzbuchs herbeizuführen. Die Commission, welche im Laufe der Zeiten öfters verändert, aufgehoben, neu eingerichtet, mitunter auch wohl vernachlässigt worden war, hatte, mit Ausnahme einiger Aufsätze und eines 1804 gedruckten vorläufigen Plans, bis dahin nichts Bemerkenswerthes zu Stande gebracht. Herrn von Speransky's Sorgfalt war es vorbehalten, der schwankenden Einrichtung der Commission durch eine bestimmte und dauernde Organisation abzuhelfen; er berief gelehrte und geschäftskundige Juristen, leitete ihre Arbeiten und ordnete diese nach einem gleichförmigen, durchdachten Plane. Der von ihm gegebene Impuls führte bald die bestimmtesten Erfolge herbei. Schon im folgenden Jahre (1809) erschien das Project eines Civilgesetzbuchs, und die Sammlung der Materialien zu einem Strafcodex war bedeutend vorgerückt.

1808 erfolgte seine Ernennung zum Collegen des Justizministers; außerdem übertrug man ihm das Portefeuille der Gesammtverwaltung von Finnland (welches kurz vorher dem russischen Reiche einverleibt worden war); ferner die Oberdirection der Universität Abo, als deren Kanzler er diesem gelehrten Vereine durch seine Vorsprache eine Vermehrung der Universitätsgüter und sonst ansehnliche Vortheile von der Freigebigkeit des Kaisers erwirkte. Endlich sollte er den Schulen des russischen

Clerus eine andere Einrichtung geben. In Folge seiner Vorschläge ward die Unterrichtsmethode verbessert, das Studium der altclassischen Sprachen, besonders der griechischen, zweckmäßiger begründet und allgemeiner verbreitet, die Verwaltung der Schulen selbst vereinfacht und centralisirt, der Schulfond bedeutend vermehrt.

Während er sich diesen Berufsarbeiten hingab, wurde seine Thätigkeit auf Gegenstände von noch allgemeinerer Wichtigkeit gelenkt. Man verlangte von ihm Vorschläge zu einem neuen Finanzsysteme, zu einer neuen Organisation des Reichsraths und zu einem allgemeinen Reglement für die Ministerien. Folgende kurze Notiz wird hinreichen, um von der Erfüllung dieser Aufträge eine Idee zu geben.

Finanzsystem. Seit längerer Zeit hatte man in Rußland zur Deckung des jährlichen Deficits in den Finanzen seine Zuflucht zum Papiergelde genommen. Welche Ansicht man auch von dieser Hülfsquelle hegen mag, so viel ist gewiß, daß sie nicht unerschöpflich seyn kann. Das allmählige Sinken des Papiergeldes seit seiner Einführung im Jahre 1787 mußte für die Zukunft die gegründetste Besorgniß erwecken. Dennoch war es nicht leicht, sich eines so bequemen, gleichsam zur Gewohnheit gewordenen Nothmittels zu entschlagen; facilis descensus Averni, sed revocare gradum, hoc opus, hic labor. Herr von Speransky trug darauf an: 1) die Emission der Assignaten für immer einzustellen und die gewissenhafte Ausführung dieser Maaßregel durch die Publicität zu verbürgen; 2) die Masse des Papiergeldes durch einen Tilgungsfond zu vermindern und ihren Credit durch Consolidirung sicher zu stellen; 3) den Staatsbedarf durch bestimmte Einkünfte zu decken und die Ausgaben nach einer Controle und jährlich vorzunehmenden Erforschung der Staatshülfsquellen zu regeln. — Dem nach vielseitiger Discussion genehmigten Plane lag jedoch die Errichtung einer Controle, durch welche jedes regelmäßige Finanzsystem erst Leben und Bestand erhält, wesentlich zum Grunde. Zur Controlirung des Ministeriums bedurfte es aber einer politischen Institution, wie Rußland deren keine besaß. Um diesem Mangel wenigstens bis zu einem gewissen Grade abzuhelfen, mußte unter den höchsten Reichsbehörden diejenige, die sich dazu am meisten eignete, erwählt, mit bestimmten Formen

und erforderlicher Autorität ausgestattet werden, — einer Autorität, die allerdings prekär war, aber bei ihrer Aufrechthaltung doch immer als hinlänglich Ehrfurcht gebietend erschien. Diese Betrachtung führte zur entsprechenden

Reorganisation des Reichsraths. Catharina I hatte den hohen Geheimerath errichtet, dessen Geschäftskreis, Benennung und Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats seitdem öftern Veränderungen unterworfen gewesen waren. Der Kaiser Alexander hatte schon 1801 die Machtbefugnisse des Geheimeraths erweitert und ihm die Benennung Reichsrath verliehen. Herrn von Speransky's Organisationsplan beruhte auf zwei Principien: 1) im Reichsrathe die obere Controle aller Ministerien, insbesondere des der Finanzen, zu bilden und seiner Verfügung demnächst die Mittel anheimzustellen, ohne welche eine solche Obliegenheit nicht mit Nachdruck erfüllt werden konnte; 2) aus dem Reichsrathe sollten alle auf die Civilgesetzgebung und Administration bezügliche Anordnungen hervorgehen.

Reglement für die Ministerien. Bei Errichtung der Ministerien im Jahre 1802 waren eigentlich nur die ersten Grundzüge ihrer Organisation entworfen worden. Ihre gegenseitigen Beziehungen und die Verhältnisse zu den übrigen Staatsbehörden waren unbestimmt geblieben. Das von Hrn. v. Speransky entworfene Reglement setzte jene Beziehungen und die Ausübung derselben fest, bestimmte die Grenzen der ministeriellen Gewalt und die Verantwortlichkeit der Minister, benannte die Gegenstände ihrer Geschäftswirksamkeit, wandte durch deutliche Anordnungen mögliche Collisionsfälle ab, schrieb die Form des Schriftwechsels vor und gab endlich dieser eben so vielumfassenden als zusammengesetzten Institution eine systematische Regelmäßigkeit, die musterhaft genannt zu werden verdient. Auch ist dieses Reglement allgemein als eine ganz neue Organisation der Ministerien angesehen worden.

Alle diese Arbeiten, 1809 vorbereitet, erschienen zu Anfange des Jahres 1810; sie sind als Epoche machend in den öffentlichen Acten Rußlands verzeichnet. Beiläufig werde bemerkt, daß sich in allen von Hrn. v. Speransky entworfenen Staatsschriften dieselbe Gediegenheit und

Eleganz des Styls, dieselbe Consequenz des Ideenganges wiederfindet.

In Folge jener Verordnungen vereinigten sich alle Zweige der höhern Administration im Reichsrathe, dessen Haupttriebfeder Hr. v. Speransky als Reichssecretair war. Hieraus ist einigermaßen begreiflich, wie seine Thätigkeit so vieles hat zu Stande bringen können. Die Arbeiten folgten schnell auf einander. In weniger als zwei Jahren war das Steuersystem geordnet, das Budget einer erörternden Discussion unterworfen, ein Tilgungsfond errichtet, ein Theil der Masse des Papiergeldes außer Cours gesetzt, ein neues Münzsystem eingeführt, ein dem Interesse des Landes wahrhaft angemessener Tarif emanirt und endlich ein Plan zur Reorganisirung des Senats vorgestellt und geprüft worden. Zu gleicher Zeit wurde Anstalt getroffen, die Civilgesetzgebung zu verbessern, die Discussion über das neue Civilgesetzbuch näherte sich ihrem Ende, und die Redaction des Handels- so wie die des Strafcodex schritt mit Erfolg vor.

Indessen war Hr. v. Speransky in ungewöhnlich kurzer Zeit die Grade der Auszeichnung durchgegangen. Schon bei seinem Eintritt in den Civildienst hatte er, vermöge seiner frühern literarischen Laufbahn, den Vortheil, des niedern Dienstranges überhoben zu seyn; 1799, also nach zwei Dienstjahren, war er schon Staatsrath; 1809 Geheimerath; 1812 Ritter des St. Alexander-Newsky-Ordens, eine Auszeichnung, welche in Rußland nur Männern vom höhern Range und in den wichtigsten Aemtern zu Theil wird.

Während aber seine Wirksamkeit, sein Credit und Einfluß auf alle Zweige der Verwaltung immer mehr stiegen, zog sich ein Ungewitter über seinem Haupte zusammen.

In allen Ländern führen durchgreifende Reformen, zumal der Finanzen, den großen Uebelstand mit sich, daß sie das persönliche Interesse antasten. Menschen und Institutionen werden nicht ungerächt aus ihrem Gleise gerückt, am wenigsten in Ländern, wo die öffentliche Meinung zu schwach und unvermögend ist, den Eifer und das Talent gegen Misgunst und Unwissenheit zu schützen. Man schreit über Neuerungen, und beachtet doch weder ihre Beschaffenheit, noch die gebietende Nothwendigkeit, durch welche sie herbeigeführt worden. In dieser

Lage befand sich Hr. v. Speransky. — Ohne Verbindungen der Geburt, ohne Stütze und Vermögen, ipse suae fortunae auctor, mehr Sach= als Menschenkenntniß besitzend, stand er allein auf dem Kampfplatze — und mußte unterliegen. Zwei Umstände beschleunigten seinen Fall und machten diesen noch auffallender.

Bei dem Uebergange vom Papiergelde zu einem geregelten Creditsysteme wird auch der Erfahrenste schwerlich den Zeitpunkt vorausbestimmen können, in welchem die nachtheiligen Wirkungen des Papiergeldes aufhören. Hatte man z. B. im Jahre 1809 eine beträchtliche Anzahl Assignaten in Umlauf gesetzt, so schadeten selbige dem Wechselcours nicht unmittelbar und für dasselbe Jahr; ihre Wirkung konnte sich nur allmählig zeigen, und zwar nach Maaßgabe ihres größern oder geringern Zuflusses im Umsatze und in den Handelsoperationen. Es bedurfte hierzu eines Zeitraums, dessen Dauer von der Größe ihrer Masse und dem mehr oder minder beschleunigten Gange des Handels abhing. Daher kommt, daß oft erst, wenn die Emission des Papiergeldes aufgehört hat, der Umlauf der Assignaten im Handel und ihr Einfluß auf den Wechselcours recht bemerkbar wird. Nun scheint es, als ob das Papiergeld in eben dem Maaße an Werth verliere, als die Emission desselben beschränkt wird, und daß der Wechselcours in eben dem Verhältniß sinke, als man die Masse der Assignaten vermindert. Die Täuschung ist vollkommen, und die irregeleitete Meinung schreibt jene Erscheinung dem neuen Finanzsysteme zu. So urtheilte man damals in Rußland; der neue Finanzplan ward als unausführbare Theorie, sein Urheber als Theoretiker verschrien.

Hierzu gesellte sich noch ein Umstand von größerer Bedeutung. Rußland befolgte damals das Continentalsystem. Den zahlreichen Gegnern desselben war überhaupt jede Reform zuwider: denn alles erschien ihnen als Folge dieses Systems, als gefährliche, von Frankreich ausgegangene oder gebotene Neuerung. Neid und Intrigue nährten, vergrößerten das Vorurtheil, es auf Herrn v. Speransky's Verwaltungssystem anwendend. Indeß nahte sich der Krieg Rußlands Grenzen, und die Nothwendigkeit, die öffentliche Meinung zu fesseln, das verletzte Interesse zu beruhigen, ward von Tag zu Tage dringender. Bei so bewandten Umständen glaubte man

nicht zu viel zu begehren, wenn man die schleunige Entlassung eines Mannes forderte, welcher, unschuldig oder verdächtig, als Gegenstand allgemeiner Besorgniß und Erbitterung, nicht länger geduldet werden durfte.

Zu einer ruhigern Zeit wäre gewiß ein solches Verfahren mit Unwillen zurückgewiesen worden. Selbst in dieser Zeit der Gefahr und Verwirrung würde es wahrscheinlich unterblieben seyn, wenn nicht ein besonderer Beweggrund den Ausschlag gegeben hätte. Man bedurfte Geld. Verschiedene Vorschläge zu dessen Herbeischaffung waren eingereicht; allen lag der eclatante Widerruf des gegenwärtigen Systems als unumgänglich zum Grunde; alle setzten als conditio sine qua non die schleunige Entlassung des Herrn v. Speransky voraus.

Auf diese Weise hinterging man das religiöse Gerechtigkeitsgefühl des besten Monarchen. Herr v. Speransky ward nach Nishni-Nowgorod, 450 Werste von Moskwa, verwiesen.

Das Zusammentreffen dieses Ereignisses mit der Kriegsepoche reichte hin, um den widersinnigsten Gerüchten einen Anschein von Glaubwürdigkeit zu geben. In dem Augenblicke, wo alle Gemüther sich zum Argwohn neigten, hielt es nicht schwer, die Verweisung des so bedeutenden und einflußreichen Mannes als Folge eines entdeckten Complotts, einer vereitelten Verschwörung erscheinen zu lassen. Diese Irreleitung der öffentlichen Meinung war jedoch von kurzer Dauer. Man erfuhr, daß die scharfe Untersuchung, welcher Herrn v. Speransky's Papiere unterworfen wurden, weit entfernt, auch nur den mindesten Vorwand zu Beschuldigungen gegen ihn zu geben, vielmehr die Schuldlosigkeit, die Redlichkeit seines politischen und Privatlebens auf das evidenteste erhärtete. Die vorgefaßte Meinung schwand, und alles trat in das alte Gleis zurück — man fing an, den gefallenen Staatsmann zu vergessen.

Nur die Misgunst vergaß ihn nicht. Unter dem scheinbaren Vorwande, daß, bei der öffentlichen Erbitterung gegen ihn, der Aufenthalt in der Nähe des Kriegsschauplatzes (die Franzosen waren schon in Moskwa) seine persönliche Sicherheit gefährden könne, suchte man seine weitere Entfernung als nothwendig vorzuspiegeln. Der angeführte Beweggrund fand Eingang, und Herr v. Speransky, der seit 6 Monaten ruhig in Nishni ge-

lebt hatte, wurde nach Perm, 1410 Werste von Moskwa, verbannt.

Diese Maaßregel trübte zwar nicht die stete Heiterkeit und Ruhe seines Geistes, verschlimmerte aber seine Lage um vieles: einestheils nahm die Misgunst davon Veranlassung: den Verdacht zu erneuen; anderntheils sah sich Hr. v. Speransky durch die weite Entfernung von den wenigen ihm übriggebliebenen Freunden getrennt und ihrer Hülfe in einem desto kritischeren Zeitpunkte beraubt, je mehr die Quellen seines beschränkten Vermögens in Folge seiner Reisen und der Aufenthaltsveränderungen seiner Familie versiegt waren. So groß war jedoch das Gewicht seines persönlichen Ansehens und der Ueberzeugung von Hrn. v. Speransky's Redlichkeit, daß die Regierung auf die erste Nachricht von seiner bedrängten Lage, sich verbunden erachtete, ihn durch Anweisung einer beträchtlichen Pension vor Mangel zu sichern. Noch in der Verbannung hatte er den Trost, einen Beweis der Theilnahme zu erhalten, die man seinen Verdiensten zollte. Er konnte anständig, ja mit einer gewissen Annehmlichkeit leben. Non sine dignitate — otium.

Zwei Jahre später, als die Beendigung des Kriegs einen ruhigen Rückblick in die Vergangenheit gestattete, ward ihm erlaubt, sich Petersburg zu nähern und ein kleines Landgut, 180 Werste von der Residenz, zu seinem Aufenthalte zu wählen.

Hier sich seinen Lieblingsbeschäftigungen hingebend, theilte er seine Zeit zwischen den Studien, der Erziehung seiner einzigen Tochter und der Sorge für sein Landgut. Er fing an, in seiner Einsamkeit das Vergangene zu vergessen, ducere sollicitae jucunda oblivia vitae; als er unerwartet in den Staatsdienst zurückberufen und zum Gouverneur der Provinz Persa ernannt wurde. Wie wenig auch dieser Posten seinen frühern Aemtern entsprach, so konnte er ihn doch nicht ablehnen. Die Milde seiner Verwaltung, seine liebenswürdige Persönlichkeit und ganz vorzüglich seine Rechtlichkeit gewannen ihm die allgemeine Verehrung und aufrichtige Anhänglichkeit der ganzen Provinz.

Bald eröffnete sich ihm eine ausgedehntere, seiner Wirksamkeit würdigere Laufbahn. Im Jahre 1819 erfolgte seine Ernennung zum Generalgouverneur von ganz Sibirien. Außerdem erhielt er noch zwei Aufträge von

der höchsten Wichtigkeit. Er sollte nämlich den Misbräuchen und Unterschleifen, mit denen das Land geplagt war, durch eine gerichtliche Untersuchung abhelfen und zugleich einen auf die Localitäten dieses weiten Landstrichs und dessen verschiedenartige Völkerschaften berechneten Organisationsplan vorstellen.

Zwei Jahre brachte er unter unsäglichen Beschwerden auf Reisen in den ihm anvertrauten Provinzen zu, forschte, untersuchte, revidirte. Auf diese Weise erlangte er eine genaue Bekanntschaft mit den Bedürfnissen und Hülfsquellen des Landes und ward dadurch in Stand gesetzt, einen auf die tiefste Kenntniß gegründeten neuen Administrationsplan für Sibirien zu entwerfen. Das hervorstechend Charakteristische seiner Arbeit besteht darin, daß kein Theil der Bevölkerung jenes Landstriches, in der sich alle Abstufungen der Civilisation finden, vom wilden Jäger bis zum Millionen besitzenden Städter, der nach China handelt, unberücksichtigt geblieben ist; die Interessen Aller sind in Betracht gekommen, ihre Bedürfnisse erwogen, die Mittel einer fortschreitenden Cultur gesichert worden.

Der Ruf seiner neuen Verdienste ging Herrn von Speransky voran, als er, begleitet von den Segnungen der Bewohner Sibiriens, nach einer neunjährigen Abwesenheit per tot discrimina rerum im März 1821 in Petersburg erschien und seinen neuen Organisationsplan mitbrachte. Er hätte in der That nicht unter günstigeren Vorzeichen hier wieder auftreten können, wo der Parteigeist längst verstummt war und nur die allgemeinste Anerkennung sich laut aussprach.

Mit allen Beweisen der Huld vom Monarchen empfangen, mit Auszeichnung behandelt und freigebig belohnt, ward Hr. v. Speransky bald nach seiner Ankunft zum Mitgliede des Reichsraths und insbesondere für die Abtheilung der Legislation ernannt. Er setzt gegenwärtig die im Jahre 1810 von ihm begonnenen Arbeiten für das bürgerliche Gesetzbuch fort, deren Discussion man seit 1812 ausgesetzt hatte. So darf denn Rußland der Wohlthat eines in allen Theilen vollendeten Civilgesetzbuchs mit Gewißheit entgegensehen.

Nach dieser auf glaubwürdigen Actenstücken beruhenden Schilderung des Herrn von Speransky als

Staatsmanns, mögen hier noch einige Worte, ihn selbst betreffend, Platz finden.

Sein Persönliches ist eben so anziehend als interessant; das Verbindliche seines Umgangs muß alle, die sich ihm nahen, an ihn fesseln. Seine Physiognomie gehört zu denjenigen, die man nicht mehr vergißt, wenn man sie auch nur einmal gesehen hat. Den vorherrschenden Ausdruck der Ruhe und Herzensgüte beleben und erhellen im Gespräche die Funken des Genies. Man glaubt in Herrn v. Speransky's vielsagendem Gesichte seine Schicksale und ganze politische Wirksamkeit zu lesen. Wer diese auch nicht kennt und sich nur einigermaßen auf Physiognomik versteht, wird doch bei seinem Anblicke gestehen: das muß ein edler und hochbegabter Geist seyn!

Heinrich der Erste (Christoph),
König von Haiti.

Heinrich der Erste (Christoph), König von Haiti*).

Mag es immerhin gewissen Verfechtern bekannter Grundsätze zum Aergernisse gereichen, hier mit dem Königsnamen einen Neger aufgeführt zu finden, dessen Herkommen und Körperfarbe Einräumung voller Menschenrechte, der Aufklärung unseres Zeitalters unbeschadet, in Zweifel lassen. Selbst wenn das genommene Aergerniß sich nicht laut zu werden getrauet, so nistet es doch um so fester in solchen Köpfen, welche in der alten, wie in der neuen Welt, jegliche Auszeichnung des socialen Lebens, Macht, Ehre und Reichthum, nach wunderlich ausgesonnenen Gesetzen gewürdigt und vertheilt wissen wollen. Dieses durch vielfache Schläge des Schicksals erschütterte System muß es heillos finden, mit dem Regentenpurpur bekleidet auf die Bühne der Geschichte einen Neger treten zu sehen, welcher, was man ihm vielleicht verziehen hätte, nicht allein über seine Stammgenossen

*) Schon im eilften Hefte der ersten Reihe der Zeitgenossen findet man einen, diesem denkwürdigen Manne gewidmeten Aufsatz, auf welchen hier verwiesen wird, indem die dort mitgetheilten Nachrichten über Haiti, über die dortige königliche Regierung und Hofhaltung gegenwärtig bedeutend vermehrt, historisch gewürdigt und bis zu dem Zeitpunkte fortgeführt werden, wo, mit der Ermordung des Königs, der Thron umgestürzt, der Negerfreistaat erweitert, und die Einheit der politischen Existenz jener Insel dem Ziele näher geführt ist.

in unwirthlichen Sandsteppen, sondern über Weiße und Schwarze in einer reichen Kolonie zu herrschen unternahm und seine Regierung nicht beschränkt wissen wollte von der in Europa anbefohlenen Unterjochung des schönen Landes, sondern sie über solche Fesseln hinaus zu führen wußte. Doch indem er selbst in die bei seinen Gegnern bekämpften Vorurtheile, von dem Glanze der Regentenhoheit verblendet, verfiel, war auch sein Sturz entschieden, und von neuem die große Wahrheit bestätigt, daß über das Schicksal der Völker, wie der Familien und einzelnen Menschen, eine höhere Vergeltung wacht, welche jeden Mißbrauch der Macht bestraft und die seufzende Menschheit oft durch die Folgen neuer Verirrungen wieder aufrichtet. Wer nie zu diesem Gesichtspunkte gelangte, für den ist die Weltgeschichte ein gräßliches Trauerspiel, dem die Katastrophe fehlt; der beobachtende Zuschauer wird von einer Bilderreihe zwecklos-schrecklicher Scenen gelangweilt und betrübt — er irret hülflos umher in einem finstern Chaos, welches sich für ihn nie zu einer herrlichen Schöpfung gestaltet. —

Das schreckliche Schicksal, welches am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, mit der Entdeckung Amerika's, diese zweite Erdhälfte überzog, traf zuerst die vorliegende große Inselreihe, die den weiten mexikanischen Meerbusen vom atlantischen Meere scheidet. Die erste Niederlassung der Spanier unter Colombo ward auf einem schönen Eilande, damals Hispaniola genannt, errichtet, welches später St. Domingo und gegenwärtig, nach seiner frühesten Benennung, Haiti geheißen, als eine der ertragreichsten Kolonialbesitzungen die Ländergier der Fürsten und die Gewinnsucht des Handelsgeistes reizte. Mit der Ankunft der Europäer wurden die vorgefundenen Einwohner Sklaven, welche unter der Geißel der Eroberer nicht allein den Besitz des Bodens und den Frieden ihrer Hütten, auch den Glauben ihrer Väter daran geben und zu dem Christenthume, zu einer religiösen Lehre, sich bekennen mußten, die allen Menschen die Rechte zusichert, deren sie auf die schändlichste Weise beraubt wurden. — Mit unerhörter Grausamkeit wurden die vorgefundenen, selbst von Feinden als ein friedlicher, gutmüthiger Menschenstamm bezeichneten Urbewohner der Insel, deren Anzahl eine Million Seelen überstieg, nach und nach vertilgt, nur um des Bodens

Besitz gewiß zu seyn; denn man vernachlässigte jenen, der nur dem Bebauer Ertrag verhieß, da das nahegelegene Festland Amerika's unmittelbaren Goldgewinn darbot. — Bald fanden sich auf dem westlichen Theile der Insel Franzosen ein, die, den Werth des Bodens erkennend, demselben ihren Fleiß widmeten und so bedeutende Fortschritte auf ihren Plantagen machten, daß die Staatsverwaltung auf sie ihre besondere Aufmerksamkeit richtete, am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts eine förmliche Abtretung des westlichen Theiles der Insel von Spanien erhielt, und beim wachsenden Gedeihen der Kolonie, hundert Jahre später (1795), den Besitz des ganzen Eilandes erlangte. Alle Schriftsteller Frankreichs, welche dieser Kolonialbesitzung gedenken, preisen den großen Ertrag derselben; so sagt Lacretelle: „Weder die Völker des Alterthums, noch die neueren sahen jemals eine Kolonie sich zum blühenden Wohlstande so schnell erheben, als die von St. Domingo. Der Gewinn von Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo und Kakao führte zu einem weit sicherern und der Vermehrung fähigern Ertrage, als die Gruben Mexiko's und Peru's. Die Städte Cap-François, Port-au-Prince, Leogane und St. Marc wetteifern mit dem Glanze europäischer Städte. Schnelle Fortschritte des Wohlstandes versetzten den Luxus der Hauptstadt hierher. Seit dem Jahre 1720 gab St. Domingo einen vierfachen Ertrag des dort hingeführten Capitals *)."

Diese Insel, welche man nach neuerer geographischer Eintheilung zu den großen Antillen zählt, gegen vierzehnhundert Quadratmeilen groß **), unter heißem Klima gelegen, mit einem Boden, der unter Abwechselung von Gebürgen, Hügeln, Thälern, Ebenen, Flüssen und Wäldern, überall die üppigste Vegetation und gesunde Wohnplätze darbietet, ward, wenigstens in kaufmännischer Hinsicht mit vollem Rechte, das Paradies von Westindien genannt und (1790) von etwa 700,000 Menschen bewohnt. Hatte die Natur hier ein glückliches

*) Lacretelle, Histoire de France, pendant le dix-huitième siècle. Tome second. P. 132.

**) Der Flächeninhalt der Insel Haiti ist wenig geringer, als der des gesammten Königreichs Baiern.

Land geschaffen, so war solches durch den bösen Sinn des Eigennutzes zu einer Marterwelt für eine halbe Million aus Afrika herbeigeschleppter Sklaven umgestaltet. Die weißen Europäer waren die Zwingherrn des Bodens und seiner Bebauer, sie hatten die Regierung des ganzen Landes, wie der einzelnen Besitzungen Herrschaft, in ihrer Gewalt, und achteten der Sittlichkeit und des Familienlebens Gesetze so wenig, daß sie, selten in rechtlicher Ehe lebend, mit den schwarzen Sklavinnen außereheliche Kinder (Mulatten, gens de couleur) erzeugten und ihnen ihre Besitzungen überließen, ohne daß diese Nachkommenschaft je zu wirklich bürgerlichen Rechten gelangen konnte. Je mehr geistliche und sittliche Vorzüge sich unter den Mulatten und Schwarzen entwickelten, um so lebendiger fühlten sie die Schmach, welche nur deshalb auf ihnen haftete, weil sie nicht in Europa geboren oder die Farbe europäischer Herkunft trugen.

Dieses war die Sphäre, in welcher Heinrich Christoph hervortrat, in Blutbädern die seinen Mitbrüdern angethane Schmach grausam rächte und sich zum König eines bedeutenden Theiles der Insel emporschwang.

Er war am 6. October 1767 auf der Insel Grenada, einer der Antillen im brittischen Besitze, im Sklavenstande geboren, entfloh aber seinem Herrn und diente der Sache der Freiheit im nordamerikanischen Befreiungskriege, wo er bei der Belagerung von Savannah (in Georgien) schwer verwundet wurde. Er ging hiernächst nach St. Domingo und erhielt als Sklavenaufseher eine Anstellung auf der Pflanzung Limonade, welche dem Uebersetzer des Tacitus, Dureau-de-la-Malle, gehörte, in welchem Dienstverhältnisse er seinen Untergebenen die Strenge seines Charakters hart genug empfinden ließ. — So wenigstens erzählen haitische Nachrichten von seinem frühern Leben; wogegen englische Berichterstatter ihn auf der Insel Christoph das Tageslicht erblicken und dann 1780, als zwölfjährigen Sklavenknaben, nach Cap François auf Domingo verkaufen lassen. Hier soll er einen Herrn erhalten haben, welcher ihm die Kochkunst lernen ließ; 1789 aber, behauptet man, sey er in dem Gasthause „zum Kreuze," auf der spanischen Straße der Kapstadt, Koch gewesen. — Beide Nachrichten lassen sich mit Wahrscheinlichkeit dahin vereinigen, daß Christoph nach seiner Rückkehr vom festen

Lande Amerika's, als freier Neger verschiedenen Herrschaften diente, bald als Koch, bald als Aufseher über Pflanzungen, und, bei einer glücklichen Fassungsgabe, jede Lage zur Ausbildung seiner Fähigkeiten benutzte.

Die ungeheuren Erschütterungen, welche mit der Revolution von Frankreich ausgingen und sich bis in die entferntesten Ansiedelungen der Europäer verbreiteten, fanden in St. Domingo so vielen Zündstoff vor, daß es hier schnell zur fürchterlichen Entwickelung desselben kommen mußte. Reichthum und tiefes Elend, moralische Entartung und rohe Kraft standen bald zum Kampfe auf Tod und Leben einander gegenüber. Schon 1791 brachen die ersten Negerempörungen aus, welche, gestützt auf die von Frankreich aus publicirten Menschenrechte, die Insel zum vieljährigen Schauplatze der gräulichsten Verwüstungen machten. An die Spitze der Schwarzen und Farbigen stellten sich Toussaint l'Ouverture und Dessalines: jener berühmt geworden durch Talent und Kenntniß der Kriegskunst, der Staatsverwaltung, wie durch edle Gesinnung; dieser berüchtigt durch Rachsucht und Blutdurst bei seltener Kühnheit und Kraft. Unter beiden diente Christoph mit Auszeichnung, indem er schnelle Fortschritte auf der Stufenleiter der militairischen Grade machte. Toussaint bot staatsklug alle Wirksamkeit auf, einen öffentlichen Bruch mit dem Mutterstaate zu verhindern, und suchte durch Verheißung vollständiger Amnestie seinen schwarzen Mitbrüdern zu nützen. Doch hierin sahen viele Neger und Mulatten nur Verrath der gehofften Befreiung. 1799 erhoben sie sich zum neuen Bürgerkriege unter dem General Rigaud, zu dessen Fahnen in den südlichen Departements auch Toussaint's Neffe, Moyse, trat. Toussaint, der gegen innere und äußere Feinde (durch Widerstand gegen die Engländer) sich den Dank der französischen Regierung erworben, vom Directorio den Ehrensäbel bekommen hatte und zum französischen Divisionsgeneral und Gouverneur-Lieutenant auf Domingo ernannt war, sandte den Brigadegeneral Christoph gegen die Meuterer und gab ihm so Gelegenheit, sich von neuem auszuzeichnen. Durch Verrath bemächtigte sich Christoph der Person des Moyse und überlieferte ihn zur Todesstrafe an Toussaint ab; für welche glückliche Unternehmung er zum Befehlshaber der nördlichen Insel-

provinzen ernannt wurde. Moyse's Plan ging entschieden auf Ermordung aller weißen Bewohner und auf vollständige Unabhängigkeitserklärung des Inselstaates; ein Schritt, auf welchen die Farbigen zur Entscheidung ihrer bürgerlichen Stellung drangen; dennoch war Christophs persönliches Ansehen schon so groß, daß, als am 21. October 1807 in der Kapstadt ein neuer Aufstand ausbrach und sich schnell unter den Sklaven der umliegenden Pflanzungen verbreitete, er an der Spitze weniger schwarzer Soldaten durch Thätigkeit und Unerschrockenheit Unterdrückung der Unruhen bewirkte. Noch bedeutender wurde sein Ansehn, als sich 1802 die französische Flotte, unter des Admiral Villaret Führung, mit einem vom General Le Clerc befehligten Heere von 25,000 Mann, der Kapstadt, wo Christoph Gouverneur war, näherte. Die französische Expedition war vom ersten Consul, unter der nahen Hoffnung eines allgemeinen Friedens, nach der Insel geschickt, um der zwischen der Aufrechthaltung der alten Verhältnisse zum Mutterstaate und völliger Losreißung schwankenden Lage der ertragreichen Kolonie ein Ende zu machen und ihre zweifelhafte Unterwerfung zu entscheiden. Bei dieser Unternehmung entspann sich zwischen dem General Le Clerc, der bedingte Uebergabe der Kapstadt unter schönen Verheißungen forderte, und dem Negergeneral Christoph ein Briefwechsel, der auf letztern ein sehr günstiges Licht wirft, wenn auch gesagt werden mag, daß er selbst die Feder nicht geführt habe. Es ist für ihn Ruhmes genug, daß er zu seinen Geheimschreibern Leute wählte, die solcher Sinnesart Worte gaben, daß er solchen Ansichten seine Zustimmung ertheilte. — So schrieb er an Le Clerc unterm 13. Pluvieuse des Jahres 10: „Wenn Sie von der Macht, mit welcher Sie mich bedrohen, Gebrauch machen, werde ich Ihnen allen einem Befehlshaber zu Gebote stehenden Widerstand leisten; und wenn Sie das Waffenglück begünstigt, so werden Sie in die in einen Schutthaufen verwandelte Kapstadt Ihren Einzug halten; aber selbst dann noch finden Sie mich hier fechtend. — Was die Truppen betrifft, die Sie nach Ihrer Versicherung in diesem Augenblicke landen lassen, so sehe ich sie wie Kartenhäuser an, die der geringste Wind über den Haufen wirft. — Was ferner, mein General! Ihre Achtung betrifft, so seyn Sie ver-

sichert, daß ich solche für den von Ihnen darauf gesetzten Preis nicht zu verdienen verlange, da er von mir Pflichtwidrigkeit fordert. — Ich erwarte nur überzeugende Beweise von der Aufrechterhaltung der Freiheit und Gleichheit zu Gunsten der Gesammtbevölkerung dieser Kolonie *). Gesetze, die solche Grundsätze heiligen, die das Mutterland unbezweifelt gab, brachten mich zu diesem Entschlusse, und ich versichere Sie heilig, daß ich mich unmittelbar nach dieser Bürgschaft unterwerfen werde. — Sie sinnen mir, Bürger General! an, Ihnen Mittel zu verschaffen, vermittelst welcher Sie sich des Generals Toussaint = l'Ouverture versichern können. Dieses würde von meiner Seite Treulosigkeit, Verrath seyn; der mich entehrende Antrag ist in meinen Augen ein Beweis, wie abgeneigt Sie sind mir Zartgefühl und Ehrliebe beizumessen. — — Zehn Jahre sind es nun, General! daß wir für Freiheit kämpfen,

*) Schon unterm 15. Mai 1791 hatte der pariser National-Convent die Freiheit aller Neger und Sklaven, von welcher Farbe sie seyn möchten, im Gebiete der Republik decretirt; doch war mit dieser Menschenfreundlichkeit auf dem Papiere den unglücklichen Sklaven in den Kolonien wenig genützt. Der Pflanzer schwang dort seine Geißel häufig um so grausamer. Mit der Vollführung des Gesetzes war es so wenig Ernst, daß zehn Jahre später der Staatsrath Thibaudeau in dem dem gesetzgebenden Corps zu Paris, unter dem 23. Nov. 1801 vorgelegten Berichte über den Zustand der Republik bekennt: „Auf St. Domingo und Guadeloupe giebt es keine Sklaven mehr; dort ist alles frei, alles wird frei bleiben (weil die Sklaven sich selbst befreit hatten und ihre Bezwingung bei großen Schwierigkeiten sehr zweifelhaft war). Klugheit und Zeit werden die Ordnung zurückbringen, Cultur und Arbeit wiederherstellen. — Auf Martinique werden andere Grundsätze zu befolgen seyn. Die Sklaverei ist dort beibehalten worden, und es wird dabei bleiben. Es hat der Menschheit zu viel gekostet, als daß dort noch eine neue Revolution versucht werden sollte." — Bei solchen, durch Kostenberechnungen entstandenen Rückschritten, über welche ein officieller Staatsrathsredner so schamlos spricht, war es den Farbigen auf St. Domingo, welche sich bereits am 9. Mai 1801 eine republikanische Verfassung, unter fortwährender Abhängigkeit vom Mutterstaate, gegeben hatten, gewiß nicht zu verdenken, wenn sie die Aufnahme der französischen Truppen von der Sicherstellung ihrer Freiheit bedingt wissen wollten. —

für dieselben Rechte, welche wir, wie Sie, mit unserem Blute erkauften. Immer habe ich es für unglaublich gehalten, daß die Franzosen, nachdem sie durch so große Opfer jene erlangten, eines Tages ein ruhmvolles Volk verhindern würden, Genossen der großen Nation zu werden und mit ihnen die Früchte der Revolution zu genießen."

Wie die Forderungen der Schwarzen das heilige Menschenrecht für sich hatten, so auch für den Augenblick des Angriffs überwiegende Macht; letztere ward erst gebrochen durch die Teufelskünste listiger Unterhandlungen, vermittelst welcher die einzelnen Anführer der Schwarzen gegen einander Verdacht faßten und in Parteiungen zerfielen. So erlagen die Unglücklichen, welche nach schweren Opfern Früchte des Friedens zu ärnten hofften und in die Fallstricke der Sklaverei zurückgelockt wurden. Kurzsichtige Unbesonnenheit und Vermessenheit hielt den augenblicklich günstigen Erfolg für einen vollständigen Triumph und ahnete nicht, daß die neugeschmiedeten Fesseln schnell ihre Haltbarkeit verlieren würden.

Die Schwarzen auf St. Domingo erhielten zwar von den nordamerikanischen Freistaaten, wie von den Britten, Unterstützung jeder Art. Beide hatten kaufmännisches Interesse, daß die Wiedergeburt des alten Flors der Pflanzungen auf der Insel verhindert würde, damit sie bei innern Unruhen der Wiederherstellung der französisch-westindischen Macht nicht zur Grundlage dienen könne. —

Toussaint suchte dagegen die auf der Insel vorwaltende Meinung, daß die Franzosen erschienen, um Rache zu nehmen für die Ermordung ihrer Brüder, sich des Landes Herrschaft zu vergewissern und die alte Sklaverei wiederherzustellen, für die Erfindung Schlechtgesinnter. „Ein Kind," sagt er in einem Aufrufe, „ist seinem Vater vollkommenen Gehorsam schuldig; wenn aber der Vater unnatürlich genug denkt, sein Kind vernichten zu wollen, so lebt ein Rächer im Himmel. — Ich bin Soldat und fürchte die Menschen nicht. Muß es gestorben seyn, so will ich als Krieger mit Ehren sterben." — Toussaint bekundet hier, wie willfährig er in die Vorspiegelungen Bonaparte's einging, welcher ihm schrieb: „Wir schicken unsern Schwager mit einer angemessenen Macht und hoffen, daß Sie die Gesinnungen, die Sie in Ihrer

Zuschrift äußerten, jetzt bethätigen. Sie haben den Bürgerkrieg vertilgt, Wilde gezügelt, die Religion geachtet; so werden Sie nun auch der Souverainetät der französischen Nation huldigen, oder Sie graben unter Ihren Schritten einen Abgrund, der, Sie verschlingend, auch die braven Schwarzen in's Verderben bringt. Betragen Sie sich, wie es einem der ersten Bürger der ersten Nation der Welt geziemt, und rechnen Sie auf unsere unbegrenzte Achtung." — In gleichem Sinne war der Aufruf abgefaßt, den Le Clerc auf der Insel zu verbreiten wußte, noch ehe er festen Fuß auf derselben fassen konnte. „Einwohner von Domingo," heißt es hier, „Ihr seyd alle frei. Alle Völker haben die Franzosen umarmt, alle Franzosen haben einander umarmt; umarmt auch Ihr die Franzosen als Eure Freunde und Brüder. Die Regierung sendet Euch eine große Macht, Euch gegen Eure Feinde zu schützen. Wer es aber wagen wird, sich von dieser Macht zu trennen, der wird ein Verräther des Vaterlandes seyn, und die Rache der Republik wird ihn verzehren, wie das Feuer Euer ausgedörrtes Zuckerrohr verzehrt *)." —

Weniger glücklich als gegen Toussaint, (dessen Kinder ohnehin der Erziehung halber in Frankreich waren und gewissermaaßen zu Geißeln seiner Abhängigkeit dienten) der bey den Unterhandlungen Willfährigkeit zur Unterwerfung zeigte, benahm sich Christoph gegen Le Clerc, der am Cap Francois kein Land gewinnen konnte: theils stellte ihm Christoph kriegerische Hindernisse entgegen, theils die Drohung, daß er bei erzwungener Landung alle Weiße der Kapstadt ermorden, die Stadt selbst aber in Flammen aufgehen lassen würde. Die französische Flotte entfernte sich daher aus dem Angesichte der Kapstadt, landete schnell auf verschiedenen Puncten der Insel, zerstreute einzelne sich entgegenstellende Negerhaufen und beeilte sich, die Kapstadt zu gewinnen, um ihre Zerstörung und das den Weißen angedrohete Blutbad zu verhindern. Letzteres glückte, indem

---

*) Dieses Uebermaaß von Umarmungen ist ein charakteristisches Bild der Liebesversicherungen der Despotie, welche Völkern und Staaten, die auf die Umarmungsanträge einzugehen nicht Lust haben, den Revers schrecklicher Drohungen vorhält.

die Weißen größtentheils Gelegenheit gefunden hatten, durch die Flucht ihr Leben zu retten; nicht das erstere, denn die Neger zündeten Häuser und Pulverthürme an. In wenigen Stunden war die Stadt in einen Schutthaufen verwandelt; sengend, brennend und mordend flohen die Schwarzen ins Gebirge, verfolgt von den Franzosen, welche die Grausamkeit ihrer Feinde mit der unerhörtesten Wuth zu überbieten strebten. Von nun an war der Krieg eine Reihe von Metzeleien und Verwüstungen, die mitunter angeknüpften Unterhandlungen und abgeschlossenen Verträge ein Gewebe von Ueberlistung und Verrätherei.

Die Franzosen behaupteten gegen die Schwarzen mehrentheils das Feld und nahmen ihnen die bedeutendsten Häfen und festen Plätze, aber in das Innere des Landes, in die durch Wald und Gebirge geschützten Gegenden durften sie sich nicht wagen; von hieraus erfolgten unaufhörlich Streifereien, die, bei der Ungewohnheit des Klimas und der Nahrungsmittel, den Franzosen binnen fünf Wochen 15,000 Menschen kosteten. — Toussaint und Christoph waren in die Acht erklärt (im Februar 1802); und dennoch schrieb der französische General Hardy an Letzteren unter dem 20. März: „Es ist Ihrer unwürdig, mit einem Usurpator und mit Rebellen gemeinschaftliche Sache zu machen und seiner Herrschsucht zum Stützpuncte zu dienen." — Officielle in Frankreich eingegangene Berichte sagten: daß die über Christoph eingezogenen genauern Erkundigungen ein günstiges Licht auf ihn würfen. Man hob die gegen ihn ausgesprochene Achtserklärung auf, wie denn auch Toussaint begnadigt wurde. Beide erlagen der unter den Ihrigen herrschenden Uneinigkeit, wie der List und den Schmeicheleien ihrer Feinde, beide ergaben sich: Christoph entließ seine Truppen und kam zur Kapstadt, Toussaint bezog eine Pflanzung, „um den Segen der Ruhe zu genießen, nachdem er mehrere Jahre die Last der Regierung von St. Domingo getragen." — Die Franzosen gaben zu erkennen, wie sie beider Einsichten zur Wiederherstellung der Kolonie zu benutzen wünschten; wogegen die Neger, welche das Schwert bei Seite gelegt hatten, verlauten ließen: wie groß auch die französische Armee sey, um zu brennen, zu verwüsten und ihr Leben theuer zu verkaufen, seyen die Schwarzen noch

immer mächtig genug. — Auch Dessalines unterwarf sich scheinbar; aber an wirkliche Versöhnung war nicht zu denken. Bald hieß es: der ehrgeizige Toussaint bereite, verlassen von Christoph und Dessalines, einen allgemeinen Aufstand der Farbigen; die Verschwörung habe schon bedeutende Fortschritte gemacht. Toussaint, mit mehreren Freunden, ward gefangen gesetzt, der letzteren mehrere erschossen, er selbst nach Frankreich geführt, wo er im Kerker, wahrscheinlich vergiftet, starb. Diese harte Behandlung hatte keinen andern Grund, als den des zu großen Ansehens, welches Toussaint auf der Insel besaß und zur Behauptung der Nationalfreiheit gegen die Franzosen geltend zu machen wußte. — In den Berichten über die Verschwörung Toussaints pries Le Clerc die Mitwirkung Christoph's zur Entdeckung jener, gewiß mehr um ihn den Gleichgesinnten verdächtig zu machen, als daß wirkliche Verrätherei die französischen Lobsprüche verdient hätte; oder, wie andere wollen, die Triebfedern, welche Toussaints Fall herbeiführten, lagen noch tiefer: man behauptet, jenes Worttreue habe dem ehrgeizigen Christoph und Dessalines bei der Ausführung ihrer Plane im Wege gestanden; deshalb habe man ihn verrathen, um zu gleicher Zeit die Franzosen desto ärger zu täuschen. — Diesem zusagender Erfolg wenigstens fehlte nicht: Toussaints, des Nationalhelden Entführung, viele Hinrichtungen, harter Druck von allen Seiten riefen die Neger von neuem zu den Waffen und zur Blutrache, besonders da sich in diesem Zeitpuncte in der Kolonie die Nachricht verbreitete, daß, nach einem Beschlusse des Mutterlandes, die Sklaverei wieder eingeführt werden sollte; wie denn wirklich so eben in den von England an Frankreich zurückgegebenen Inseln Martinique und St. Lucie die strengsten Maaßregeln gegen die Neger getroffen waren. — Ausgezeichnetes Glück begünstigte die Neger, welche im beständigen kleinen Kriege den Franzosen, die mit Noth an Lebensmitteln und mit verheerenden Krankheiten zu kämpfen hatten, großen Schaden zufügten. Fünf Monate nach der Ankunft der Expedition unter Le Clerc waren von den 30,000 Mann, welche er ausschiffte, kaum noch 6000 Europäer am Leben; auch der Oberanführer mit den vorzüglichsten Unterbefehlshabern war vom gelben Fieber hingerafft. General Rochambeau stellte sich an die

Spitze des entmutheten Häufleins, bekam auch von Frankreich einige Unterstützung, konnte sich aber nur mit der größten Kraftanstrengung in der Kapstadt und Port au Prince, im Innern der Insel aber nirgend halten, und vom Meere her schnitten ihm die Engländer jede Zufuhr ab; daher sah er sich, beim Mangel an kampffähiger Mannschaft, an Lebensmitteln und Schießbedarf, den 19. Nov. 1803 genöthigt, mit Dessalines, Christoph und Clarvaux, als den schwarzen Befehlshabern auf Domingo, eine Uebereinkunft zu treffen, nach welcher er mit allen Franzosen die Insel räumte. Unmittelbar nach der Abfahrt erließen jene drei Neger eine Bekanntmachung, welche mehr Mäßigung ausspricht, als ihr bisheriges Leben vermuthen läßt. Hier heißt es: „Die Unabhängigkeit von Domingo ist entschieden. Unserer ursprünglichen Würde wiedergegeben, schwören wir, unsere Rechte nie wieder an eine andere Erdenmacht abzutreten. Kehret zurück, Eigenthümer von Domingo, zu eurem Eigenthume. Gegen die, welche uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, werden wir als Brüder handeln; aber diejenigen, welche ein unsinniger Stolz berauscht, welche verblendet sich für die Quintessenz der menschlichen Natur halten, welche glauben, daß sie vom Himmel zu unseren Herrn und Tyrannen bestimmt seyen, diese mögen sich hüten, den Küsten von St. Domingo zu nahen. Sollten sie je hierher kommen, so warten ihrer Ketten und Verweisung. Keine Stimme der Gnade soll Gehör finden gegen die, welche es wagen, von Sklaverei zu sprechen. Wir werden unerbittlich, vielleicht gar grausam seyn gegen alle Truppen, die noch ferner aus Europa kommen möchten, Tod und Sklaverei unter uns zu bringen. Nichts ist denen zu theuer, alle Mittel sind für diejenigen rechtmäßig, welchen man der Segnungen erste zu entreißen trachtet. Selbst wenn sie Bäche, wenn sie Ströme von Blut vergössen, wenn sie in der Behauptung ihrer Freiheit den größten Theil des Erdbodens in Feuer und Flamme setzten, so würden sie doch vor dem Richterstuhle der Vorsehung schuldlos erscheinen. Sind einige unschuldige Opfer der Grausamkeit, der Erbitterung geworden, so beklagen wir ihr Schicksal, erklären, daß die Ermordungen gegen unsern Willen geschehen sind: aber wer auch nur die geringste Kenntniß der Geschichte besitzt, weiß, daß selbst die cul-

tivirtesten Völker in bürgerlichen Kriegen sich der Grausamkeiten nicht enthalten haben. Doch jetzt, da die Morgenröthe des Friedens uns die Aussicht auf minder stürmische Zeiten eröffnet, sollen alle Dinge auf St. Domingo eine bessere Gestalt gewinnen." (Allg. Zeitung 1804. Seite 210 und 212.)

Der Fanatismus für Freiheit führt selbst die rohesten Menschen nur dann zur Blutschuld, wenn gegenüberstehende Bosheit, wenn drohende Gefahr verzweifelte Mittel erzwingen. Dieses war der Fall auf St. Domingo: denn Frankreich munterte den Sklavenhandel nach Westindien durch Prämien auf und drohete mit neuen Unterjochungsexpeditionen, indeß England, welches bisher mehrere Aufstände auf Domingo thätig unterstützt hatte, mit großer Verlegenheit auf den sich selbst constituirenden Negerfreistaat blickte und zu feindseligen Gesinnungen durch die Erfahrung genöthigt wurde, daß des Beispieles mächtige Wirkung sich bereits in Negerempörungen auf Jamaika zeigte und für die brittischen Besitzungen Westindiens besorgt machte.

Jene Räumung des Bodens von Domingo, welche Rochambeau versprach, erstreckte sich indeß nur auf einen Theil der Insel; mehrere ehemals spanische Besitzungen derselben, namentlich der feste Platz, von welchem das Eiland den Namen führte, blieben von Franzosen, unter dem Befehle des General Ferrand, besetzt. Gegen ihn zog, dem Lauf des Flusses St. Jago folgend, Christoph an der Spitze von 15,000 Negern, wurde aber geschlagen, da im Augenblicke der Entscheidung (am 28. März 1805) die französische Flotte von Rochefort bedeutende Unterstützung ans Land setzte. Dieser französischer Seits erlangte Sieg hatte nur die Folgen, daß die Franzosen die bisher inne gehabten festen Plätze ferner behaupteten, und daß von Seiten der Neger gegen die Weißen neue Gräuel verübt wurden.

Indeß verlangte die theilweise Befreiung der Insel die Anordnung eines Staatsregiments, welches, da die Freiheit durch die Waffen erkämpft war, natürlich von den Kriegern ausgehen mußte. So erschien, mit Zustimmung der bisherigen, unter sich oft uneinigen Negeranführer, deren einer der bedeutendsten Christoph war, am 20. Mai 1805 eine Verfassungsurkunde, durch welche Domingo, unter seinem ursprünglichen Namen Haiti,

zu einem unabhängigen Kaiserreich erhoben wurde, an dessen Spitze Dessalines als Kaiser und Oberbefehlshaber der Armeen, als Rächer und Befreier seiner Mitbürger sich stellte. Je weniger dieser Negerstaat für den Frieden des eigentlichen Bürgerthumes unter festen Gesetzen reif war, um so weniger konnte die Wirksamkeit einzelner Einsichtsvoller die an Raub und Mord gewöhnten Schaaren, welche ohnehin noch immer aufgerufen werden mußten, um gegen die Franzosen im ehemals spanischen Theile der Insel zu fechten, in die Schranken des Friedens bringen; daher versuchte der neue Kaiser, Jakob I, durch Gesetze, durch imponirenden Glanz seines Hofes und durch grausame Strenge, beständige Meutereien zu bekämpfen; dieser Drang der Verhältnisse führte zum gegeseitigen Argwohne und Blutdurste. Im October 1806 brach, auf die Nachricht, daß der Kaiser neue Mordscenen bereite, gegen ihn eine mächtige Verschwörung aus: Christoph, einer der Ersten des Reiches bei Hofe und im Heere, mit den Generalen Pethion und Ambroyse, stellten sich an die Spitze der Empörer; der wegen seiner Tyrannei verschriene Kaiser ward von den Wächtern seines Thrones, den Garden, verlassen und starb den gewöhnlichen Tod der Tyrannen. Nun folgten neue Blutscenen und Verwüstungen, unter welchen Christoph von mehrern mächtigen Haufen der Bewaffneten aufgerufen wurde, sich an die Spitze des Staates und einer Sicherheit des Eigenthumes verleihenden Verfassung zu stellen. Christoph hatte wahrscheinlich den Sturz des Kaisers nur herbeigeführt, um die von demselben verlassene Stelle einzunehmen. In aller Eile ward eine Versammlung der vorzüglichsten Einwohner und ausgezeichnetsten Krieger veranstaltet, die ein neues Staatsregiment anordnen sollte. In dieser stürmischen Nationalversammlung wurde sogleich neue Zwietracht offenbar, welche von außen her, durch Einfluß habende Engländer und Nordamerikaner angefacht wurde. Christoph wollte sich nicht begnügen, als Präsident und Oberbefehlshaber sich an die Spitze eines repräsentativen Freistaates zu stellen; er geizte nach dem Fürstenpurpur; Pethion, sein Gegner, hielt fest an Einführung einer republikanischen Regierungsform. Wäre ersterer für Washington's Mäßigung und Weisheit empfänglich gewesen, so hätte leicht eine Vereinigung be-

wirkt werden können, die neue Gräuel verhütete. So aber hartnäckiger Widerstand von beiden Seiten; Pethion, der auf der Versammlung nicht durchdringen konnte, verließ sie mit seinen Anhängern, zog sich nach seinem Befehlshabersitze Port-au-Prince, versammelte dort seine Streitkräfte und ordnete, nach dem Beispiele der nordamerikanischen Staaten, eine Republik an, deren Präsident zu seyn er sich begnügte. In dieser Stellung das Vertrauen seiner Anhänger befestigend, achtete er die Achtserklärungen Christoph's wenig, ob er gleich wiederholt aus dem Felde getrieben und geschlagen wurde. Die Freiheitsverfechter werden besiegt, um siegen zu lernen; so Pethion, der nach zahllosen Niederlagen schon im zweiten Jahre des mörderischen Kampfes Siege zu erlangen wußte und 1808 dem Präsidenten Christoph in den Feldern von Grandmorne eine entscheidende Schlacht lieferte, aus welcher Christoph nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes entkam. Auch der Besiegte verstand sich aufrecht zu erhalten unter Zwietracht und Verschwörungen, aus denen Einkerkerungen und Hinrichtungen hervorgingen. Unter diesem Gewirre stand Christoph so fest da, daß man ihn nicht mit Unrecht der Grausamkeit beschuldigte, indeß er nach ruhigem Plane den innehabenden Theil der Insel durch Gesetz und kräftige Verwaltung zu einem Staate ordnete. Ja er hielt sich für stark genug, an Rache gegen die ihn oft beunruhigenden Britten zu denken, indem er Proclamationen nach Jamaika sandte und dort die farbigen Bewohner zur Zerbrechung der Sklavenfesseln aufrief. Er fand für solche Anreizungen eine günstige Stimmung und unterhielt, wenn gleich die Britten in den westindischen Gewässern die Uebermacht behaupteten, fortwährende Verbindung mit den Unzufriedenen auf Jamaika, so daß vom Mutterstaate alle mögliche Anstrengungen nöthig waren, das glimmende Feuer des Aufruhres und manche Ausbrüche desselben zu unterdrücken. —

Unter den Verflechtungen der schwierigsten Verhältnisse behauptete sich so Christoph und wagte am 28. März 1811 sich unter dem Namen Heinrichs des Ersten zum König von Haiti zu proclamiren; ein Act, der in jeder Hinsicht dem Vorbilde nachgeformt war, welches Napoleon Bonaparte vor kurzem dem erstaunten Europa gegeben hatte. Mit noch kühnerer Hand,

als dieser, verwischte der neue König bey seiner Thronbesteigung alle Spuren republikanischer Institutionen und Vertretung. Man hat oft darüber gespottet, wie König Heinrich, nach verjüngtem Maasstabe, dem von Frankreich her überkommenen Beispiele folgte, und so seinen Thron, seine Hofhaltung und sein Reich in eine bonapartische Form zwängte. Wie in Frankreich, fand man am Hofe des schwarzen Königs die Thronfolge und das Ceremoniel, den Staatsschmuck und den neuen erblichen Adel, mit Titeln und Lehnen begabt, den Staatsrath und Orden gesetzlich eingeführt. Besonders auffallend hat man es gefunden, wie aus einer Gesellschaft von Sklaven, die noch kaum die ersten Grundlagen des Bürgerrechtes erkämpft hatten, Institutionen, wie die des erblichen Adels, hervorgehen konnten; König Heinrich I. läßt über diesen Gegenstand seinen Kanzler, den Baron von Vastey, in einer officiellen Schrift *) also reden: „Die Errichtung des Königreiches und des Adels von Haiti konnte vielleicht den Planen einiger Gleichheitsmänner zuwider seyn. Da man diese Einrichtungen indeß bei den freiesten, gebildetsten und aufgeklärtesten Völkern der Erde findet, da sie geheiligt ist durch die Erfahrung aller Zeitalter, da ihre Trefflichkeit anerkannt und ausgesprochen ist durch die berühmtesten Gesetzgeber, so trugen wir kein Bedenken, solchen Vorgängern zu folgen und das Größte und Weiseste, was die Welt hervorbrachte, nachzuahmen. Alles was jetzt alt ist, war einst neu; ist der alte Adel Ehrerbietung einflößend, so ist es auch der neue, denn er wird zu seiner Zeit auch alt. Kritiken und Spöttereien, welche die Demagogen auf unsere Einrichtungen haben regnen lassen, können in uns nur das Gefühl des tiefsten Unwillens wecken. Wenn einige Verächter der Monarchie sagten: der Adel sey eine Münze, die sich täglich verschlechtere; so urtheilen dagegen die Vertheidiger derselben mit mehr Gewicht: daß der Adel eine Münze, dessen Gehalt unveränderlich, in

*) Essai sur les causes de la révolution et des guerres civiles d'Hayti; faisant suite aux réflexions politiques sur quelques ouvrages et journaux français, concernant Hayti; par M. le Baron de Vastey etc. etc. Sans-souci. Imprimerie royale. 1819. an 16e de l'indépendance.

der Ehre liegend, unerschöpflich sey. — Ist es daher nicht Uebermaas des Lächerlichen und der Thorheit, Verwirrung der Stände, absolute Gleichheit einrichten zu wollen? — Verbannt nicht schon die gesunde Vernunft aus einer geordneten Gesellschaft diese eingebildete Gleichheit? — Freiheit! Gleichheit! heilige Menschengüter, für die wir so lange stritten, so vieles Blut vergossen, wie oft hat man eure geweihten Namen gemisbraucht!" — u. s. f. —

Waren mit diesen Einrichtungen politische Misgriffe verbunden, so waren sie in Haiti mehr zu entschuldigen, als irgendwo: es galt hier eine mehrseitige Emancipation: die der Schwarzen aus der Gewalt der Europäer, Haiti's aus der Gewalt Frankreichs, des neuen Königs aus der Gewalt revolutionairer Factionen; diesen allen ein Gegenbild Bonaparte's vorzuhalten, war gewiß nicht unweise, besonders da der höfische Flitterstaat mit Leistungen in Verbindung gesetzt wurde, welche König Heinrichs Regentenberuf bezeichneten. Dahin gehört seine Civil- und Criminalgesetzgebung, seine Bemühungen, die Nation zur höheren Menschenwürde, zum Bürgerthume und zur freien Geistesbildung zu erziehen.

Die große Katastrophe, welche sich in Europa vorbereitete, gab dem Könige Frist, ohne bedeutende Störungen von außen den einheimischen Widersachern die Spitze zu bieten. Fortwährend wurden Abfall und Meutereien sichtbar, welche in der zweiten Hälfte der Insel, im Freistaate unter Pethion's Vorsitze, Anhalt und Zuflucht fanden; König Heinrichs rastlose Thätigkeit, Energie des Geistes und Feldherrntalente hielten indeß das Gleichgewicht gegen die milde Regierung Pethion's; beim Könige aber wurden durch diese, seine Stellung bedrohenden Vorzeichen Argwohn und Grausamkeit in einem Grade sichtbar, daß ihn von solchen Despoten-Verirrungen selbst seine leidenschaftlichsten Lobredner nicht freisprechen. Um Pethion versammelten sich mit Zuversicht alle Weißen und Farbigen; wogegen Heinrich seine Macht auf die Schwarzen gründete; beide sich in beständigen Metzeleien verfolgende Parteien waren nur darin einig, daß sie, im Falle eines Angriffes von außen, besonders von Frankreich her, ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit bis aufs Aeußerste vertheidigen wollten. —

Als das französische Kaiserthum 1814 zertrümmert war, erhob der König von Haiti seine Stimme in Bekanntmachungen, welche auch in Europa verbreitet wurden: „Wir können uns rühmen, sagt er hier, zur Befreiung Europa's durch unsere Beharrlichkeit und durch die Tapferkeit, womit wir Bonaparte's Heere schlugen, beigetragen zu haben." — Dann folgt die Zusicherung der Willfährigkeit, mit der er Handelsverträge mit den Franzosen einzugehen bereit ist; aber jedem Unterjochungsplane des zum Throne seiner Väter zurückgekehrten Königes von Frankreich wird der standhafteste, blutigste Widerstand verheißen. — Die Hoffnungen, welche sich die Haitier machten, daß Ludwig XVIII. mit der Anerkennung ihrer Menschen- und Bürgerrechte, Frankreichs alte Oberherrschaft über jene ertragreiche Insel des westindischen Meeres aufgeben würde, scheiterte bald durch die Verhandlungen, welche der Kriegsminister Malouet*),

---

*) Peter Victor Malouet war 1740 zu Riom, im Departement Puy de Dome geboren, erhielt seine erste Bildung in einer Klosterschule und war schon im Begriffe in den geistlichen Stand zu treten; doch änderte er noch zu rechter Zeit seinen Entschluß und legte sich auf die Rechtswissenschaft. Bald aber gefiel er sich auch in diesem Berufe nicht; er widmete sich nun der Poesie, ließ Gedichte drucken und machte Schauspiele, deren Aufführung Lekain bewirken sollte. Dieser berühmte Schauspieler rieth ihm aber von den Arbeiten für das Theater ab. Nun wandte sich Malouet auf das diplomatische Fach. Kaum 18 Jahre alt, erhielt er eine Anstellung in der Kanzlei des Consulates zu Lissabon; dann wurde er nach Deutschland gesandt, wo er im siebenjährigen Kriege beim Verpflegungswesen der Armee des Marschalls von Broglio gebraucht wurde, und nach erfolgtem Frieden in Rochefort die Aufsicht über die Magazine erhielt, aus welchen die Kolonien, vorzüglich Guiana, versorgt wurden. Von dieser Zeit an widmete er sich mit großer Thätigkeit dem Seewesen, in besonderer Beziehung auf die französischen Kolonien, die er in verschiedenen Amtsstellungen und bei mehreren Bereisungen, wie auch die vorzüglichsten Häfen Frankreichs, genau kennen lernte. Er hielt sich längere Zeit auf Domingo, und dann zu Cayenne auf. Beim Ausbruche der Revolution stand er als Hafenintendant zu Toulon, als ihn seine Vaterstadt 1789 zum Mitgliede der Reichsstände wählte, als welcher er fortwährend die gemäßigten Ansichten vertrat und endlich seinen Gegnern, den Jakobinern, weichen und nach den schrecklichen Scenen des 10. Augustes 1792 nach England flüchten mußte. Von hieraus erbot er sich, als dem Könige der

mehr auf geheimem Wege als mit legitimer Offenheit, anzuspinnen suchte. Vermittelst derselben gedachte er durch Verheißung großer persönlicher Vortheile das Interesse der Häupter der Inselstaaten von dem ihrer Einwohner zu trennen. Wohin alles deutete, ging daraus nur zu klar hervor, daß den Unterhändlern so dringend anempfohlen wurde, unter jeder Aufopferung, auf Wiederherstellung des alten, vorigen Zustandes der Kolonie zu bringen. In den bei den Unterhändlern vorgefundenen Instructionen war sogar deutlich ausgesprochen, daß man ihren alten Herren diejenigen Schwarzen wieder zu Sklaven geben müsse, welche indeß bei der neuen Ordnung der Dinge freie Arbeiter geworden, oder als solche auf den Plantagen dienten; auch wurde anbefohlen, den künftigen Freilassungen der schwarzen Sklaven bedeutende Hindernisse in den Weg zu legen. —

König Heinrich wies, wie natürlich, solche Vorschläge mit Unwillen zurück, und benutzte mit großer Klugheit die in Haiti erwachende Besorgniß vor Angriffen von Europa her, einen Theil der Popularität, welche ihm Königsprunk und Despotensitte geraubt hatten,

---

Proceß gemacht wurde, zu dessen Vertheidigung; doch dieses wurde nur insofern beachtet, daß man ihn auf die Emigrantenliste setzte. Unter dem ersten Consul erlangte Malouet seine Zurückberufung und bald darauf die Anstellung als Generalcommissair der Marine zu Antwerpen; ein beschwerliches Amt, in welchem er großen Ruhm ärntete, das er aber wegen Kränklichkeit verlassen mußte. Bonaparte berief ihn 1810 in den Staatsrath, stieß ihn aber zwei Jahre darauf wieder heraus und verwies ihn zwanzig Meilen von Paris. Erst 1814 berief ihn die provisorische Regierung in die Hauptstadt zurück und übertrug ihm das Seedepartement, in welchem Ministerio ihn Ludwig XVIII. bei seiner Throngelangung bestätigte und ihn zum Ludwigsritter ernannte. Er begann, ein siebzigjähriger Greis, die neuen Arbeiten mit großer Thätigkeit, aber starb schon den 7. September 1814 mit dem Ruhme eines thätigen, einsichtsvollen, überaus unbestechlichen und uneigennützigen Mannes. Er hat über die französischen Kolonien mehrere werthvolle Schriften herausgegeben, und steht in Europa bei den Weißen in besserem Rufe, als in Amerika bei den Schwarzen, deren rasch vorwärts schreitende Emancipation ihm den gänzlichen Verfall des französischen Kolonialreichthumes vorherahnen ließ. Wie viel dadurch auch der französische Marineminister verliert, die Menschheit wird viel dabei gewinnen. —

wieder zu gewinnen. Während er die kräftigsten Maaßregeln zum Widerstande ins Werk richtete, rief er die Volksvertretung wieder auf und veranstaltete den 21. October 1814 auf seinem Lustschlosse Sans-Souci eine Versammlung der Nationalabgeordneten, der er den ganzen Inhalt der von Frankreich aus versuchten Unterhandlungen vorlegte. Diesen Mittheilungen gab er die größte Publicität, wie den Papieren, welche bei einem aufgefangenen französischen Unterhändler vorgefunden wurden. Letztern ließ er gerichtlich vernehmen und dann öffentlich ausstellen, damit jedermann in seiner Person den Beweis von der Wahrheit der Bekanntmachung sehen konnte.

Diese Anordnungen waren richtig berechnet, verfehlten also ihren Zweck nicht; für den Augenblick schwieg die innere Zwietracht, und die dem Könige nachtheilige Stimmung verschwand. Der schon erwähnte officielle Darsteller der neuesten Geschichte Haiti's, der Baron von Vastey berichtet: „In jener Reichsversammlung befanden sich mehrere Mitglieder, welche die Sklavenketten der Franzosen getragen hatten; die Spuren davon an ihren verstümmelten Gliedmaaßen bezeugten ihre langen, grausamen Leiden und die Barbarei ihrer Tyrannen; Andere erinnerten sich, wie ihre Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Verwandte oder Freunde aufgehängt, verbrannt, ersäuft oder von Hunden zerrissen wurden; und dennoch wagte man diesen, mit ruhmvollen Narben bedeckten Kriegern, welche die blutdürstigen Banden eines Le Clerc und Rochambeau in die Flucht jagten, die Rückkehr unter das Joch der verhaßten Tyrannen, die Wahl der Sklaverei und des Todes anzusinnen. Aller Haß, alle Rachsucht, welche die Zeit einschläferte, erwachte in diesem Augenblicke mit erneuerter Kraft. — Jeder halte die Fackel bereit, um sein eigenes Haus anzuzünden; Einer wetze sein Schwert, der Andere schärfe seine Lanze, setze seine Flinte in Stand und packe sein Kriegsgeräth; aber die fleißigen, vorsichtigen Frauen mögen die nöthigsten Bedürfnisse, vorzüglich das Leinenzeug, bergen, und sie von anderen Reichthümern, Gegenständen des Ueberflusses und Luxus, die bald nutzlos werden und bestimmt sind eine Beute der Flamme zu werden, sondern." —

Zu gleicher Zeit machte der König einen allgemeinen Plan zur Landesvertheidigung bekannt, welcher der offen-

kundigen Stimmung der Nation entsprach. Hiernach werden die commandirenden Generale der Provinzen angewiesen, überall Holz und feuerfangende Vorräthe bereit zu halten, um, im Falle der Landung einer französischen Kriegesmacht, alle Städte, Dorfschaften, Wohnungen und Gebäude bis auf den Grund abzubrennen, alle Brücken und Dämme zu vernichten, die Bewohner der bedroheten Gegend aber in die Gebirge zurückzuziehen; wenn Gefangene gemacht werden, soll ihnen unter keiner Bedingung Pardon gegeben werden.

Mochte nun, da Nachricht von diesen ernsten Maasregeln im Mutterlande anlangte, das Ministerium Ludwig's XVIII. sich überzeugen, daß es in der alten wie in der neuen Welt die Saiten zu hoch gespannt hatte; es suchte vergeblich den Fehler auszugleichen, indem es jene aufgefangenen Geschäftsträger als nicht officiell verleugnete und deren bekanntgemachte Instructionen für untergeschoben erklärte *); doch hieran ist nicht zu glauben, wenn man den Geist der Regierung Frankreichs im damaligen Zeitpuncte erwägt und sich der Geständnisse erinnert, die König Ludwig XVIII. bald darauf kund werden ließ. Heinrich I. gewann durch die neue Katastrophe, welche 1815 Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich verursachte, Zeit, seine Rüstungen weiter zu führen; auf der andern Seite aber wurden die Insulaner belehrt, daß sie so leicht von Europa her keinen bedeutenden Angriff zu fürchten hätten. Bei dieser Zuversicht gewann die Unzufriedenheit mit dem einheimischen Könige wieder Spielraum; jedes Opfer, das im ersten Augenblicke der Besorgniß gebracht war, meinte man, sey mehr seiner Erhaltung, als dem Wohle des Vaterlandes gewidmet. Neuerungssüchtige Parteiungen bildeten sich und gaben den Planen der Unzufriedenen neues Gewicht, wogegen dann wiederum harte Maasregeln der königlichen Regierung herbeigeführt wurden.

In dieser nicht erfreulichen, gefahrvollen Lage erscheint König Heinrich nicht frei von Argwohn, Herrschsucht und Grausamkeit; aber zu gleicher Zeit ist sein unermüdet thätiges Leben reich an Regentenzügen, welche hohe Sinnesart als die Grundfarbe seines Charakters

*) Siehe Moniteur vom 18. Januar 1815.

offenbaren. Stete Bemühungen, sein Volk durch wahre Fortschritte der Geistesbildung auf eine höhere Stufe des Daseyns zu leiten und für das Bürgerthum unter festen Gesetzen empfänglich zu machen, verdienen die gerechteste Anerkennung. Nach diesem Gesichtspuncte beförderte er Kunst und Wissenschaft, ordnete Schulen und öffentlichen Unterricht an, in welchen die Methode von Bell und Lancaster mit dem glücklichsten Erfolge gebraucht wurde, ließ die Buchdruckereien vermehren und bemühete sich fremde Gelehrte, Künstler und Handwerker herbeizuziehen. Willkommen waren ihm zu solchen Zwecken besonders Britten und Deutsche, mit welchen letztern er auf den Handelswegen durch die Hansestädte in nähere Bekanntschaft gekommen war. Verschiedene Nachrichten öffentlicher Blätter erzählen von mehreren Deutschen, besonders Hessen, welche in jener Zeit auf Haiti ihr Glück machten. Den Franzosen, die dort früher günstige Aufnahme fanden, bewies er jetzt so große Abneigung, daß er sich sogar bemühte ihre Sprache, die in Haiti das Bürgerrecht hatte, ganz zu verdrängen und dagegen die englische einzuführen.

Schon 1816 erschienen neue Unterhändler Ludwigs XVIII., Fontanges und Esmangart auf der Insel, die der Negerkönig mit allen bei diplomatischen Sendungen in Europa gewöhnlichen Formen aufnahm; zur unerläßlichen Bedingung weiterer Verhandlungen aber die Anerkennung der Unabhängigkeit des Königreiches Haiti machte, und dem zu Folge nur nach dem Standpuncte einer selbständigen Staatsmacht gegen eine andere, eines Regenten zum andern, sich in irgend etwas einlassen wollte. Da die Abgeordneten zu dieser Anerkennung nicht ermächtigt waren, so reisten sie bald unverrichteter Sache wieder ab. Im haitischen Freistaate, an dessen Spitze Pethion stand, fanden sie gleiche Schwierigkeiten, ihrer Sendung zu genügen; aber dort wie hier rühmten sie die anständige Aufnahme, welche ihnen zu Theil wurde. Nach ihren Berichten stand Pethions persönlicher Werth höher, als der des haitischen Königs. Beide Volkshäupter lebten, durch die Umstände gedrängt, vielleicht auch aus Abscheu gegen ferneres nutzloses Blutvergießen, schon seit mehreren Jahren in stillschweigendem Waffenstillstande, welcher die Verbindung zwischen dem haitischen Freistaate und dem Königreiche beförderte.

Pethions Beispiel nöthigte aber bald den König, die strengen Vorschriften des höfischen Zwanges zu mildern und sein Regiment volksthümlicher zu machen. Schwieriger wurde des Königes Verhältniß, als im Anfange des Jahres 1818 Pethion starb, seinem Willen gemäß, der General Boyer an die Spitze des Freistaates trat, alle Verbindung mit dem Könige abbrach, seine Gesandten zurückwies und mit bewaffneter Hand einen District des Königreichs, Grande-Anse genannt, wo unter Heinrichs Oberherrschaft der General Goman, Graf von Jérémie, befehligte, an sich riß. Immer feindseliger wurde des Königs hoffärtige und harte Regierung betrachtet, in der Zusammenstellung mit der gemäßigten und doch kraftvollen Staatsleitung des Präsidenten Boyer. — Maasregeln, die früher von großer Wirksamkeit gewesen wären, den Königsthron zu befestigen, vermehrten, zu spät ins Werk gerichtet, die steigende Unzufriedenheit. So hatte der König bisher das seiner Gewalt anheim gefallene Grundeigenthum nur benutzt, seine nächste Umgebung, Generale und Höflinge, durch Verleihungen zu bereichern; gegenwärtig (unterm 14. Juli 1819) ließ er auch an Unterofficiere und gemeine Soldaten Landstriche vertheilen, wobei Wenige zufrieden gestellt, Viele sich zu gering bedacht, oder ungerecht ganz übergangen sahen. —

Heinrich I. war durch die Macht des Heeres, welches er oft zum Kampf führte, auf den Thron gehoben; durch sie sollte er nun wieder von demselben gestürzt werden, da er gegen Soldatenmeutereien keinen sichern Anhalt sich gebildet hatte in einem kraftvollen Bürgerstande. Die Garnison von Saint-Marc brachte die Verschwörung zum Ausbruche. Der Obrist des dort liegenden Regiments war am Ende des Septembers 1820 vom Könige, der auf seinem Schlosse Sans-Souci gerade krank lag, mit auffallender Härte behandelt; das Regiment sah sich in seinem Befehlshaber beleidigt, ermordete im Aufruhre den Gouverneur der Stadt, sandte Abgeordnete an den Präsidenten Boyer und trug auf Vereinigung mit der Republik an. Boyer ging nicht allein willfährig auf den Antrag ein, er schien sich schon längere Zeit auf ähnliche Ereignisse vorbereitet zu haben: denn schon in den nächsten Tagen zog er an der Spitze eines schon versammelten Heeres von mehr als 15,000

Mann zur Unterstützung der Meuterer gen Saint=Marc. Heinrich versammelte um sich in seinem wohlbefestigten Schlosse zu Sans=Souci seine Garden, etwa 1500 Mann, die er zur Bekämpfung des Aufstandes dem Bruder seiner Gattin, Joachim Noëlle, Herzog von Port=de=Paix, anvertraute, während er selbst gelähmt das Krankenlager hüten mußte. Von allen Seiten gingen Nachrichten ein von Verrath und Abfall; den entscheidendsten Stoß erlitt das bedrohte Königthum, als der General Richard, einer der ersten Staatsbeamten, vom Könige zum Herzoge von Marmelade erhoben und vielfach begünstigt, seine Treulosigkeit offenbarte und am 6. October, an der Spitze mehrerer Regimenter, die Abschaffung des Königthumes proclamirte; ein Ausspruch, der von der Volksmenge mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurde. Sogleich wurden die Personen, welche Heinrichs Tyrannenfurcht hatte in die Kerker verschließen lassen, in Freiheit gesetzt. — Joachim Noëlle zog mit den Garden den Aufrührern entgegen; ehe dieser Heershaufen von Sans=Souci ausrückte, ließ sich der König durch ihre Reihen tragen und suchte durch Verheißung großer Belohnungen ihre Treue zu sichern und ihren Muth zu befeuern. Man erzählt, er habe ihnen die Ermordung der Weißen und Farbigen anbefohlen und die Plünderung der Kapstadt versprochen. Am 8. October standen beide Parteien gerüstet einander gegenüber zu entscheidendem Kampfe; kaum hatte mit einigen Schüssen ein Vorpostengefecht begonnen, als unter den Garden des Königs, aller Anstrengung ihres Anführers ohngeachtet, Meutereien zum Ausbruche kamen, und die vertrauten Thronwächter zu den Gegnern übergingen. —

Wie schlecht sind die Fürsten berathen, welche die Bewachung ihrer Rechte einer Paradegarde, nicht der unbesiegbaren Treue ihres Volkes vertrauen! —

Die Botschaft von dieser Niederlage, welche um so schrecklicher war, da sie ohne vorhergegangenen Kampf erfolgte, erhielt König Heinrich I noch am Abend desselben Tages. Er sah kein Mittel der Rettung vor sich; nahe Besorgniß, lebend in die Hände grausamer Verräther zu fallen, drängte; er gedachte, daß es ruhmvoller, seiner und des Königspurpurs würdiger sey, freiwillig zu sterben, als ehrlos zu leben; so ergriff er eine Pistole und erschoß sich Abends um 11 Uhr desselben Tages,

den 8. October 1820, in einem Alter von kaum zurückgelegtem 53sten Lebensjahre.

Bald, nachdem er sein Leben geendet, drangen die Meuterer in das Schloß, ihrer Wuth blieb nur der Leichnam ihres ehemaligen Königs preisgegeben und sein Sohn, der bisherige Kronprinz, den sie ermordeten. Raub und Plünderung griffen um sich; wenn weniger Blut floß, weniger verheert wurde, als man befürchten mußte, so ist dieses allein der Thätigkeit und Kraft des herbeieilenden Präsidenten Boyer zu verdanken, bei welchem König Heinrich's Wittwe, Töchter, Freunde und viele wehrlose Familien Schutz und Rettung fanden. Schon am 26. October wurde auf dem ganzen Gebiete von Haiti die Vernichtung des bisherigen Königreiches und die Regierung des einen, untheilbaren Freistaates anerkannt, alle zum Königsthron im engeren Sinne gehörige Institutionen, Adel, Orden u. s. f. wurden abgeschafft, und die ganze Insel unter die Leitung des Präsidenten Boyer gestellt, dessen kraftvolle, weise und menschenfreundliche Regierung von allen Seiten gepriesen wird; wodurch aber nicht verhindert werden konnte, daß nicht öfter neue Unruhen von den ehemaligen Höflingen des Königes versucht wurden. Unter diesen Ereignissen zeichnet sich besonders die Verschwörung aus, welche jenes Hauptwerkzeug der Königserhebung und des Königssturzes, der General Richard, Ex-Herzog von Marmelade, einleitete, die aber an Boyer's Wachsamkeit und an der von ihm erworbenen Volksliebe scheiterte.

Während der nachgelassenen Königswittwe und ihren Töchtern verstattet wurde, nach England zu gehen, wo sie in der Nähe der Hauptstadt im Wohlstande leben, gedachten die Nachrichten aus Haiti, welche des ermordeten Heinrichs erwähnen, seiner nur als eines frevelhaften Despoten und sprachen von ungeheuren Schätzen, die man in seinem Nachlasse sollte gefunden haben. Ohne berechnen zu können, welche Reichthümer bei der Plünderung, die im ersten Augenblicke der Umwälzung nicht verhindert werden konnte, geraubt wurden, sollten zu Sans-Souci 240,000 Dollars, auf der Feste Henri 26,000,000 Piaster aufgehäuft gewesen seyn. Daß hierbei Uebertreibungen statt fanden, ist leicht glaublich, da gerade diese Nachricht zweckdienlich erscheint, um sein Andenken verhaßt zu machen. Unbestritten bleibt, daß König Hein-

rich, bei dem Reichthum der Production seines Staates, im Besitze vieles ergiebigen Grundeigenthums und der ertragreichen Zollgefälle, bedeutende Schätze sammelte, zu deren Verwendung er große Plane hegte.

Ziehen wir, aus einem entfernteren Standpuncte, der leidenschaftslose Würdigung seiner Persönlichkeit zuläßt, letztere in nähere Erwägung, so ist nicht zu verkennen, daß der Neger Christoph, als König von Haiti Heinrich der Erste genannt, unter dem auf seinem Geschlechte ruhenden Fluche geboren und herangewachsen, auf das ruhmvollste bethätigte, daß die ewige Vorsehung die höhere Würde des Menschendaseyns nicht einer Kaste, einem Geschlecht, einer Farbe der Haut verlieh; er steht da in der Geschichte, ein ruhmvolles Beispiel der Manneskraft im Kriege wie im Frieden, auf dem Schlachtfelde wie im Rathe des Volkes. Die Natur hatte ihm alle Eigenschaften zu einem großen Manne, zu einem weisen, volkbeglückenden Regenten verliehen; ging in dem Gewühle der Leidenschaft, unter den Verlockungen des Ehrgeizes, der Rachsucht, des Argwohns, die schönste Frucht einer so reichen, persönlichen Ausstattung verloren, so büßte er dafür mit dem Tode eines gewöhnlichen Despoten. Was er aber im besseren Sinne that und wirkte, wird der Menschheit unverloren seyn und zunächst dort gedeihen, wo ein neuer Freistaat, auf dem von der Natur so reich ausgestatteten Eilande, den folgenden Geschlechtern glückliche Heilung der tiefen, von Europa aus ihm geschlagenen Wunden verheißt. —

Graf Kleist von Nollendorf,

königl. preuß. General-Feld-Marschall.

Graf Kleist von Nollendorf,
königl. preuß. General-Feld-Marschall.

Es ist bei ausgezeichneten Kriegern oft der Fall, daß die Geschichte von ihrer Bildungs- und Entwickelungszeit nichts zu sagen weiß, weil diese in der Regel mit einer Dienststellung zusammenfällt, die keine bedeutsame Ankündigung begünstigt. So wissen wir von dem Feldmarschall Grafen Kleist von Nollendorf auch nur durch den kurz nach seinem Tode erschienenen Nekrolog, daß er am 9. April 1762 in Berlin geboren ward, im zwölften Lebensjahre als Page an den Hof des Prinzen Heinrich kam und diesen im Jahre 1778 verließ, um beim Ausbruche des baierschen Erbfolgekriegs als Officier in das Infanterie-Regiment von Bülow zu treten. Es sey erlaubt, über diese Periode die folgende Stelle jenes Nekrologs zu wiederholen: „Was jedem edlen Gemüth in den Jahren der höchsten Empfänglichkeit die Nähe eines großen Mannes wird, ist das Vorbild des Prinzen Heinrich dem jungen Kleist geworden: die Flamme, an der die ritterliche Tapferkeit, die reine Humanität des Charakters und der Adel der Gesinnung sich entzündet haben, die die vorleuchtenden Tugenden seines Lebens geworden sind." Denn es ist nicht möglich, in so wenig Worten ein treueres Bild des Verklärten zu geben.

Zu einer Zeit, wo die Bildung des Officiers noch nicht die wissenschaftliche Richtung genommen hatte, die sie in unsern Tagen vielleicht zum Uebermaas bekam, muß ein freiwilliges Bemühen um Erkenntniß doppelt achtbar erscheinen. Mit Eifer benutzte Kleist die dama-

lige Waffenruhe zu seiner militairwissenschaftlichen Ausbildung, wozu, anfänglich wenigstens, die Inspectionsschule zu Berlin erwünschte Gelegenheit gab. Friedrich der Zweite widmete dem Institute, an welchem der damalige Hauptmann Tempelhof und Ingenieur-Hauptmann Geier als Lehrer wirkten, besondere Aufmerksamkeit, und verließ Berlin nach dem gewöhnlichen vierwöchentlichen Aufenthalte im December und Januar nie, ohne sich die Arbeiten der Schüler vorzeigen zu lassen.

Solche Bestrebungen, von bedeutendem Talente unterstützt, konnten auch bei einem Officier untergeordneten Ranges der Beachtung nicht entgehen. Die Vergrößerung des Generalstabes der Armee im Jahre 1790 gewährte dem Lieutenant v. Kleist den Eintritt in denselben; indem er dadurch mit der Gelegenheit, seine Fähigkeiten gelten zu machen, zugleich die Möglichkeit erhielt, die unteren Dienstgrade rascher als gewöhnlich zu durchlaufen, ist dieser Schritt entscheidend für sein ganzes Leben geworden. Er wohnte darauf im Jahre 1792 dem Feldzuge in der Champagne bei, ward im Laufe desselben zum Hauptmann befördert, und fand im Gefecht bei Ober-Ursel am 2. December Gelegenheit, sich durch besonnene Entschlossenheit bemerkbar zu machen*), welche durch Verleihung des Verdienstordens anerkannt und belohnt wurde.

Auch während des folgenden Feldzugs blieb er geachtet und viel gebraucht in diesem Verhältnisse, bis der Feldmarschall von Möllendorf am Schlusse des Jahres 1793 den Befehl der Armee übernahm und ihn zu seinem Adjutanten wählte. Bald darauf zum Major befördert, blieb er auch nach dem Frieden noch mehrere Jahre in dieser Stelle, und sicherte sich hier für alle Zeit das Vertrauen wie die Freundschaft des Feldmarschalls, welchem er dagegen, mit inniger Anhänglichkeit zugethan, stets ein ehrenvolles Andenken widmete.

In den ersten selbständigen Wirkungskreis trat der Major von Kleist, als ihm im Jahre 1799 das aus den Grenadieren der Regimenter Arnim und Kunheim gebildete Bataillon verliehen ward. Wie er hier gewirkt, wie er, ohne dem Ernste des Dienstes und der persönli-

---

*) Vergl. Massenbachs Memoiren 1ster Th. S. 152 fgd.

chen Würde das mindeste zu vergeben, hier schon die gewinnenden Eigenschaften entwickelt, die ihn später zum geliebtesten Feldherrn des Heeres machten, lebt in dem Andenken seiner damaligen Waffengenossen; auch er gab sich noch in späteren Jahren gern der Erinnerung an eine Thätigkeit hin, von der ihm sein Bewußtseyn sagen mußte, daß sie eine segensreiche gewesen. Sie ward zur hochbedeutenden, als ihn im Jahre 1803 das Vertrauen des Monarchen zu dem wichtigen Posten des vortragenden Generaladjutanten berief, den er bis zum Jahre 1807 bekleidete. Schon die Natur der mit dieser Stelle verknüpften Geschäfte gestattet die Darstellung der Verdienste nicht, welche hier zu erwerben die Lage des Staats in stürmisch bewegter Zeit und höchst ungünstigen Verhältnissen Gelegenheit gewährte. Wir müssen uns mit dem bemerkbaren Resultat begnügen, dem großen persönlichen Vertrauen, welches der Monarch seinem treuen Diener bis zu dessen Tode erhalten hat; ein Anerkenntniß seiner damaligen Leistungen, welches ihn eben so ehrt, als es diese verbürgt.

Angestrengte Thätigkeit und widrige Eindrücke, die in jener Zeit bei einem so empfänglichen, dem Könige, Vaterlande und der Waffenehre innig hingegebenen Gemüthe nicht wirkungslos vorübergehen konnten, hatten indessen die Gesundheit des damaligen Obersten von Kleist so geschwächt, daß ihre Wiederherstellung nur bei gänzlicher Befreiung von allen Lasten des öffentlichen Lebens möglich schien. Er zog sich deshalb bald nach dem tilsiter Frieden mit unbestimmtem Urlaube in den Kreis seiner Familie nach Berlin zurück, wo ihm auch von Seiten der fremden Machthaber die Achtung ward, welche sittliche Würde unter allen Umständen gebietet.

Die neue Gestaltung der preußischen Armee hatte sich im Laufe des Jahres 1808 entwickelt, gegen dessen Schluß der nunmehrige General-Major von Kleist sich so wiederhergestellt befand, daß er das ihm verliehene Commando der niederschlesischen Brigade mit neuen Kräften übernehmen konnte. Länger als drei Jahre hat er hier unermüdet für das erhabene Ziel gewirkt, welchem das kleine auserlesene Heer still, aber entschiedenen Schrittes nachstrebte; während dieser Zeit ward ihm ein sprechender Beweis des Vertrauens seines Monarchen, der ihn einstweilig zum Commandanten von Berlin ernannte,

als, im Gefolge der schillschen Unternehmung, der bisherige den Posten niederlegte. Kein neidenswerther fürwahr, zu einer Zeit, wo das Gefühl wohl öfter mit gebieterisch mahnender Rücksicht in Conflict trat, und der ächte, aber weitersehende Patriot mißfälligen Urtheilen selbst der Besseren ausgesetzt seyn mußte, deren Wünsche der Zeit voraneilten.

Die wichtigste Periode einer schweren Prüfungszeit nahm auch den General von Kleist in Anspruch. Als Preußen im Jahre 1812 zu der französischen Armee, welche die Unterdrückung Europa's vollenden sollte, ein Hülfscorps stellte, ward ihm bei demselben das Commando der gesammten Infanterie. Er führte die in Schlesien mobil gemachten Truppen ihrer Bestimmung entgegen und bei Insterburg dem französischen Kaiser vor, der hier zum ersten Male nach ihrer neuen Organisation preußische Truppen in größerer Masse sah. Wenn der treffliche Zustand aller Waffengattungen dem Auge des erfahrnen Soldaten nicht entgehen konnte, so mußte ihm zugleich die würdige Haltung, in welcher die wackere Schaar ruhig, fest und schweigsam vorüberzog, um so mehr imponiren, als noch kurz vorher Führer wie Soldaten anderer verbündeten Truppen bei gleicher Gelegenheit durch Geschrei und anderes Bezeigen Aufmerksamkeit zu gewinnen gesucht hatten. Mit Wohlgefallen verweilte der Feldmarschall bei dieser kleinen Episode, welche wohl charakteristisch zu nennen ist und, als solche, nur eine angenehme Erinnerung gewähren konnte.

Das preußische Corps zeigte schon in diesem Feldzuge, daß die Tugenden der Väter im Volk und Heere fortlebten: seine Disciplin und Ausdauer, wie der freudige Muth bei Erfüllung schwerer Pflichten, selbst von den neuen Verbündeten anerkannt, gaben Bürgschaft für eine glückliche und glänzende Zukunft. Der General von Kleist, der hier zuerst Gelegenheit fand, in größeren Verhältnissen die Eigenschaften zu entwickeln, die seinen Namen der Geschichte überliefert haben, kann für sich einen guten Theil der gewonnenen Waffenehre in Anspruch nehmen; eine genauere Darlegung seiner Theilnahme an den Ereignissen würde aber die Grenzen dieser Skizze überschreiten und kann hier um so eher entbehrte werden, da eine geschicktere Hand bereits die Geschichte

jenes Feldzugs erschöpfend geliefert hat *). Dem für die Gestaltung von Europa entscheidenden Schritte des preußischen Feldherrn war der General Kleist um so weniger fremd, da zwischen ihm und jenem ein Verhältniß seltnen wechselseitigen Vertrauens und erprobter Freundschaft stattfand, welches nur der Tod gelöst hat.

Wie sich die damals augenblicklich eingetretenen Verwickelungen schnell und auf das befriedigendste gelöst, ist allgemein bekannt; als der König das entscheidende Wort zum Kampfe auf Leben und Tod ausgesprochen, war der nunmehrige Generallieutenant von Kleist unter den ersten, welche Gelegenheit fanden, sich mit dem Feinde zu messen.

Ein schwaches preußisch-russisches Corps (8 Bataillonen, 4 Escadrons, 3 Batterien) unter seinem Befehl machte in der Nacht zum 17. April, auf Anordnung des Oberbefehlshabers Grafen Wittgenstein, einen Versuch gegen Wittenberg, der bei so beschränkten Mitteln ein günstiges Ergebniß schwerlich gewähren konnte; es wurde darauf zur Deckung der Saale erst bei Dessau, dann bei Halle verwendet, und bestand hier am 28. April ein rühmliches Gefecht gegen eine weit zahlreichere Abtheilung der Armee des Vicekönigs (den größten Theil des fünften französischen Corps), welcher den hier vergeblich gesuchten Saalübergang am folgenden Tage bei Merseburg fand. Während der Schlacht von Großgörschen, zur Sicherung der rechten Flanke vorwärts Leipzig verwendet, mußte diese Abtheilung ihre Stellung vor überlegenen feindlichen Massen räumen, und folgte dann dem allgemeinen Rückzuge über die Elbe, wo ihrem Führer in der Schlacht von Bautzen zum ersten Male Gelegenheit ward, sich unter den Augen der verbündeten Monarchen und der ganzen Armee aufs glänzendste zu bewähren.

Der General stand mit 7 Bataillonen, 8 Escadrons, 3 Kosacken-Regimentern, 2 Batterien — zusammen etwa fünftausend Mann — auf den Höhen von Burk, und ward hier am Mittage des 20. Mai von dem vierten

*) Tagebuch des königlich preußischen Armeecorps unter Befehl des Generallieutenants von York im Feldzuge 1812. Von dem Generalmajor von Seydlitz. 1823. Zwei Theile.

französischen Armeecorps (15,000 Mann) bis zum Abende wiederholt, aber immer vergeblich, angegriffen. Er hätte sich bei so ungleichen Streitkräften ohne Unterstützung nicht behaupten können, er würde aber mit den fünf Bataillonen, die ihm zugewiesen wurden, die Stellung gehalten haben, wären nicht nach dem unerwartet frühen Verluste der Stadt Bautzen starke feindliche Massen in seiner linken Seite vorgedrungen. So sah sich das Corps, der Früchte seiner ausdauernden Tapferkeit beraubt, Abends gegen neun Uhr zum Rückzuge genöthigt. Aber was hier geleistet, war von dem ganzen Heere gesehen, von den Monarchen gewürdigt worden; wiederholt hatte im Laufe des Gefechts Kaiser Alexander dem General seinen Beifall und Dank ausdrücken lassen, und bethätigte dies durch Verleihung bleibender Auszeichnungen noch auf dem Schlachtfelde. An dem Kampfe des folgenden Tags nahm der General unter Blüchers Oberbefehl im Centrum Theil, und setzte dann, mit der Deckung des Rückzugs von diesem Armeetheile beauftragt, in einer Stellung bei Belgern dem Nachdrängen des Feindes Grenzen.

Als Beauftragter seines Monarchen, schloß der General v. Kleist den Waffenstillstand ab, durch welchen die beispiellose Entwickelung der Streitkräfte Preußens möglich ward. Es lag in der Natur der Sache, daß die erprobten Führer der bisherigen schwachen Abtheilungen nun an die Spitze neugeschaffener starker Heertheile und dadurch meist in ein neues Verhältniß traten; so ward denn auch dem General das zweite Armeecorps — in 41 Bataillonen, 44 Escadrons, 14 Batterien, etwa 40,000 Mann zählend — untergeordnet, welches beim Ablauf des Waffenstillstandes nebst den russischen und preußischen Garden und dem Corps unter Wittgenstein, zur Vereinigung mit der österreichischen Armee nach Böhmen abrückte.

Ehe wir dem Helden, dessen Lebensabrisse diese Blätter gewidmet sind, auf die neue erweiterte Bahn folgen, welche sich seiner Thatkraft öffnet, seyen einige Bemerkungen zur Verständigung mit kriegskundigen Lesern verstattet.

Wer das Leben eines Feldherrn im wörtlichen Sinne, eines obersten Heerführers, schreibt, hat zur genauen Darstellung seiner geistigen Individualität nicht nur das Recht,

sondern auch die Pflicht, eben sowohl was er gethan, als was er thun wollen oder können, in Betrachtung zu ziehen; ihm darf nicht entgehen, wie jener jede einzelne Situation gesehen, denn dies ist zur Beurtheilung seiner Entschlüsse nothwendig, er muß zugleich alle Umstände beachten, welche auf diese Entschlüsse eingewirkt und deren Ausführung mehr oder minder modificirt haben. Anders ist es bei einem General, der nur auf die zweite Stufe gestellt, in dem Wesentlichsten von den Anordnungen des Oberanführers abhängig bleibt. Von ihm kann nur erzählt werden, was er ausgeführt hat, und nur in den außerordentlichen Fällen, wo ihm unvorhergesehene Umstände in entscheidenden Augenblicken die Freiheit eignen Entschlusses gewähren, kann die einförmige Darstellung des Geschehenen aus der ihr gegebenen Bahn weichen. Daß die Lage eines solchen Generals oft nicht neidenswerth sey, liegt zu Tage; es können Umstände eintreten, wo sie höchst unglücklich ist.

Gewiß war es ein Beschluß tiefer Weisheit, daß bei jeder Armee der Verbündeten sich Abtheilungen des preußischen Heeres befanden; den Führern derselben aber mußte ihre abhängige Lage dadurch bisweilen doppelt drückend werden. Dennoch wird die Geschichte zweierlei nicht verkennen. Einmal: daß selbst dieser an sich ungünstige Umstand zur Vermehrung des Waffenruhms von Anführern und Soldaten beigetragen hat: denn kein Sieg ist erfochten worden, an welchem die Tapferkeit dieser nicht Antheil gehabt, und den Lorbeer mehr als eines glänzenden Sieges wird die gerechte Nachwelt nicht eben dem Oberfeldherrn, sondern jenen untergeordneten Anführern zuerkennen. Dann: daß eine höhere Macht, die wir nicht Zufall nennen können, jeden dieser Unterbefehlshaber an die Stelle gebracht hat, wo es ihm möglich war, sein Bestes zu leisten, indem er seiner Individualität gemäß die gegebenen Verhältnisse aufnahm. Dadurch erhalten auch die Thaten derselben einen so ganz verschiedenartigen Charakter, und man könnte bei deren Betrachtung versucht werden, sich dem Glauben an ein Schicksal hinzugeben. — Das des Generals Kleist war unverkennbar, durch die kühnsten Entschlüsse und die männlichste Ausdauer nur den unverschuldet ungünstigen Lagen sich zu entziehen. Wenn der Ruhm dem Sieger von Dennewitz halben Weges entgegenkam

und seine Heldenstirn mit wohlverdienten vollen Siegeskränzen schmückte, so bleibt ihm dagegen das bescheidene aber eben so wesentliche Verdienst, für den Erfolg des Ganzen entscheidend mitgewirkt und mehr als einmal große Unfälle verhindert zu haben.

Wir kehren von dieser Abschweifung, welche hoffentlich keiner Mißdeutung unterliegt, zu der Geschichte zurück und finden den General Kleist bei der Unternehmung gegen Dresden, womit das böhmische Hauptheer seinen Feldzug eröffnete. Niemals haben sich mehrere Umstände vereinigt, eine Kriegsoperation scheitern zu machen, als hier: halbes Wollen diesseit; beim Feinde, wenigstens im Anfange, große Energie; ungünstiges Wetter; mangelhafte Verpflegung; unvollkommene Ausrüstung bei einem Theile der verwendeten Truppen *).

---

*) Dies bezieht sich auf die, fast die Hälfte des kleistschen Corps ausmachende schlesische Landwehr und einen Theil der österreichischen Truppen. Von den Kreisen, welche die beim Corps befindlichen 16 Landwehr-Bataillone gestellt hatten, war während des Waffenstillstandes vertragsmäßig der vierte Theil vom Feinde, ein geringerer Theil von keiner der beiden Armeen besetzt; die hier ausgehobenen Wehrmänner hatten also schon im Anfange des Junius aus ihrer Heimath weggezogen und in rückwärtsliegende, von der alliirten Armee überladene Districte verlegt werden müssen. Bei der Art der ersten Aufstellung dieser Truppen war dies gewiß ein höchst nachtheiliges, wenn auch unvermeidbares Verhältniß.

Ein bedeutender Theil der österreichischen Armee war keineswegs vollständig zum Kriege ausgerüstet; viele Regimenter kamen nicht mobilgemacht auf die Hauptsammelplätze, manche wurden es erst beim Marsche nach Dresden. Die Verwaltung des Grafen Wallis hatte zur Beseitigung der finanziellen Zerrüttung seit Jahren vorzüglich an den Ausgaben für die Armee gespart, welche daher auch in ihrem Material sehr zurückgekommen war. Die Mittel zu ihrer Ausrüstung für den zu erwartenden Krieg wurden durch die Emission von 45 Millionen Gulden sogenannter Anticipations-Scheine erlangt; der Beschluß dieser Maasregel fällt in den Monat April. Wer einen Begriff von dem Umfange des Geschäfts der Kriegsausrüstung einer völlig demobilisirten Armee und Kenntniß von den localen Verhältnissen im vorliegenden Falle hat, den kann das obenerwähnte Ergebniß nicht befremden. — Umstände, welche nach des Vfs. Ansicht noch von keinem Geschichtschreiber jener Zeit, am allerwenigsten aber von denen erwogen worden sind, die sich zur Kritik der Ereignisse und Personen berufen fühlten; aus diesem Grunde wurden sie hier berührt.

Selten haben die untergeordneten Führer Gelegenheit gefunden, ihre Talente so geltend zu machen und die obere Heerleitung so zu übertragen, wie hier. Eine vollständige Geschichte der Ereignisse jener Tage ist übrigens in diesen Blättern nicht zu erwarten; wir begnügen uns, Umrisse von ihnen zu geben, insofern der Gegenstand unserer Darstellung davon berührt wird.

General Kleist führte sein Corps, als zweite Colonne des vorrückenden Heeres, am 22. August nach Porschenstein, am 23. nach Reichenau, am 24. nach Reinholdsheim, am 25. theilweis bis Leubnitz vor Dresden (die andere später herangezogne Hälfte bei Maxen); bei dem am folgenden Tage stattfindenden Angriffe auf Dresden warfen Abtheilungen des Corps den Feind aus dem großen Garten und versuchten umsonst, in die äußerste Umgebung der Stadt selbst einzudringen, da sich ihnen hier vom Feinde wohl benutzte örtliche Schwierigkeiten von Belang entgegenstellten.

In der Schlacht am 27. Aug. hatte das Corps seine Stellung gegen den rechten Flügel des verbündeten Heers, zwischen den Dörfern Leubnitz und Mockritz. Nur die Avantgarde kam bei Strahlen, ein Theil des Gros bei dem kraftvoll abgewiesenen Angriffe des Feindes auf Leubnitz, zum unmittelbaren Gefecht; der Rest der Linie litt nur durch Geschützfeuer, das Ganze aber von der höchst ungünstigen Witterung und Mangel an Unterhalt, doppelt empfindlich für die neuen Truppen, deren Bekleidungszustand nicht der beste war. Als am Nachmittage die Vorfälle des linken Flügels und Vandamme's Vordringen im Rücken der verbündeten Armee deren Rückzug nöthig machte, befahl Fürst Schwarzenberg ausdrücklich: sämmtliche russisch-preußische Truppen sollten diesen auf der großen töplitzer Straße ausführen, welche sie über Dohna bei Berggieshübel erreichen würden. Allein General Barclay de Tolly glaubte sich durch die Lage der Dinge veranlaßt, von diesem Befehle abzuweichen und jene Truppen auf den Seitenwegen über Dippoldiswalde und Maxen zurückführen zu müssen; was durch diese Anordnung für das Ganze auf das Spiel gesetzt ward, kann hier nicht erörtert werden; gewiß ists, daß der General Kleist dadurch in eine Lage versetzt wurde, die man verzweifelt nennen möchte.

Er führte am 28. Aug. sein Corps — welches eine

Brigade zur Arriergarde der über Dippoldiswalde zurückgehenden wittgensteinschen Truppen abgab — über Maxen nach Hausdorf, am 29. über Glashütte nach Fürstenwalde, und erhielt hier am Abende den Befehl: durch das Defilee des Geiersbergs in das Thal von Töplitz hinabzusteigen, um hier bei dem allgemeinen Angriffe mitzuwirken, welcher für den folgenden Morgen gegen das bei Kulm stehende Corps von Vandamme beschlossen war. Allein nur zu bald brachten ausgesendete Officiere die Kunde, daß dieser Weg durch russische Equipagen verstopft, unpassirbar und keine Aussicht dasey, ihn bis zum nächsten Morgen geräumt zu sehen. So seinen eignen Entschlüssen überlassen, wählte der General das Kühnste, aber im Fall des Gelingens, Entscheidendste: den Linksabmarsch auf dem Kamme des Gebirgs nach Nollendorf, um von hier aus gerade in den Rücken des Feindes zu fallen. Dieser Entschluß ward sogleich in das große Hauptquartier gemeldet, die dabei obwaltende Gefahr den Truppen nicht einen Augenblick verborgen; wer ihrer so sicher ist, um ein solches Unternehmen überhaupt zu beginnen, verachtet mit Recht das traurige Palliativ der Verheimlichung.

Am 30. um fünf Uhr des Morgens begann die entscheidende Bewegung über Neudorf und Streckenwalde, und hier wurde die Festigkeit des Generals einer merkwürdigen Probe unterworfen. Man war noch nicht weit marschirt, als er die schriftliche Meldung erhielt, das Defilee des Geiersberges sey von den Equipagen geräumt und zu passiren. Es ist nicht die Frage, was ein gewöhnlicher Mensch in dieser Lage gethan haben würde, auch der außerordentliche mußte durch den Gedanken an die militairische und moralische Verantwortlichkeit bewegt werden, welche ihm diese Meldung im Falle des unglücklichen Ausgangs auflegte. Der schnell gefaßte Entschluß, das einmal Begonnene durchzuführen, reicht allein hin, den General Kleist den kühnsten Heerführern aller Zeiten beizugesellen.

Bei Nollendorf ward eine Arriergarde (etwa 9 Bataillone, 4 Escadrons) unter General v. Ziethen zurückgelassen, das Gros des Corps (26 Bataillone, 31 Escadrons) stieg den Berg hinab; zuerst ein leichtes Cavallerie-Regiment, darauf die 10te Brigade, dann die Reserve-Cavallerie, endlich die beiden andern Brigaden,

alles in einer Colonne, da nur die Chaussee benutzt werden konnte. Es mochte 11 Uhr seyn, als sich die ersten Truppen bei Tellnitz aus dem Defilee herauswanden. Der Feind war schon in partiellen Gefechten zurückgedrängt, das Erscheinen der preußischen Colonne ward das Signal zu einem allgemeinen Angriffe, dessen glänzende Resultate hinlänglich bekannt sind. General Kleist kam dabei zufällig in große persönliche Gefahr. Es war noch nichts entwickelt, als die zehnte Brigade, die Reserve-Cavallerie hatte sich weit links gezogen, als die französische Reiterei in Verzweiflung den einzigen Ausweg suchte, der ihr übrig blieb; sie hatte das Glück, ein Landwehr-Bataillon, schneller als es unterstützt werden konnte, zu verdrängen, und eilte nun vollen Laufs die Chaussee hinan. Der General, der sich hier, mit Anordnungen beschäftigt, ohne alle Bedeckung befand, mußte natürlich diesem Strome weichen und ebenfalls den Berg hinan eilen, wobei die Feinde ihm so nahe kamen, daß einer seiner Adjutanten unmittelbar hinter ihm durch einen Säbelhieb verwundet ward. Dieser Umstand ist wahrscheinlich der Grund einer ziemlich absurden Ansicht von der Theilnahme der preußischen Truppen und vorzüglich ihres Anführers an der Waffenthat von Culm, welcher wir bisweilen begegnet sind. — Jene Cavallerie verursachte übrigens auf ihrer Flucht dem preußischen Corps den empfindlichsten Verlust des Tages; sie stieß auf die im Defiliren begriffene Reserve-Artillerie, dachte zwar nicht an Trophäen, tödtete und verwundete aber im Vorbeireiten eine Menge Artilleristen und Pferde; ihr Schicksal ereilte sie endlich bei Nollendorf, wo die Arriergarde wenige entkommen ließ.

Das an diesem Tage erworbene glänzende Verdienst des Generals wurde vollständig anerkannt und von den verbündeten Monarchen durch Auszeichnungen belohnt; sein König verlieh ihm noch auf dem Schlachtfelde den schwarzen Adlerorden, und später den Ehrennamen von Nollendorf. Und wie dieser zunächst seine Nachkommen mahnen wird, immer eines solchen Ahns würdig zu seyn: so muß er auch in aller Zeit jedem preußischen Krieger in verzweifelten Lagen zum Loosungswort, zur Bürgschaft dienen, daß einem starken Gemüth immer der ehrenvolle, öfter auch der glückliche Ausgang gewiß bleibt. Was die Führer einzelner Abtheilungen durch Beispiele eines

herrlichen Muthes zum Glanze dieses Tages beigetragen, hat der, welcher als Held desselben anerkannt wird, immer mit dankbarer und rührender Erinnerung anerkannt, und nur besondere Rücksichten können den Vf. abhalten, wenigstens einen Namen zu nennen, ohne welchen General Kleist dieser Waffenthat niemals gedachte.

Es liegt völlig außer unserem Zwecke, die partiellen Gefechte, oder die Mühseligkeiten darzustellen, welche die nächsten vier Wochen, bei mehrmals veränderten Dispositionen des obersten Anführers, mit sich brachten, und es wird genug seyn, des 16. Septembers zu erwähnen, wo bei dem letzten Versuche Napoleons, in Böhmen einzudringen, das Corps des General Kleist, ohne dessen Schuld, momentan in sehr mißlicher Lage war, und der vielerprobte Führer seiner Arriergarde, der General-Major v. Ziethen, aufs neue Gelegenheit fand, sich zu bewähren.

Die Bewegung des böhmischen Hauptheeres zur Schlacht bei Leipzig war für das Corps mit keinen Ereignissen von Bedeutung verbunden. Es brach am 28. September von Mariaschein auf, ging über Kommotau, Sebastiansberg, Annaberg, Zwickau, Altenburg, und stand am 14. October bei Magdeborn und Gröbern, seine Reserve-Cavallerie nahm rühmlichen Theil an dem Reitergefecht dieses Tages. Aber es war, was wohl zu bemerken, nicht mehr die imposante Streitmasse, die in Böhmen einrückte: auf 32 Bataillone und 32 Escadrons herabgekommen, mochte es, trotz der indeß erhaltenen Ergänzungen, am Vorabende der Schlacht kaum 24,000 Mann unter den Waffen zählen *).

Die früher erwähnte allgemeine Anordnung, bei allen Armeen preußische Truppen zu vertheilen, fand am ersten Schlachttage bei den rechts der Pleiße fechtenden Truppen des böhmischen Hauptheers sogar im Detail

*) Ein so bedeutender Abgang verdient nähere Erörterung. Detachirt waren nur 4 Escadrons (zum Streifcorps des Gen. Lieut. v. Thielemann); der unmittelbare Verlust in den Schlachten von Dresden und Culm, so wie in den nachherigen Gefechten, wird höchstens zu 5000 Mann angenommen werden können. Außer allem Verhältnisse dazu steht der Abgang bei der Landwehr, deren 16 Bataillone, 16 Escadrons auf 7 Bataillone, 8 Escadrons geschmolzen waren.

statt. Jede der vier Colonnen hatte eine Brigade des Corps bei sich: Graf Klenau die elfte nebst der Reserve-Cavallerie, Fürst Gotschakoff die zehnte, Prinz Eugen von Würtemberg die neunte, so daß unter dem unmittelbaren Befehl des General Kleist nur acht preußische Bataillone (zwölfte Brigade) verblieben. Außerdem waren ihm noch von russischen Truppen acht Bataillone und zwölf Escadrons untergeordnet; seine Abtheilung, etwa zehntausend Mann stark, bildete die linke Flügelcolonne, mit welcher er am 16. früh acht Uhr von Gröbern aus gegen Markkleeberg zum Angriff vorrückte.

Der Feind wurde aus dem Dorfe vertrieben, dieses besetzt und auf der Höhe daneben Position genommen, um die übrigen Angriffscolonnen in gleiche Höhe kommen zu lassen. Da zwischen der Stellung und der gegen Wachau vorrückenden Abtheilung des Prinzen Eugen von Würtemberg ein bedeutender Raum unbesetzt blieb, so sendete der General zu dessen Ausfüllung drei Bataillone rechts, von denen eins an den späteren Versuchen, Wachau zu stürmen, Theil nahm.

Das Gefecht ward bald allgemein und überaus heftig: der überlegene Feind richtete die nachdrücklichsten Angriffe auf Markkleeberg und die Stellung selbst, in welcher man sich den ganzen Tag über hielt, während das Dorf im mehrfachen Wechsel verloren und wieder genommen, endlich auch im Besitz der durch das vorleuchtende Beispiel ihres Führers begeisterten preußischen Truppen blieb. Der directe Einfluß, den diese ausdauernde Tapferkeit auf das Ganze hatte, liegt zu sehr am Tage, als daß er einer Erörterung bedürfte; weniger beachtet ist wohl die Einwirkung geblibeen, welche das hartnäckige Festhalten des erwähnten Punctes auf die Maaßregeln des Feindes geübt haben mag, als er Nachmittags das Centrum der Verbündeten bei Gossa zu durchbrechen versuchte und dabei eigentlich auf halbem Wege stehen blieb. Fand sich General Kleist durch das wüthende, immer weiter rückende Gefecht weit hinter seinem rechten Flügel zu einer rückgängigen Bewegung veranlaßt, so konnte jener Angriff leicht ein entscheidender werden; gewiß ists, daß, wenn er gelang, die Lage der bei Markkleeberg stehenden Truppen höchst mißlich werden mußte.

Sie wurden endlich, nach einem neunstündigen mör-

derischen Gefechte bedeutend geschwächt und äußerst erschöpft, gegen Abend durch die österreichische Division Bianchi abgelöst und bis Gröbern zurückgezogen.

In der Schlacht vom 18. sah der General den größten Theil des Corps unter seinem Befehl vereinigt — die neunte, zehnte, zwölfte Brigade und Reserve-Cavallerie, die elfte Brigade war bei der indeß herangekommenen Armee des General Bennigsen — und gehörte zu der zweiten Hauptcolonne des verbündeten Heers, welche unter General Barclay gegen das Centrum des Feindes vorrückte. Dieser verließ fast ohne Widerstand Wachau und die am 16. so hartnäckig vertheidigte Stellung, und concentrirte seine ganze Kraft bei Stötteritz und Probstheida; ihn aus letzterem Dorfe zu vertreiben, ward die Aufgabe des Tags für die Colonne, deren Begegnisse uns beschäftigen. Wegen der übrigen konnte der Angriff erst am Nachmittage beginnen; er währte mit unbeschreiblicher Heftigkeit und abwechselndem Erfolge bis zum Abende fort. Es wäre vergeblich, ein mehrstündiges wüthendes Dorfgefecht in den Einzelheiten seines Verlaufes schildern zu wollen, und liegt auch außer unserm Zwecke; der Einfluß der obern Leitung verliert dabei mehr oder weniger an Bedeutsamkeit, und der Erfolg hängt fast ganz von der Einsicht und Tapferkeit der einzelnen Anführer ab. Beides wurde hier im hohen Maaße, aber ohne entscheidendes Resultat entwickelt; und wenn alle in ausdauernder Tapferkeit wetteiferten, so strebten sie nur dem Vorbilde ihres Führers nach, der vielleicht nirgend so wie hier die Rücksichten aus den Augen gesetzt hat, die er in seiner Person dem Ganzen schuldig ist: indem er sich während des ganzen Gefechts im Bereiche des wirksamsten Gewehrfeuers aufhielt, ward ihm ein Pferd verwundet, seine Fußbekleidung von einer Kugel durchlöchert. Gegen Abend wurden auf diesem Puncte alle Truppen aus dem erfolglosen Kampfe gezogen und dafür die gesammte Artillerie gegen den in dichten Massen am Dorfe stehenden Feind in Thätigkeit gesetzt; eine Maaßregel, die ihm vielleicht noch verderblicher gewesen ist, als das Gefecht des Tages.

Was nach der Lage des Ganzen mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, erfolgte: der Feind räumte in der Nacht seine Stellung, und die Verbündeten fanden, als sie am Morgen des 19. gegen Leipzig selbst vorrückten,

fast keinen Widerstand. Der Sturm auf die Stadt ward auch auf dieser Seite eingeleitet; ehe er aber begann, hatten näher stehende Abtheilungen der übrigen Armee das Werk vollendet. Als so das preußische Corps, des Befehls gewärtig, zum Angriffe bereit stand, ward ihm der schönste Lohn für alles, was es in zwei blutigen Tagen geleistet und gelitten: der König, Augenzeuge solcher Anstrengungen und durch sein eignes Gemüth der erhabenste Beurtheiler jeder kriegerischen Tugend, kam zu den Truppen und sprach öffentlich zu ihnen Worte der Zufriedenheit und des Dankes. Die erhabenste Belohnung, welche dem Soldaten werden kann! aber wahrlich wohlverdient und theuer erkauft! Wenn der glorreiche Sieg überhaupt mit schweren Opfern errungen wurde, so sind doch die des kleistschen Corps vielleicht die bedeutendsten — von nicht ganz 24,000 Mann zählte es über achttausend Todte und Verwundete *).

Von Leipzig aus folgte der General den Bewegungen der Hauptarmee, bis ihm in der Gegend von Erfurt der Befehl ward, diesen Platz zu blokiren. Die Einschließung erfolgte am 30. October; von einer regelmäßigen Belagerung konnte bei dem Mangel aller dazu erforderlichen Mittel noch nicht die Rede seyn; als späterhin einige österreichische und baiersche schwere Geschütze angelangt waren, wurde am 6. November ein Bombardement versucht, welches, hauptsächlich und wirksam gegen die Citadelle, den Petersberg, gerichtet, schon am Abende wieder eingestellt werden mußte, weil die Munition zu

*) Es verdient wohl eine Erwähnung, daß die 75,000 Preußen, welche in der Schlacht bei Leipzig waren, von denen das yorksche Corps nur am 16., das bülowsche nur am 18. und 19. ins Gefecht, die Garde nur am 16. ins Kanonenfeuer kam, gegen 16,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren haben. Der Verlust aller, vom H. v. Plotho auf 800,000 Mann berechneten Armeen, betrug nach demselben etwas über 46,000 Mann. Die Masse von Streitkräften, welche das erschöpfte Preußen zu diesem Kriege aufgebracht, ist in ziemlich bestimmten Zahlen der Nachwelt aufbewahrt; nicht ganz gilt dies von der Summe der gefallenen Opfer; es wäre der Mühe werth diese festzustellen, ehe weiterer Verlauf der Zeit es unmöglich, und die ohnehin fast ans Unglaubliche streifende Zahl der Nachwelt verdächtig macht.

mangeln begann. Während des nun eingetretenen nach und nach bis zum 20. November verlängerten Waffenstillstandes, wurde vorzüglich für die Ergänzung des Corps aus der wiedergewonnenen Provinz gewirkt, und eine künftige regelmäßige Belagerung des wegen der Communication wünschenswerthen Platzes eingeleitet. Das Vorschreiten dieser Vorbereitungen bestimmte endlich den Gouverneur General Dalton, am 28. December eine Uebereinkunft abzuschließen, kraft welcher sich die Garnison am 6. Januar 1814 in die Citadellen Petersberg und Cyriaksburg zurückziehen, und die Stadt den preußischen Truppen überlassen werden sollte. Der wesentlichste Vortheil, der für die Verbündeten aus dieser Convention hervorging, bestand darin, daß bei weitem der größte Theil des Corps disponibel ward; wirklich ging auch mit der Genehmigung derselben der Befehl ein, daß sich dasselbe über Coblenz der schlesischen Armee, unter des Feldmarschall Blücher Befehl, anschließen solle.

Die Uebergabe der Stadt erfolgte am 6. Januar, und noch selben Tages setzte der General die 14,000 Mann, welche sein Corps zählte, gegen den Rhein in Bewegung; zur Einschließung der Citadellen blieben die sämmtlichen Landwehr-Bataillone zurück, welche späterhin dem vierten Armeecorps zugetheilt wurden. Schon am 18. Januar überschritten die ersten Truppen bei Coblenz den Rhein, der Rest in den folgenden Tagen, unter großen Schwierigkeiten und mehrfachen Unterbrechungen, durch den starken Eisgang veranlaßt; der General wartete den Uebergang des Ganzen nicht ab, sondern marschirte am 25. mit etwa 10,000 Mann gegen Trier, und erreichte mit ihnen über Grevemachern, Commercy, Bar le Duc, am 7. Februar Chalons.

Das Corps konnte hier als mit der schlesischen Armee vereinigt betrachtet werden. Wenn jede obere Heerleitung ihren entschiedenen, durch ihre Maaßregeln selbst sich aussprechenden Charakter hat, so läßt sich wohl behaupten, daß kaum ein schrofferer Gegensatz zu denken, als der zwischen dem Obercommando, unter welchem General Kleist den vorigen Feldzug gemacht, und dem, unter welchem er den neuen begann.

Mit dem von Mainz herangekommenen zehnten russischen Infanterie-Corps des General Kapzewitsch vereinigt, rückte das preußische am 9. Februar nach

Vertus, wohin auch am Abende das Hauptquartier des Feldmarschalls verlegt wurde. Um die nächstfolgenden Ereignisse würdigen zu können, müssen wir einen Blick auf die Lage der schlesischen Armee im Ganzen werfen, welche kaum zu den vortheilhaften zu zählen seyn möchte. Es stand am 9. Februar General Sacken in Montmirail, seine Avantgarde bei la Ferté sous Jouarre; General York in Dormans, seine Avantgarde bei Chateau Thierry; General Alsufieu in Champaubert; die Corps von Kleist und Kapzewitsch in Vertus; Napoleon aber mit ungefähr 30,000 Mann, also jeder einzelnen Heeresabtheilung überlegen, zwischen ihnen bei Sezanne, Marschall Macdonald mit etwa 8000 Mann bei Meaux. Napoleons energische Thätigkeit ließ keinen der Vortheile unbenutzt, welche ihm diese Stellungen darboten, und führte so die Reihe von Unfällen herbei, die der schlesischen Armee zwanzigtausend Mann kosteten, für die gesammten europäischen Angelegenheiten aber wahrscheinlich segensreicher gewesen sind, als der glänzendste Sieg. Denn wenn man glaubhaften Nachrichten vertrauen darf, so veranlaßten diese beträchtlichen, aber immer nur partiellen Vortheile Napoleon, Friedensunterhandlungen abzubrechen, welche ihm jedenfalls den Thron und noch etwas mehr als die Gränzen des alten Frankreichs gelassen hätten.

Der Feldmarschall hoffte bei der Nachricht vom Anmarsche Napoleons, seine Armee noch vorwärts bei Montmirail vereinigen zu können, und ließ daher die Corps von Kleist und Kapzewitsch am 10. nach Feu champenoise rücken; als hier am Abende die Meldung von dem unglücklichen Gefecht bei Champaubert einging, mußten die Truppen noch in der Nacht nach Bergeres zurückmarschiren, wo sie die beiden folgenden Tage stehen blieben. Es ist anzunehmen, daß man noch nicht von dem Treffen bei Montmirail und seinen Folgen unterrichtet gewesen sey, als am 13. nochmals der Marsch gegen diesen Punct angeordnet wurde. Marschall Marmont, der mit dem sechsten Infanterie- und ersten Cavallerie-Corps — zusammen etwa zehntausend Mann — bei Etoges stand, wurde zum Rückzuge gegen Montmirail genöthigt; die russisch-preußischen Truppen lagerten am Abende hinter Champaubert; jetzt konnte über die Unfälle des Corps von Sacken und York kein Zweifel mehr ob-

walten, und der General Kleist sah das Schicksal des seinigen voraus, ohne es ändern zu dürfen.

Die Avantgarde hatte am folgenden Morgen eben das Dorf Vauchamps erobert, als sich die Scene plötzlich änderte. Napoleon war mit den Garden und dem Corps von Ney von Chateau-Thierry nach Montmirail zurückgeeilt, ließ Grouchy auf Seitenwegen in die rechte Flanke der Verbündeten gehen und alles Uebrige gegen Vauchamps rücken, bei dessen Räumung das Fußvolk der preußischen Avantgarde namhaften Verlust erlitt. Während dem war gleichzeitig mit dem französischen auch das Gros der Verbündeten auf dem Kampfplatze erschienen; dem Feldmarschall entging das Bedenkliche seiner Lage nicht, er hoffte sich ihr noch durch den sofort befohlenen Rückzug glücklich zu entziehen. Unter fortwährendem Gefecht, aber mit großer Ordnung und nur unbedeutendem Verlust, ward die rückgängige Bewegung bis hinter Janvillers ausgeführt, und hier ein preußisches Bataillon zu deren Deckung zurückgelassen. Jetzt erschien die grouchysche Cavallerie, welche, der preußischen Reiterei unverhältnißmäßig überlegen, diese zwar zurückwarf, aber dem in Bataillonsmasse geordneten Fußvolke nichts anhaben konnte. Es ist Pflicht, hier der Bereitwilligkeit des General Kapzewitsch, den Abzug der Preußen zu decken, und der unerschütterlichen Tapferkeit seiner Infanterie rühmend zu erwähnen. Schwerlich möchten aber die Verbündeten so billigen Kaufs weggekommen seyn, hätte nicht Marschall Marmont durch einen methodischen Angriff auf das in einem Gehöft stehende preußische Bataillon unnöthig Zeit und dadurch die Gelegenheit verloren, mit ganzer Kraft gegen die Quée des Feindes zu wirken.

Man hatte endlich auch den Wald zwischen Champaubert und Etoges passirt und bei anbrechendem Abende letztes Dorf nahe vor sich; als Grouchy, der nach seinem ersten mißlungenen Versuche nochmals vorausgeeilt war, mit seiner zahlreichen Cavallerie die Straße sperrte. Glücklicherweise hatte ihm die reitende Artillerie nicht folgen können, und die Tapferkeit der verbündeten Truppen bahnte sich, wenn auch mit beträchtlichem Verluste, einen Weg durch den Feind. Es gab hier einige sehr bedenkliche Augenblicke, und selbst die höheren Anführer sahen sich veranlaßt, für den Fall der persönlichen Ver-

theidigung den Degen zu ziehen, nur dem General Kleist wollte es nicht gelingen, und er bemerkte nicht ohne Laune: wenn solche Fälle öfter kämen, würde er sich ein anderes Seitengewehr kaufen müssen.

Die von der achten russischen Infanterie-Division gebildete Arriergarde, welche etwas später bei schon eingetretener Dunkelheit bei Etoges eintraf, war nicht so glücklich, sie wurde großentheils aufgerieben; — die Verfolgung hatte übrigens von hier ab ganz aufgehört und die Truppen lagerten spät am Abende bei Bergeres; von nicht ganz zehntausend Preußen waren viertausend todt, verwundet oder gefangen. Wenn auch einer der unglücklichsten, erscheint doch dieser Tag als ein sehr glorreicher in der Laufbahn des General Kleist; ohne Antheil an der Veranlassung des Mißgeschicks, konnte er von der Ehre des wirklich Geleisteten einen guten Theil für sich in Anspruch nehmen: denn die über alles Lob erhabene Tapferkeit der Truppen steht hier, wie überall, in inniger Verbindung mit dem Vertrauen, welches sie ihrem Führer widmen.

Die beiden Corps gingen am 15. durch Chalons, wo sich am folgenden Tage die ganze schlesische Armee vereinigte. Den Marsch derselben nach Mery zur Vereinigung mit dem Hauptheere, das nachmalige Vorrücken gegen Meaux, und den Rückzug gegen die Aisne vor dem mit der Mehrzahl seiner Streitkräfte herbeieilenden Napoleon, können wir hier nicht im Detail erwähnen; General Kleist, zu welchem der früher zurückgebliebene Theil seines Corps gestoßen war, hatte dabei einige bedenkliche Arriergardengefechte zu bestehen, die aber ebenfalls hier keinen Platz finden können.

Wir finden ihn in der Stellung bei Laon wieder, wo sein Corps und das von York den linken Flügel der Schlachtordnung bildete, während das seit einigen Tagen mit der Armee vereinigte bülowsche bei der Stadt im Centrum stand, und die russischen von Langeron, Sacken und Winzingerode den rechten Flügel formirten.

Gegen diesen begann am Morgen des 9. März Napoleon die lebhaftesten Angriffe, welche bei der Ueberzahl der Verbündeten und ihrer starken Stellung, nicht füglich ein für ihn günstiges Ergebniß liefern konnten. Als daher am Nachmittage Marschall Marmont und die Reiterei des Herzogs von Padua dem linken Flügel ge-

genüber erschienen und das Gefecht sogleich mit einer starken Kanonade eröffneten, mußte man annehmen, daß sich jetzt erst der eigentliche Plan des Gegners entwickeln und für den folgenden Morgen ein entscheidender Angriff auf diesen schwächsten Punct der Position zu erwarten sey. Dem zuvorzukommen, beschlossen die Generale York und Kleist, — zum ersten Male seit langer Zeit wieder neben einander fechtend — als es bereits zu dunkeln begann, den vor ihnen stehenden Feind, da sie ihm noch gewachsen wären, über den Haufen zu werfen. Ihre Truppen rückten, ohne einen Schuß zu thun, in geschlossenen Massen vor, die Cavallerie vom General v. Ziethen umging den Feind in der rechten Seite und warf dessen weit zahlreichere Reiterei im ersten Anfalle gänzlich; und bald war alles, was sich vom Gegner auf diesem Theile des Schlachtfeldes befand, mit unglaublich geringem Verluste der Sieger aufgelöst, in eiliger zerstreuter Flucht, das gesammte Geschütz erobert. Als die Meldung dieses unerwarteten Vortheils gegen Mitternacht im Hauptquartiere zu Laon einging, wo, beiläufig bemerkt, der Feldmarschall krank darnieder lag, wurden zwar Befehle gegeben, welche zu einem entscheidenden Resultate führen mußten, und doch ist dieses, wie bekannt, nicht erreicht worden.

Napoleon, noch in der Nacht von der Niederlage seines rechten Flügels unterrichtet, wiederholte nichts desto weniger am Morgen seine Angriffe auf die Position; sie schienen, trotz der überaus günstigen Lage, so bedenklich, daß die siegreichen Corps in der Verfolgung ihrer Vortheile aufgehalten, ja ohne Rücksicht auf das Erbieten ihrer Führer, direct gegen des Feindes rechte Flanke und Rücken zu wirken, zur Rückkehr nach der Stellung befehligt wurden. Napoleon machte darauf einen für seine Lage sehr glücklichen Rückzug, die Gelegenheit, den Krieg hier schon zu beendigen, war entschlüpft, und eine Vergleichung des Verfahrens am 14. Februar und 10. März gehört vielleicht bei weitem mehr in das Gebiet der Psychologie, als der Kriegskunst.

Die schlesische Armee rückte darauf langsam vor und später mit dem Hauptheere vereinigt, gegen Paris; unter mehreren kleinen Gefechten, welche das kleistsche Corps in dieser Zeit zu bestehen hatte, zeichnet sich das von Ville Parisis und Montsaigle am 28. März durch seine

Hartnäckigkeit aus: der General setzte sich selbst an die Spitze einer Abtheilung und beendigte durch die Eroberung der Ferme einen Kampf, der bereits mörderisch geworden war.

In der Schlacht vor Paris, wo er sich an der Seite des General York über alle Maaße aussetzte, fand sein Corps wenig Gelegenheit sich auszuzeichnen, da die schlesische Armee überhaupt etwas spät auf dem ihr zugewiesenen Kampfplatze im Norden der Stadt eintraf, und die Gefechte bei la Villette und la Chapelle hauptsächlich von Truppen des yorkschen Corps durchgeführt wurden.

Als die Rückkehr der Bourbons auf den französischen Thron entschieden war, wurde General Kleist Namens der verbündeten Souveraine an den König Ludwig XVIII nach England gesendet und erfreute sich bald darauf der ehrenden Auszeichnungen, durch welche sein Monarch die Verdienste der vorzüglichsten Generale anerkannte. Zum General der Infanterie und Chef eines Regiments ernannt, wurde er unter dem 3. Junius 1814 in den Grafenstand mit dem Ehrennamen von Nollendorf erhoben, mit der Verheißung einer angemessenen Verleihung von Grundbesitz, welche weiterhin durch die Ueberweisung der Domaine Stötterlingenburg im Halberstädtschen erfolgte.

Als die Heere der Verbündeten im Sommer dieses Jahres in ihre Heimath zurückzogen, blieb für alle Fälle in den Rheinprovinzen eine preußisch-sächsische Armee von ungefähr funfzigtausend Mann zurück, deren Oberbefehl dem Grafen Kleist übergeben ward; wie er dort ohne Gewaltmaaßregeln mit seiner würdevollen Milde Ungleichartiges und Widerstrebendes in dem rechten Gleise erhalten, lebt noch in dem dankbaren Andenken der dabei betheiligt Gewesenen; und wenn eine in jene Zeit fallende Maaßregel nach außen dem Befangenen das Gepräge einer gewissen Heftigkeit zu tragen schien, so suspendirt der Unparteiische sein Urtheil billig so lange, bis ihm alle Bewandtnisse und die Verpflichtungen wie die Vollmachten des Generals bekannt werden.

Durch Verminderungen im Laufe des Herbstes und Winters war diese Armee auf dreißigtausend Mann herabgekommen, als ihrem Führer am 10. April 1815 die Nachricht von der Landung Buonapartes zukam. Er verblendete sich keinen Augenblick über den Erfolg dieses

damals noch als Abenteuer bezeichneten Unternehmens und that, ohne besondere Instructionen abzuwarten, was der Moment gebot: die Festungen wurden in Vertheidigungsstand gesetzt, die Truppen zusammengezogen, die bergischen und westphälischen Landwehren einberufen. In den Niederlanden stand unter dem Prinzen von Oranien ein etwa zwanzigtausend Mann betragendes Corps englischer, hannöverscher und niederländischer Truppen, auf dessen Mitwirkung bei einem schon im April möglichen Angriffe Buonapartes sehr gerechnet werden mußte; aber eine Vereinigung über die zu nehmenden Maaßregeln war schwer zu finden. Das niederländische Gouvernement wünschte und verlangte jedenfalls Brüssel gedeckt zu sehen, ohne auf die Gefahr zu achten, welcher dadurch die preußische Armee ausgesetzt ward, und ohne für die Sicherstellung ihrer Verpflegung sorgen zu wollen; der General, dem von ihm ausgesprochenen Grundsatze treu: il s'agit de l'Europe et pas de Bruxelles, gab endlich insoweit nach, daß er in den ersten Tagen des April mit funfzigtausend Mann bei einer Schlacht mitzuwirken verhieß, die man in der Gegend von Tielemont annehmen werde. Indeß Buonaparte brauchte diese Zeit nur zur Bildung seiner Armee, und die Verbündeten säumten nicht, sich zu dem neuen Kampfe zu rüsten, welcher unabweislich bevorstand. Die am Rhein gebliebenen preußischen Truppen wurden der Kern der „Armee des Niederrheins," aus vier preußischen und dem sogenannten norddeutschen Bundes-Corps unter Oberbefehl des Fürsten Blücher gebildet; der General von Kleist trat in das frühere abhängige Verhältniß zurück, indem ihm das Commando des zweiten preußischen und des norddeutschen Bundescorps anvertraut wurde. Da er aber nicht beide Corps gleichzeitig führen konnte (jenes stand an der Maas, dieses sammelte sich bei Coblenz), und seine persönliche Anwesenheit bei letzterem nothwendiger schien, so ging er in der Mitte des April zu diesem ab, nicht ohne das Gefühl widriger Eindrücke aus der letzten Zeit seines bisherigen Commando's mit sich zu nehmen.

Die Geschäfte, welche seiner in dem neuen Wirkungskreise harrten, waren nicht zur Erheiterung des Gemüths geeignet. Aus den Contingenten elf verschiedener

Staaten zusammengesetzt *), enthielt das Corps zwar gute Soldaten, aber ihre Ausrüstung war so verschiedenartig und zum Theil so mangelhaft, daß dasselbe erst nach einer vielfach gehemmten und mit unendlicher Mühe verknüpften Thätigkeit als völlig kriegsfähig betrachtet werden konnte. Als das Werk endlich gethan war, und der General in der Mitte des Junius, das indeß nach Trier vorgerückte Corps gegen die französische Grenze führen wollte, entwickelte sich eine Krankheit, welche ihm die fernere Theilnahme an den Ereignissen unmöglich machte.

Als während dem die inneren Verhältnisse des Staates ihre neue Gestaltung erhielten, wurde dem Grafen Kleist das General-Commando in der Provinz Sachsen verliehen, deren Bewohner, dem Rufe so vieler Tugenden vertrauend, welcher dem Helden voranging, in dieser Ernennung einen sprechenden Beweis der väterlichen Fürsorge ihres Königs dankbar erkannten. Niemals sind hochgespannte Erwartungen herrlicher erfüllt und übertroffen worden. Wo das liebevolle Andenken der Bevölkerung einer ganzen Provinz spricht, wo Bürger und Soldat, Hohe und Niedere sich in diesem Gefühle vereinigen, da bedarf es nicht des Schmuckes der Rede, um die Verdienste eines also gefeierten Mannes zu erheben. Länger als fünf Jahre lebte er so, geliebt und verehrt, der Pflicht und seiner Familie, mit hellem Blicke die Bewegungen der Zeit, und was Literatur und Kunst Vorzügliches boten, beobachtend; mehrere Auszeichnungen wurden ihm während dem zu Theil, keine erfreulicher, als da der Großherzog von Weimar, mit seinem seltenen Sinne für das Würdige, ihm das Großkreuz des Falkenordens und zwar die bis dahin vom Fürsten Blücher getragene Decoration verlieh.

Die Zerrüttung seiner Gesundheit und eben so sehr der aus Beispielen vom Gegentheil gezogene Grundsatz:

---

*) Das norddeutsche Bundescorps, etwa 25,000 stark, war gebildet aus: 12 Bataillons, 8 Escadrons, 2 Batterien kurhessischer, 6 Bataillons, 4 Escadrons, $\frac{1}{2}$ Batterie großherzoglich-meklenburgischer, 2 Bataill. weimarscher, 2 Bataill. gothaischer, 2 Bataill. oldenburgischer, 2 Bataill. anhaltscher, 2 Bataill. lippescher, 1 Bataill. schwarzburgscher und 1 Bataillon waldeckscher Truppen.

ein General müsse nie das Aeußerste beim Schwinden der Kräfte abwarten, sondern vom Schauplatze abtreten, wenn es noch mit Würde geschehen könne, veranlaßten ihn im Jahre 1821 neuerdings um seine Entlassung zu bitten; der König bewilligte dieselbe und verlieh ihm dabei die Feldmarschalls-Würde. Er lebte nun zu Berlin in ehrenvoller Zurückgezogenheit, wurde durch die Ernennung zum Mitgliede des Staatsrathes in das öffentliche Leben zurückgerufen, und war — wenn eine ziemlich allgemeine Meinung nicht ganz ungegründet ist — zu einem noch bedeutsamern Wirkungskreise bestimmt, als ihn der Tod dem Vaterlande und seinen Freunden entriß. Er war im Theater — seine liebste Erholung — als ihn das Uebelbefinden ergriff, von dem er nicht wieder genesen sollte; anfangs ganz unbedeutend und auch noch Tags darauf gefahrlos scheinend, nahm es in der darauf folgenden Nacht plötzlich einen bedenklichen Charakter an, und schon Morgens zwischen fünf und sechs (am 17. Februar 1823) führte ein sanfter Tod die freundliche Heldenseele dem ewigen Lichte zu.

Was der Verklärte als Krieger und als Feldherr gewesen, ergibt sich aus der Geschichte seiner Thaten, von denen wir bei beschränkten Mitteln und Zwecken nur einen flüchtigen Umriß geben konnten, mit dem Wunsche, daß ein dazu Berufener, mit allen erforderlichen Hülfsmitteln ausgerüstet, sich dadurch veranlaßt finden möge, durch eine erschöpfendere Darstellung diese Skizze überflüssig zu machen. Aber keine Feder wird es vermögen, ein treues Bild des Menschen in der Fülle seiner Würde und Güte zu liefern, wie es sich gewiß unauslöschlich der Erinnerung Aller eingeprägt hat, welchen das Glück ward, sich ihm nähern zu dürfen. Selten werden sich in einem Manne so viele und so ganz verschiedenartige Vorzüge vereinigen, wie dies bei dem Feldmarschall der Fall war: ächte Ritterlichkeit und wahre Humanität, scharfes, treffendes Urtheil bei unendlicher Milde des Gemüths, vollendete, gesellige Bildung, wie sie der Hofmann und Diplomat nur wünschen mag, und einfache treue Gesinnung. Seine Mildthätigkeit, die, oft und schamlos gemißbraucht, doch nie ermüdete, war fast zum Sprichwort geworden. Gäbe es viele Männer

so wie er, man würde in Versuchung kommen, die Nothwendigkeit einer streng wissenschaftlichen Bildung zu bezweifeln; und dennoch war er immer bereit, den Mangel derselben zu beklagen, als ob sie ihm etwas gewähren könne, was er nicht schon in vollem Maaße besaß. Dem Höhergestellten mit geselliger Freiheit, welcher nie die Würde gebrach, dem Geringen und Armen mit humaner Herablassung begegnend, die immer das Gepräge der Theilnahme und des Wunsches, helfen zu können, trug, war er von allen Ständen gleich geliebt und verehrt, wie selten ein Diener des Staats, zumal unter Verhältnissen wie die, in welchen er sich befand.

Dankbare Erinnerung an so vieles Gute, das er geleistet, hat den Wunsch erzeugt, ihm in Merseburg ein Denkmal zu setzen, eine Idee, die man in ihren Motiven ehren muß. Aber die Wahrheit zu sagen, die Ausführung ist nichts weniger als in dem Geiste des Abgeschiedenen. Der Feldmarschall, der gern, oft und mit vollen Händen gab, wo sich ihm das Bedürfniß darstellte, war ein entschiedner Gegner von allem Collectiren; Sammlungen, vollends um Jemandem ein Denkmal zu setzen, waren ihm ein Gräuel. Der Verfasser dieser Skizze hat mehrmals Gelegenheit gehabt, seine Ansichten darüber zu vernehmen, und erinnert sich deutlich seiner Aeußerungen über die Möglichkeit eines ähnlichen Verfahrens nach seinem Tode.

Das schönste Denkmal hat der Verklärte sich selbst errichtet. Sein Name gehört der Geschichte an, sein Beispiel wird noch in späten Jahren dem preußischen Heere als ein glänzender Stern leuchten auf der Bahn der Ehre und des Ruhms; vergänglicher, aber nicht minder werth ist die Erinnerung an seine menschlichen Tugenden, welche so lange dauern wird, als noch ein Mann lebt, welcher ihm näher stand, einer von den vielen Leidenden, deren Thränen er im Verborgenen trocknete.

Johann Centurius Graf von Hoffmannsegg.

Johann Centurius Graf von Hoffmannsegg.

Unbestritten ist das Verdienst der deutschen Nation nach jener Wiedergeburt des menschlichen Geistes, welche die neue Zeit von dem Mittelalter scheidet, das Gebiet der Naturkunde zuerst dem wissenschaftlichen Streben des gebildeten Europa eröffnet zu haben. Seitdem sind ihr auf dieser Bahn Italiener, Franzosen, Britten, Holländer, Dänen und Schweden bald gefolgt, bald vorausgegangen. Zuletzt haben Alle mit einer Begeisterung, welche bei jedem Fortschritte sich verjüngte, wetteifernd Hand an das große Werk gelegt. So ist die Natur das dauerhafteste Band geworden, welches jetzt die edelsten Bestrebungen der europäischen Gesammtbildung zu Einem Zwecke vereinigt: zu der Erkenntniß des Wahren in dem, was ist.

In allem aber, was Sammlerfleiß, Beobachtungsgeist, Entdeckungstrieb und Forscherblick auf dem unermeßlichen Gebiete der Natur leisten konnten und drei Jahrhunderte hindurch geleistet haben, werden deutsche Naturforscher mit Auszeichnung genannt. Von Conrad Gesner an, welcher um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts *) durch Sammeln, Beschreiben und Abbilden der Naturkörper nach eigner Ansicht der Vater der neueren Naturgeschichte wurde, und von Euricus Cordus an**), der zu Anfang des nämlichen Jahrhun-

*) Conr. Gesner, geb. Zürich 1516, gest. 1562.
**) Euric. Cordus, ein Hesse, starb zu Bremen 1535.

derts in Marburg den ersten botanischen Privatgarten anlegte, — bis auf den Grafen von Hoffmannsegg herab, der in dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Kunde der Pflanzenwelt sowohl durch Sammeln, Beobachten, Beschreiben und Abbilden, als auch durch den von ihm zu Dresden angelegten botanischen Mustergarten erweiterte, haben Deutsche dieses Fach der Naturwissenschaft mit dem glücklichsten Erfolg angebaut und ausgebildet. Zugleich erwarben sich in unserm Gesammtvaterlande nicht allein die Regierungen, sondern auch einzelne Männer aus dem reichen Privatstande, durch Unterstützung und theilnehmende Beförderung des Studiums der Natur, ein großes Verdienst um die Wissenschaft und um den wissenschaftlichen Ruhm der Nation. In dieser Hinsicht bezeichnet der Name des Freiherrn Alexander von Humboldt alles, was von Einem Manne durch Forschung, Beobachtung und Entdeckungseifer geleistet werden kann. Unter denjenigen Deutschen aber, welche in der neuesten Zeit vorzüglich für die Beförderung der Botanik naturforschende Reisen aus eignen Mitteln unternommen, Sammlungen und Museen mit Naturerzeugnissen bereichert, die Kosten zu Kupfer- und Druckwerken aus reinem Eifer für die Wissenschaft bestritten, werthvolle Anstalten für das Pflanzenstudium gegründet und durch dies alles zu der Anerkennung des deutschen Verdienstes um Naturkunde das Ihrige vielfach beigetragen haben, muß ebenfalls der Graf von Hoffmannsegg, der Verfasser und Herausgeber der Flore portugaise, mit hoher Achtung genannt werden. Von einem Eifer beseelt, der ihn zu den größten Aufopferungen fähig machte, hat er die Entomologie, insbesondere aber die Pflanzenwelt, seit dreißig Jahren als die würdigste Aufgabe seines Lebens betrachtet und ihr seine Kraft wie sein Vermögen mit einer Beharrlichkeit und Begeisterung gewidmet, von welcher sich immer neue Früchte erwarten lassen. Die Geschichte seiner Bildung und Thätigkeit verdient daher die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen.

Johann Centurius Graf von Hoffmannsegg ist geboren zu Dresden den 23. Aug. 1766. Er wurde daselbst in dem väterlichen Hause und auf dem

Familien=Landgute Rammenau — einem Pfarrdorfe in der königl. sächsischen Oberlausitz, dem Geburtsorte Fichte's — durch Hauslehrer unterrichtet; doch nahmen an seiner Bildung den thätigsten Antheil seine Aeltern, — Johann Albericus und Elisabeth Amalie, — die sich eben so sehr durch Vortrefflichkeit des Charakters auszeichneten, als durch geistigen Werth. So dankte er seinem Vater fast einzig die gründliche Unterweisung in der römisch=katholischen Glaubenslehre, zu der er sich bekennt. Durch Uebung im Sprechen lernte er die nützlichsten europäischen Sprachen, noch ehe er mit ihren Regeln bekannt wurde, selbst das Lateinische, von seinem Vater; daher las er bereits in einem Alter, wo seine Gespielen erst die Grammatik anfingen, ohne durch diese Vorschule gegangen zu seyn, die leichtern römischen Schriftsteller. Dies brachte ihm den außerordentlichen Vortheil, daß er sich in jener classischen Sprache wie in der Muttersprache ausdrücken konnte. Schon in dem frühesten Alter zeigte sich sein Hang zur Naturbeobachtung, der aber geflissentlich zurückgedrängt wurde. Im vierzehnten Jahre verlor er binnen drei Tagen beide Aeltern. Bald darauf ward er, wohl etwas zu früh, nach Leipzig gesendet, wo er drei Jahre studirte. Er hörte vorzüglich die Vorlesungen der Professoren Morus, Reitz, Wend, Ludwig, Platner, Eck, Clodius und Gehler. Die folgenden drei Jahre diente Graf von Hoffmannsegg als Lieutenant in der damaligen sächsischen Garde du Corps zu Dresden, wo er seine Mußestunden vorzüglich der Musik, der Zeichenkunst und den neueren Sprachen widmete. Dann brachte er noch ein Jahr auf der Universität Göttingen zu, wo Heyne, Pütter, Martens und Beckmann seine Lehrer waren. Hierauf trat er die eigene Verwaltung seines Vermögens an, welches größtentheils aus dem vorerwähnten Landgute und aus einem Hause nebst Garten in Dresden bestand. Auf jenem beschäftigte er sich zwei Jahre lang mit der Landwirthschaft, machte jedoch auch, während dieser Zeit, seine erste Reise nach Italien. Als er zurückkam, erregte der animalische Magnetismus in Deutschland viel Aufsehen, und der Graf benutzte eine günstige Gelegenheit, um sich darin praktisch zu unterrichten. In den nächstfolgenden Jahren unternahm er selbst einige Curen mittelst des Magnetismus, von denen

besonders eine vollkommen gelang. Diese war schon darum merkwürdig, weil der Graf über den eingetretenen Somnambulismus drei Monate lang eine zusammenhängende Reihe von Beobachtungen anstellen konnte, wovon sich das Tagebuch in den Händen eines geschickten Arztes befindet.

Seit längerer Zeit hatte der Graf von H. angefangen, Naturkörper, besonders Insecten und auch Vögel zu sammeln. Diese Liebhaberei wurde nun immer stärker. Was jedoch seinem Studium der Entomologie zuerst eine regelmäßige und wissenschaftliche Richtung gab, war die genauere Bekanntschaft mit dem würdigen Hellwig und dessen Schüler, dem geistreichen Illiger, in Braunschweig. Damit erwachte aber auch in dem Grafen wieder die Lust zu reisen. Kränkliches Befinden machte überdies ihm Stärkung nothwendig. Daher unternahm er eine Reise nach Ungern bis an die türkische Grenze, auf welcher er sich mit Einsammlung von Vögeln und Insecten sehr eifrig beschäftigte und bereits verschiedene Entdeckungen zu machen Gelegenheit fand. Ohne sein Wissen erschienen über diese Reise vierundzwanzig von ihm nach Hause geschriebene Privatbriefe, die, während seines Aufenthalts in Portugal, ein gewisser Herr Jähne zu Görlitz 1800 herausgab; ein Vorgang, der den Grafen mehr schmerzte als verband. Seitdem wurde und blieb die Natur selbst seine erste Führerin auf der Bahn seiner Studien; das Auge und der Geist des Beobachters aber mochten am glücklichsten wohl nur durch naturhistorische Reisen geübt und gebildet werden. Um daher seiner Neigung ungehinderter folgen zu können, verkaufte der Graf nach seiner Rückkehr das väterliche Landgut an einen Verwandten und fing nun an, sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen. Alle bisher von ihm angelegte Sammlungen, die schon nicht mehr unbeträchtlich waren, wurden in Braunschweig vereinigt, wo jetzt der Graf sich aufhielt, um mit seinen oben genannten Freunden Plane zur Vervollkommnung der Zoologie zu entwerfen, deren dieser Zweig der Naturkunde sehr zu bedürfen schien. Vorzüglich wurde beschlossen, die Entomologie, als die schwerste und weitläufigste Abtheilung der Thiergeschichte, möglichst zu erschöpfen und zweckmäßiger zu gestalten, dazu aber, als unentbehrlich, alle nur aufzufindende Insectenarten durch Reisen, Kauf,

Tausch und jedes andere dienliche Verbindungsmittel, unter einem Gesichtspuncte zu versammeln. Diese Idee ward späterhin der Grund der sogenannten braunschweigschen oder Hellwig-Hoffmannsegg'schen Sammlung, welche die vereinigten Sammlungen des Professors, jetzt Hofraths Hellwig, und des Grafen v. H. in sich faßte, nachher aber noch das Neue von mehrern andern aufnahm. So entstand die zahlreichste, wissenschaftlich geordnete Sammlung, wie es damals keine ähnliche gab. Sie ward vor etwa vier Jahren, in einem Bestande von 20,000 gezählten, auf das genaueste bestimmten und geordneten, auch von den Sammlern eigenhändig bezettelten Arten aus allen Erdtheilen, von der preußischen Regierung zur vollkommneren Begründung und Ausstattung des königl. akademischen zoologischen Museums zu Berlin, für 22,000 Thlr. angekauft. Hellwigs Genauigkeit und Illigers Scharfsinn hatten dieser Anstalt, welche in allen Gegenden Verbindungen und einen lebhaften Verkehr unterhielt, eine so lichtvolle Einrichtung gegeben, daß sie in kurzem sich das größte Vertrauen erwarb. Sie zog dadurch allmälig fast alle Originalexemplare der berühmtesten Entomologen des In- und Auslandes an sich, was ihr hinwiederum in den Augen der Naturfreunde ein zuverlässig belehrendes Ansehen gab; daher man ihre Aussprüche, gleichsam wie Orakel, suchte und mit Recht gelten ließ. So ruhte gewissermaßen auf dieser Sammlung die Wissenschaft der Entomologie, und ohne Zweifel weit sicherer, als auf gedruckten Werken, denen eine ähnliche Grundlage mangelt: denn kein Fach der Naturgeschichte verbindet einen so ausgebreiteten Umfang unter einem Gesichtspuncte, wie das entomologische. War der Einfluß der braunschweigischen Sammlung auf die Wissenschaft schon damals entscheidend, so ist dies gegenwärtig noch weit mehr der Fall, nachdem sie in den letzten vier Jahren zu Berlin durch den Eifer der jetzigen Direction vielleicht fast um die Hälfte vermehrt worden ist *).

*) Das königl. zoologische Museum zu Berlin hat sich durch die Begünstigung des Königs, so wie durch vereintes Wirken des Ministeriums, der Directoren und Inspectoren, auf einen hohen Grad von Vortrefflichkeit erhoben. Der gegenwärtige erste Director des Museums und Professor an der Universität,

Der Graf wollte nun in fremde Welttheile reisen: aber der Seekrieg verhinderte dies. Er wiederholte also bloß die Reise nach Italien, und machte hierauf die erste Ausflucht zur See von Hamburg aus nach Portugal, auf welcher ihn der Doctor Tilesius begleitete. Aber schon im folgenden Jahre kehrte er nach Deutschland zurück, mit der Absicht, sich zu einer abermaligen naturhistorischen Reise nach Portugal umfassender vorzubereiten, um die verschiedenen dort bereits gemachten oder begonnenen Entdeckungen weiter verfolgen zu können. Auf Anrathen einiger Freunde, nahm er jetzt auch die Botanik unter seine besondern Studien auf und faßte schon damals den Vorsatz, die bis dahin noch gänzlich fehlende Flora von Portugal zu bearbeiten und herauszugeben. Hierzu erbat er sich die Beihülfe des Professors D. Link, damals zu Rostock, jetzt Prof. der Botanik und Directors des königl. academischen botanischen Gartens zu Berlin. Dieser berühmte Naturforscher wurde nun sein Reisegefährte. Beide gingen im J. 1797, von Hamburg zur See, erst aber nach England, und durchzogen dann zu Lande Frankreich und Spanien bis nach Lissabon. Von hier aus wurden in den verschiedenen Provinzen Portugals, während anderthalb Jahren, alle merkwürdige Naturproducte fleißig aufgesucht und gesammelt. So hatten sie überhaupt an achtzehnhundert merkwürdige Pflanzenarten in ihr Herbarium eingetragen, unter denen sich einige sehr seltene, und gegen dreihundert — eine große Zahl für Europa! — damals noch unbekannte Arten befanden. Doch wurden viele derselben bald nachher durch Desfontaines aus der im Clima und Pflanzenwuchse Portugal sehr ähnlichen Barbarei, durch Brotero aus Portugal selbst, durch Tenore aus Neapel, durch Lagasca aus Spanien und durch andre Naturforscher aus gleichen Erdstrichen ebenfalls angegeben und beschrieben; indessen blieb immer

---

D. Lichtenstein, hat die Gegenstände so zweckmäßig geordnet als möglich, und mit den Doubletten einen naturhistorischen Handelsverkehr eingerichtet. S. desselben Verzeichniß der Doubletten des zoologischen Museums der Universität Berlin, nebst Beschreibung vieler unbekannten Arten von Säugethieren, Vögeln, Amphibien und Fischen. Berlin. 1823. 4.

eine beträchtliche Zahl solcher Arten übrig, die neu, Portugal allein eigen und deshalb zum Theil noch bis jetzt nicht bekannt geworden sind.

Der stete Umgang mit einem so vielseitig gebildeten Gelehrten, wie Herr Link, während einer mehr als zweijährigen Verbindung, war für den Grafen ungemein belehrend und befestigte ihn noch mehr in der Theorie. Im Jahr 1799 mußte Prof. Link nach Deutschland zurückkehren, wo er in seinen „Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und Portugal" (3 Theile, Kiel 1801, 8.), die ausführlichste Beschreibung von Portugal gab, welche man bis dahin besaß. Der Graf aber blieb noch fast zwei Jahre in diesem interessanten Lande und durchreiste dasselbe mehrmals in verschiedenen Richtungen und Jahreszeiten, so daß er darin überhaupt einen Weg von gerade tausend deutschen Meilen, meistens zu Fuße, zurückgelegt hat. Er fand auf diesen Streifzügen eine Nachlese von dreihundert Pflanzenarten, worunter abermals viele neue sich befanden. Außerdem wurden ungemein viele Insecten, sowohl an Arten als der Zahl nach, eingetragen; und da sich auch unter diesen eine große Menge theils höchst seltner, theils ganz neuer in mehrern guten Exemplaren befanden, so wurde durch den Umsatz derselben gegen andere, die braunschweiger Sammlung nicht wenig gehoben. Zugleich wandte der Graf von dem Mutterlande aus seinen Blick nach dem in neueren Zeiten damals noch ganz unbereisten Brasilien. Vielfache Bekanntschaften in beiden Ländern zeigten ihm zu einer Reise dahin günstige Aussichten, und wiewohl der Eintritt in das Innere dieses Landes allen Fremden ohne Ausnahme verschlossen war, so bot man doch dem Grafen die Erlaubniß und die Gelegenheit an, dort seine naturhistorischen Zwecke zu verfolgen. Dies würde, seit der Reise des Prinzen von Nassau nebst der des Piso nach Brasilien, in neueren Zeiten der erste wissenschaftliche Ausgriff nach jenem Eldorado gewesen seyn, welches seitdem, unter Begünstigung der außerordentlichsten Begebenheiten, fast ausschließlich durch Deutsche untersucht und bekannter geworden ist. Aber seinen frühern Vorsätzen und Entwürfen treu, widerstand der Graf von H. dieser reizenden Verführung, um vor allem zuerst die nun vollständig eingesammelte Flora von Portugal zu bearbeiten.

Dagegen gelang es ihm, die Bewilligung zu einer Sammlungsreise dorthin für einen seiner naturhistorischen Gehülfen, Friedrich Wilhelm Sieber, in dem Gefolge eines Gouverneurs, zu erhalten. Einige Zeit nach des Grafen Abreise bediente sich Sieber, der deshalb in Portugal zurückgeblieben war, der für ihn ausgewirkten Erlaubniß, um in der Provinz Para am Amazonenstrome seine Sammlungen zu beginnen. Auch hat die Ausbeute von dieser Reise mit den ersten Grund zu dem jetzigen zoologischen Museum in Berlin gelegt. Als der Graf von H. für seine botanischen Forschungen in Portugal nichts Wichtiges mehr finden konnte, kehrte er im Jahre 1801 zur See nach Hamburg zurück; eine Fahrt, die er, wie die früheren, unter lebensgefährlichen Stürmen machte. Er ging hierauf nach Braunschweig, wo nun alle bis dahin gefundene, gesammelte, eingetauschte und gekaufte Naturalien mit neuem Eifer geordnet und eingetragen wurden. Dies war wohl, vielleicht für immer, die blühendste Periode der Entomologie. Es herrschte für dieselbe eine weit verbreitete Liebhaberei, verbunden mit dem eifrigsten Sammlerfleiß und Untersuchungsgeist. Viele dazu gehörige mechanische Einrichtungen wurden theils vervollkommnet, theils neu erfunden, und von hier ging die seitdem allgemein gewordene Methode nach allen Gegenden der Erde aus. Nun langten auch Sendungen an, bald von Sieber aus Paris, bald von andern Bekannten aus verschiedenen Orten Brasiliens, und die Geschäfte, worunter auch der mannigfaltigste Tausch- und Kaufverkehr gehörte, breiteten sich mit jedem neuen Erwerbe nach allen Seiten hin immer weiter aus. So wuchs die Sammlung bis 1804 an Zahl, Wissenschaftlichkeit und Einrichtungsvorzügen in steigendem Verhältniß, als eine sechsmonatliche schwere Krankheit des Gr. v. H. diese Thätigkeit ganz unterbrach und endigte. Zwar blieben alle Verhältnisse wie zuvor: aber er selbst reiste zu seiner Erholung in sein Vaterland. Nach der Herstellung seiner Gesundheit war sein Erstes, daß er die Herausgabe der Flora von Portugal unternahm. Den Plan zu diesem Werke hatte er noch von Braunschweig aus, bei einem ziemlich langen Besuch in Rostock, mit seinem Reisegefährten völlig verabredet. Herr Link sah hierbei, vielleicht richtiger, auf den reinwissenschaftlichen Zweck des Ganzen; der Graf aber, bei dem noch

künstlerische Ansichten hinzukamen, war entschlossen, dieses Werk als ein Muster in allem, sowohl in der Anordnung überhaupt als in der Ausführung jedes Theils, auch im Aeußern aufzustellen. Da aber für diese Bedingungen ein Verleger nicht leicht gefunden werden konnte, so war Selbstverlag und die Veranstaltung des Ganzen auf eigene Kosten unvermeidlich. Zu einem solchen Unternehmen gehörte eben so viel Muth als Kraft. Denn der Entschluß, nicht nur an Format, Material und Typen, sondern auch an Abbildungen im Kupferstiche, die ausländischen Werke, unter denen in diesem Fache besonders der Jardin de la Malmaison und die Liliacées glänzten, zu erreichen, oder, wo möglich, noch zu übertreffen, verwickelte den Grafen in eine Menge von Schwierigkeiten, die für Deutschland damals unbesiegbar schienen. Stich- und Druckmethode war bis dahin bei uns fast gänzlich unbekannt; doch glaubte der Unternehmer das Meiste und Beste der Art allenfalls in Berlin zu finden, wo außerdem noch Willdenow's Berathung und die Vergleichungen in seinen lebenden und trocknen Pflanzensammlungen für die Flora sehr vortheilhaft werden konnten. Der Graf begab sich also im Jahr 1805 zu diesem Behuf nach Berlin. Aber schon das erste Beginnen, um sich nur einigermaßen auf das Unternehmen vorzubereiten und alles dazu einzurichten, kostete ein paar Jahre Zeit; indeß verlor der Graf dabei keine seiner Nebenstunden, denn es wurden bei Klaproth, Hermbstädt, Bode und Willdenow — geachtete Namen im Reiche der Wissenschaften — die Studien der Chemie, Mineralogie, Physik, Astronomie und Botanik theils nachgeholt, theils fortgesetzt, und damit Uebungen in Musik und Zeichnen verbunden. Im Ganzen war Berlin für den Hauptzweck glücklich gewählt. So viel würde kein andrer Ort geleistet haben.

Der Graf hatte schon in Portugal eine beträchtliche Anzahl von Pflanzen-Abbildungen nach der Natur gefertigt. In Berlin vermochte er Herrn Völcker (jetzt Professor), den Huysum oder Mignon unserer Zeit, jene Abbildungen noch kunstmäßiger auszuführen und außerdem viele andere von ihm selbst hinzuzufügen. Da sich auf diese Art Natur und Kunst innig verbanden, so mußte nothwendig das Verdienstliche des Werks dadurch erhöht werden. Allein die Kupferstecher kannten, einen

einzigen ausgenommen, der sie jedoch als Geheimnisse verwahrte, noch nicht einmal die Werkzeuge, womit die Platten zu dem unentbehrlichen bunten Druck am dienlichsten bearbeitet werden mußten. So vergingen wiederum mehr als zwei Jahre mit sehr kostbaren und dennoch in der Hauptsache ganz vergeblichen Versuchen, bis Herr v. H. so glücklich war, eine ganze Folgenreihe von jenen Instrumenten (Rouletten) zu erhalten. Kaum waren diese vertheilt, so ging die Sache trefflich von Statten, und es entstanden Meisterwerke, die allgemein bewundert worden sind, z. B. die Abbildung Nr. 7. in der Flore Portugaise, welche man nirgends übertroffen, vielleicht noch nie erreicht hat. Anfänglich wurden Text und Platten, wie es an allen andern Orten geschieht, außer dem Hause in den gewöhnlichen Officinen gedruckt. Aber dies erfüllte den Zweck gar bald nicht mehr, und der Graf sah sich genöthigt, in seiner eigenen Wohnung vollständige eigene Druckereien, sowohl für den Text als für die Kupferstiche, mit allem Personal und Zubehör, zu errichten, um beide selbst leiten und stets unter seinen Augen haben zu können. Nur wer mit dem Einzelnen der unendlich mannigfaltigen, schweren und verwickelten, noch jetzt in Deutschland überhaupt nur erst unvollständig gekannten Behandlungsart dieses Kunstgeschäfts vertraut ist, kann sich einen Begriff von der Last machen, die der Unternehmer sich hierdurch aufgebürdet hatte. Es gab Zeiten, wo über zwanzig Personen ununterbrochen arbeiteten, und nur dem rastlosen Eifer des Grafen und seiner Standhaftigkeit konnte es gelingen, dieses endlos schwierige Werk zur Bewunderung Aller, die damals Zeugen des Unternehmens waren, seiner Vollendung entgegenzuführen. Auch die Kosten desselben stiegen immer höher, in manchen Jahren auf neun, zehn bis eilftausend Thaler, während der Ersatz durch den Vertrieb nicht so viele Hunderte betrug: denn obgleich die Sache selbst außerordentlichen Beifall erhielt, und der Erfolg an sich glänzend war, so fand dennoch das Werk, des nothwendig hohen Preises wegen, wenig Theilnehmer. Nie sind mehr als 70 bis 80 Käufer gewesen; und doch ist bekannt, daß wenigstens 300 Exemplare abgesetzt werden müssen, um die Kosten eines Prachtwerkes zu decken. Man kann sich daher den Verlust denken, welchen ein mit solchem Aufwande verbundenes

Geschäft, das acht Jahre hindurch fortgesetzt wurde, dem Eigenthümer zuziehen mußte. Die größte Widerwärtigkeit für diese Unternehmung war jedoch der bald nach 1806 ausgebrochene Krieg, der fast sieben Jahre lang gerade diejenigen Stände am meisten betraf, von denen die lebhafteste Unterstützung hätte gehofft werden können. Auch da, wo sie zum Theil schon erfolgt war, hörte sie nun wieder auf. Selbst im tiefsten Frieden wäre die Ausführung eines so kostspieligen Werkes in Deutschland eine Art Wunder gewesen; wie konnte sie mitten unter den Drangsalen eines alle Verhältnisse zerrüttenden Krieges gedeihen? Dennoch setzte der Graf, welcher zehn Jahre lang, bis 1816, deshalb in Berlin sich aufhielt, seine Flora von Portugal, bei allen Stürmen und abwechselnden Verhältnissen, ununterbrochen fort, und opferte dafür von seinem Vermögen mehr als 50,000 Thaler auf.

Während dies geschah, sammelte Sieber noch immer am Amazonenflusse merkwürdige Naturalien, und schickte reiche Sendungen, nicht bloß von Insecten, sondern auch von prächtigen, seltenen und neuen Vögeln, Säugthieren, Reptilien, Pflanzen und Mineralien nach Braunschweig, wo Illiger an Vervollkommnung der Sammlung unermüdet fortarbeitete und mehrere schätzbare Schriften in dieser Beziehung herausgab. Einige von Siebers Sendungen kamen auch zu dem Grafen nach Berlin, wo sie die Aufmerksamkeit der gebildeten und höheren Stände erregten. Um diese Zeit ward zu Berlin, als eine kurze Waffenruhe Statt fand, unter dem Staatsminister von Humboldt, die Universität gestiftet. Leicht waren die gewöhnlichen Lehranstalten einzurichten; aber nicht so leicht ein zoologisches Museum: denn außer einigen wenigen veralteten Naturalien in den Dachkammern des königlichen Schlosses und der Veterinärschule, gab es in Berlin keine eigentliche Thiersammlung. Da nun Graf von Hoffmannsegg seit vielen Jahren eine bedeutende Menge von Gegenständen dieser Art bloß in der Absicht zusammengebracht hatte, um das naturhistorische Studium zu befördern, so schlug er der Regierung vor, ihr alle seine zoologischen Sammlungen, mit Ausnahme der Insecten, die er sich vorbehalten wollte, zu überlassen, wenn man damit zugleich die Errichtung eines Lehrstuhls in diesem Fache verbände. Dieses ward ohne

Schwierigkeit genehmigt, und der Graf erhielt den Auftrag, sofort das Local einer solchen Anstalt, wozu im damaligen Prinz Heinrich'schen Palais, dem jetzigen Akademie-Gebäude, der linke Flügel im zweiten Stocke bestimmt wurde, dem Zwecke gemäß einzutheilen. Eben so gern war man darin einverstanden, die erste Leitung dieses Instituts dem bereits erwähnten Naturforscher, D. Illiger, zu übertragen, den der Graf weniger als seinen Freund, sondern weil er ihn unter allen ihm Bekannten für den Würdigsten dazu hielt, in Vorschlag gebracht hatte. Auch geschah es auf des Grafen Antrag und durch dessen Vermittelung, daß die allgemein berühmte braunschweigische Sammlung in demselben öffentlichen Raume aufgestellt wurde, wodurch die Anstalt gleich anfangs an Glanz wie an Nutzbarkeit gewann. Dies ist der Ursprung des zoologischen Museums in Berlin, welches jetzt in so kurzer Zeit, binnen zwölf Jahren, die meisten ähnlichen, weit älteren Anstalten nicht nur erreicht, sondern in manchem Betracht überholt hat. Denn gleich bei seiner Entstehung füllte jene Sammlung eine, aus mehrern alten Stuben gebildete, 80 Fuß lange, sehr schöne Gallerie, nebst einigen Sälen und Zimmern; seitdem aber ist man, nach dem größtentheils schon damals entworfenen Plane, mit gleichem Eifer und bedeutenden Anstrengungen unablässig fortgefahren, den Reichthum dieses Museums zu vermehren und die Anstalt im Innern noch mehr auszubilden.

Kaum war das Museum eingerichtet, so kehrte Sieber aus Brasilien zurück und schickte seine letzten und stärksten Sendungen über Schweden voran. Damals waren in Folge des Continental- und Sperrsystems alle Verbindungen zu Land und See, wo nicht gänzlich gehemmt, doch äußerst unsicher. Die Kostbarkeit jenes Transports, dessen Verlust unersetzlich gewesen seyn würde, vermochte daher den Grafen, durch unmittelbare diplomatische Empfehlungen gesichert, demselben persönlich entgegenzugehen. Bei dieser Gelegenheit sah er Kopenhagen und setzte den Fuß auch auf schwedischen Boden; jedoch kam er nicht weiter als bis Helsingborg, weil es damals durchaus untersagt war, tiefer in das Innere des Landes zu reisen. Indeß waren die erwarteten Kisten bereits sämmtlich dort angekommen. Er brachte sie daher nach Kopenhagen und schiffte

sich damit nach Kiel ein, wurde aber, ob die Fahrt gleich in der günstigsten Jahreszeit, im Sommer, geschah, durch einen Sturm auf die Insel Fühnen geworfen, wo er einige Tage lang die dänische Gastfreiheit dankbar kennen lernte. Er ließ sich dann nach Sonderburg übersetzen. Hier belud er mit den brasilianischen Schätzen einen großen Frachtwagen, und trat neben demselben, nach seiner alten Gewohnheit, zu Fuße die weitere Rückreise nach Berlin an. Zugleich gestattete die Langsamkeit des Fortkommens dem unermüdeten Naturforscher, fast täglich auf Nebenwegen und an den Aufenthaltsorten für seinen Zweck fortzusammeln, was er nirgends vergeblich that. Denn größtentheils eben dadurch, daß er nun schon fünfundzwanzig Jahre lang als fleißiger Beobachter das eigene Sammeln stets und überall fortsetzte, war sein Vorrath an Naturalien so beträchtlich angewachsen, und hatte in demselben Verhältnisse nicht weniger an innerer Vollständigkeit gewonnen. Sogar um Berlin, wo man die Gegend in allen Richtungen längst hätte für hinlänglich durchsucht und erforscht halten sollen, gelang es ihm auf seinen, so lange er daselbst sich aufhielt, fast täglich unternommenen Wanderungen, so wie durch die in seinen Zimmern angestellten Beobachtungen des Eingesammelten, Entdeckungen zu machen, wodurch sein Vorrath an naturhistorischen Gegenständen immer mehr anwuchs.

Der sieber'sche Transport war über London gegangen, wo sein Inhalt mittelst Umtausches an Mannigfaltigkeit noch beträchtlich gewonnen hatte; er verdoppelte daher jetzt beinahe mit einem Male, indem der Graf auch alle größere Thiere aus seiner Sammlung hingab, die Vorräthe des Museums. Illiger arbeitete nun an der Aufstellung desselben mit unermüdlichem Fleiße, und legte von seinem dabei angewandten Scharfsinn einen rühmlichen Beweis ab, indem er, der nur erst so kurze Zeit eine kaum entstandene Thiersammlung zu übersehen und zu ordnen Gelegenheit und Beruf gehabt hatte, den meisterhaften Prodromus system. mammalium et avium bekannt machte. Da nun auch sein Prodrom. syst. piscium in der Handschrift fast ganz ausgearbeitet war, und der fleißige Mann in kurzem die Skizze des ganzen Thierreichs vollendet haben würde, auf welche er die Geschichte jeder einzelnen Classe folgen lassen wollte, so

hätte die Naturwissenschaft hoffen dürfen, durch ihn ein unentbehrliches und seit achtzig Jahren gänzlich fehlendes Werk zu erhalten. Denn nachdem Linné in jener Zeit das erste Muster dieser Art aufgestellt hatte, der inzwischen eingeschobene Gmelin aber kaum gezählt werden kann, waren verdienstvolle Arbeiten bloß über einzelne Gegenstände erschienen. Ein solches umfassendes Werk der Naturkunde und der Wissenschaft zu geben, lag ganz in Illiger's Beruf; auch war dies seit langer Zeit der Freunde gemeinschaftlicher Plan gewesen. Alle Umstände vereinigten sich, um jetzt die Ausführung des Unternehmens zu begünstigen. Da starb Illiger. Die Anstrengungen des von jeher schwächlichen Mannes überstiegen seine Körperkräfte, und er ward der Naturgeschichte in dem Augenblicke entrissen, als er sie mit dem glücklichsten Erfolg emporzuheben schon begonnen hatte. Mit ihm ging auch dem Grafen von H. das Ideal seiner Hoffnungen, das höchste Ziel vereinigter Bestrebungen unter. Als nun noch mehr ungünstige Umstände eintraten, so fing er an sich zurückzuziehen. Er nahm die entomologische Sammlung wieder in seine Behausung, um wenigstens an diese die letzte Hand zu legen; er vermehrte sie in den nächstfolgenden Jahren durch eigenes Sammeln, Tausch und Ankauf noch beträchtlich, indem er sie zugleich, sowol ihrer äußern Einrichtung nach, als auch in Ansehung ihrer wissenschaftlichen Anordnung sehr vervollkommnete, so daß für dieselbe kaum noch etwas Wesentliches zu wünschen übrig blieb. Bei dieser Vollständigkeit und Ordnung seines Vorraths, so wie bei der eigenen Vertrautheit mit dem Gegenstande, wurde es ihm leicht, die Anfragen auswärtiger Naturfreunde und Sammler, welche sich mit ihren Zweifeln an ihn wandten, befriedigend zu beantworten. Manche dieser Enträthselungen, die er eben so schnell als sicher geben konnte, überraschten selbst brittische Naturforscher, denen solche Fertigkeit und Bereitwilligkeit in Lösung naturhistorischer Aufgaben noch nicht vorgekommen war*). Aber

*) Unter mehrern Briefen, die solche Anfragen und Zweifel enthalten, sei es dem Verf. dieser biographischen Skizze erlaubt, aus den Antwortschreiben eines englischen Naturforschers an den Grafen von Hoffmannsegg, folgende hierauf Bezug habende Stellen anzuführen.

eben auf ein wissenschaftliches Normalwesen hatten die Freunde bei der Anlage und Ausbildung ihrer Sammlungen unablässig hingearbeitet, und diese stets bereite Pünctlichkeit in schneller Lösung von Zweifeln wird immer als eine der nützlichsten und rühmlichsten Seiten jedes Museums zu beachten seyn.

Während all dieser Einrichtungen und Geschäfte war auch die Flore Portugaise eifrig fortgesetzt worden und bis zu dem 11. Hefte, also bis zu 88 Bogen Text und 55 Abbildungen, gediehen. Viele bereits fertig ge-

---

British Museum, 28. Sept. 1815.

— Allow me in the first place — to return You many most grateful thanks for Your most welkome communication on the subject of the red-elyträed Elateres, which I indeed hailed with joy, as it cleared up all my doubts on a tedious and difficult object, from which I could not extricate myself from a want of materials, but from You alone I expected relief, and I have not been disappointed.

W. E. Leack.

Derselbe sagt in e. a. Stelle: — I must again thank You for Your promptness in attending to my requests, and for the valuable mass of knowledge contained in Your letters. It is from You alone that I hope to be enabled to clear up such doubts as *perplex the Museums of British Entomologists* etc.

In Herrn W. Spence's Briefen an den Grafen von Hoffmannsegg, sind folgende Stellen zu bemerken:

Drypool-Hull, 6 March 1816.

— Permit me now to express my high obligations — in particular for Your inestimable remarks on the Insects, I sent, which have gratified me more than I know how to express. If Entomologists in general displayed but half the profundity of knowledge and critical acuteness and exactness of You — — corresponding with them would be indeed delightfull, and the science on a very different footing from what it can boast at present — —

— I am extremely obliged by Your introducing me to so valuable an acquaintance and entomological correspondent as Mr. —, though I anxiously trust, that in acquiring him, I shall not, as You intimate, at any future time, lose the priviledge of enjoying Your letters, and that Europe will not be deprived of her foundest and most learned Entomologist — —

— If I had had more time, I should have had much to say concerning Your admirably conclusive criticism on the Insects I last sent etc. —

stochene Platten, so wie mehrere Zeichnungen und gemalte Blätter lagen zu der weiteren Fortsetzung des Werks vorräthig da. Jetzt aber traten gebieterische Privatverhältnisse ein, die den Gr. von Hoffmannsegg in sein Vaterland zurückriefen. Er verließ Berlin im Jahre 1816 und wählte seitdem Dresden wieder zu seinem Aufenthaltsorte. Die naturhistorische Sammlung und die Flora blieben in Berlin unter der Aufsicht seiner Freunde; letztere hatte noch stets auf seine Kosten ihren Fortgang; in Ansehung jener aber wurde von mehren Seiten her der Wunsch geäußert, daß sie angekauft werden und für immer in Berlin bleiben möchte. Die entomologischen Sammlungen des Grafen sind seitdem mit dem k. zoologischen Museum vereinigt worden.

In Sachsen besaß der Graf als Eigenthum nur noch sein Gartengrundstück zu Dresden in der Neustadt. Dieses war an sich klein und bei seiner langen Abwesenheit in Unordnung gerathen; es gewährte daher um so weniger eine hinreichende Beschäftigung, als der Besitzer viele Jahre hindurch an vielfache und unausgesetzte Thätigkeit gewöhnt gewesen war. Bei dem unangenehmen Gefühl, welches diese Leere von anhaltender Arbeit erzeugte, suchte der Graf seine Muße mit kleinen musikalischen Compositionen auszufüllen, und brachte solche mit geselligen Verbindungen in Zusammenhang. Diese führten in den Winterabenden die sehr angenehme Unterhaltung herbei, daß eine Auswahl dramatischer Dichtungen in den vorzüglichsten neueren Sprachen, von einem gesellschaftlichen Verein, in Rollen vertheilt, vorgetragen wurde. Hieran knüpfte sich, durch Alfieri geweckt, das Wiederaufnehmen der italienischen Sprache, und diese anziehende Beschäftigung gab dem Grafen den fast verwegenen Entschluß ein, das an ernsten Stücken zu arme italienische Theater durch Uebertragung eines unsrer Meisterstücke, der dazu so ganz geeigneten „Braut von Messina," zu bereichern. Jetzt war der Unthätigkeit auf einmal vorgebeugt: denn diese eben so schwierige als begeisternde Arbeit, welcher nothwendig das Studium des Dante, Ariost und Tasso vorangehen mußte, füllte zwei bis drei Jahre jeden leeren Augenblick aus, und wurde durch das festgehaltene Bestreben, Schillern genau so darzustellen, wie wenn er, mit allen seinen deutschen und individuellen Eigenheiten, nicht in Schwaben, son-

dern in Florenz geboren wäre, endlich vollendet. Inwiefern der allerdings schwere Versuch dem Grafen gelungen ist oder nicht, mögen die Kenner der Dichter beider Nationen beurtheilen, wenn seine Uebersetzung im Druck erschienen seyn wird.

Bald darauf folgten sich mehrere Ereignisse, die den Herrn von Hoffmannsegg zu seinem Hauptstudium zurückführten. Schnell und unerwartet verlor er seine einzige, geliebte Schwester, und vierzehn Tage später starb auch ihr Gemahl; beide waren seine treuesten Freunde gewesen. Sie hatten seit dem Verkaufe des väterlichen Landgutes dasselbe besessen, und dieses ward ihm jetzt, durch eine nicht erwartete Verfügung, von der Vorsehung wieder geschenkt, zugleich aber auch viel Schweres mit auferlegt. Er unterzog sich allem mit Vertrauen in die weise und gütige Führung des Allweisen, der ihn, durch die außerordentlichsten Wendungen seines Schicksals, nach fast dreißig Jahren, genau wieder auf dieselbe Stelle versetzte, von welcher er einst in die größere Welt ausgegangen war. Jetzt besaß er also aufs neue sein väterliches Landgut Rammenau, das Haus und den Garten, wie vor dreißig Jahren, und er fühlte sich verpflichtet für die Verwaltung dieser Güter auf das zweckmäßigste zu sorgen. Doch wie konnte ein geistvoller Mann, der sein Leben bisher mit solcher Liebe den Künsten und Wissenschaften gewidmet und in ihnen stets seine treuesten und liebsten Begleiterinnen erkannt hatte, je auf solchen Umgang gänzlich Verzicht leisten? Graf von Hoffmannsegg fuhr fort, dem Studium der Naturkunde auch in seinen neuen Verhältnissen zu huldigen. Er suchte daher die von der praktischen Landwirthschaft unzertrennliche Einförmigkeit und Trockenheit durch das Streben nach naturhistorischen und ästhetischen Zwecken in Gartenanlagen, oder vielmehr dadurch zu beseelen und zu veredeln, daß er dem ganzen Umfange seines Eigenthums einen in dieser Lage möglichen Kunstcharakter zu geben bemüht war, welches unter ähnlichen Umständen in gewissem Grade stets ausführbar ist. Die Beschränktheit des Stadtgartens unternahm er dadurch zu erweitern, daß er in demselben botanische Anlagen einrichtete, um nun selbst Pflanzen erziehen und beobachten zu können. Damit aber die für ihn zu beträchtlichen Kosten etwas gemäßigt

würden, sollten, wie es an den meisten Anstalten dieser Art geschieht, solche Gegenstände, die sich überflüssig ansammelten, anderweit wieder abgesetzt und nützlich verbreitet werden. Hierbei fiel nun dem Besitzer eine Bemerkung ein, die er oft zu machen Gelegenheit gehabt hatte: daß es nämlich in dem botanischen Verkehr, besonders für wissenschaftlich gebildete Naturfreunde, an einem unentbehrlichen festen Vereinigungsmittel, an einem für höhere Zwecke ausreichenden Vermittelungspuncte bis jetzt durchaus noch fehle. Wissenschaftlich angelegte und unterhaltene Pflanzengärten, dergleichen die fürstlichen und akademischen botanischen Institute sind, verkaufen gar nicht oder nur wenig, und gestatten geringe Auswahlen. Unsere Handelsgärten geben zwar in seltenen Fällen, bei einem Vorrathe von etwa 2000 Arten, — nur in England steigt ihr Reichthum bis an 6000 Arten, — viel her, können aber, ihrer Natur nach, unmöglich wissenschaftliche Zwecke mit fester Beharrlichkeit und genauer Sorgfalt durchführen. Ueberhaupt sind bei der gegenwärtig so außerordentlich vermehrten Anzahl der bekannt gewordenen Pflanzen-Arten, welche bereits 40,000 zu übersteigen scheint, wovon an einem einzigen Orte, freilich einem der bedeutendsten, in dem königl. akad. botan. Garten zu Schöneberg bei Berlin, schon an 11,000 gleichzeitig cultivirt werden, nur wenige Personen in der Lage, alle Arten richtig zu kennen. Größtentheils genöthigt, den Gewächsen die Benennungen zu lassen, unter denen sie selbige von Andern bekamen, irren sie darin nicht selten auf Treu und Glauben. Es mangelte daher schlechterdings an einem großen, hinlänglich ausgestatteten Handelsgarten, der zugleich wissenschaftlich und schulgerecht dem höheren, geistigen Bedürfniß Genüge leistete. Frühere Bestrebungen schon hatten den Grafen mit dieser Idee vertraut gemacht; sie war ihm seit längerer Zeit immer klarer geworden, und er glaubte ihr in der Anwendung die nöthige theoretische Begründung leicht geben zu können. Zur praktischen Ausbildung derselben zeigte sich eben damals ein dienlicher Beistand. Sofort wurde der Entschluß gefaßt, den Garten in Dresden zu einer solchen Anstalt umzuschaffen, und damit das nahe gelegene Landgut Rammenau (bei Bischoffswerda in der Oberlausitz), dessen kleiner Park als Filial dienen konnte, in eine zweckmä-

ßige Verbindung zu bringen. Nun baute der Graf eifrig Pflanzenhäuser, schaffte Gewächse an, trat in einen ausgebreiteten schriftlichen Verkehr und benutzte tausend Quellen, welche seine bisherige Erfahrung und vielfache Bekanntschaft, ohne daß er an ihre gegenwärtige Anwendbarkeit jemals gedacht hätte, ihm eröffnete. Von den entferntesten Orten her, wo er irgend gewesen, Freunde gefunden und botanische Forschungen angestellt hatte, kam man ihm willig mit Zusicherung der thätigsten Theilnahme entgegen. Seitdem lebte der Graf von H., im eigentlichen Sinne, in und mit seiner Pflanzenwelt. Um bei der genauesten Bekanntschaft auch mit der kleinsten Pflanze, vor Irrthum sicher zu seyn, hat er es sich zur strengsten Regel gemacht, von den Topfpflanzen wenigstens jede, ohne Ausnahme, mit ihrem Namen zu versehen, bei den im freien Lande stehenden Gewächsen aber die Haupt- und Musterstöcke, oder Gruppen von einerlei Art, sorgfältig zu bezeichnen. In Ansehung der so kostbaren ausländischen Zierpflanzen, beschränkt er sich auf solche Gewächse, die nicht einer veränderlichen Laune der Liebhaberei ihren Ruf verdanken, sondern durch wesentliche Vorzüge, Wuchs, Baumschlag, Blume und Geruch sich empfehlen. Um künftigen Verwechselungen der Pflanzen seines Gartens vorzubeugen, hat er ein Herbarium angelegt, worin sie alle, im deutlichsten Grade ihrer Entwickelung, aufbewahrt werden. Außer den mehr kostbaren, feinen und zärtlichen Topfpflanzen, die vorzüglich sein Garten in der Stadt enthält, hat er auch auf seinem Gute Rammenau, außer den Pflanzenhäusern zu allen Temperaturen, in denen er Vorräthe für die erstgenannte Anstalt erzieht, noch mehrere Acker Land zu Baum- und Sträucherpflanzungen eingerichtet, wo er theils pomologische Anlagen unterhält, theils solche Bäume und Sträucher zieht, die zu Besetzung der Straßen und zu Gartenanlagen im Großen gebraucht werden; Anlagen, welche schon jetzt so fröhlich gedeihen, daß sie die Aufmerksamkeit der näheren und entfernteren Pflanzenfreunde, besonders aus dem Mittelstande, der gewöhnlich früher, als die höhere Classe der feinen Welt, gemeinnützige Zwecke mit Ernst und Nachdenken betrachtet, zur Freude des Pflanzers vielfach erregt haben.

Während also der Graf seine ländliche Oekonomie

auf einen immer höhern Punct der Verwaltung zu erheben bemüht war und zugleich seinen Gärten die zierlichste Form zu geben suchte, strengte er mit dem beharrlichsten Eifer alle Kräfte an, die ihm zu Gebote standen, um in möglichst kurzer Zeit jede der seinigen ähnliche Pflanzenanlage zu erreichen, oder, wenn es seyn könnte, selbst zu übertreffen. Nach vierjähriger Arbeit scheint ihm das Letztere wirklich gelungen zu seyn, wie man dies schon aus dem Verzeichnisse seines Pflanzeninstituts zu schließen berechtigt ist. Er hat diesen Katalog — die Arbeit mehrerer Jahre — mit der strengsten Genauigkeit nach wissenschaftlichen Grundsätzen abgefaßt und auf seine Kosten sorgfältig, unter seiner Aufsicht drucken lassen, so daß nicht leicht ein ähnliches Verzeichniß eines Pflanzengartens, selbst in England nicht, gefunden werden möchte. Nach demselben enthalten die hoffmannseggischen Pflanzen-Anlagen in Dresden und Rammenau jetzt beinahe dritthalbtausend Arten und übertreffen an Mannigfaltigkeit und modiger Auswahl, wie an Zahl und Abwechselung, fast alle Handelsgärten des festen Landes, die überseeischen Institute ähnlicher Art aber wenigstens an wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit. In dem Vorworte seines Verzeichnisses schildert der einsichtsvolle Gärtner das von ihm vor Augen gehabte Ideal einer solchen Anstalt, dem er mit jedem Jahre, nicht allein durch die Vermehrung seines Pflanzen-Reichthums, sondern auch durch die innere Ausbildung der Anstalt immer näher zu kommen sich bestrebt; dadurch aber hat er zugleich auch andern Pflanzengärtnern den Weg angedeutet, den sie einzuschlagen haben, wenn ihnen ein Gleiches gelingen soll. So fordert der liberal gesinnte Beförderer der Wissenschaft zu einem botanischen Wettstreite auf, der, wenn jeder Theil bemüht ist zu der weitern Ausbildung und Vervollkommnung des Ganzen das Seinige mit redlicher Sorgfalt und zweckmäßiger Thätigkeit beizutragen, der Wissenschaft selbst wesentlichen Gewinn bringen muß. Es wird daher allen Freunden der Pflanzenkunde, denen an einer richtigern Kenntniß der Gewächse viel liegt, und für welche die Erlangung auswärtiger Pflanzen oft mit großen Weitläuftigkeiten und Kosten verbunden ist, anzurathen seyn, sich mit dem Kataloge des Grafen v. H. näher bekannt zu machen. Er ist 1823 unter dem Titel:

Verzeichniß der Pflanzenculturen in den gräfl. hoffmannseggischen Gärten zu Dresden und Rammenau, nebst einigen kritischen Bemerkungen rc. und einem Steindruck, der einige Gestalten erläutern soll, die dem Vf. bisher nicht ganz richtig gekannt schienen, 121 S. 8. ohne die Anhänge, in Druck erschienen und seitdem noch vermehrt worden *). Der Vf. hat darin die Namen der von ihm cultivirten Pflanzen so richtig, wie es nur in seinen Kräften stand, stets nach eigener Beobachtung festzusetzen sich bemüht, oder seine noch obwaltenden Zweifel darüber offen angezeigt. Mögen dann Andere auch ihm ihre prüfenden Bemerkungen mittheilen! Er hat ferner die Pflichten, welche jeder gewissenhafte Gärtner bei dem Pflanzen-Verkehr vor Augen haben sollte, sich selbst als Verhaltungsregeln in der Betreibung seines Geschäfts vorgeschrieben. Daß es aber dabei ihm mehr um die Sache als um Gewinn zu thun sey, beweist schon der Umstand, daß er sein alphabetisch geordnetes Garten-Herbarium jedem Pflanzenliebhaber vorlegt, damit der Käufer solche Gewächse anzuschaffen vermeide, die er unter andern Namen bereits kennen oder besitzen möchte. Endlich hat dieser kundige Botaniker die verschiedenen Arten der Einrichtung von Pflanzen-Katalogen, auch mit Rücksicht auf die ausländischen, in der Vorrede zu seinem Verzeichnisse gegen einander verglichen und der in Deutschland gewöhnlichen, der alphabetischen, den Vorzug gegeben. Sein Katalog hat sieben Spalten. Die erste enthält den Namen der Pflanze; die zweite, nähere Aufklärung über denselben, Synonymen, ihre Beziehung auf das gemeine Leben, u. s. w. In der Benennung ist Graf v. H. nur dann von seinen gesetzgebenden Vorgängern abgewichen, wenn die bisherigen Namen der Natur der Sache entgegen, oder unwahr, oder gar unanständig waren. Seine Gründe, die er mit Beispielen erläutert, so wie andere von ihm gemachte Bemerkungen verdienen wohl die Aufmerksamkeit gründlicher Botaniker. Er hat dabei die

---

*) Man erhält dieses Verzeichniß zu Dresden in der Arnoldischen Buchhandlung und in den genannten Gärten: in Dresden-Neustadt, am Jägerhofe Nr. 11., bei dem Obergärtner Jannack, und in Rammenau bei dem Gartengehülfen Hartmann.

Enumeratio des Herrn Link, ein allen Pflanzenforschern unentbehrliches kritisches Verzeichniß eines der größten Gärten, zu Grunde gelegt, und einige darin vorkommende Druckfehler, die den Gebrauch hier und da stören könnten, angezeigt. Die dritte Spalte enthält das Vaterland; man findet hier unter andern mehrere Pflanzen aus Abyssinien, Grönland, Cochinchina, Lappland, den Hudsonsbailändern, Japan, der Norfolkinsel, Madagascar, Magellansland, van Diemensland, Unalaschka u. a. klimatisch sehr verschiedenen Gegenden. Die vierte Spalte enthält die Dauer der Pflanze, die fünfte den Standort ihrer Cultur, die sechste ihren Preis und die siebente Bemerkungen über ihre Empfehlbarkeit. Zur leichtern Uebersicht des Ganzen hat der Vf. noch ein „Preisregister der Pflanzenculturen in den gräfl. hoffmannseggischen Gärten" (Dresden 1824, 26 S. 8.) drucken lassen, in welchem sich auch für Liebhaber, die sich mit eigener Auswahl des Einzelnen nicht befassen wollen, eine Anzeige befindet, daß sie zweckmäßige, in der Ausführung schon bewährte Lieferungen, um Gartenpartien oder Pflanzenhäuser u. dgl. zu verzieren, nebst der wissenschaftlichen Bezeichnung, von dem Besitzer erhalten, oder nach dessen Vorschlage selbst wählen können.

Diese ins Einzelne gehende Beschreibung der vierjährigen Thätigkeit des Herrn von Hoffmannsegg war nothwendig, um die eben so mühevolle als große Ausgaben verursachende Beharrlichkeit seines wissenschaftlichen, mit praktischem Sinne verbundenen Strebens zu zeigen, das nur einer schönen Begeisterung in solchem Grade hat gelingen können. Unterdessen war auch die Flore Portugaise durch des Grafen Freunde in Berlin aus den zurückgelassenen Vorarbeiten fortgesetzt und bis zu dem 17. Hefte herausgegeben worden, so daß nunmehr die ersten Hefte des zweiten Theils, folglich mehr als die Hälfte des Ganzen, überhaupt also 85 Abbildungen und 136 Bogen Text erschienen sind. Von der Fortsetzung des Textes selbst aber lagen noch Hunderte bereits gedruckter Bogen vorräthig, so wie mehrere Platten, Zeichnungen und die übrigen zur Vollendung des Werks nöthigen Materialien. Der letzten Ausführung desselben konnte sich jedoch der Graf, unter so veränderten Umständen und in der nothwendig gewordenen Entfernung

von Berlin, unmöglich selbst unterziehen. Unstreitig hätte es ihm freigestanden, aus der Vereinzelung so bedeutender Vorräthe aller Art noch eine ansehnliche und willkommene Entschädigung zu ziehen. Aber seinen Grundsätzen treu, opferte er auch diese lieber willig auf, als daß er die Unternehmung für immer zerstört und die Beendigung des Werks für alle Zeiten unausführbar gemacht hätte. Er suchte vielmehr zur Sicherstellung dieses Zwecks einen Mittelweg auf, und war so glücklich, denselben in der sich stets gleichbleibenden liberalen, alle wissenschaftliche Zwecke eben so gern als weise fördernden Ansicht des königl. preußischen Ministeriums zu finden, welches ihm erlaubte, alles zu der Flore portugaise Gehörige dem königl. preußischen Staate zur fernern Anwendung und Ausführung, nach dem eigenen Ermessen der Regierung, zu übergeben. Die Folge davon war, daß alles zur Fortsetzung Erforderliche ungetrennt beisammen geblieben ist, so daß nun die Vollendung des Werks mit weit geringern Schwierigkeiten und Kosten, als mit dem Anfange und zeitherigen Betriebe desselben nothwendig verbunden gewesen waren, in jedem Augenblicke unternommen und bald bewirkt werden kann. Sollte dies auch erst später geschehen, so kann wenigstens die Wissenschaft dabei nichts verlieren, indem Naturproducte keinem Wechsel und keiner Veränderung unterworfen sind; eine mit Genauigkeit und Treue ausgeführte Flora wird daher in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu allen Zeiten denselben Werth und dieselbe wissenschaftliche Bedeutung haben. Indeß sind bereits, wie man sagt, zur Fortsetzung und Beendigung des Werkes Vorschläge gemacht worden, von denen man den gewünschten Erfolg bald zu sehen hoffen darf.

Der neue Wirkungskreis, welcher jetzt den Beobachtungsgeist des unermüdeten Naturforschers beschäftigt, wird für die Wissenschaft nicht ohne Gewinn seyn; möchte ihm nur noch die Muße werden, um seine Erfahrungen in dem Gebiete der Entomologie der Welt mitzutheilen! Sein Verdienst ist anerkannt; auch die öffentliche Anerkennung ließ dem wissenschaftlichen Eifer des Grafen bei mehrern Gelegenheiten volle Gerechtigkeit widerfahren. Es hat ihn nämlich nicht nur der König von Preußen zum Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Classe ernannt, sondern es haben ihn auch meh-

rere gelehrte Vereine zu ihrem Mitgliede erwählt. Die Universität zu Rostock ehrte den Grafen von Hoffmannsegg durch das Diplom der medicinischen Doctorwürde; die königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin ernannte ihn im J. 1815, die wetterauische Gesellschaft für die gesamnite Naturkunde im J. 1808; die königl. Academie der Künste zu Berlin im J. 1811; die großherzogl. Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena im J. 1814, und die societas physica Megapolitana zu Rostock im J. 1802 zu ihrem Ehrenmitgliede; — die königl. Academie der Wissenschaften zu München ernannte ihn im J. 1808, die Société d'Amateurs des Sciences et Arts zu Lille im J. 1807, und der berliner Verein zur Beförderung des Gartenbaues in Preußen, im J. 1823, zu ihrem Correspondenten; — die Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin ernannte ihn ihm J. 1797, die Societas phytographica zu Gorenki (unter dem Grafen Rasumowsky) im J. 1810, und die Societas physiographica zu Lund im J. 1815 zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Auch gehört der Graf zu den ersten 21 oder stiftenden Mitgliedern der zu Dresden bei Gelegenheit der Jubelfeier der Regierung des Königs von Sachsen errichteten Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Solche äußere Zeichen der Achtung müssen erwähnt werden, weil sie an sich schon den allgemein verbreiteten Sinn für Naturkunde beweisen. Für den bescheidenen Sinn des Mannes aber, der sie empfing, kann die Anführung derselben nie als Titelputz der Eitelkeit gelten. Er ist einfach wie die Natur, in deren stillem Heiligthum allein er seine Freude und seine Belohnung findet.

Gegenwärtig lebt der Graf von Hoffmannsegg auf seiner väterlichen Besitzung, abwechselnd in Dresden und in Rammenau, mitten in der von ihm geschaffenen und väterlich gepflegten Pflanzenwelt; dabei erheitert er die Stunden, welche ihm seine ernsten botanischen Studien frei lassen, durch den Umgang mit Kunst und Wissenschaft überhaupt, und durch jede höhere Freude des geselligen Lebens. Unter mehrern ausgezeichneten Namen wird auch der seinige in der Geschichte der Naturwissenschaft fortleben und für die Nachwelt ein Denkmal seyn von dem reinen Eifer, der in unsrer Zeit die ersten

Stände der Gesellschaft durchdringt, daß sie mit selbstthätiger Anstrengung und großen Aufopferungen an Vermögen und an den gewohnten Gütern des Lebens auf dem mühevollen Pfade anhaltender Beobachtung und tiefer Forschung sich bestreben, den edeln Gemeinzweck europäischer Bildung, die Wissenschaft der Natur zu befördern und dadurch das geistige Band der Wahrheit um alle Jahrhunderte und Völker immer fester zu schlingen.

Josias Friedrich Christian Löffler.

Josias Friedrich Christian Löffler.

Josias Friedrich Christian Löffler wurde den achtzehnten Januar des Jahres 1752 zu Saalfeld in Thüringen geboren, wo sein Vater, Johann Christoph Löffler, Stadtsyndicus und Hofadvocat war. Frühzeitig ward er von diesem angehalten, zur Grundlegung der Sprachwissenschaft auf der Schule der Vaterstadt, die, wie zur Ausbildung so mancher andern achtungswerthen Männer, namentlich auch des berühmten Semler, nicht wenig beigetragen hatte. Doch dieses sorgsamen Vaters ward der lebendige und wißbegierige Knabe, ehe er noch zehn Jahr alt war, schnell und unerwartet beraubt. Im thätigsten Wirken für seinen Beruf und seine Familie starb der Vater im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens plötzlich an einem Schlagflusse, und hinterließ seiner tiefgebeugten Wittwe zur weitern Versorgung acht Kinder, unter welchen unser Löffler das dritte war. Lastete gleich das Loos, das ihr gefallen, schwer genug auf der armen Mutter, so war sie doch reich genug an Verstand und Mutterliebe, stark genug an Muth und Vertrauen, um für die Erziehung und Ausbildung ihrer vaterlosen Waisen das Beste zu berücksichtigen und das Möglichste zu unternehmen und auszuführen.

Hatte sie auf den ältesten der Söhne, als ihre und seiner Geschwister Stütze, ihr besonderes Augenmerk gerichtet, und versäumte sie nichts, was diese Absicht erreichen helfen konnte: so entgingen ihr auch nicht die Gelegenheiten, Veranlassungen und Vortheile, unsern Löffler mit der Schule des Waisenhauses zu Halle zu verbinden.

Zu Michael des Jahres 1763 wurde er unter den frömmsten Wünschen und Hoffnungen dahin geschickt, und nicht lange war er daselbst, als jene Wünsche und Hoffnungen sich schon zu bestätigen anfingen.

Denn des lebendigen Knaben Fleiß, Aufmerksamkeit und sittliches Verhalten gewannen ihm, wie die Liebe und Auszeichnung seiner Lehrer, so auch bald eine Frucht davon, den Genuß einer Freistelle bei der Anstalt, wodurch nicht allein er zur Bewahrung jener guten Eigenschaften sehr ermuntert, sondern auch der liebenden Mutter ein großer Theil von Sorgen abgenommen wurde.

Gehoben also und vervollkommnet sowohl durch regsame Selbstthätigkeit, als durch den Reichthum der Kenntnisse und das gewissenhafteste Wirken der Lehrer; begünstigt von diesen noch besonders wegen eines empfehlenden Betragens, verließ Löffler die Anstalt, nachdem er sich fünf Jahre daselbst aufgehalten, und begab sich zu der Mutter in die Heimath, um sich auf den Uebergang zu der Hochschule derselben Stadt noch gehörig vorzubereiten, in welcher er so viel liebender und gedeihlicher Pflege genossen hatte.

Mit Ostern des Jahres 1769 betrat er die akademische Laufbahn, und bald zeigte es sich hier, was früher an ihm gewirkt und von ihm selbst geleistet worden war. Denn kaum war ein Jahr verflossen, so kam er bei Gelegenheit der Vergleichung von Handschriften, welche zu der von Schulze und Nösselt besorgten Ausgabe des Theodoretus gebraucht wurden, mit Nösselt in eine für ihn sehr vortheilhafte Bekanntschaft. Nicht allein daß ihn dieser zu sich ins Haus nahm, er half auch mit Semler, Löfflers berühmtem Landsmanne, daß der vielversprechende junge Mann, nachdem er Mitglied und selbst Senior des theologischen Seminariums geworden war, sich über fünf Jahre, bis Johannis 1774, auf der Hochschule aufhalten konnte.

Mit dem Studium der Theologie verband Löffler fortwährend das ihm schon lange liebgewordene Studium der classischen Schriftsteller der Griechen und Römer und der Geschichte. Ein Semler, Nösselt, Vogel, Schütz und Bertram waren hierbei seine Lehrer, und Nösselt's ausgezeichnete Bibliothek leistete ihm treffliche Dienste.

Fehlen konnte es nicht, daß er bei den Fähigkeiten

und Kenntnissen, die er besaß, bei dem Unterrichte, welchen er besonders von Semler genoß, bei dem beharrlichen Fleiße, mit welchem er Lehrer und gelehrte Hülfsmittel benutzte, bald genug begreifen mußte, die theologische Wissenschaft mache an den, welcher sie richtig kennen und beurtheilen lernen wolle, jetzt ganz andere und weit größere Forderungen, als es früher der Fall gewesen war.

Denn nachdem der in England entstandene Deismus zu Anfange des Jahrhunderts auch nach Deutschland herübergekommen und von nicht Wenigen willkommen geheißen worden war; nachdem dadurch und durch die Meinungen philosophischer Schriftsteller der Franzosen mancher ernste Angriff auf die Göttlichkeit der biblischen Schriften geschehen, das Lehrgebäude der Kirche im Innersten zu erschüttern mehr als einmal versucht worden war; nachdem man, da Friedrich II. die Denkfreiheit ganz vorzüglich begünstigte, jene feindlichen Angriffe nicht mit bloßen Exclamationen über Ketzerei und andern früher gebrauchten Vertheidigungsmitteln zurückweisen konnte: mußten nothwendig die evangelischen Theologen sich mit andern Waffen zur Gegenwehr rüsten, und eine Stellung gegen die Angreifenden einnehmen, durch welche deren kühnes und oft muthwilliges Vordringen gehindert und aufgehalten werden konnte.

Allerdings wurden die Vertheidiger bei der Untersuchung der Gründe, mit welchen die Gegner auftraten, auch selbst auf manche sehr bedeutende Untersuchung hingeleitet. Es wurde ihnen klar, daß man in der That ein Recht habe, manches einer freimüthigen Prüfung zu unterwerfen, was so lange auf bloßen Glauben angenommen und für unantastbar und unverletzlich ausgegeben worden war. Ging somit in den Ansichten der Theologen schon manche Veränderung vor, so nahm diese um so mehr zu, da eben jetzt auch das Studium der Naturwissenschaften, der alten Sprachen, der Philosophie, der Geschichte, Länder- und Völkerkunde mit großer Regsamkeit, aber mit noch größerer Unbefangenheit und Unabhängigkeit von vorgefaßten Meinungen betrieben wurde.

Einer der Männer, die am ausgezeichnetsten von allem diesen einen folgenreichen Gebrauch zu machen verstanden, und damit auf dem Gebiete der evangelischen Theologie

große Umgestaltungen bewirkten, war Löfflers großer Lehrer und Landsmann Johann Salomon Semler. Von ihm bekam der junge kenntnißvolle und scharfsinnige Zögling zuerst die Richtung, welcher er weiterhin mit scharfer Umsicht folgte, und die er, fern davon, sie darum beizubehalten, weil er sie von Semler erhalten hatte, sein ganzes Leben hindurch beibehielt.

Daß es Löfflern an der Seite so ausgezeichneter Lehrer, die zugleich seine Gönner und Freunde waren, deren persönlicher Umgang ihm da, wo er ungewiß seyn mochte, Licht und Aufklärung gab, deren reicher Bücherschatz seiner Wißbegierde immer mehr Nahrung gewinnen, deren wohlwollende Fürsorge ihn sich eines freundlichen Aufenthaltes erfreuen ließ, in Halle sehr wohlgefiel, ist leicht zu begreifen.

Um sich nach den Anstrengungen eifrigen Fleißes eine Erholung zu machen, unternahm er im Jahre 1774 eine Reise nach Berlin, deren Gelehrte seine Aufmerksamkeit schon länger auf sich gezogen hatten. Hier lernte er auch unter andern den würdigen Oberconsistorialrath Teller kennen, dessen Achtung und Vertrauen er bald in einem so hohen Grade genoß, daß derselbe ihm kurz darauf die Stelle eines Erziehers in dem Hause eines reichen Kaufmanns antrug, dessen Söhne für die Universität vorbereitet werden sollten.

Löffler folgte diesem Rufe, so schmerzlich es auch für ihn war, das so liebgewonnene Halle zu verlassen.

Hinlänglich davon unterrichtet, welche classische Schriftsteller der Griechen, hinsichtlich der Erklärung des neuen Testaments, hauptsächlich in Betracht kommen, und wie wichtig es sey, zunächst aus deren Sprachgebrauche den der neutestamentlichen Schriften zu erklären, widmete Löffler in dem neuen Verhältnisse die Stunden seiner Muse einer neuen Ausgabe des Herodian. Da er entschlossen war, sich der Akademie oder dem Schulstande ausschließlich zu widmen, so sollte ihn die Besorgung dieser neuen Ausgabe bekannt machen. Doch nachdem er darauf Eifer und Fleiß genug verwendet und seine Arbeit größtentheils vollendet hatte, wendete er sich zur Vervollständigung derselben an die Wittwe des Professors Reiske zu Leipzig, um von dieser vielleicht Bemerkungen aus dem literarischen Nachlasse ihres Mannes zu erhalten; wurde aber von ihr benachrichtigt,

daß der Rector Irmisch an einer Ausgabe des Herodian seit vielen Jahren arbeite, und von ihrem verstorbenen Manne dazu alles, was er gesammelt, erhalten habe. Sie fügte die Bitte hinzu, daß er des Mannes vieljährige Arbeit nicht vereiteln möge, und schrieb daneben sogleich an Irmisch, um diesen von Löfflers Vorhaben zu benachrichtigen. Derselbe ließ nun sogleich eine Anzeige seiner Ausgabe in die leipziger gelehrte Zeitung einrücken, bemerkte dabei die Hülfsmittel, die er dazu besitze, und die vielfältigen bedeutenden Mittheilungen, welche er von ausgezeichneten Gelehrten erhalten habe.

Wenn auch das Mißlingen dieses ersten literarischen Unternehmens gewiß sehr unerfreulich war, so konnte es doch einen Mann von Löfflers Geist und Thätigkeit keineswegs abschrecken und unbedingt bestimmen, die kaum mit den ersten Schritten betretene schriftstellerische Laufbahn zu verlassen. Seinen umfassenden Kenntnissen lag ein sehr weites Feld offen; Kenner des Bodens, auf welchem es für ihn zu arbeiten gab, war er; wie oder wo es an dessen nothwendiger Bearbeitung fehle, das verstand er. Aber auch andere Männer von ausgezeichneter Einsicht und großen Verdiensten verstanden, was sie von dem sich mit lieblicher Bescheidenheit auszeichnenden jungen Manne mit Recht erwarten durften.

Darum mußte es Löfflern, ob er sich gleich vorgenommen hatte, sich der Akademie oder dem Schulstande zu widmen, ungemein erfreulich seyn, als er die Beweise jenes Vertrauens dadurch erhielt, daß er gegen das Ende des Jahres 1776 zum Prediger der Hofgerichtskirche zu Berlin berufen ward. Früher war ihm schon durch den aufmerksamen Büsching ein Antrag zu einer Lehrerstelle an einer der öffentlichen Schulen zu Berlin gemacht worden, welchem er jedoch, ahnend die segensreiche Zukunft seines Wirkens, bedächtig ablehnte.

Mit dem ersten Tage des Jahres 1777 betrat Löffler die Laufbahn des Predigers, auf welcher er sich fernerhin so sehr und unter so verschiedenartigen Umständen und Verhältnissen so ehrenvoll ausgezeichnet hat.

Nahm er gleich, wie er dies auch noch im Alter that, jetzt auf seinen Predigerberuf die nächste und sorgfältigste Rücksicht, so war doch in den Stunden, welche er demselben abmüßigen konnte, sein Blick immer auf

das Gebiet weiterer theologischer und literarischer Wirksamkeit gerichtet. Zunächst widmete er die Zeit, welche ihm von amtlichen Beschäftigungen übrig blieb, der Uebersetzung der damals viel Aufsehen erregenden Schrift des „Souverain du Platonisme dévoilé." Daneben unterrichtete er mehre vornehme junge Männer, und kam dadurch, so wie durch die Aufmerksamkeit, welche er den Bemühungen seiner Freunde, Lieberkühn und Stuve, widmete, die an der Wiederherstellung und Verbesserung der ruppin'schen Schule arbeiteten, in Bekanntschaft des Generallieutenants von Prittwitz, eines Mannes, dessen die Geschichte Preußens immer mit ehrfurchtsvoller Erwähnung gedenken wird.

Durch diesen wahrhaft edeln Mann erreichte Löffler nicht nur den Zweck seines Wirkens für die ruppin'sche Schule, sondern er lenkte auch dessen Aufmerksamkeit auf sich, als im Jahre 1778, bei dem Ausbruche des baierschen Erbfolgekrieges, der bisherige Prediger der königlichen Gensd'armen, Herr Lachmann, wegen seiner schon durch den siebenjährigen Krieg sehr angegriffenen Gesundheit, seine Stelle niederlegte. Durch den damaligen commandirenden General der Cavallerie ward Löfflern diese Stelle angetragen, und von ihm, ob sie gleich als Hinderniß zwischen sein Vorhaben, sich einer Lehrstelle an einer Akademie oder gelehrten Schule zu widmen, in den Weg trat, mit der Hoffnung und Absicht angenommen, auf diesem Wege und in diesem Berufe sich manche neue und dabei wichtige Erfahrungen zu sammeln.

Im April des Jahres 1778 ging Löffler mit dem Regimente nach Schlesien, und begann mit dem Anfange des Feldzuges, ein wie auf die äußern Ereignisse, so besonders auf sich selbst gerichtetes Tagebuch. „Heute," so schreibt er in demselben, als der Jahrestag der Abreise von Berlin — 21. April 1779 — wiederkehrte, „ist es gerade ein Jahr, daß ich aus Berlin abreiste, um in eine Lebensart zu treten, die voller Unruhe und Zerstreuungen, und derjenigen ganz entgegengesetzt war, die ich bisher geführt hatte. So lehrreich dieses Jahr für mich gewesen, so mannichfaltig die Erfahrungen, die ich darin gemacht, so wünsche ich doch einen ruhigeren Zeitpunct, und freue mich der Hoffnung des wiederkehrenden Friedens, um wieder zu meiner vorigen Lebensart zurückzu-

kehren und mich wieder auf die Wissenschaften zu legen, die mich zur Führung meines Amtes geschickter und zu einem brauchbaren Menschen machen. Wenn ich bedenke, daß der Werth des Menschen und die Zufriedenheit mit sich selbst lediglich oder größtentheils aus der regelmäßigen Thätigkeit entspringt, in der er seinen Geist erhält, und durch die er der Welt nützlich wird, so wird dieser Wunsch um so lebhafter, je mehr ich bis jetzt in Zerstreuungen lebe, die den Geist allmälig von planvoller Geschäftigkeit entwöhnen, und ihm seine Festigkeit und gleichsam seine Consistenz rauben." Gegen das Ende des Jahres 1779 kehrte er mit dem Regimente nach Berlin zurück und theilte, bei einem leichten und wenig beschwerten Amte, seine ihm davon übrige Zeit zwischen dem Unterrichte junger Leute und seiner eigenen Fortbildung, wie in wissenschaftlicher so in moralischer Rücksicht. Streng aufmerksam auf sich selbst, spürte er seinen Schwächen und Fehlern unablässig nach, untersuchte die Ursachen derselben und forschte nach den Mitteln, sich von ihnen zu befreien.

Gegenüber so manchen, welche die moralische Vervollkommnung des Menschen vornämlich von äußeren Einwirkungen erwarten, und sich, wo es nicht gelingen will Fehler zu besiegen und schwacher Seiten Herr zu werden, mit der Mangelhaftigkeit moralischer Kraft entschuldigen und beruhigen zu können meinen, diesen gegenüber hatte Löffler die Ueberzeugung: daß der Mensch ein nicht geringes Maaß von Kräften besitze, um Hindernisse, welche sich seiner sittlichen Ausbildung in den Weg stellen, hinweg zu heben und Stärke an die Stelle der Schwäche zu setzen. Treu dieser Ueberzeugung, bearbeitete er, so zu sagen, seinen innern Menschen, und benutzte dazu alles, was bei seinen literarischen Beschäftigungen, im Umgange mit gebildeten Personen und sonst woher seine Aufmerksamkeit reizte. In den Tagebüchern, welche er führte, haben wir davon hinlängliche Belege. Im Jahr 1781 schrieb er hier die Bemerkung nieder: „Dies Tagebuch fange ich an, insonderheit deswegen, theils an jedem Tage die Anwendung meiner Zeit zu wissen, theils die moralischen Fehler, welche ich an mir habe und begehe, kennen zu lernen, theils meinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, in der Folge und insonderheit im Alter eine lebhafte Erinnerung an meine jün-

geren Jahre und die Begebenheiten zu haben, welche darin vorfielen. — Sicherlich werde ich auch durch die tägliche Ueberdenkung meines gesellschaftlichen Umgangs, der geführten Gespräche, der gehörten Urtheile mehr Kenntniß des menschlichen Herzens, Klugheit im Umgange und Behandlung der Menschen, folglich wahre Weisheit des Lebens lernen."

Da es mit der Herausgabe der mendelssohn'schen Uebersetzung der fünf Bücher Mosis, die er 1780 zu besorgen übernahm, nicht glücken wollte, richtete er seine vorzügliche Aufmerksamkeit wieder auf die Schrift des Souverain, vollendete im Winter 1781 eine Uebersetzung davon und gab sie, ohne sich zu nennen, heraus.

Hatte Löffler gleich den Predigerberuf nun seit einigen Jahren mit Liebe und Achtung verwaltet, so kehrte doch die Vorliebe zu dem Lehrgeschäft, wo möglich an einer Hochschule, von neuem mit Lebhaftigkeit in ihm zurück. Diese zu befriedigen, fand sich bald eine Gelegenheit. Es war nämlich zu Frankfurt an der Oder der bejahrte Archidiakonus und Professor der Theologie, augsburgischen Bekenntnisses, Simonetti, gestorben. Der damalige Chef des geistlichen Departements, Herr von Zedlitz, brachte Löfflern bei dem Könige Friedrich II. zu dieser Professur in Vorschlag, und der Magistrat zu Frankfurt, als Patron der Kirchen und Schulen, erwählte ihn, ungeachtet sich manche widersetzten und es zu hintertreiben suchten, zum dritten Prediger an der Hauptkirche.

Somit trennte sich Löffler von Berlin und seinen dortigen Verhältnissen, nachdem er am 16. October 1782 in einer sehr gehaltvollen Predigt (Predigten 2. Bd. 2. Ausg. 1. Pred.) von den königlichen Gensd'armes Abschied genommen hatte. Das Lehramt an der Universität trat er nun sogleich an; das Predigtamt aber erst im Januar 1783.

Hatte er in den vorhergehenden Verhältnissen sich fast ungetheilten Beifalls und unzweideutiger Gunst zu erfreuen gehabt, so mußte er in Frankfurt sogleich mit Bedauern bemerken, daß er eine Partei, die nämlich gegen sich hatte, welche, wie sie sich stolz genug nannte, als die rechtgläubige, allen denen entgegenarbeitete, welche, wie Löffler, das Christenthum auch mit dem Lichte der Vernunft zu beleuchten, für eben so erlaubt hielten, als sie es zweckmäßig und besonders nothwendig fanden,

statt mancher stumpfen und gehaltleeren Dogmen, der milden Sittenlehre des Christenthums mehr Eingang zu verschaffen. Wie immer, standen an der Spitze dieser Partei mehre geistesarme und engherzige Priester; — auf Löfflers Seite aber stand allernächst der wahrhaft edle Rath der Stadt. Weit entfernt, einen so hellsehenden und für das thätige Christenthum so thätigen Mann auf das Kirchensystem streng verweisen und einschränken zu wollen, gaben jene erleuchteten und ehrwürdigen Männer ihm vielmehr deutlich genug zu erkennen, daß er ihnen genug thue, wenn er nach bestem Wissen und Gewissen durch die Belehrungen über das Christenthum, dem Reiche wahrer Gottesfurcht und Tugend, zunächst in seinem Wirkungskreise, je mehr und mehr würdige Glieder und Verehrer zu gewinnen strebe.

Dieser Beweise von richtiger Einsicht, welche der edle Rath damit an den Tag legte, hat Löffler stets mit warmer Empfindung gedacht. „Noch oft," sagt er (Predigten 3r Bd. S. XXXVII. 1798), „gedenke ich mit einem Gefühle der Achtung und Dankbarkeit der Vocationen, welche mir von dem einsichtsvollen Magistrat der Stadt Frankfurt im Jahre 1782 zum Diaconus, und im Jahr 1783 zum Oberpfarrer daselbst ertheilt wurden." In der ersten heißt es: „Vociren und berufen — — dergestalt und also, daß er in solchem ihm aufgetragenen Amte eines Kirchenlehrers und Predigers die ihm anvertrauete Gemeinde nach der reinen und unverfälschten Lehre Jesu Christi, mit der vernünftigen und bescheidenen Rücksicht auf die augsburgische Confession und die symbolischen Bücher, sowohl bei öffentlichen Predigten als in der Katechismuslehre und Examen treulich unterrichte u. s. w." In der zweiten steht: „So berufen wir — — daß derselbe solches Amt nach dem großen Muster Jesu Christi führe, die ihm anvertraute Gemeinde von den Wahrheiten der christlichen Religion, mit vernünftiger Rücksicht auf das augsburgische Bekenntniß und die symbolischen Bücher treulich belehre, ihre Erkenntniß zum fruchtbringenden christlichen Wandel aufheitere, die Irrenden mit Sanftmuth zurechtweise, die Schwachen mitleidend trage, und so die thätige Ausübung der christlichen Religionswahrheiten auch hiesigen Ortes zu befördern, sich treulich mit Lehre und Beispiel bestrebe u. s. w."

Das Betragen, welches Löffler überhaupt und gegen seine Gegner insbesondere bewies, seine Verträglichkeit, seine Nachsicht gegen Andersdenkende, seine Vorsicht und Bedachtsamkeit im Umgange, mußten ihm nothwendig die Herzen vieler zuwenden, welche anfänglich auf der Seite der Gegner standen. Sein Ruf als Prediger wuchs mit jedem Vortrage, und der Fleiß, welchen er auf jeden derselben verwendete, ließ bald jeden Besonnenen nicht mehr zweifelhaft, daß er sein Amt mit strenger Gewissenhaftigkeit verwalte; und wie ihm in seinem Verhältnisse als Prediger nicht wenig Beifall gezollt wurde, so geschah es auch in seinem Verhältnisse als akademischer Lehrer. Mit Vorlesungen über die Kirchengeschichte und über das neue Testament begann er das akademische Lehramt. Die kritische Genauigkeit, mit welcher er die Gegenstände jenes Theils der Geschichte behandelte, die Unbefangenheit, mit welcher er deren Quellen der Prüfung unterwarf, ebenso die Behandlung der Exegese, bei welcher, nach Semler's Grundsätzen, wie mit jeder andern Schrift verfahren und nicht von vorgefaßten dogmatischen Meinungen ausgegangen oder durch diese der Kreis genau abgemessen wurde, in welchem die Auslegung sich bewegen dürfe, lenkte die Aufmerksamkeit vorzüglich auf ihn hin. Theils, um mehr Liebe zur classischen Literatur der Griechen zu wecken, theils aber auch und besonders deshalb, um aus einem gewissen Kreise von griechischen Schriftstellern den neutestamentlichen Sprachgebrauch aufzuhellen und zu beweisen, hielt er Vorlesungen über den einen und den andern jener griechischen Schriftsteller. Späterhin verband er damit Vorlesungen über theologische Literärgeschichte, wobei er zunächst auf die seit dem Jahre 1740 vorgekommenen Abweichungen im dogmatischen Lehrbegriffe hinwies und es sich besonders angelegen seyn ließ, seine Zuhörer über den früheren und gegenwärtigen Zustand der Theologie aufzuklären, und ihnen Neigung einzuflößen, an dem, was auch weiterhin auf dem Gebiete der Theologie sich ergeben möge, aufmerksamen Antheil zu nehmen.

Erhöhten diese Abweichungen von der herkömmlichen, steif bewachten Lehrart den Neid und die Feindseligkeit der Häupter von Löfflers Gegnern, so ward ihre Bitterkeit und Eifersucht um so größer, da er so bald nach dem Beginn seines Wirkens zu Frankfurt, ausgezeichnete

Beweise der Anerkennung seiner Verdienste und des schätzbarsten Vertrauens von Seiten der Obern der Stadt dadurch erhielt, daß er dem schwächlichen ersten Prediger und Inspector Milo adjungirt, und ihm selbst der Conrector der großen Stadtschule, Herr Plothe, zum Gehülfen im Predigtamte beigegeben wurde.

Durch Teller, einen seiner ersten Freunde in Berlin, wurde Löffler in dies neue Amtsverhältniß eingeführt; und gewiß ein Beweis von Löfflers Amtsklugheit ist die Wahl des Textes (2 Cor. 7, 16) und die Ausführung der Predigt, welche er bei dieser Gelegenheit hielt (Predigten 2. Bd. 2. Ausg. S. 33. ff.) „Kaum ist es," sagt er hier so passend und schön schon im Eingange, „ein Jahr, daß ich mich unter Euch aufhalte, und schon hat ein hochedler Magistrat, als Patron dieser Kirche, mir den ehrenvollen Beweis seines Zutrauens und seiner Zufriedenheit gegeben, daß er mir das erste Lehramt bei dieser Gemeine übertragen und mich zum Gehülfen eines Mannes ausersehen hat, den diese Stadt und wir insbesondere so werth schätzen. Ich würde unempfindlich seyn, wenn ich das nicht mit dem dankbarsten Herzen erkennen und daraus die besten Hoffnungen für die Zukunft schöpfen wollte. Aber auch unter Euch habe ich so manches Gute und so manche freundschaftliche und wohlwollende Gesinnungen gegen mich bemerkt, die mich hoffen lassen, daß ich mit Vergnügen und Freude ferner unter Euch leben und selbst des wichtigen Zwecks meines Amtes nicht verfehlen werde. Wenigstens wünsche ich das so sehr, und mein Herz ist davon so voll, daß ich nicht umhin kann, Euch noch ausführlicher von der guten Hoffnung zu unterhalten, mit welcher ich dieses Amt unter Euch antrete."

Durch die Erhebung zu dem neuen geschäftsvollen Posten, die seine Thätigkeit nur noch mehr anspornte, konnte Löffler auch vielseitiger wirken; und er scheute keine Mühe und Anstrengung, welche dabei nothwendig war. Beklagen mußte er es jedoch, daß durch den Vorzug, der ihm dadurch vor Andern geworden, der Neid und die Erbitterung seiner Feinde stieg, und er darin schon damals eine heiße Quelle voll Verdruß und schmählicher Unannehmlichkeiten mancher Art vor sich erblicken mußte.

Von so vielen Geschäften umringt, war für ihn eine Ver-

änderung seiner häuslichen Verhältnisse zunächst besonders nothwendig. Er verheirathete sich daher am 9ten Novbr. 1784 mit der Tochter des Oberconsistorialraths Silberschlag zu Berlin. Glücklich für ihn war, wie wir weiter unten von ihm selbst vernehmen werden, diese so wichtige Wahl getroffen. Von häuslichen Angelegenheiten und Zerstreuungen unberührt, konnte er sich den mannichfaltigen Obliegenheiten seines amtlichen Berufes jetzt mit ungestörtem Eifer hingeben. Dies that er, und eben befand er sich auf einer Reise in die Ortschaften der frankfurter Inspection, als jene unglückliche und in mehren Beziehungen so denkwürdige Ueberschwemmung der Oder (27. April 1785) dem friedlichen und freundlichen Frankfurt so manche heiße Thräne mit zuführte.

Hoheit der Geburt und Vorzüge des äußeren Ranges vor so Vielen vergessend, die mit ihm die Gefahr und die Nothwendigkeit der Hülfe erkannten, aber gegen das Jammergeschrei der Hülfeflehenden taub waren, hatte der wahrhaft edle, den guten Frankfurtern gewiß unvergeßliche Herzog Leopold von Braunschweig, gedrungen von der wärmsten Bruderliebe, sich in die furchtbar bewegten Fluthen der Oder geworfen, um Menschenleben zu retten und Hülfe zu leisten. Sein edles Unternehmen mislang; er fand bekanntlich in dem verheerenden Strome sein Grab. Nicht Wenige waren durch dieses furchtbare Ereigniß in die drückendste Noth und Betrübniß versetzt worden. Löfflers hellem Geistesblicke und menschenfreundlichem Herzen konnte es keinen Augenblick unbemerkt bleiben, was seinerseits hierbei zu thun sey. Nicht allein, daß er thätigen Antheil an den Bemühungen und Veranstaltungen der Gesellschaft nahm, die sich zur Unterstützung der Verunglückten bildete; dem Andenken des menschenfreundlich vollendeten Herzogs widmete und bewirkte er auch für die Zukunft eine fromme, dankbare kirchliche Feier, und für die Verunglückten sprach er (Predigten 2. Bd. 2. Ausg. S. 97. ff.) an heiliger Stelle mit einer Weihe, Wärme und Kraft, die sowohl für seine Predigergeschicklichkeit, als für seinen ausgezeichneten Menschenwerth ein sehr wichtiges Zeugniß abgibt.

Aehnliche Veranlassungen, sich als Prediger, Mensch und Unterthan auszuzeichnen, erhielt Löffler noch in demselben Jahre, besonders bei dem hundertjährigen Jubiläum der französischen Kolonie in den preußischen Staaten,

und in dem folgenden bei der Gedächtnißfeier Friedrichs II.

Daß von solchen großen Eigenschaften und Vorzügen nicht allein Löfflers nähere und nächste Umgebung, sondern auch das Ausland aufmerksame Kenntniß nahm, bewies sich bald dadurch, daß er im Frühling des Jahres 1787 mit auf die engere Wahl zu einer Hauptpastorstelle in Hamburg gekommen. Doch er verbat sich den Ruf dazu, welcher schon auf dem Wege war, auf Anrathen des Ministers von Zedlitz, und erhielt dafür eine Zulage von zweihundert Thalern; zugleich wurde er am 1. September ordentlicher Professor der Philosophie. Im December desselben Jahres erhielt er den Ruf zum Generalsuperintendenten in Gotha. Doch er konnte, so wünschenswerth ihm anderer Ursachen wegen eine Veränderung seiner Lage war, nicht schlüssig werden, sich von dem akademischen Lehramte zu trennen. Da auch sein Schwiegervater ihm rieth, zu bleiben, so hielt er es doch jetzt für gut, die Unterhandlungen mit Gotha nicht sogleich abzubrechen. Während der Zeit aber, im Februar des folgenden Jahres, warf ihn ein heftiges Gallenfieber aufs Krankenlager und brachte sein Leben sehr in Gefahr.

Alle jetzt einlaufenden Briefe, unter welchen sich auch ein Antwortschreiben aus Gotha und ein Brief von Heyne befand, welcher eine Stelle in der theologischen Facultät zu Göttingen anbot, wurden ihm aus Vorsicht jetzt vorenthalten. Doch da er nach wiedererlangter Genesung sich mit ihrem Inhalte bekannt machte, und besonders sein Arzt ihm bemerklich machte, daß er in seiner gegenwärtigen Lage sein Leben nicht hoch bringen würde, beschloß er jene Rufe zu berücksichtigen und machte, um die Sache mit seinem Schwiegervater und seinen Freunden zu besprechen, eine Reise nach Berlin. Zwar suchte hier ein jedes ihn zum Bleiben zu bestimmen, und mit diesem Vorsatze reiste er auch von Berlin wieder ab. Als er sich jedoch Frankfurt näherte und die vielen Verdrüßlichkeiten sich ihm vor Augen stellten, welchen er hier von neuem ausgesetzt war; als er bedachte, wovon schon so manche Anzeigen vorhanden waren, daß im Preußischen wohl leicht und bald eine große Beschränkung in Beziehung auf Religionsangelegenheiten eintreten könne; auch bedachte, wie sehr es möglich sey, daß der ihm so sehr gewogene Staatsminister von Zedlitz das Departement der geistlichen

Angelegenheiten verliere: da ward sein Entschluß schnell gefaßt. Er schrieb nach Gotha, daß er dem an ihn ergangenen Rufe folgen wolle, und auch den Hofrath Heyne benachrichtigte er sogleich von seinem Vorhaben.

Sehr ehrenvoll war der Abschied, welchen er auf sein Ansuchen von Berlin erhielt. Und kaum hatte er denselben erhalten, als, wie er gefürchtet hatte, der Minister von Zedlitz das Departement der geistlichen Angelegenheiten verlor. Das berüchtigte Religionsedict erschien. Dieses und mehres andere beruhigte ihn über seinen gefaßten Entschluß; und so trennte er sich, voll froher Aussichten und Hoffnungen für die Zukunft, von einer Stadt und einem Staate, welchen er mit voller Liebe angehangen hatte. Doch wie er in seiner Abschiedsrede denen mit gerührter Wärme dankte, die in Wahrheit seine Freunde gewesen waren, so glaubte er auch noch einmal herzlich und ernstlich sich an diejenigen wenden zu müssen, die anders dachten, als er, und zum Theil ihm manche trübe Stunde bereiteten. „Auch an Euch", sagt er in dieser Predigt, (Predigten 2. Th. 2. Ausg. S. 326) „wende ich mich, meine Freunde — denn so darf ich alle nennen, die hier versammelt sind, weil ich überzeugt bin, daß mir keiner sein Wohlwollen und seine guten Wünsche versaget — an Euch, sage ich, die ihr zwar die Güte meiner Absicht und die gerade Ehrlichkeit, mit welcher ich nach meiner Ueberzeugung gelehrt habe, nicht verkennen wolltet, aber doch mit meinen Vorträgen bisweilen minder zufrieden seyn zu können glaubtet, weil ich mich zu sehr auf die begreiflichen Wahrheiten der Religion Jesu einschränkte, — die ich freilich für die allein wirksamen und fruchtbaren halte, — und weil ich, indem ich immer auf Fleiß in guten Werken und auf strenge christliche Tugend drang, Euch den Werth dieser zu sehr zu vergrößern schien." — Am 18. September reiste er ab, nachdem er noch an demselben Tage eine Disputation gehalten hatte.

Seinen Weg nahm er über Berlin, wo er einige Tage verweilte; von da reiste er nach Wörlitz, wo er erfuhr, daß der Herzog von Gotha in Oranienbaum sey. Er meldete diesem auf der Stelle seine Ankunft. Der Herzog schickte ihm sogleich einen Wagen und folgende eigenhändige Zeilen:

„Die Nachricht von Ihrer Ankunft in hiesigen Ge-

genden, werthester H. G. S., ist mir höchst erfreulich, da sie mir die Hoffnung gewährt, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, auf welche ich mich schon lange freue. Könnten Sie es vielleicht möglich machen, diesen Nachmittag auf einige Stunden herüber zu fahren, so würde es mir sehr lieb seyn, desto früher zu Ihrer theuern Bekanntschaft zu gelangen, um Ihnen mündlich von der Hochachtung zu versichern, die ich für Sie hege u. s. w."

Er fand in Oranienbaum die erwünschteste Aufnahme und eilte nun, nachdem er sich noch in Halle und Jena einige Tage aufgehalten, dem neuen Vaterlande mit freudiger Empfindung entgegen. Dies konnte er nun um so mehr, da er den vortrefflichen Herzog Ernst schon persönlich hatte kennen lernen, und sich überzeugt halten konnte, daß von dem, was der Ruf auch im Auslande über den ausgezeichneten Fürsten verbreitet hatte, nichts übertrieben sey. Herzog Ernst war nicht nur Freund, sondern auch Kenner, großmüthiger und freigebiger Beförderer der Gelehrsamkeit. Denk- und Lehrfreiheit, wenn man sie nicht misbrauchte, wurde von ihm vorzüglich begünstiget; Beförderung wahrer Religiosität und Sittlichkeit durch Kirchen und Schulen eifrigst unterstützt; Recht und Gerechtigkeit, diese erhabenen Zierden der Throne, waren nicht die einzigen, die den seinigen schmückten; Milde, Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit, Klugheit, weise Sparsamkeit neben freigebiger Unterstützung gemeinnütziger Anstalten und so manche andere ehrwürdige Regententugend waren mit jenen am Throne vereinigt. Wie hätte bei solchen Eigenschaften und Tugenden des Landesherrn, Löffler, der so gern das Gute thätig beförderte, nicht mit den frohesten Erwartungen in den neuen Beruf eintreten sollen? Worüber er früher oft angefeindet und verkannt worden war, darum hatte er hier nichts zu befürchten. Der Fürst war zu weise und gebildet, die Landesregierung zu rechtschaffen und einsichtsvoll, als daß sie die Güte und Reinheit der Absichten, die er erreicht zu sehen wünschte, nur einen Augenblick in Zweifel gezogen hätten.

Der Empfang in Gotha entsprach ganz seinen Erwartungen.

Nicht allein von Seiten der herzoglichen Familie wurde er sehr freundlich und huldreich aufgenommen, sondern auch die Behörden der Stadt und so viele ausge-

zeichnete und gelehrte Männer, deren sich Gotha erfreute, wetteiferten mit einander, ihm ihr herzliches Willkommen auszudrücken.

Bei der größten Aufmerksamkeit und Sorgfalt in den Beschäftigungen, welche seine verschiedenen Aemter als Generalsuperintendent, Oberconsistorialrath und Oberpfarrer von ihm forderten, war sein Blick doch immer auf das Reich der Wissenschaft, dessen Erweiterung und Gedeihen hingerichtet. Nachdem er, darum ersucht von mehren seiner frankfurter Freunde, schon im Jahr 1789 eine Sammlung von meistens noch zu Frankfurt gehaltenen Predigten herausgegeben, richtete sich sein Augenmerk besonders auf die Anlegung einer recensirenden Zeitschrift, bei welcher alle die Mängel vermieden werden sollten, welche an andern kritischen Instituten häufig angetroffen werden. Mehre ausgezeichnete Gelehrte hatten ihn ihrer thätigen Theilnahme daran versichert; doch Mangel an Zeit und einige andere Umstände verhinderten die Ausführung dieses gewiß sehr nützlichen Unternehmens. Treu seiner gewohnten Lieblingsbeschäftigung, der Beschäftigung mit einer richtigen Exegese, besonders des neuen Testaments, machte er hiervon eine vorzüglich für manche Auswendiglerner kirchlich angenommener, aber gründlich exegetisch, historisch und praktisch sehr unsicherer und unfruchtbarer Dogmen, wenig erfreuliche Anwendung. Dies war zunächst der Fall, als vor der zweiten Ausgabe des ersten Bandes seiner Predigten, — ein zweiter Band war inzwischen 1790 erschienen, — eine Abhandlung über die kirchliche Genugthuungslehre vorausgeschickt wurde, welche bestimmt war zu zeigen: daß dieses Dogma nicht auf unsere christlichen Kanzeln gehöre. Hatte für den Widerspruch, welcher ihm hier begegnete, Löffler allerdings durch das Urtheil des Professor Eberhard zu Halle und anderer ausgezeichneten Männer eine nicht unbedeutende Entschädigung, so glaubte er doch die Sache von neuem in Berührung bringen und das Unhaltbare der Gründe seiner Gegner ins Licht stellen zu müssen. Dies that er in einer zweiten Abhandlung über denselben Gegenstand, welche der zweiten Ausgabe des zweiten Bandes seiner Predigten (1796) vorangeht.

Dazwischen hatte er eine Sammlung exegetischer Beiträge angelegt und sich besonders geflissentlich mit

dem Evangelium Johannis beschäftigt, auch eine Harmonie der Evangelien ausgearbeitet. Von dem allen ist jedoch nichts im Drucke erschienen.

Ungestört bis daher in seinem allgemein anerkannt sehr eifrigen und nützlichen Wirken, höchst zufrieden mit seinen öffentlichen und häuslichen Verhältnissen, traf aber nun den sich so glücklich fühlenden Mann ein Schlag, der seine Freude wie seine Thätigkeit und Gesundheit mächtig erschütterte. Er verlor am 13. Jul. 1789 die innigst geliebte Gattin und freundliche Gefährtin seines Lebens. Sein Schmerz war grenzenlos; ihrer so schnell beraubt zu werden, war ein Unfall, der ihn tief niederbeugte. Theilnahme von allen Seiten suchte sein leiderfülltes Herz zu beruhigen. Verständig und voll dankbarer Rührung erkannte er dieses so herzliche Wohlmeinen, dieses so zarte Mitgefühl, das ihm vornämlich auch von Seiten der herzoglichen Familie bewiesen wurde. Gewiß der Aufbewahrung werth, als Beweis der wahrhaft edeln Gesinnung des unvergeßlichen Herzogs Ernst II., ist das Schreiben, welches dieser an Löfflern in seiner jetzigen traurigen Lage erließ.

„Mit unendlicher Empfindung," so schrieb er, „haben wir, meine Frau und ich, den unglücklichen Verlust vernommen, der Sie, werthester Freund, so empfindlich trifft; insbesondere wünschte ich recht sehr, Sie von dem wahren und lebhaften Antheile überzeugen zu können, den ich für meinen Theil an Ihrem traurigen Schicksale nehme, das ich, in seinem ganzen Umfange, aufrichtig mit Ihnen theile. Könnte unsere Freundschaft, könnte unsere innige Achtung für Sie etwas ausfindig machen, oder irgend etwas beitragen, Ihren gerechten Schmerz zu lindern, so bitte und beschwöre ich Sie, mir dazu einen Fingerzeig zu geben, und gewiß überzeugt zu seyn, daß uns sowohl Pflicht als wahres Gefühl aufmuntern wird, Ihnen Ihre schmerzliche Lage, soviel als es in unsern Kräften stehen wird, zu erleichtern."

„Das sind keine leeren Versicherungen, mein werther Freund, sondern die eines aufrichtig gerührten und innig theilnehmenden Herzens. Gott stärke Sie, mein Bester, und erhalte Sie für Ihre lieben Kinder. — Er gebe Ihnen Kraft, diesen harten Stoß männlich und christlich zu tragen, — und tröste Sie, wenn Ihr gebeugtes Herz des Trostes wieder empfänglich seyn wird."

„Diese Zeilen schreibe ich Ihnen bloß in der Absicht, Ihnen meine aufrichtige und herzliche Theilnehmung zu bezeigen. Antworten Sie mir nicht darauf, — — da ich aus Erfahrung nur allzugut weiß, wie wenig man in den ersten Augenblicken des Schmerzes und einer so traurigen Ueberraschung im Stande ist sich zu fassen, und wie grausam es seyn würde, Ihnen eine andere Antwort, als Thränen abzufordern. Mache Sie Ihrem dürftigen Herzen Luft mit solchen; — sie erleichtern gleichwohl, wenn sie auch vergeblich sind, und es kommt mir nur jetzt darauf an, Ihnen Mittel an die Hand zu geben, sich zu erhalten; — sich Ihren theuern Kindern und Ihren Freunden zu erhalten, an deren Spitze stehen zu können und zu dürfen, ich mir von Ihnen erbitte."

„Leben Sie wohl, mein armer, theurer Freund! Sorgen Sie nur für Ihre Erhaltung; — die weise Vorsehung wird das Uebrige besorgen und nach ihrem heiligen Rathe alles zu Ihrem Besten zu leiten und zu lenken wissen." Ernst.

Noch mehr Aufmerksamkeit, als diese, bewies der hochherzige Fürst Löfflern bei seinem leidenden Gemüthszustande; er lud ihn zu einer Reise in die Schweitz ein. Mit Freuden wurde dieser Vorschlag von ihm angenommen, und so sah er einen Theil der Rheingegenden und die Alpen, am längsten hielt er sich jedoch zu Genf auf.

So aufmerksam übrigens für seine Erholung gesorgt war, die Einsamkeit riß die Wunde, welche ihm durch die Trennung von der geliebten Gattin geschlagen wurde, gar oft wieder auf. So schrieb er am 11. Sept. in sein Tagebuch:

„Welch ein Verlust für mich, eine Gattin wie sie! Von den Annehmlichkeiten des Geistes und Körpers, von der Sanftheit der Seele, von dem richtigen Verstande, von der Güte und Zärtlichkeit des Herzens, von den häuslichen Tugenden! — Ich frage mich, was war ihr Fehler? und ich kann diese Frage nicht beantworten. — Ich frage mich: was fehlte ihr? und ich finde nicht, was ich nennen soll! — Und was war sie für mich! für mein Temperament! — Gott, nie, nein niemals kann ich so glücklich wieder werden!"

Gestärkter und beruhigter kehrte er indeß von dieser

Reise zurück und unternahm zu noch mehrer Erholung im folgenden Jahre eine Reise nach Berlin. Auf dieser Reise hatte er vielfältige Gelegenheit, sich noch deutlicher zu überzeugen, wie sehr er Ursache habe, mit seinem Entschlusse, nach Gotha zu gehen, zufrieden zu seyn. Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete er die im Preussischen in Beziehung auf Religion getroffenen Anstalten; und bald fand er eine sehr erwünschte Veranlassung, seine Ansichten über die Irrungen, die in jenen Anstalten lagen, laut und freimüthig auszusprechen. Als nämlich der Prediger Schulz zu Gielsdorf in der Mittelmark deshalb seines Amtes entsetzt wurde, weil er kein lutherischer Prediger sey, erging an Löfflern von dem Anwalt des Beklagten das Gesuch, seine Meinung über den Gegenstand ihm mitzutheilen. Löffler that dies, so wenig er auch Zeit dazu hatte, mit einer Klarheit, Bündigkeit und Freimüthigkeit, die allgemeines Aufsehen erregte und ihm die Hochachtung Aller in noch höherem Grade verschaffte, die, Freunde einer reinen und richtigen christlichen Religionserkenntniß, solche Unternehmungen zu würdigen verstanden.

Als Beweis der Anerkennung seiner Verdienste sah Löffler sich in demselben Jahre 1792, wo er jenes Gutachten einsendete und auch eine neue Ausgabe des Souverain besorgte, von der Universität zu Kopenhagen zum Doctor der Theologie creirt. Auch in seinen häuslichen Verhältnissen, wo es ihn bei seinen vielfältigen Obliegenheiten häufig betrübte, daß er für die Ausbildung seiner beiden hoffnungsvollen Töchter nicht das Erforderliche thun könne, ging in diesem Jahre eine in dieser Beziehung besonders wichtige Veränderung vor: er verheirathete sich zum zweiten Male, mit Sophie Charlotte, der Tochter des Generalsuperintendenten Silberschlag zu Stendal.

Wie Löffler sich in seinen Jünglingsjahren gewöhnt und wie er in seinen frühern Aemtern auch bis daher gethan hatte, die theilnehmendsten Blicke auf die Forschungen, Veränderungen und Erweiterungen im Gebiete der Theologie, Philosophie und Philologie zu richten und, wie er schon früher so eifrig thätig war, das, was er durch seine Gelehrsamkeit und sein Amt zu Nutz und Frommen seiner Zeit und deren allgemeinere und größere, als für besondere ihn näher angehende Verhältnisse, wir-

ken konnte, treulich auszurichten zu suchen, so zeigte er sich, wie schon oben bemerkt worden, fortwährend und bis an sein Ende. Unberührt von vorgefaßten Meinungen und mit dem Geiste und Wirken des wahrheitliebenden Forschers, beurtheilte er die Erscheinungen des literarischen und öffentlichen Lebens, prüfte alles, behielt und empfahl das Gute, und suchte mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, dem Mangelhaften abzuhelfen, dem Gefährlichen und Unheilbringenden kräftig entgegenzuarbeiten, und somit die Stelle ganz auszufüllen, auf welche er gestellt war.

Die Schriften des großen königsberger Philosophen waren, wie sie erschienen, Gegenstände seines angelegentlichsten Studiums. Doch war er weit entfernt, jeder Ansicht und Behauptung Kant's ohne weiteres beizupflichten, und noch weiter entfernt, die Terminologien der kritischen Philosophie, besonders bei amtlichen Reden, in Anwendung zu bringen. Das Gute, das er auch hier bei fortgesetzter Beschäftigung fand, nahm er in sich auf, und was ihm unsicher und zweifelhaft schien, dem begegnete er mit Gründen. Daß und wie sehr er im Stande war, in das Wesen eines philosophischen Systems einzubringen, hat er sowohl bei dem kantischen als auch bei dem fichteschen Systeme bewiesen. In letzter Hinsicht hat er einen hinlänglichen Beleg durch ein Urtheil gegeben, welches er amtlich zu fällen hatte; damit aber auch zugleich einen Beweis seiner geübten Umsicht und uneingenommenen Gerechtigkeitsliebe. Als nämlich im Jahre 1799 der Professor Fichte zu Jena von Sachsen aus bei den herzoglichen Erhaltern der Universität des Atheismus verdächtig gemacht worden war, schickte der Geheime Rath von Frankenberg Löfflern die fichtesche Vertheidigungsschrift (Appellation an das Publicum) und bat ihn, seine Meinung darüber und ob es rathsam sey, ferner auf diese Art lehren und schreiben zu lassen, mitzutheilen. Wie geschickt und unbefangen er diese Aufgabe löste, das kann keinem entgehen, der mit dem Blicke der Wahrheitsliebe die deshalb ertheilte Antwort liest; (s. Löfflers kleine Schriften 3. Bd. S. 235 ff.) welche jedoch hier wörtlich anzuführen, zu weitläuftig seyn würde.

Die classische Philologie, vornämlich der Griechen, blieb, wie sie es schon als angehenden Jüngling für ihn war, eine seiner besondern Lieblingsbeschäftigungen. Er

nahm nicht allein Kenntniß von der gelehrten Bearbeitung irgend eines dahin gehörigen Gegenstandes; freute sich nicht nur ganz vorzüglich dessen, was er hier als gelungen anerkannte: seine Aufmerksamkeit und seine Liebe zu dem Gegenstande stieg bis zu den ersten Elementen der Sprache herab.

Daß bei seinem warmen Eifer für griechische Philologie, bei welchem die des Morgenlandes keinesweges in den Hintergrund gestellt wurde, der schon als Jüngling fast ausgebildete Exeget nicht zurückblieb, bedarf kaum der Erwähnung. Es ist zwar wahr, die Fülle seiner philologischen Kenntnisse, die Lebendigkeit und die Ausbildung seines Verstandes trieben Löfflern, indem er als Exeget sich beschäftigte, zuweilen auf eine kühne Höhe: allein zu verkennen ist in seinen exegetischen Aeußerungen und Arbeiten nirgends eine ungemeine Gründlichkeit und Bekanntschaft mit allen Mitteln, das, was ihm exegetisch als Vorlage diente, auf eine sehr befriedigende Weise zu behandeln.

Welchen Einfluß Löfflers exegetische Grundsätze und Ansichten in ihrer Anwendung auf dogmatische Gegenstände zeigten, das offenbart sich bei dem ersten Blicke. Natürlich war, wie es bei so vielen der Fall gewesen ist und noch ist, seine Exegese nicht abhängig von einmal angenommenen, und in der Voraussetzung, daß sie richtig seyen, als Glaubensregel festgestellten dogmatischen Lehrsätzen; umgekehrt machte er diese vielmehr abhängig von einer kritisch-exegetischen Prüfung und Beleuchtung; und was nach dieser als Resultat sich zeigte, das nur erkannte er, immer auch streng Lehre und Lehrart scheidend, als den Urkunden des Christenthums gemäße und entsprechende Lehre an. Und davon ging er nothwendig aus bei der praktischen Behandlung der christlichen Lehre. Unfruchtbare und einer sichern exegetischen Grundlage entbehrende Dogmen verwies er von der Kanzel und aus dem Volksunterrichte. Um diese Ansichten mehr ins Licht zu stellen und allgemeiner zu machen, eben so auch andern Gelegenheit zu verschaffen, ihre Beiträge zur Förderung einer wahrhaft christlichen Praxis mitzutheilen, übernahm er nicht ungern im Jahre 1803 die Fortsetzung des bis daher von Teller herausgegebenen „Magazins für Prediger." Jeder unparteiische Kenner der Beschaffenheit desselben wird es augenblicklich zugeben, daß in demselben

eine wahrhaft christliche Tendenz herrscht. Freilich hatten der gewiß ehrwürdige Teller und auch Löffler keinesweges daran gedacht, daß unter den Predigern, für welche dieses Magazin bestimmt ist, auch noch andere als christliche Prediger verstanden werden können; keinem von beiden war es, so wenig wie andern verständigen Theologen, in den Sinn gekommen, daß man unter der allgemein ausgedrückten Benennung „Prediger" auch Derwische oder Imans und nicht bloß christliche Prediger verstehen könne, was der nach Löfflers Tode eintretende Fortsetzer zu genauerer Bestimmung hinzufügen zu müssen glaubte. Es herrschte in dem löfflerschen Magazine der Geist; es richtete sich nach den Grundsätzen, welche auch der jetzige würdige Herausgeber Herr Dr. Tzschirner (1. B. 1. St. S. 16) verehrt und anerkennt. Seine Bestimmung war: „darauf hinzuweisen, daß eine segensreiche Führung des christlichen Lehramtes an kein dogmatisches System ausschließend gebunden sey, um der Einseitigkeit, welche alles verschmäht, was nicht ihrem Systeme huldiget, und dem Parteigeiste, welcher dem, was mit seiner Ansicht nicht übereinstimmt, selbst den Charakter der Christlichkeit absprechen möchte — zu begegnen."

Hatte Löffler schon in Frankfurt den Beweis gegeben, auf welche ausgezeichnete Art er seinen Predigerberuf zu benutzen wisse; entging ihm schon da keine Gelegenheit, wo er in Beziehung auf besondere und auffallende Ereignisse durch den öffentlichen Vortrag die Urtheile berichtigen, dem Willen eine gute Richtung geben, das Merkwürdige und Wichtige einzelner Begebenheiten hervorheben und aufklären konnte: so fuhr er hierin mit einer Thätigkeit und Aufmerksamkeit fort, die in Wahrheit Ehrfurcht gebietet. Die französische Revolution hatte ihre wilden Bewegungen kaum gezeigt, als Löffler die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf dieses Zeitereigniß hinzulenken und dem schädlichen Einflusse, welchen es schon hie und da gezeigt hatte, entgegenzuarbeiten suchte. Der Herzog Ernst selbst drang in ihn, diese Predigten drucken zu lassen, was Löffler auch sehr gern that. (Predigten mit Rücksicht auf die Begebenheiten und den Geist des gegenwärtigen Zeitalters. Gotha, 1795.) Eben so that er und machte auch die Geistlichen aufmerksam auf

das, was jetzt zu thun sey, als seit dem Jahre 1806 die Last kriegerischer Zeitumstände dem Vaterlande besonders fühlbar wurde. Um so viel wie möglich zu rathen und zu helfen, schrieb er 1808 (Magaz. 4. B. 1. St. S. 1.) seine: „Ueberlegungen und Grundsätze für Prediger, bei den Begebenheiten der jetzigen Zeit." Und was that er, als im Jahre 1813 für Deutschland so schöne Hoffnungen aufzugehen schienen? Wie benutzte er da jede Gelegenheit, um die Wichtigkeit der Zeitbegebenheiten, um die Grundsätze, Gesinnungen und Tugenden recht sichtbar vor Augen zu stellen, auf welche jetzt weise und entschlossene Rücksicht genommen werden müsse! Ueberhaupt — das müssen selbst seine Feinde eingestehen — Löffler hatte eine seltene Geschicklichkeit und Gewandtheit, über Ereignisse, die einen weitverbreiteten Einfluß zu gewinnen schienen und vielleicht schon zeigten, oder die nur den engern Kreis des Vaterlandes angingen, mit einer Klarheit, Eindringlichkeit und Wärme zu reden, welche ihres Zwecks fast nie verfehlten. Und so wie er sich in seinem Predigerberufe äußerst pünktlich, gewissenhaft, aufmerksam und thätig zeigte, so war er es auch in seinem Verhältnisse als Oberaufseher der Kirchen und Schulen des Landes. Seine Strenge und Genauigkeit eben so, als seine große Bekanntschaft mit den kleinsten Gegenständen der Verwaltung des Predigt- und Schulamtes, kannte ein jeder. Und doch fürchtete ihn keiner der Prediger und Schullehrer des Landes, der sich bewußt war, das Seinige nach Kräften und Möglichkeit gethan zu haben. Im Gegentheil freuten sich solche Männer seiner Erscheinung zur Visitation. Denn man kannte — ein Ruhm, den ihm gewiß niemand schmälern wird — seine bewährte rechtschaffene Denk- und Handlungs-Weise. Mochte ein Geistlicher auch ganz anderer Meinung in theologischen Dingen seyn, als er, dies machte ihn demselben nicht weniger geneigt, wenn er seine Ansichten nur mit Gründen zu vertheidigen wußte, wenn es nur wahre Ueberzeugung und nicht ein steifes und träges Anklammern war an das, was er einmal in den Universitätsjahren auswendig gelernt hatte.

Auf die Schulen verwendete Löffler eine besondere Sorgfalt. Kaum hatte er daher bemerkt, daß eine bedeutende Anzahl Kinder der Hauptstadt, wegen zu großer Dürftigkeit oder Sorglosigkeit der Aeltern, die Schule wenig oder gar nicht besuchte, als er den Plan zu einer Frei-

schule entwarf, der auch im Jahre 1800 ausgeführt ward. Die Kinder erhalten hier unentgeltlichen Unterricht, verbleiben außer den Unterrichtsstunden in der Anstalt und werden hier zu nützlicher Beschäftigung angehalten; damit aber auch zugleich verwahrt vor alle dem Bösen, das in den niedrigsten Volksclassen gewöhnlich sichtbar ist.

Daß eine solche treue Sorgfalt in den Geschäften neben seinen Auszeichnungen als Gelehrter und neben seiner Gefälligkeit, Mildthätigkeit und so manchen andern schätzbaren Eigenschaften ihm allgemeine Achtung erwarben und erhielten, ist leicht zu erachten. Es war daher ein Schlag, der Tausende erschütternd traf, als am 4. Februar 1816 zu Mittag in Gotha die Nachricht anlangte, daß ihn am Altare der Kirche zu Gamstedt, wo er der Gemeinde einen neuen Prediger vorzustellen hatte, ein Schlagfluß überfallen habe. Obgleich gewarnt von einem mehrjährigen Freunde, dem herzoglichen Beamten, der ihn dahin begleitete, daß er die Handlung nicht vornehmen möchte, da er schon unterweges und noch mehr an Ort und Stelle über ein gewisses Uebelbefinden klagte, war er dazu doch durchaus nicht zu bewegen. Man merkte es nur zu bald, daß er sehr angegriffen sey, da er sich, was man an ihm nicht gewohnt war, im Reden versprach und wiederholte. Dies nahm zu, und indem er das Wort Friede aussprechen wollte, sank er sogleich bewußtlos darnieder. Laut erhob sich um ihn die allgemeine Klage; Hohe und Niedere waren über sein so unerwartetes Dahinscheiden von inniger Rührung ergriffen. Jeder Verständige fühlte es nur zu sehr, einen der edelsten und besten Menschen hatte die Welt, hatte das Vaterland verloren. Stand gleich, wie es gewiß noch steht und lange stehen wird, das dankbare und achtungsvolle Andenken an ihn in so sehr vielen Herzen tief eingegraben, so glaubte man doch, um einen offenkundigen Beweis hiervon zu geben, ihm ein öffentliches Denkmal errichten zu müssen. Und in Wahrheit, nicht zu viel gesagt ist, was auf der einen Seite dieses Denkmals auf eisernem Grunde mit goldner Schrift geschrieben stehet: Der Segen seiner Verdienste um die Verbreitung des reinen Christenthums wird länger dauern, als dieses Denkmal, das ihm seine zahlreichen Verehrer setzten.

Jean Jaques Régis Cambacérès,

Herzog von Parma

Jean Jacques Régis Cambacérès.

Herzog von Parma

Wieder ist einer der Männer, die ihren Namen in der wechselreichen Verkettung der französischen Revolutionsscene berühmt gemacht haben, hinübergegangen in das Friedensland. — Auch wir wollen ihm einen Denkstein errichten.

Jean Jaques Régis Cambacérès war den 18. October 1753 zu Montpellier mit den glücklichsten Geistesanlagen geboren und stammte aus einer Familie, deren Zweige seit mehreren Generationen bei der Rechtspflege Aemter bekleideten. Nach vollbrachten Schulstudien sollte der Jüngling gleiche Laufbahn bei einem Parlamente beginnen; aber dieser Plan scheiterte, indem er gerade in den Zeitpunct fiel, wo gewaltsam die unter der Regierung Ludwigs XV. wieder emporwachsende Macht der Parlamente gegen die Ministerwillkür gebrochen wurde, indem der Staatskanzler Maupeou ihre Aufhebung durchsetzte und an deren Stelle von dem Ministerio völlig abhängige Gerichtshöfe errichtete (1771). Bei diesen ein Amt anzunehmen, schlug der junge Cambacérès so standhaft aus, daß dadurch seine Familie in Besorgniß für sein künftiges Schicksal gesetzt wurde. Der Jüngling lebte in beschränkter Zurückgezogenheit, mit größtem Fleiße und ausgezeichnetem Erfolge das Studium der Rechtswissenschaft verfolgend. Drei Jahre später stellte Ludwig XVI., der indeß zur Regierung gelangte, die Parlamente wieder her. Indeß war Cambacérès bei dem

Cour des Comptes in seiner Vaterstadt, wo sein Vater Maire war, zum Beisitzer ernannt. Er bewährte sich in diesem Amte als einen eifrigen Vertheidiger der parlamentarischen Befugnisse, in deren Verfechtung er die Sicherstellung der Provinzial- und Gemeindenrechte sah. So erwarb er sich allgemeine Achtung, in deren Besitz er sich beim Ausbruche der französischen Revolution zu deren Grundsätzen bekannte; der Widerstand gegen Ministerialwillkür nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Wir finden hierin die ersten Wahrzeichen seines öffentlichen Charakters, denen er während seines ganzen Lebens getreu blieb. Gleich abhold dem Pöbelunfuge, den man für Freiheit und Volksrecht ausgab, wie der Vermessenheit der höchsten Staatsbeamten, welche ihren Befehlen die Autorität der Gesetze zu geben trachteten, bewährte er selbst auf der höchsten Stufe der Beamtenmacht die Lauterkeit seines Willens, indem des Gesetzes Ausspruch und Form ihm immer mehr galt, als der Erfolg seiner Ueberzeugung.

Zu der Versammlung der Reichsstände trat er in die erste Beziehung, indem er eine derselben überreichte Denkschrift für die Rechte des Adels seiner Provinz ausarbeitete und als Abgeordneter zu derselben abging, um Namens der Ritterschaft von Montpellier eine Vertretung nach altem Rechte und nach der Bevölkerung der Provinz zu verlangen; Forderungen, die nicht erfüllt wurden. 1791 war Cambacérès, nachdem er mehrere Civilämter ruhmvoll bekleidet hatte, Präsident des Criminalhofes. Er führte im Departement de l'Hérault das Geschwornengericht ein und stand seinem Geschäftskreise mit einem so genauen Diensteifer vor, daß kein einziges der von ihm ausgesprochenen Erkenntnisse bei Anwendung weiterer Rechtsmittel cassirt wurde. Bei großer Unparteilichkeit konnte es aber nicht fehlen, daß er sich die Ungunst der privilegirten Stände zuzog. Im September 1792 wurde er zum Mitgliede des Nationalconvents erwählt. Wie stürmisch diese Versammlung werden würde, ließ sich voraus sehen und entging seinem Scharfblicke nicht. Er zeigte große Vorsicht, beobachtete genau, redete wenig. Bald wurde er zum Mitgliede des die Gesetzgebung bearbeitenden Ausschusses erwählt und widmete sich nun ganz diesem Berufe. Im Convente selbst nahm er das Wort nur bei Gegenständen dieser Art. Bei Gelegenheit des Processes wider den König ging seine An-

sicht dahin, daß der Convent nicht das Recht habe, sich hierin ein Urthel anzumaßen; eine Behauptung, welche ihm Vorwürfe und die Feindschaft der mächtigen Revolutionspartei zuzog. Wie damals, hat Cambacérès seines Votum's halber späterhin Verfolgungen ausstehen müssen; die Jakobiner trugen es ihm nach, daß er nicht für den Tod des Königs gestimmt, ja gewiß darauf gedacht habe, denselben durch Verzögerung des Urthels zu retten; die Heimgekehrten Bourbons verbannten ihn 1815 dagegen als einen Königsmörder. So bleibt dieses Votum Cambacérès ein wichtiges Denkmal seines Lebens, in jeder Hinsicht bezugreich, weshalb wir es nach seinem ganzen Inhalte hier hersetzen wollen, zum Beweise, wie verblendet die Leidenschaft früher die Jakobiner, später die royalisten Ultras machte.

Cambacérès motivirtes Votum lautet *): „Bürger! hätte man Ludwig vor den Gerichtshof, dem ich vorsaß, geführt, so würde ich das Strafgesetzbuch aufgeschlagen und wider ihn die, gegen Verschwörer (Conspirateurs) ausgesprochene Strafe erkannt haben; aber hier liegt mir die Erfüllung anderer Pflichten ob. Frankreichs und der Völker Bestes haben den Convent bestimmt, den Angeklagten nicht vor das gewöhnliche Gericht zu stellen und seinen Proceß nicht den vorgeschriebenen Formen zu unterwerfen. Wozu dieser Unterschied? — Es scheint erforderlich, sein Loos durch einen großen Act der Nationalgerechtigkeit zu entscheiden; es geschieht, weil in dieser Sache politische Betrachtungen das Uebergewicht erhalten müssen über die Regeln des Rechtsganges; es geschieht, weil man erkennt, daß man sich nicht knechtisch binden müsse bei der Anwendung der Gesetze, sondern sie abzumessen hat nach dem Besten des Volkes. — Doch der Tod Ludwigs gewährt uns keinen dieser Vortheile; vielmehr kann uns die Verlängerung seines Lebens nutzen; es würde unweise seyn eine Geißel aus der Hand zu geben, welche innere und äußere Feinde im Zaume halten muß.“

„Nach diesen Betrachtungen halte ich dafür, der Nationalconvent decretire, daß Ludwig die nach den Criminalgesetzen auf Theilnahme an Verschwörung haftende Strafe verwirkt habe, daß die Vollstreckung des Spru-

*) Siehe: Procès de Louis XVI. Recueil de pièces autentiques. Paris 1821. Seite 324 und 325.

ches aber verschoben werde bis zur Beendung der Feindseligkeiten, als dem Zeitpuncte, wo durch den Convent oder von der gesetzgebenden Versammlung das Schicksal Ludwigs, der bis dahin in gefänglicher Haft bleibt, definitiv zu bestimmen ist; nur bei einem Einbruche der Feinde der Republik in das französische Gebiet werde dennoch die Strafe vollstreckt. —"

Diese Stimmengebung, in welcher der tiefer liegende Sinn für Menschenrecht nicht zu verkennen ist, verscholl bekanntlich in der Versammlung, worin blutdurstige Ungeheuer die Mehrzahl ausmachten. Cambacérès aber fuhr fort, sich des unglücklichen Königs anzunehmen, um seine schreckliche Lage wenigstens zu mildern; er wirkte dahin, daß Ludwig mit weniger Zwang seine Vertheidiger und seine Familie sprechen durfte; auch bewirkte er, daß dem Könige ein selbst gewählter Beichtvater verstattet wurde.

Den Rednerstuhl des immer furchtbarer sich gestaltenden Conventes sehen wir Cambacérès selten besteigen; geschieht es aber, so thut er es mit Würde und Besonnenheit. So geschah es, daß er wider den Antrag sprach: daß alle Mitglieder des Conventes den Zustand und das Erwerbsmittel ihres Privatvermögens angeben sollten; offenbar lag hierbei der Plan zum Grunde, reiche Mitglieder der Versammlung als solche zu bezeichnen, um sie dann bei günstiger Veranlassung desto gewisser berauben zu können. Cambacérès sagt bei dieser Gelegenheit (am Schlusse des Maies 1793): „Privatverhältnisse, Mitbürger, dürfen auf Männer in öffentlicher Stellung nie Einfluß haben. Hätte diese Wahrheit uns stets vor Augen geschwebt, so würden unsere Versammlungen weniger unruhig und unsere Sitzungen ertragreicher seyn. — Jener gemachte Antrag ist für den Staat nutzlos, außerdem unmoralisch und kann nur dazu dienen, das Besitzthum und die Sicherheit eines jeden unter uns in Gefahr zu bringen. Sind in unserer Versammlung Mitglieder, welche ihre Stellung misbrauchten, um sich zu bereichern, so wird die öffentliche Meinung sie schon bezeichnen, und ihre Departements werden ihnen Recht angedeihen lassen. Die Nachweisung, welche man uns zu geben verpflichten will, würde von Schuldigen, die, ich will es gern glauben, nicht unter uns sind, unvollständig ertheilt werden; diese Betrachtung beweist die Nutzlosigkeit der Maaßregel. Ich habe noch weiter gesagt: sie sey unmoralisch, eine

Behauptung, die keines Beweises bedarf. Endlich ist sie gefährlich, indem sie den Kredit der Kaufleute stört und Gelegenheit gibt zu boshaften Bemerkungen, welche in der Zeit der Unruhen und der Aufreizungen traurige Folgen herbeiführen! —" *).

Konnte er deutlicher und ablehnender die von ihm völlig durchblickten Beweggründe dieses Antrages bezeichnen, zu einer Zeit, wo Robespierre, Danton, Barrère u. s. f. auf den Gipfel des Terrorismus geboten und immer neue Formen, neue Veranlassungen suchten, um das Mordbeil wüthen zu lassen.

Bei den Verhandlungen zur Ausarbeitung der neuen republicanischen Constitution, welche unmittelbar nach dem Sturze der Gironde (Revolution vom 31. Mai 1793) den Convent fast ausschließlich beschäftigten, sprach Cambacérès einige Mal, um das Gericht der Geschwornen zu vertheidigen und dessen Einführung auch beim Civilprocesse in Antrag zu bringen. Nach dem Sturze des Terrorismus und seiner berüchtigten Handhaber erhielt die Mäßigung entscheidendes Uebergewicht; doch unter alten und neuen Gebrechen des vom Aufruhr der Parteiungen bewegten Staatsschiffes herrschte überall zum Ausbruch kommende Anarchie. Der Convent beschloß, daß durch die in ihm gebildeten verschiedenen Ausschüsse ein Aufruf an die Nation erlassen werde, um diese über die wahren Grundsätze, in welchen die Freiheitsfreunde sich vereinigen müßten, zu belehren. Eine solche Zuschrift erließ Cambacérès im Namen des Ausschusses der öffentlichen Wohlfahrt, der allgemeinen Sicherheit und der gesammten Gesetzgebung; ein wichtiges Denkmal des damaligen Zustandes Frankreichs, der peinlichen Lage des Conventes und des Gesichtspunctes, aus welchem Cambacérès beide, wie alle bisherigen Ergebnisse der Revolution, betrachtete.

„Mitten unter Euren Triumphen", sagt er, „bereitete man, Franzosen, Euren Untergang; einige verworfene Menschen wollten in Frankreichs Schooße das Grabmal der Freiheit errichten. Unser Stillschweigen wäre Ver-

---

*) Siehe: Choix de Rapports, Opinions et Discours, prononcés à la tribune nationale. Paris 1820. Tom. XII. Seite 56 und 57.

rath an Euch; die heiligste unserer Pflichten ist, Euch über die uns umringenden Gefahren ins Licht zu setzen. Eure gefährlichsten Feinde sind nicht jene Waffenträger des Despotismus, die Ihr zu besiegen wisset; nein, deren treulose Kundschafter sind es, die sich unter Euch mischen und gegen Eure Unabhängigkeit vermittelst Trug und Verleumdung kämpfen. Die Erben der Verbrechen Robespierre's und aller der Verschwörer, die Ihr niederwarft, rühren sich auf jede Weise, um die Republik zu erschüttern und in verschiedenen Verkleidungen Euch durch Unordnung und Gesetzlosigkeit zu einer Gegenrevolution zu leiten. — Ihr steht auf dem Puncte in die Schlingen der Bösewichter zu fallen, der Republik droht der Untergang: Ihr habt nur Einen Ruf; „„Es lebe der Convent!"" — Die Schändlichen werden erliegen und die Republik ist gerettet!"

„Laßt uns schwören, zu verharren auf unserem Posten, bis zu dem Augenblicke, wo die Revolution beendet ist, wo die triumphirende Republik, ihren Feinden allen Gesetze gebend, unter der Bürgschaft ihrer Siege die Früchte einer festen Verfassung geniessen kann. Wir werden Irrende zu schonen, Verbrecher zu strafen wissen. Gegen Sittenverderb seyd unerbittlich; der unmoralische Mensch ist in der Gesellschaft ein gefährliches Mitglied, seiner Natur nach verderblich, immer bereit die Partei der Verschwörer zu nehmen. Verwechselt mit denen, die standhaft die Sache der Freiheit vertreten, nicht diejenigen, welchen Unruhen Bedürfniß, Aufruhr Glücksmittel sind. Hört die Ersten, fliehet die Letzteren Eure Repräsentanten werden nicht zugeben, daß die öffentliche Verwaltung andern als wahren Volksfreunden zu Theil werde. Sie werden die treulosen Menschen zu entfernen wissen, welche unaufhörlich von Volksrechten sprechen, um sich ausschließlich deren Handhabung anzueignen."

„Eine Nation kann sich nicht nach der Entscheidung vorübergehender, allen Leidenschaften zugänglicher Willkür regieren; sie muß allein durch die Autorität der Gesetze geleitet werden. — Der Gesetze Bestimmung ist, die Ausübung der Rechte zu sichern. Diese werthvolle Bürgschaft sucht der Mensch in der Staatsverbindung und findet sie in einer Staatsverfassung, die den Bürger in dem Kreise seiner Verpflichtungen hält. — Des Einzelnen Freiheit ist unbeschränkt, so lange sie nicht die Freiheit

Anderer verletzt; das Gesetz aber lehrt diese Grenzen kennen und beachten. Heilig muß das Eigenthum seyn. Der Gesetze Wirksamkeit möge das Eigenthum eben so, wie andere Rechte sichern. — Alle Handlungen der Staatsverwaltung mögen den Charakter der Gerechtigkeit tragen, eine Gerechtigkeit, die nicht mehr vergegenwärtiget werde durch Gefängnisse und von Blut bezeichnet, wie sie jenen feilen, heuchlerischen Verschwörer zur Schau stellten. Fliehet, die da unaufhörlich von Blutbädern und Hinrichtungen reden, diese ausschließlichen Patrioten, diese überspannten, durch die Revolution reich gewordenen Menschen, welche die Handlungen der Gerechtigkeit scheuen und ihr Heil in der Verwirrung und Gesetzlosigkeit zu finden wähnen! Achtet, sucht arbeitsame, bescheidne Leute, einfache und schuldlose Menschen, die nicht nach Ehrenstellen geizen und ohne Pralerei republicanische Tugenden üben! —"

„Mitbürger! Alle Tugenden müssen sich zur Sicherstellung der Republik verbinden. Ihr habt schrittweise die Kraft entwickelt, um die Bastille zu erstürmen, die Geduld, alle die von großen Revolutionen unzertrennliche Leiden zu ertragen, den Muth, um die Fremden, welche Eure Grenzen bedrohten, zurückzuweisen; nun ist die Zeit gekommen, Eure Feinde durch Festigkeit und Weisheit zu besiegen. Endlich muß Ruhe den Stürmen folgen. Das Fahrzeug der Republik, so oft vom Ungewitter heimgesucht, nähert sich schon den Gestaden. Hütet Euch, es in die Klippen zurückzustoßen! Laßt es auf glücklicher Fahrt in den Hafen einlaufen, zum Jubel eines freien, glücklichen, siegreichen Volkes! —"

So Cambacérès. — Diese Worte, wie wahr, wie überzeugend sie auch aus der Seele des Mannes strömen mochten, fanden wenigen Rückhalt in der Einigkeit und folgerechten Thatkraft der Machthaber; wenn sie aber für den Augenblick nicht den ganzen Erfolg bewährten, gingen sie doch nicht verloren. Viele bessergesinnte Einwohner Frankreichs beachteten sie als eine Bürgschaft besserer Zukunft und bezeichneten Cambacérès als einen edlen, tugendlich gesinnten Mann. — Er erließ diese Zuschrift an die französische Nation in dem Zeitpuncte, wo er Präsident des Convents (vom 17. Vendem. bis zum 2. Brum.) war; und legte in eben diesem

Amte zwei Beweise seines Rednertalentes ab bei der Beisetzung der irdischen Reste Rousseau's im Pantheon, und dann auf dem Marsfelde, als die Räumung des französischen Gebiets vom Feinde feierlich begangen wurde. Diese sowohl, als seine Gesetzesentwürfe zeichneten sich durch trefflichen Vortrag und treffliche Sprache aus, wie die daraus hervorgehende Gesinnung seinen Ruhm verbreitete.

Nach seinem Rücktritte als Conventspräsident erhielt er als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und knüpfte mit den kriegführenden Mächten die ersten Unterhandlungen an, denen die Friedensschlüsse mit Preußen und Spanien folgten. Auch im Wohlfahrtsausausschusse bekleidete er nach der Wahl seiner Collegen mehrere Male die Präsidentenstelle, welcher er durch seine thätige Amtsführung eine größere Bedeutung verschaffte; ihm verdankte man eine zweckmäßig ineinandergreifende Anordnung des Geschäftgangs; alle Ausfertigungen unterzeichnete er selbst und erhielt hierdurch Gelegenheit über jeden Verwaltungszweig ein wachsames Auge zu haben. Er stand dem Wesen nach an der Spitze der ganzen Staatsverwaltung; aber alle seine Bemühungen mit dem Besten fürs Vaterland, die Versöhnung der verschiedenen politischen Factionen zu bewirken und die Eigenliebe anderer zu schonen, konnten die Ränke der Scheelsucht nicht beseitigen. Es gibt immer Menschen, denen jede Ordnung verhaßt, dann aber am verhaßtesten ist, wenn sie auf Zweckmäßigkeit und Recht gebauet ist; im damaligen Frankreich hatten diese Verworfenen großen Spielraum; der Zeitpunct war erst eben vorübergegangen, wo sie sich das Verbrechen ertragreich zu machen wußten, sie hatten hierbei viele Theilnehmer der Schuld wie des Gewinnes gehabt; es konnte ihnen mithin bei ihren Planen zur Rückführung des Terrorismus nicht an offenen oder geheimen Gehülfen fehlen. Von dieser Rotte gingen die Umtriebe aus, welche Cambacérès Sturz bewirken sollten. Zunächst Verleumdungen, geheime Anschuldigung strafbarer Absichten: bald sollte er auf die Wiederherstellung der Monarchie hinarbeiten, bald der Republik einen Präsidenten mit ausgedehnten Befugnissen in seiner eigenen Person geben wollen; bald nachher öffentliche Anklage auf den Grund eines Briefes des Marquis d'Antrai-

gues an Le Maitre, worin d'Antraigues, damals ein sehr thätiger Geschäftsführer der Ausgewanderten, Cambacérès als einen für die Sache der Bourbons Gewonnenen gedachte (1795). Cambacérès rechtfertigte sich vollständig und ward freigesprochen. Die Versuche ihn aus seiner Hauptberufssphäre der Rechtspflege und der Civilgesetzgebung zu verdrängen, scheiterten, doch waren die Anfeindungen wirksam genug, daß er bei der Bildung des Directoriums übergangen wurde. Man sagte: er leiste der Republik für den Republicanismus keine Bürgschaft: denn er habe nicht für den Tod Ludwigs XVI. gestimmmt. — Seine Wirksamkeit als Mitglied des Rathes der Fünfhundert beschränkte sich nun auf die Vollendung des großen Werkes der Civilgesetzgebung, deren Gesetzbuch er nach der dritten Bearbeitung der Versammlung vorlegte. Wenige Monate nachher schied er aus dem Rathe der Fünfhundert, da er nicht wieder von neuem gewählt war, und trat in den Privatstand, in welchem er als Rechtsbeistand mehrere wichtige Angelegenheiten führte. Im Jahre 1797 wurde er durch die Wahl des Departements Haute-Vienne zum Mitgliede des Cassationshofes berufen, welche Stelle er aber nicht annahm: denn, das Directorium, sagte er, habe ihn offenbar zurückgesetzt, indem es die auf ihn gefallene Wahl des Seinedepartements ein Jahre vorher cassirte. Ohnehin könne er seine Privatgeschäfte nicht aufopfern gegen ein Amt, welches nur auf Jahresfrist ertheilt würde und ihm keine hinreichende Einnahme verschaffe; er habe seine Familie, einen achtzigjährigen Vater, einen Bruder geistlichen Standes, (der wegen religiöser Meinungen verfolgt wurde und als Kardinal und Erzbischof von Rouen 1818 starb) und einen zweiten Bruder, der Soldat sey, zu erhalten. — Erst mit dem Eintritte Siéyes in das Directorium wurden die Verdienste Cambacérès wieder gehörig beachtet. Jener trug ihm die Uebernahme des Justizministerii an; anfänglich Weigerung, die aber beseitigt wurde. Als Justizminister widmete sich Cambacérès ganz der Wiederherstellung einer guten Rechtspflege, der Unterdrückung der Factionen, der Sicherheit und Befriedigung des Eigenthums, wie der persönlichen Sicherheit. — Doch bald wieder neue Umwälzungen, — der Sturz des Directoriums, an dessen Stelle die Consularregierung trat. Nur zwei vorgefundene Minister wurden beibehalten: Cambacé-

rès für die Justiz, Fouché für die Polizei: ersterer, weil er sich streng in seinem nächsten Berufe verharrend, nicht in die Entscheidung der Staatsform gemischt hatte, letzterer, weil er schlau Partei genommen für den siegenden Bonaparte. Vorläufig traten als Consuln auf: Roger Ducos, Bonaparte, Siéyes. Die neue Gestaltung des Staatsregiments machte Cambacérès als Justizminister den Behörden bekannt mit folgenden Worten (d. 11. Nov. 1799):

„Seit längerer Zeit, Mitbürger, forderte die öffentliche Stimme eine Veränderung der Grundbestimmungen Eures gesellschaftlichen Vertrages. Diese Veränderungen sind erfolgt. Man bearbeitet mit ruhiger Ueberlegung und Weisheit Gesetze auf unabänderlichen Grundlagen der Freiheit, der Gleichheit der Rechte und der Achtung für das Eigenthum. Alle Herzen sind für das repräsentative System gestimmt und die Republik wird durch die Gesetzgebung einen gleich herrlichen Glanz erlangen, als durch die Siegeszüge ihrer Krieger. Zu diesem Zwecke ist es so erwünscht, daß die Volsvertreter durch das Gesetz vom 10. d. Monats, welches ich hier beifüge, Maaßregeln getroffen haben. Betrachtet dieses Gesetz als eine Wohlthat und unterstützt mit allen Kräften die edelsinnigen Bemühungen der Consuln, welche unermüdlich dahin arbeiten, dem Vaterlande Tage des Friedens und des Glückes zu geben. —"

Zunächst waren die drei namhaft gemachten Consuln nur als provisorische, mit den Attributionen des aufgehobenen Directoriums, bekleidete Behörde ernannt, welche die künftige Staatsverfassung der Consularregierung, mit Zuziehung zweier Ausschüsse, des Rathes der Alten und des der Fünfhundert, als der eigentlichen Nationalvertreter, entwerfen sollte. Noch vor dem Ende des Jahrs 1799 ward dieses Werk beendet, dessen wirksamste Triebfedern unbezweifelt Bonaparte und Siéyes waren. In den beiden Räthen erfolgte des Plans Annahme mehr aus Erschlaffung der natürlichen Folge so stürmischer Begebenheiten, mehr als ein geringeres Uebel, denn die vorhergegangenen, als in der Ueberzeugung seine Trefflichkeit, ein Werk der Willkür, welches nach dem Principe der Militairgewalt errichtet, mit denselben Mitteln fortgeführt wurde. — Bonaparte's thätigster Handlanger fand sich zuerst getäuscht: denn er mußte zu-

erst das gefährliche Streben des schlauen Bewerbers nach unumschränkter Gewalt durchblicken. Siéyes trat vom Consulate zurück, ihm folgte sogleich Ducos; beide fanden in dem neuerrichteten Erhaltungssenate Muße zu erwägen, wie sehr sie von Bonaparte hintergangen waren, als er sich in der Stellung eines ersten Consuls zum wahrhaften Herrscher Frankreichs gemacht hatte; zum zweiten und dritten Consul wurden, nach jener Rücktritt, Cambacérès und Lebrun ernannt. Frau von Staël bemerkt bei dieser Begebenheit: „die Verfassung gab Bonaparte'n zwei Gehülfen; er wählte zu nebengeordneten Consuln mit einzigem Scharfsinne zwei Männer, welche nur zur Verhüllung seines einzigen Despotismus dienten. Der Eine, Cambacérès, ein trefflich unterrichteter Rechtsgelehrter, hatte im Convente gelernt, sich methodisch vor der Gewalt zu beugen; der andere, Lebrun, ein Mann von sehr gebildetem Geiste und von feinen Sitten, gebildet unter dem Kanzler Maupeou, unter dem Minister, welcher ein nach ihm genanntes Parlament an die Stelle des Parlaments von Frankreich stellte, fand in der damaligen Monarchie noch nicht genug Willkür. Cambacérès war Bonaparte's Wortführer bei den Revolutionsmännern; Lebrun bei den Royalisten; jeder von beiden übersetzte denselben Text in verschiedene Sprachen; beides waren gewandte Diener zur Verfertigung einer dritten Mischung aus der alten und neuen Ordnung der Dinge. Der Erste, durch die Revolution ein bedeutender Mann, sagte den Royalisten, wie vortheilhaft es ihnen sey, wenn sie sich von der alten Dynastie lossagten, um monarchische Institutionen wieder zu finden; der Zweite, ein Mann finsterer Zeitläufe, aber bereit der Wiederherstellung eines Hofes die Hand zu bieten, predigte den Republikanern die Nothwendigkeit, ihre politischen Meinungen fahren zu lassen, um sich in ihren Stellen zu erhalten. —"

Man sieht, daß Frau von Staël nicht das günstigste Licht auf einen Mann fallen läßt, der ihr schon deshalb verhaßt war, weil er von diesem Zeitpuncte an zu den höchsten Staatsbeamten des Bonaparte's Herrschaft unterworfenen Frankreichs gehörte. Bei den beiden wichtigsten Schritten, die Bonaparte als Regent nun noch that, bei Gelangung zum lebenslänglichen Consulate und zur Kaiserwürde zeigte sich Cambacérès als einen seiner ergebensten, thätigsten Anhänger. Die Stellung

der beiden Nebenconsuln zu dem ersten und deren Abhängigkeit kann daraus recht deutlich erkannt werden, daß man während des ganzen Zeitabschnittes der Consularregierung nur einen Act nachweisen kann, wo jene allein mit dem Scheine eigener Autorität wirkten; es war dies, als nach dem Friedensschlusse mit England, durch ein Senatusconsult, nach dem Antrage des Senates, der französischen Nation die Frage vorgelegt werden sollte: ob Bonaparte, der auf zehn Jahre zum ersten Consul ernannt war, nicht aus Nationaldankbarkeit, noch auf anderweitige zehn Jahre dafür zu erwählen sey? — Nun änderten Cambacérès und Lebrun unterm 10. Mai die vom Senate aufgestellte Frage eigenmächtig dahin: „soll Napoleon Bonaparte Consul auf Lebenszeit seyn." — Als Beweggrund hiervon führten sie an: „daß von der einen Seite Bonaparte's Entschluß, nur der Volksstimme nachzugeben, eine glänzende Anerkennung der Volkssouverainität sey; von der andern Seite aber, das Volk über sein theuerstes Gut befragt, keine andere Schranke, als sein Heil kennen dürfe." — Welche ausgezeichnete Gewandheit in den Formen der Höflinge! — Auch war Cambacérès vom Erhaltungssenate persönlich damit beauftragt, derjenige, welcher das Resultat der Stimmengebung aller Departementer ziehen und so Bonaparte's lebenslängliches Consulat proclamiren müßte; eine Handlung, welche man ihm später zum Vorwurf zu machen geneigt war, aber mit Unrecht: seine Stellung brachte es so mit sich, und er hatte nur zwischen zwei Uebeln zu wählen. Kann man leugnen, daß er umsichtig für das kleinere entschied? —

Mit der neuen Organisation des Nationalinstituts wurde Cambacérès Mitglied desselben, gleichzeitig mit Siéyes, Lucian Bonaparte, Portalis, Talleyrand, Lebrun u. s. f.

Für Bonaparte's Zwecke zeigte sich der zweite Consul gleich thätig, als jener zur Kaiserwürde gelangte. Am 18. Mai 1804 decretirte der Senat unter Cambacérès Vorsitze, daß der erste Consul den Kaisertitel führen und diese Würde in seiner Familie erblich seyn sollte. Bei der gleich darauf erfolgten Ueberreichung dieses Senatusconsult's an Bonaparte zu St. Cloud sprach Cambacérès: „Die höhere Benennung, die Ihnen

zuerkannt wird, ist nur ein Tribut, den die Nation ihrer eignen Würde zollt und ihrem Bedürfnisse, Ihnen täglich Zeugnisse einer täglich wachsenden Ehrfurcht und Zuneigung zu geben. Sie riefen den Sieg unter unsere Fahnen zurück; Sie stellten Ordnung und Wirthlichkeit in den Staatsausgaben fest; Ihre Weisheit bändigte der Parteien Wuth; in den Herzen der Bürger erwachten die Begriffe von Recht und Unrecht wieder; ja dasselbe Volk, — und dies ist wohl das größte Wunder Ihres Geistes — welches innere Gährung gegen allen Zwang ungelehrig, aller Macht feind gemacht hatte, lernte von Ihnen eine Gewalt lieben und ehren, die nur für seinen Ruhm und für seine Ruhe geübt wurde. Eine schmerzliche Erfahrung hat das französische Volk gemacht an den Versuchen eines der Erblichkeit entgegengesetzten Systems. Durch freie, überlegte Berathung kehrt es zurück auf den seinem Charakter angemessenen Weg und vertraut durch einen feierlichen Vertrag das Glück seiner Enkel den Abkömmlingen Ihres Stammes; sie werden Ihren Tugenden nacheifern, jene werden unserer Liebe und Treue erben. Glücklich die Nation, welche nach so vielen Verirrungen einen Mann in ihrer Mitte findet, der fähig ist, den Sturm der Leidenschaften zu bändigen, alle Interessen auszugleichen, alle Stimmen zu vereinigen! Glücklich der Fürst, der seine Macht von dem Willen, dem Vertrauen und der Liebe der Bürger erhält! Dürfte nun auch die Errichtung einer erblichen Regierung der Sanction des Volkes unterworfen werden, so flehet doch der Senat Eure kaiserliche Majestät an, zu genehmigen, daß die organische Verfügung sogleich in Vollzug gesetzt werde, und zum Heile und Ruhme der Republik ruft er Napoleon aus zum Kaiser der Franzosen!" —

Man weiß, wie wenig sich Napoleon unerbittlich finden ließ, diese Anträge anzunehmen. Zwei Tage später unterzeichnete Cambacérès, als Reichserzkanzler den kaiserlichen Befehl, welcher das die Kaiserernennung enthaltende Senatusconsult zum Reichsgesetze erhob. —

Von diesem Zeitpuncte an fällt die Thätigkeit Cambacérès, der als Reichserzkanzler zugleich, nach der neuen Verfassung, Großwahlherr zu Bordeaux war, und später (1808) vom Kaiser zum Herzog von Parma

ernannt wurde, mit der Regierungsgeschichte Napoleons so zusammen, daß er an allen bedeutenden Vorfällen derselben, besonders, insofern sie auf die innere Staatsverwaltung Bezug hatten, nahen Antheil nahm. Unter allem Wechsel der Hofgunst hielt er sich immer im Vertrauen des Kaisers, der seinen Eifer ehrte und seiner Treue gewiß war. Cambacérès gehörte zur Zahl derer, welche selbst über Gegenstände, die das Innere der kaiserlichen Familie betrafen, befragt wurde, wo er dann, wie bei Staatsangelegenheiten nach der selbständigen Milde seines Charakters seine Ansichten entwickelte. Napoleon bezeigte ihm fortwährend eine höhere Achtung und wurde nicht verletzt, wenn Cambacérès Rathschläge seinem eisernen Willen entgegen waren, wie dieser Fall bei der Trennung des Kaisers von seiner ersten Gemahlin und bei der Sucht des Kaisers zum Kriegführen, besonders bei der Berathung des fürchterlichen Kriegszuges gegen Rußland, der Fall war. Wenn Cambacérès daher bei den Staatsreden, welche er als Reichserzkanzler bei prunkvollen Veranlassungen halten mußte, auch im Preise des Kaisers, wie es damals üblich war, kein Maaß zu finden wußte, so mögen die hier laut gewordenen Uebertreibungen auf Rechnung des im großen Kostüme erscheinenden Höflings geschrieben werden, der durch die momentane Vermummung nicht verlernte, als Mann mit besonnener Ueberlegung für seinen eigenen Ruhm und für des Vaterlandes Beste zu sorgen. Schon der Antheil, welchen er an der Gesetzgebung des sich neu gestaltenden Frankreichs — Napoleons größtes Werk — und an der Verbesserung der Rechtspflege nahm, bezeichnet Cambacérès als einen höchst verdienstlichen Mann. Im alten Frankreich, obgleich eine Reihe von Jahrhunderten unter Einem Regenten vereinigt, herrschte beim Rechtszustande seiner Einwohner die größte Verwirrung und Ungleichheit. Die Rechtsbestimmungen zerfielen in das geschriebene (so ward das römische genannt) Recht, in Provinzial und Gewohnheitsrechte, in königliche Gesetze (Ordonnances) und in Parlamentsentscheidungen. Nirgend war die Grenze genau gezogen, nirgend Gleichförmigkeit und Zusammenhang. Einiger Könige Plane zur Entwerfung eines ganzen Gesetzbuches für das Reich kamen nicht zur Ausführung. Während die Revolution die Verwirrung noch größer machte, entfernte sie bedeutende Hin-

dernisse; Leibeigenschaft, Adels- und Lehnrechte, wie die Privilegien, waren abgeschafft; des kanonischen Rechtes Unantastbarkeit war vernichtet und die Provinzialverschiedenheit aufgehoben mit der Einheit der Nation. Schon die Nationalversammlungen fühlten die Nothwendigkeit, ein bürgerliches Gesetzbuch zu entwerfen; im stürmischen Nationalconvente drang Cambacérès mit größtem Ernste und Eifer darauf. Er erhielt den Auftrag, den Entwurf eines solchen Gesetzbuches zu bearbeiten, dessen er sich unter dem 9ten August 1793 entledigte; doch das Werk eines einsichtsvollen Mannes vom Fache, mit Besonnenheit gemacht, gefiel der Prüfungscommission nicht; man fand in dem Entwurfe des Alten zu viel, des Neuen, Revolutionairen viel zu wenig. Eine zweite Commission, mit dem Unternehmen beauftragt, konnte bei aller Willkür damit gar nicht zu Stande kommen: denn die Aufgabe gehört zu denen, welche Kenntniß, Einsicht, Erfahrung verlangen. Cambacérès ließ nicht nach, das Bedürfniß von neuem zur Sprache zu bringen; an ihn wandte man sich in der Verlegenheit zum zweiten Male unterm 27. August 1794. Er überreichte seinen zweiten Entwurf schon zwei Wochen nachher; ein neuer die Staatsverfassung überziehender Sturm hinderte dessen Berücksichtigung; selbst ein dritter Entwurf, der auf Verlangen am 12. Juli 1796 dem Rathe der Fünfhundert vorgelegt wurde, kam nicht zur Ausführung, weil Cambacérès vom Directorio aus der Versammlung der Volksrepräsentanten verdrängt wurde. Erst unter der Consularregierung war es ihm verstattet, der Pflege seines Lieblings wieder näher zu treten. Während Bonaparte bei Marengo siegte, wirkte Cambacérès für des Reiches innere Wohlfahrt, indem er in demselben ein durchgreifendes Rechtssystem vorbereitete. Er selbst als zweiter Consul mit der Leitung aller Staatsangelegenheiten beschäftigt, bewirkte, daß Portalis, Tronchet, Préamenen und Maleville zusammen traten, um seine drei Entwürfe prüfend zu vergleichen und danach ein neues System der bürgerlichen Gesetzgebung in einem Gesetzbuch aufzustellen. Dieser Entwurf trat am 17. März 1801 ans Licht, ward gedruckt und Aller Prüfung, besonders der Cassations- und Appellationsgerichte vorgelegt. So kamen viele sachdienliche Bemerkungen zur Sprache, nach deren Einsammlung im Juli 1801 in der

Gesetzgebungsabtheilung des Staatsrathes und im Tribunale die nochmalige Prüfung des Ganzen, in genauer Erwägung jeder einzelnen Bestimmung, vorgenommen wurde. Aber im Tribunate fanden diese Verhandlungen so vielen und unerwarteten Widerspruch, daß zum großen Leidwesen Cambacérès, der erste Consul am dritten Januar 1802 erklärte: „die Regierung habe sich überzeugt, der Zeitpunct sey noch nicht gekommen, wo diese wichtigen Berathungen mit gehöriger Ruhe und Einigkeit vorgenommen werden könnten." — Die Verhandlungen über das neue Gesetzbuch hatten für dieses Mal hiermit ihre Endschaft. Am 13. März wurde das Tribunat von dem lebhaftesten Widersprechern gereinigt. Cambacérès ruhete nicht, und das Bedürfniß redete ihm das Wort, bis der zerrissene Faden wieder angeknüpft wurde, wo sich dann Bonaparte selbst die Sache sehr angelegen seyn ließ und bei den Verhandlungen großen Ertrag in den Einsichten des zweiten Consuls fand. Diese geschichtlichen Andeutungen genügen, um hier den Antheil, das Verdienst zu bestimmen, welches Cambacérès um die Gesetzgebung hat, welche als Code Napoleon der Ruhm Frankreichs, der Schrecken der unterjochten Völker, jetzt als ein Denkmal der Gesetzgebung dasteht, welches in der Culturgeschichte der Zeit ewig Bewunderung verdient.

Hinsichtlich der Verdienste Cambacérès muß hier noch bemerklich gemacht werden, daß er allen Fleiß, alle Einsicht und Kraft nicht allein daran verwendete, Frankreichs Gesetzgebung ins Werk zu richten; das gegebene Gesetz fand in ihm fortwährend auch den unerschrockensten Vertreter und den treuesten Befolger. — Er verhinderte manchen Gewaltstreich des Kaisers.

Wie Cambacérès von dem Kriege gegen Rußland abrieth, so empfahl er 1813 bei jeder Gelegenheit, Frankreichs Rettung durch Friedensschlüsse zu bewirken. Als der Kaiserin Maria Louise, während der Kaiser beim Heere war, die Regentschaft übertragen war, stand ihr Cambacérès als nächster Rathgeber zur Seite; weshalb man die Maaßregel, welcher die Kaiserin folgend im nächsten Jahre Paris verließ und nach Blois ging, als von ihm herrührend erzählt. Aber Napoleon selbst hatte den Befehl ertheilt, die Hauptstadt bei Annäherung des Feindes zu verlassen, als er 23. Januar von Gattin

und Sohn Abschied nahm; er wiederholte selbigen im März 1814 in einem Briefe an seinen Bruder Joseph. Die Kaiserin schlug erst in Cambacérès Begleitung den Weg nach Tours ein; ihr Gemahl aber bestimmte nach Blois zu gehen (am 28. März). Als hier die Nachricht von des Kaisers Abdankung anlangte, erschienen gleichzeitig die Commissarien der Verbündeten, um die Kaiserin und ihren Sohn in sicherer Obhut nach Orleans, dann nach Rambouillet zu ihrem Vater und demnächst nach Deutschland zu begleiten (8. bis 12. April). Nun hielt Cambacérès seine Amtsverpflichtungen für beschlossen; er schickte von Blois aus am 9. April an den Prinzen von Benevent nachstehende Erklärung: „der unterzeichnete Prinz Reichs-Erzkanzler erklärt, daß er vollkommen und unbedingt allen Acten des Senates seit dem 1. des laufenden Aprilmonates und allen aus denselben hervorgehenden Anordnungen beitritt. Cambacérès," — und ging unmittelbar darauf nach der Hauptstadt zurück, wo er die dem anerkannten Verdienste gebührende Aufnahme fand. Alle seine Wünsche schienen sich auf eine glückliche Zurückgezogenheit zu beschränken; aber gerade diese Sinnesart gab den Feinden seines Glücks Veranlassung zu Anfeindungen. Leichter mochte er sich darüber trösten, daß man ihn aus der neugebildeten Pairskammer ausschloß, während Ludwig XVIII. die Mehrzahl der Reichswürdenträger des Kaiserthumes hineinrief. Er entging zwar politischen Verfolgungen, aber nicht den Angriffen des Neides, der Bosheit und der Rachsucht, welche man in Flugschriften und Zerrbildern wider ihn bereitete. Er und seine Freunde Degrefeuille und Vieville waren, wie viele von den höchsten Aemtern herabgetretene Große, früher der Gegenstand demuthsvoller Huldigungen, nun die Zielscheibe unsittlichen Spottes; dahin gehören die Libelle: La Promenade du Palais - Royal; Galimafrée; Gargantua; Pair ou non; La Promenade à Versailles u. s. f. — Man hielt für unmöglich, was doch in der That kein großes psychologisches Räthsel darbietet, daß ein Mann wahrheitsliebende Selbständigkeit besitzen und Mitglied des Convents, Consul Frankreichs, napoleonischer Reichskanzler und Prinz und endlich friedlich ruhiger Bürger unter Ludwig XVIII. seyn könne. Cambacérès löste dieses Räthsel, indem er zu viel Selbstgefühl zeigte, um ge-

gen jene Verunglimpfungen die Hülfe der Gerichte aufzurufen.

Seit dem ersten Mai 1814 stand Cambacérès mit dem Kaiser Napoleon und seiner Familie in keiner weitern Verbindung; des Ersteren Rückkehr von der Insel Elba war ihm völlig unbekannt; er erfuhr sie erst, als ganz Paris sie bereits wußte. Noch an demselben Abend, wo Napoleon nach unaufhaltsamem Fluge durch Frankreich in die Tuilerien einzog (den 20. März 1815), wurde Cambacérès zu ihm berufen; er stellte sich erst nach wiederholten Einladungen ein und lehnte alle Aufforderungen, seine bisherige Stelle, oder ein anderes seinen Wünschen entsprechendes Amt anzunehmen, standhaft ab. Endlich, um nicht in so wichtigem Augenblicke als öffentlicher Feind des Kaisers zu erscheinen, sah er sich doch genöthigt, das Portefeuille des Justizministerii ad interim zu übernehmen; er beschäftigte sich aber wenig mit den Arbeiten dieses Amtes, unterzeichnete nur wenige Ausfertigungen und überließ das Meiste dem Staatsrathe Boulay de la Meurthe; aber er redete den Kaiser bei der großen den Ministerien und dem Staatsrathe am 26. März ertheilten großen Audienz an. Die Weise, wie er Frankreich regiert zu sehen wünschte, sprach er lakonisch genug aus: „Kein Krieg von außen; es sey denn, um ungerechten Angriff zurückzuweisen; kein Krieg von innen; keine willkürlichen Handlungen; Sicherheit der Personen und des Eigenthumes; freie Mittheilung der Gedanken.“ —

Der Kaiser antwortete sanftmüthig genug: „die Gesinnungen, welche Sie mir ausdrücken, sind die meinigen.“ —

Aus dieser Zeit hält man tadelnd dem Justizminister wider Willen ein von ihm unterm 11. Mai erlassenes Circular vor, dessen Inhalt man streng und hinterlistig nennt. Was aber in jener amtlichen Ausfertigung als Staatsverbrechen und wie es zur Bestrafung den Gerichten bezeichnet ward, war unter des Kaisers unmittelbarer Theilnahme im Ministerio berathen auf Anregung eines Berichtes von Fouché, der noch weit größere Härte im Sinne hatte und auch zur Ausführung brachte. Cambacérès war verpflichtet sein Circular nach den erhaltenen Vorschriften abzufassen, und es ist Thatsache, daß in seinem Ministerio auf den Grund des Circulars nie-

mand die geringste Verfolgung erlitten hat. Selbst als Präsident der Pairskammer ist sein Benehmen vorwurfsfrei; besonderes Lob verdient die sanfte Ruhe, mit welcher er in stürmischen Augenblicken über die Berathung verhängnißvoller Entscheidungen wachte. — Nach der zweiten Abdankung des Kaisers zog sich Cambacérès in seine ruhige Verborgenheit zurück, die er nur gezwungen verlassen hatte. Doch er sollte sie auch dieses Mal nicht lange genießen. Im Anfange des Jahres 1816 traten die Ultraroyalisten Frankreichs mit der rachsüchtigen Meinung: es sey noch nicht genug Blut der Neuerer geflossen, das Reich müsse von den Unholden gereinigt werden, hervor, verhöhnten das Amnestie-Gesetz und erhoben die Stimme gegen die weise Milde des Königs. Gestützt auf Mitglieder der königlichen Familie, welche ihre Gesinnung theilten, begünstigt durch die innere Gährung, welche gefahrvolle Umtriebe bekundete, meistens aber von den Ultras in Bewegung gesetzt wurde, bewirkten sie die Zusätze zu dem Amnestie-Gesetze (unterm 12. Jan.), deren Anwendung den ruhigen Cambacérès nöthigte, Frankreich zu verlassen. Sein oben vollständig mitgetheiltes Votum bei der Verurtheilung Ludwigs XVI. mußte dazu den Vorwand leihen, obgleich Cambacérès nicht als Königsmörder betrachtet werden kann, sondern entschieden zu der überstimmten Minorität des Conventes gehörte, welche die Hinrichtung des Königs zu hintertreiben suchte. Ihm widerfuhr daher gegenwärtig offenbares Unrecht. Cambacérès ging nach den Niederlanden, wo er sich zu Brüssel und zu Amsterdam aufhielt und ehrenvolle Aufnahme fand. Unter dem 13. Mai 1818 konnte er sich erst wieder der Gerechtigkeit des Königs erfreuen, indem Ludwig XVIII. die begangene Unbill ausglich und ihn, wieder eingesetzt in seine bürgerlichen und politischen Rechte, nach Frankreich zurückberief.

So kehrte er nach Paris, zu dem heimischen Herde, zu einer eingezogenen Lebensweise zurück, allen politischen Angelegenheiten entfremdet, nur sich, einer kleinen Anzahl treuer Freunde und den Werken der Wohlthätigkeit lebend. Dort vermißte er nie die feilen Diener, welche einst seine Vorzimmer füllten, um, bei des Glückes Wechsel, andere Götzen zu suchen; seine Ruhe störten weder die Lobredner, noch die Verleumder seiner wirkungsreiche-

Laufbahn. Der zum Greise gereifte, einst so wirkungsreiche Staatsmann war ein friedlicher, ruhig den Gesetzen Folge leistender Bürger geworden, dem, mit höheren Lebensansichten beschäftigt, das Gewirre des politischen Treibens höchstens ein Lächeln abgewinnen konnte.

Einige Monate hatte er das siebzigste Lebensjahr überschritten, als ihn am ersten März d. J. ein Schlagfluß aufs Krankenbett warf, wo dann bei gänzlicher Abspannung der Kräfte am 8. März seine Auflösung erfolgte; in friedlicher Frömmigkeit ging er hinüber zum bessern, von keinem Sturme irdischer Leidenschaften bewegten Daseyn. Den 13. fand sein feierliches Leichenbegängniß statt, dem viele Gefährten der Tage seines Glanzes folgten: die Marschälle Macdonald, Mortier, Soult, der Fürst Talleyrand, die Grafen Lanjuinais, Daru, Chaptal u. a. m. — Sein jüngerer Bruder, der General, dessen beide Söhne Erben seines großen Vermögens sind, von welchem Cambacérès mehrere Theile zu frommen Vermächtnissen verwandte, war der Hauptleidtragende. Ueber hundert Arme, die der Verewigte unterstützte, beweinten bei seiner Gruft ihren Wohlthäter. Seine Asche ward auf dem Kirchhofe des P. Lachaise beigesetzt, bis Angehörige und Freunde zu deren Aufbewahrung ein Denkmal errichtet haben. —

Cambacérès hat seit zwanzig Jahren in Frankreich, und durch Frankreich in ganz Europa einen bedeutenden Namen erlangt. Er bewies in den wildesten Momenten der Revolution, weit entfernt sich dem brausenden Strome leidenschaftlicher Verirrungen hinzugeben, Besonnenheit und weise Mäßigung; Freund des Friedens, der innern Ruhe, des Gesetzes, bot er alles auf, die durch die Revolution geschlagnen Wunden zu heilen. Er war der Erste und Letzte, der Treueste und Muthigste, welcher zur Mäßigung rieth. Nützliche hierauf gerichtete Rathschläge ertheilte er fortwährend dem Convente und Napoleon, dem ersten Consul wie dem Kaiser. Von Letzterem oft, während dessen Abwesenheit, mit der höchsten Leitung der innern Staatsangelegenheiten beauftragt, traf ihn nie ein gerechter Vorwurf; nie hat er sich eine Willkür erlaubt, nie die verfassungsmäßige Ordnung verletzt. Wo er wirkte, war die Unverletzlichkeit der Personen und des Eigenthums gesichert. Verhaftungen anzuordnen, war seiner Sinnesart durchaus

entgegen. — So wird es immer zum Ruhme seines Namens anerkannt werden, was er als Staatsmann, als Gesetzgeber, als Rechtsgelehrter leistete. — Eine ertragreiche Rechenschaft seines politischen Lebens hat er in handschriftlichen Denkwürdigkeiten hinterlassen, welche über den Zeitraum von der gesetzgebenden Reichsversammlung bis zur Errichtung des Kaiserthums neues Licht verbreiten. Ihre Bekanntmachung ist durch letztwillige Verfügung seinem Geheimschreiber Lavollée vertraut, der, wie es heißt, das Werk nächstens drucken lassen wird. Ob aber dieser wünschenswerthe Plan nicht gestört wird durch die Beschlagnahme der Papiere des Verstorbenen, welche das Ministerium anordnete und wogegen die Erben einen jetzt Aufsehn erregenden Prozeß anfingen, hängt wahrscheinlich von dem Ausgange des letztern ab. Verwunderung mag es erregen, daß die Minister, wenn Cambacérès dem Staate zugehörige Papiere in Händen hatte, denselben als Privatmann eine ganze Reihe von Jahren im Besitze ließen und erst seinen Tod abwarteten, um solche Urkunden zurückzufordern. Vielleicht fürchten mächtige Personen compromittirt zu werden durch die Rechenschaft, welche Cambacérès in seinen Privatpapieren von seinem öffentlichen Leben gibt; ein gänzliches Vergessen der vorigen Zeit ist die schwierige Aufgabe solcher Bemühungen; haben Wünsche dieser Art keine Gränzen, so zeichnet schützend die ewige Gerechtigkeit dem vermessenen Unternehmen seine engen Schranken vor. —

Wenn viele Regenten Europas sich befleißigten, Cambacérès in den Tagen seines Glanzes mit ihren Orden zu schmücken, wie ihm auch in Frankreich, während des Kaiserthums, dessen Ehrenzeichen verliehen wurden (auch den königlich preußischen schwarzen Adlerorden besaß er): so ist es vielleicht besonders dem Auslande vorbehalten, die gerechte Würdigung seiner Verdienste zur Sprache zu bringen, während in seiner Heimath Gewalt der Parteisucht geschichtliche Untersuchungen so nahe liegender Begebenheiten in sehr beengende Gränzen weist.

Friedrich August Wilhelm Spohn.

Friedrich August Wilhelm Spohn.

Das äußere Leben Spohns hat wenig, was für das größere Publicum von Wichtigkeit seyn könnte, und wir erwähnen daher von ihm nur so viel, als zum Verständniß des weiter unten Folgenden nöthig ist. Am 16. Mai 1792 zu Dortmund geboren, bekam er bald darauf Sachsen zu seinem Vaterlande, indem 1794 sein Vater als Professor der Theologie nach Wittenberg berufen ward, aber wenig Tage nach seiner Ankunft starb. Durch die unermüdete Sorgfalt seiner Mutter, die Liebe seines Stiefvaters, des Dr. Dresde, und den Unterricht, den er seit 1804 auf der ehrwürdigen Pforta genoß, gedieh der Knabe zum kräftigen und schon damals sehr viel versprechenden Jüngling, und bereits im J. 1810 ging er, vorbereitet wie wenige, nach Wittenberg, mit dem Entschlusse, sich der Theologie zu widmen. Bald aber fühlte er sich zur Philologie, besonders durch Lobecks Vorträge, so hingezogen, daß er von nun an dieser Wissenschaft sich ganz widmete und in Wittenberg öffentliche Vorträge darüber halten wollte. Die Ereignisse des Jahres 1813 vereitelten dies; und nachdem Spohn sein Haus und mit ihm den größten Theil seiner Bibliothek durch das Bombardement verloren hatte, ging er nach Leipzig, wo er sich 1815 habilitirte, 1817 außerordentlicher Professor der Philosophie und 1819 ordentlicher Professor der alten Literatur ward. Er war nun nach manchen sehr ehrenvollen Berufungen ins Ausland für Leipzig gewonnen, und seine Lage entsprach vollkommen seinen Wünschen. Aber fast zu gleicher Zeit zeigten sich auch die ersten

Spuren seiner nachmaligen Kränklichkeit, die, eine Folge der angestrengtesten und mehrere Jahre lang bis in die späte Nacht ausgedehnten Studien, selten unterbrochen ward, ihn schon 1820 dem Tode nahe brachte und durch eine Darmentzündung in der Nacht vom 16. zum 17. Januar 1824 seine Auflösung herbeiführte, eben als er im Begriff stand, die Wissenschaft mit Resultaten von Forschungen zu bereichern, die von den Meisten zu den nie aufzulösenden Räthseln gezählt wurden. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß wir hier die Aegyptiaca meinen, deren Erscheinen das ganze gebildete Europa mit gespannter Erwartung und der gerechten Hoffnung entgegensah, daß nun endlich das eitle Hin- und Herreden unberufner und voreiliger Entzifferer aufhören und ein festes, nach allen Grundsätzen einer vorurtheilsfreien Kritik aufgebautes System an seine Stelle treten werde. Es mag manchem wunderbar scheinen, daß ein Mann, der als Lehrer der classischen Literatur gefeiert war, seine Blicke auch auf einen Zweig der Wissenschaft richtete, der nach der gewöhnlichen Ansicht mehr in den Bereich orientalischer Sprachforscher gehört: allein das Auffallende verschwindet, wenn man weiß, wie Spohn darauf geleitet ward. Der Mythologie einen großen Theil seiner Kräfte widmend, lag es ihm, der nie fremde Behauptungen ohne vorherige Prüfung zu den seinigen machte, daran, zu wissen, was es denn mit der Verbindung griechischer und orientalischer Religionsbegriffe für eine Bewandtniß habe, und mit welchem Recht vorzüglich Aegypten als das Land angesehen werde, dem nach vieler berühmter Gelehrten Meinung Griechenland nebst andern Zweigen der Cultur auch seine Religion zu verdanken habe. Bald kam er zu der Ueberzeugung, daß auf dem gewöhnlichen Wege hier nichts auszurichten sey und daß man auf die Quelle selbst, auf Aegyptens Sprache und Literatur zurückkommen müsse. Es handelte sich daher um die Erklärung der Hieroglyphen und Entzifferung der eigentlichen Schriftsprache; und um ganz sicher zu verfahren, wandte er sich zuerst an die letztere. So groß und unübersehbar auch die Schwierigkeiten waren, die er sich aufthürmen sah, so ging er doch muthvoll und mit dem Vorsatz, alles daran zu setzen, an das Geschäft, und sein erstes Augenmerk war auf die bekannte Inschrift von Rosette gerichtet, die mit ihren

Hieroglyphen, ihrer hiertischen Schrift und ihren griechischen Buchstaben als Schlüssel zu der Eröffnung des Geheimnisses angesehen werden mußte, die aber andere, in unverantwortlicher Keckheit dasselbe Ziel mit Spohn verfolgend, als gar nicht vorhanden, unbeachtet ließen, wohl fühlend, daß dann ihre ganze Wissenschaft zu Schanden werden müßte, weil die Unhaltbarkeit ihrer Behauptungen ein Blick auf das Griechische zeigte. Spohn mußte nun aber nicht nur die einzelnen Worte der Steinschrift, die mit den griechischen durchaus nicht genau übereinstimmen, zu entziffern suchen, sondern sich selbst die Sprache erfinden, und beides war neben einander zu thun. Niemand wird wohl das unermeßlich Schwere dieser Aufgabe verkennen; und selbst, wenn der edle Forscher fruchtlos gearbeitet hätte, wir dürften ihm unsere hohe Achtung wegen seiner rastlosen und nichts scheuenden Thätigkeit nicht versagen. Auf jede Erheiterung des Lebens großmüthig Verzicht leistend, nur wenige Augenblicke dem Schlaf und der Erholung gönnend, dabei von seinem Amte und andern Geschäften auf das mannichfachste in Anspruch genommen, arbeitete er sich dem Ziele immer näher, ohne seinen Freunden etwas von seiner dermaligen Beschäftigung zu sagen; und bescheiden und ruhig, wie stets, begnügte er sich mit dem Bewußtseyn, im ernsten Streben nach Wahrheit Beiträge zur Vervollkommnung des Ganzen zu geben. Da erschien im ersten Band der Amalthea (1820) sein Fragment über Hieroglyphen, ihre Deutung und die Sprache der alten Aegyptier, wodurch zuerst die Augen deutscher und bald auch ausländischer Gelehrten auf einen Mann gelenkt wurden, dessen Name in diesem Fach des Wissens bis dahin noch nie genannt worden war, und der sich in jenem Aufsatz, welcher vorzüglich durch die von Böttiger in der Vorrede zu diesem Buche bestätigte Versicherung interessant ward, daß die rosettische Inschrift bereits entziffert sey, so fest und bestimmt gegen die bisher versuchten, aber von ihm als unrichtig befundnen Methoden zur Auffindung der ägyptischen Schriftsprache äußerte, daß schon dies allgemeine Erwartung erregte und man die Fortsetzung des bereits Gegebnen lebhaft verlangte. Wir sagen „allgemeine Erwartung," ohne deswegen den Vorwurf einer Unwahrheit zu befürchten, da die Nachäußerungen eines in jenem Aufsatze ernst, aber mit Würde zurechtge-

wiesnen Vertheidigers der von ihm als neu angeprie= nen, aber schon von vielen ohne Erfolg angewendeten Paronomasie aus den semitischen Sprachen so wenig zu bedeuten hatten, daß sie Spohn las — und vergaß. Seitdem ging er ruhig auf dem mühevollen Wege weiter; und nur die dringenden Aufforderungen namhafter Gelehrten konnten ihn bewegen, einzelnes über die Ergebnisse seiner Studien brieflich mitzutheilen, da es ein stets von ihm befolgter Grundsatz war, nur dann mit den von ihm als wahr erkannten Sätzen hervorzutreten, wenn alles beseitigt und jede nachher aufzuwerfende Frage im voraus beantwortet war. Unterdessen waren die vom General Menu von Minutoli in Aegypten erworbenen Schätze nach Berlin gekommen, und die dasige Akademie der Wissenschaften lud unsern Spohn ein, jene Alterthümer in Augenschein zu nehmen und sein Urtheil über die dort aufbewahrten 65 Papyrusrollen abzugeben. Nur wenige Tage (im Nov. 1822) entzog sich der gewissenhafte Mann seinen Berufsgeschäften und ging nach Berlin, prüfte mit umsichtigem Blick das Vorhandene, gab das Mittel zur Eröffnung der Papyrusrollen an und kehrte mit neuem Ruhm gekrönt zurück. Im Sommer des vorigen Jahres gedieh alles zu seiner Reise, und endlich sah er sich im Stande, dem Bücherverzeichniß der letzten Michaelismesse die Ankündigung seines großen ägyptischen Werks beizugeben. Die nöthigen Vorbereitungen wurden getroffen, mehrere Steindrucktafeln, deren im Ganzen über 80 gegeben werden sollten, waren schon fertig, und der Druck sollte gegen Ostern beginnen. Doch anders war es beschlossen: mitten unter seinen Beschäftigungen raffte ihn eine schmerzhafte Krankheit dahin, und der edle Mann, der schon um so manche Freude getäuscht worden war und der jetzt neuen schönen Verhältnissen entgegen ging, starb, ohne die theuer erkaufte Frucht seiner Studien brechen zu können! — Wenn nun dieser Tod einen wahrhaft unersetzlichen Verlust für die Wissenschaft herbeigeführt hat, so muß auch allen daran gelegen seyn, die Bruchstücke dieses Erzeugnisses deutschen Forschungsgeistes von kundiger Hand mitgetheilt zu bekommen. Es sind einzelne Blätter mit der Handschrift des Verewigten über diesen Gegenstand vorhanden; die Inschrift von Rosette selbst ist, wie Schreiber dieser Zeilen versichern kann, entziffert; und endlich würden die Briefe an seine Freunde manche

Ausbeute geben. In solchen Fällen ist alles von der größten Wichtigkeit, und während die Engländer die unbedeutendsten und gleich auf den ersten Anblick als falsch sich ausweisenden Conjecturen Bentleys, Porsons u. a. in mächtigen Bänden der Welt aufdringen, und wir gutmüthigen Deutschen dies alles mit dem größten Dank annehmen, sollte in Deutschland das Werk eines Deutschen, das seinem Vaterlande zum ewigen Ruhm gereicht haben würde, spurlos verschwinden und vergessen werden? Nein, noch lebt Gemeinsinn in Deutschlands Gelehrten, und gewiß werden sich vorurtheilsfreie und mit der Sache nicht unbekannte Männer finden, die zu Spohns, des Vaterlandes und ihrer eigenen Ehre dem Unternehmen ihre Kräfte weihen und das, was sich noch retten läßt, der Nachwelt überliefern; wir hoffen von dem eben so unternehmenden als uneigennützigen Reimer, der sich zum Verlag des weitschichtigen Werks entschlossen hatte, daß er alles dazu beitragen werde, das Wenige, was jetzt noch gegeben werden kann, nicht verloren gehen zu lassen.*)

Ein Mann, der dies allein geleistet hätte, wäre schon unserer Bewunderung würdig, und sein Nachruhm würde für alle Zeiten fest begründet seyn. Aber Spohn that noch viel mehr, und man könnte manches nun zu Erwähnende für Unwahrheit und Uebertreibung halten, wenn nicht theils die Schriften des Verewigten, theils Augen- und Ohrenzeugen das Gegentheil bewiesen. Außer jenem ägyptischen Werke beschäftigten nämlich Spohn noch vorzüglich drei Theile der alten Literatur mit mehrern da-

*) Dies gilt von dem ganzen Nachlaß der unvollendeten Arbeiten des Verewigten. Und wirklich sollen bereits zur Vollendung mehrerer derselben sich einzelne Gelehrte erboten haben. Gewiß ist es von Hermann, der zur Beendigung der größern Ausgabe von Hesiodi opera et dies Hoffnung gemacht; so wie die Vollendung des Hauptwerks, der Aegyptiaca, Hrn. M. Seyffarth, Privatdocenten an der Universität Leipzig, übertragen ist. Es wird baldmöglichst erscheinen, unter dem von Spohn selbst gewählten Titel: De lingua et literis veterum Aegyptiorum specimen. Cum permultis tabulis lithographicis, literas Aegyptiorum tum vulgari tum sacerdotali ratione scriptas explicantibus, atque interpretationem Rosettanae aliarumque inscriptionum et aliquot voluminum papyraceorum in sepulcris repertorum exhibentibus. Accedit glossarium Aegyptiacum.

mit verknüpften Untersuchungen, von denen einige Nachrichten den Lesern dieser Blätter hoffentlich nicht unangenehm seyn werden.

Der erste nämlich war das Studium der alten Geographie in jeder Beziehung, und die Masse der dazu gemachten Vorarbeiten übersteigt allen Glauben. Schon in Wittenberg hatte er sich viel und gründlich damit beschäftigt, und eine wahrscheinlich unter seinen Papieren befindliche Abhandlung über die Erdkunde des Mittelalters war eine Frucht dieser Studien. Spohn hatte sie zum Habilitationsprogramm für Wittenberg bestimmt; und nur die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1813, dessen Stürmen auch jene Universität erlag, verhinderten ihre Erscheinung. Wir hegen aber die gerechte Erwartung, daß auch dies Bruchstück der Welt nicht entzogen werden wird, zumal da über diesen Punct der allgemeinen Geschichte, zu der doch die Erdkunde gehört, so wenig Befriedigendes vorhanden ist. Neue Aufforderung aber zur Bearbeitung der alten Geographie erhielt Spohn, als ihm bald nach seiner Ankunft in Leipzig von der Weidmannischen Buchhandlung die Besorgung der sogenannten Hudsonschen Geographi minores übertragen und ihm zu diesem Zweck der ganze von Bredow und andern gesammelte Apparat übergeben ward. Spohn fand später Gelegenheit, ihn durch die interessantesten, aber auch zum Theil kostspieligsten Beiträge zu vermehren, die ihm Furia, Lord Guilford und einige andere darboten, und die, zu einem Ganzen verarbeitet, ein in seiner Art einziges und so vielleicht nie wieder zu lieferndes Werk gebildet haben würden. Den Plan desselben gab er in der Einleitung zu dem von ihm zum ersten Mal edirten geographischen Compendium des Nicephorus Blemmydes, zu dem der Commentar einen reichen Schatz der ausgesuchtesten Sach- und Sprach-Bemerkungen enthielt, und der eine nie zu befriedigende Sehnsucht nach der Vollendung des Ganzen erweckt. Als Theile dieser geographischen Untersuchungen sind auch die Beiträge zu Ersch's und Grubers Encyklopädie zu betrachten. Mit dieser Arbeit hing genau zusammen ein von ihm fast ausgearbeitetes und durch das Specimen de agro Trojano schon bekanntes Werk über die Geographia fabulosa, welches mit vielen, zum Theil schon gezeichneten Charten und Planen Aufklärungen über diesen noch so dunkeln Zweig

der Philologie geben und viele irrige Ansichten älterer und neuerer Gelehrten berichtigen sollte. Die Erwähnung dieses Werks aber führt uns auf zwei andere, durch die jenes bedingt wurde, da nur von ihnen seine Bearbeitung ausgehen konnte: wir meinen die Recensionen der Odyssee und des Hesiodus. Wie Spohn über Homer dachte und gearbeitet hatte, kann jeder aus seinen meisterhaften Abhandlungen de agro Trojano und de extrema Odysseae parte sehen. Hier ist höhere und niedere, historische und grammatische Kritik in ihrer höchsten Vollendung, und eine Gelehrsamkeit ausgebreitet, wie man sie selten findet. Spohn hatte aber auch den Eustathius dreimal durchgelesen und excerpirt, und schon dies kann einen sprechenden Beweis von der Assiduität des Mannes geben. Zur Freude aller Philologen können wir jedoch versichern, daß die Recension der Odyssee, die er auch mehrmals seinen Zuhörern erklärt hatte, fast druckfertig daliegt, und daß demnach der Bekanntmachung derselben nichts im Wege stehen kann. Wenn auch vielleicht hier und da noch manches fehlt, was der Verfasser der letzten Hand aufbewahrt hatte, so werde uns doch darum das Ganze nicht entzogen, das die homerische Kritik gewiß um vieles weiter bringen wird. Von derselben Art waren seine Forschungen über Hesiods Gedichte, von denen die kleinere Ausgabe der Tage und Werke die Nichtvollendung der schon vor 4 Jahren in einigen Bogen begonnenen größern sehr bedauern läßt. Das Aechte war von dem Unächten genau unterschieden, die Zeugnisse der Grammatiker in größter Vollständigkeit aufgeführt, und der Commentar, dem noch die verbesserten Scholien beigefügt werden sollten, durch eine Sammlung von Lesarten aus mehr als 60 Codd. und durch eine nichts zu wünschen übrig lassende Erklärungsweise ausgezeichnet. — Das zweite Hauptwerk, das als Muster für historische Forschungen gelten konnte, waren seine annales aevi Augustei. Da nämlich Spohn die Behandlung der Schriftsteller des Alterthums von einem höhern Standpunct aus nahm, als es gewöhnlich geschieht, und er mit der sorgfältigsten und alles erschöpfenden grammatischen Interpretation die historische genau verband, was die Einleitung zu seiner Ausgabe des Panegyrikus des Isokrates bezeugt, so drängte sich ihm bei wiederholter Lectüre der lateinischen Dichter, vorzüglich

der des Augusteischen Zeitalters, eine Menge der geistreichsten Ideen über den Zusammenhang der Gedichte jenes Jahrhunderts mit den politischen Begebenheiten auf, und sein Hauptaugenmerk war von nun an darauf gerichtet, eine annalistische Geschichte der literarischen Bestrebungen der in gedachter Zeit lebenden Schriftsteller zu geben, die eben nur durch die genaueste und nicht die geringste Kleinigkeit unberücksichtigt lassende Forschung möglich werden konnte. Wie er hier arbeitete, sieht man aus den auch unvollendet gebliebnen zwei akademischen Dissertationen: de vita et carminibus Tibulli, in denen er nach einem ganz neuen Plane das Leben dieses Dichters zu untersuchen begann. Jetzt sind freilich nur die ersten Fäden des kunstvoll angelegten Gewebes fertig: allein Spohn war mit der ganzen Untersuchung längst zu Stande, wie seine zahlreichen Zuhörer, denen er Tibulls Gedichte zweimal nach der von ihm begründeten Aufeinanderfolge erläuterte, bezeugen können. Allein Tibull war nur ein kleiner Theil des Ganzen. Auf dieselbe Weise zog Spohn auch den Ovid, über dessen noch nicht ergründetes Verhältniß zur Corinna er die überraschendsten Resultate gewonnen hatte, den Horaz, dessen wiederholte Erläuterung der Satyren sein Tod unterbrach, und dessen sämmtliche Werke er nach der chronologischen Ordnung der einzelnen Gedichte später einmal in einem jährigen Cursus zu erklären beschlossen hatte, den Virgil, dessen Eklogen er in seinen Vorträgen eine treffliche Lebensbeschreibung des Dichters und chronologische Anordnung der Gedichte vorausschickte, den Properz, über dessen in vieler Beziehung immer noch räthselhafte Werke wir hier die befriedigendste Auskunft erhalten hätten, in den Kreis seiner Untersuchungen. Mit welchen Schwierigkeiten er auch hier zu kämpfen hatte, welcher Combinationen es bedurfte, um sich aus diesem Labyrinth zu finden und welche Lectüre dazu gehörte, bis es ihm möglich ward, die einzelnen Data, die er nicht alle in seine Collectaneen tragen konnte, sie auch nicht eingetragen hat, vollkommen zu beherrschen, kann nur der einigermaßen beurtheilen, der ähnliches je unternahm. Spohn mußte nun nicht nur die einzelnen Gedichte jedes Dichters ordnen, sondern auch alles in ein Ganzes verarbeiten; und nach seinen öfters wiederholten Aeußerungen im Gespräch und vielfachen Andeutungen in öffentlichen Vorträgen darüber,

fehlte auch bei diesem ungeheuern Werke nichts als die letzte Ausarbeitung. Er hatte alle einzelnen Gedichte der damaligen Zeit, alle Briefe Ciceros bereits geordnet; und wir brauchen wohl nicht auf die unermeßlichen Vortheile aufmerksam zu machen, die der Wissenschaft aus der Bekanntmachung dieses Werks geworden wären. Auch hier wäre wohl ein Fragment noch zu retten: sein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der sogenannten personae Horatianae, dessen vollständige Ausarbeitung nach dem Plan des Verewigten einem lange gefühlten Bedürfniß abhelfen würde. Der Verfasser hatte diese Untersuchungen für die Einleitung seiner längst vorbereiteten und alles umfassenden Ausgabe des Dichters bestimmt, der nach und nach Tibull, Properz und Anmerkungen über verschiedene Stellen römischer und griechischer Schriftsteller in einzelnen Heften folgen sollten. Hier ist auch Spohns genaue Bekanntschaft mit Theokrit, welche seine zuletzt erschienenen lectiones Theocriteae in drei Programmen aufs schönste beurkunden, und seine Studien über Juvenal zu erwähnen, dem er ähnliche Untersuchungen wie dem Horaz gewidmet hatte. — Das dritte große Werk, welches auch einst erscheinen sollte, behandelte die Grundsätze der philologischen Kritik. Schon zweimal hatte der Verewigte in akademischen Vorträgen diesen Gegenstand behandelt, und es verlohnt sich wohl der Mühe zu wissen, wie Spohn sich mit einer Wissenschaft beschäftigt hatte, über die im einzelnen schon so viel, im Ganzen aber wenig oder eigentlich nichts erschienen war. Nach einer die verschiedenen Eintheilungsprincipien und Literatur der Kritik anführenden und prüfenden Einleitung, worin zugleich ihr Wesen, ihr Verhältniß zur Grammatik und Hermeneutik dargelegt wurde, sprach er im ersten Theil, der die niedere Kritik umfaßte, zuerst von den äußern Hülfsmitteln des Kritikers, die in diplomatische (Handschriften, Ausgaben und Variantensammlungen) und in historische (Scholien, Glossen, Marginalien, Paraphrasen, alte Uebersetzungen, Epitomatoren der Schriftsteller selbst und andere ihn anführende) zerfielen; gab dann die Regeln für Anwendung der eben genannten Hülfsmittel und zählte zuletzt die innern Hülfsmittel der gewöhnlich sogenannten Conjecturialkritik auf; im zweiten Theile sprach er von der höhern Kritik, wo zuerst die Rede war von den äußern Gründen derselben, ihrer Bestimmung, ihrem

Umfang, dann von ihren innern Gründen, die aus formalen und materiellen bestehen, und endlich von der Verbindung der innern und äußern Gründe, von den Urtheilsformen, deren sich die Kritik bedienen kann. Nach diesem Plan mußte alles vorkommen, was dem Kritiker wichtig und brauchbar ist; Theorie und Praxis wurden hier gleichmäßig berücksichtigt; und man erstaunte nicht weniger über die Fülle von Gelehrsamkeit, als man den Scharfsinn, der stets das Rechte traf und die Umsicht bewunderte, mit der alles an den ihm gebührenden Platz gestellt war. — Noch sind uns von Spohns Studien die Untersuchungen über die Aechtheit mehrerer ciceronischer Reden, die Geschichte der griechischen Poesie, besonders über den Ursprung der Elegie und die frühesten elegischen und jambischen Dichter und über den der Komödie anzuführen übrig; und manches vielleicht möchte noch zu erwähnen seyn, was der anspruchslose Mann niemandem mittheilen wollte, bevor es zu einem gewissen Grad von Vollendung gebracht war.

Wenn wir bisher unsern Spohn als Schriftsteller und Gelehrten den Lesern dieser Blätter in schwachen Umrissen näher zu bringen suchten, so glauben wir nun noch einiges von dem öffentlichen Lehrer der classischen Philologie sprechen zu müssen. Von dem heiligsten Eifer für die Erfüllung seiner ihm vom Staate aufgelegten Pflichten durchdrungen, betrachtete er stets diese als das zuerst zu Leistende, und dann erst ging er an seine schriftstellerischen Beschäftigungen. Seine Vorträge, die er nie mit dem barbarischen Ausdrucke praelectiones zu benennen brauchte, da sie sämmtlich Erzeugnisse des Augenblicks nach vorhergegangener genauester Erwägung alles einzelnen waren, und er gewöhnlich nur auf Blätter die wichtigsten Lesarten und Beweisstellen zu schreiben pflegte, waren klar, bestimmt, ruhig und legten in dem reinsten Latein den Sinn jeder Stelle, vorzüglich mit Hülfe der grammatischen Interpretation dar. Selten und nur bei abweichenden Ansichten namhafter Gelehrten erlaubte er sich Widerlegungen, theils um seinen Zuhörern aller Facultäten nicht durch zu lange Digressionen beschwerlich zu fallen und die außerdem immer so kurze Zeit nicht noch mehr zu schmälern, theils um nicht mißbilligende Urtheile über Männer fällen zu müssen, deren Verdienste er sonst gern und willig anerkannte. Seine

Collegia theilten sich nach der Verfassung der Universität in publica und privata. In jenen erklärte er 4 Stunden die Woche einen griechischen oder lateinischen Schriftsteller, anfangs beides vereinigt, später nach den Semestern abwechselnd; und hier wurden, ohne sich nach einem festgesetzten Cursus zu richten, Hesiods Tage und Werke, die ganze Odyssee (in zwei Semestern), Theokrit, Horazens Satyren, Virgils Eklogen, Tibull, auserwählte Reden Ciceros u. a. erläutert. Die privata waren Vorträgen über einzelne Wissenschaften gewidmet, vor allen der Kritik, Erdkunde der alten Welt, Mythologie des Alterthums mit Ausschluß der griechischen, über welche Spohn vor Verfluß mehrerer Jahre nichts bekannt machen wollte. Hätte ihn nicht die in seinen letzten Lebensjahren immer mehr überhand nehmende Kränklichkeit und andere Umstände, deren Aufzählung hierher nicht gehört, die aber triftig genug waren, abgehalten, so hätte er nach seinem oft ausgesprochenen Wunsche auch Encyklopädie der Philologie, Archäologie, Literaturgeschichte und Alterthümer beider classischer Völker gelesen. Aber auch mit dem bisher Erwähnten begnügte sich der Unermüdliche nicht. Der Belehrung angehender Philologen gewidmet, glaubte er diesen Zweck vorzüglich durch Gründung einer philologischen Gesellschaft erreichen zu können. Dieses Institut, welches seit 1817 unter dem Namen der kritischen Gesellschaft bestand und seitdem schon manche schöne Frucht zur Reife gebracht hat und gewiß noch bringen wird, erhob sich schnell, und Spohn schenkte ihm seine ganze Liebe, seine ganze Aufmerksamkeit; und das Andenken an die dort unter seiner Leitung verlebten Stunden wird jedem, dem thätiger Antheil daran zu nehmen vergönnt war, unvergeßlich bleiben. Er verstand es wie wenige, die Schwachen aufzumuntern und zu unterstützen, den Fleißigen und Geschickten mit Vorsicht zu loben, den Vorlauten und Anmaßenden mit Kraft zurechtzuweisen, und doch nahmen auch diese die ernsten Aeußerungen des hochverehrten Lehrers mit Dankbarkeit an, da man ihm es stets ansah, wie unangenehm ihm solche Augenblicke waren, und wie nur allein der lebhafte Wunsch, den Mitgliedern des Vereins zu nützen, den Tadel veranlaßte. Alle diese verschiedenartigen Vorträge nun hielt er mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und bestieg oft unter den heftigsten Schmerzen den Lehrstuhl, um ihn fast ohn-

mächtig wieder zu verlassen; und selbst als ihm nach der in den Jahren 1820 und 1821 überstandenen schweren Krankheit seine liberale Regierung Urlaub auf ein halbes Jahr anbot, schlug er es aus und bat nur um Verwilligung der zu einer Badereise nöthigen Zeit, die ihm dann auch im zweiten Jahre wiederholt ward.

Nimmt man dies nun zusammen, so wird wohl niemand an der Wahrheit der Behauptung zweifeln, daß Spohn stets einer der thätigsten Lehrer der leipziger Universität, ja zu manchen Zeiten vielleicht ihr thätigster war, und man begreift es nicht, wie der schon früh viel leidende Mann es nur so lange aushalten, wie er noch wenig Tage vor seinem Tode mit gewohntem Eifer lehren und mit nie rastender Thätigkeit seinen schriftstellerischen Beschäftigungen obliegen konnte; zumal wenn man weiß, wie sehr Leipzigs Professoren von Geschäften in Anspruch genommen werden, die den Lehrern anderer Akademien selbst dem Namen nach unbekannt sind. Der Verlust dieses Mannes ist für die Universität in vielfacher Rücksicht unersetzlich; und es möchten sehr wenig Gelehrte zu finden seyn, die alle Vorzüge, welche Spohn in so hohem Grade besaß, wieder in sich vereinigten und als thätige Lehrer und geistvolle Philologen mit ihm, der das Alterthum in seiner einzig wahren Bedeutung aufgefaßt hatte, in die Schranken zu treten wagen dürften. Die Wissenschaft war ihm das Theuerste und Heiligste: ihr opferte er jede Freude, jede Erheiterung des Lebens gern und willig auf; in ihr fand er Beruhigung und Trost gegen die oft widrigen Geschäfte des Tages; und selten wird wohl ein Wahlspruch so sehr im Leben angewendet werden, als es von Spohn geschah in Beziehung auf die von ihm oft empfohlenen Worte Senecas: Vita non est imperfecta, si honesta est; ubicumque desines, si bene desinis, tota est. Diese honesta vita aber bewährte er nicht nur als Gelehrter, sondern in eben so hohem Grade als Mensch. Die hervorstechenden Seiten seines Charakters, der die so oft gepriesene, aber eben so selten geübte humanitas (wie sie noch kürzlich der wackere Voß in der Vorrede zu seinem Aratus beschreibt) in ihrem schönsten Lichte zeigte, waren eine nie verletzende Milde, eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die ihm vielleicht bei weniger Unterrichteten und solchen, welche stets nur ihren eigenen Verdiensten die gebührenden Huldigungen bringen, nach-

theilig war, bei denen aber, die den Mann in seiner Würde zu schätzen wußten, zum höchsten Ruhm gereichte. Innige Freude hatte er über Entdeckungen, die andere vielleicht auf demselben Felde machten, mit dessen Bearbeitung er eben beschäftigt war, wenn nur die Wissenschaft dabei gewann; uneigennützig, wie es nur selten der Fall ist, unterstützte er, wo er irgend konnte, mit Rath und That; schwieg selbst dann, wenn ihm sein wohlerworbenes Eigenthum auf schändliche Weise entwendet ward, wovon uns einige Beispiele bekannt sind. Lebhaften Antheil nahm er an allen denen, die sich ihm auf irgend eine Weise empfohlen hatten, und sorgte wahrhaft väterlich, oft mit eigener Aufopferung für diejenigen, die ihm als talentvoll und fleißig bekannt geworden waren, wozu vorzüglich eine heut zu Tage immer seltner werdende Liberalität im Gebrauche seiner kostbaren Bibliothek gerechnet werden darf, die nicht nur das Erlesenste der philologischen Literatur, sondern auch eine nicht unbedeutende Anzahl noch unverglichner Handschriften classischer Schriftsteller enthält, so daß es sehr zu wünschen ist, daß diese Sammlung als ein Ganzes irgend einem bedeutenden Institute unsers deutschen Vaterlandes angeeignet werden möchte.

So wirkte und lebte Spohn, achtungs- und liebenswürdig in jedem Verhältniß des Lebens. Früh reifte er der Vollendung entgegen, und mit Wehmuth und Liebe rufen wir ihm ave pia anima nach.

Theodor Hartleben,

großherzoglich badischer geheimer Regierungsrath.

Theodor Hartleben,

großherzoglich badischer geheimer Regierungsrath.

Hartleben stammt aus der in den Niederlanden erloschenen adlichen Familie von Hartlöwen ab, und ist geboren zu Mainz im Jahr 1770. Er hat in einer Reihe von dreißig Jahren als Gelehrter und Geschäftsmann, unter mannichfaltigen schwierigen Verhältnissen, in mehreren deutschen Staaten so thätig gewirkt, daß die Umrisse seiner Bildung, so wie besonders seiner Dienstbiographie, die wir theils nach Originalactenstücken, theils aus den schon gedruckten Quellen entworfen haben, mehrere interessante Ansichten darbieten. — Als einer der vorzüglichsten Schüler des trefflichen damaligen Professor Nikolaus Vogt, schrieb er in seinem funfzehnten Jahre, ohne Beihülfe, ein Programm: Ueber den Verfall der Wissenschaften unter den Griechen und Römern und die Mittel, uns vor einem ähnlichen Verfalle zu schützen, nebst Sätzen aus der allgemeinen Geschichte, zur öffentlichen Vertheidigung. Mainz 1785. Sowohl diese Arbeit, als seine mit großem Beifalle ohne Präses gehaltene öffentliche historische Disputation, machten den berühmten schweizer Geschichtschreiber Johann von Müller, damaligen geheimen Referendair des Kurfürsten von Mainz, auf ihn aufmerksam. Die Folge davon war, daß dieser einen großen Einfluß auf seine frühe staatswissenschaftliche Bildung erhielt, und sich Hartleben, der in seinem zwanzigsten Jahre den Doctorhut und das Assessorat an der

mainzer Juristenfacultät erwarb, auf seine Veranlassung während drei Jahren der reichskammergerichtlichen, reichshofräthlichen und deutschen Reichstagspraxis widmete. Der Kurfürst genehmigte dessen künftige Bestimmung zur Diplomatie. — Ein Jahr vorher, ehe er Mainz verließ, stiftete er eine gelehrte Gesellschaft unter dem Titel correspondirender literärischer Zirkel, entwarf deren Statuten *) und redigirte den ersten Band ihrer zu Dresden erschienenen Schriften. — In Wetzlar ward der ausgezeichnete Reichskammergerichtsassessor und nachmalige Reichstags-Directorialgesandte Frhr. von Steigentesch durch seine Talente und seinen Charakter so für ihn eingenommen, daß er bis zu seinem Tode sein wahrer Gönner und Freund blieb, auch ununterbrochen einen literärisch politischen Briefwechsel mit ihm unterhielt. Hartleben lieferte zu Wetzlar (1791) sein erstes juridisches Werkchen: über die nach reichskammergerichtlichen Grundsätzen ganz unerörterte Rechtsmaterie von Requisitionen. Von da begab er sich auf Veranlassung der Krönung des Kaisers Leopold nach Prag, und schrieb dort anonym: Briefe über die böhmische Königskrönung, nebst einer kurzen Schilderung von Prags politischem und literärischem Zustande. Regensburg 1792.

Zu Wien hatte Doctor Hartleben, auf Befehl des Kurfürsten, unter Leitung seines vormaligen Staatsrechtslehrers, des kaiserlichen Reichsreferendair v. Frank, freien Zutritt in das Reichsarchiv, und einer der ersten Reichshofräthe, Frhr. v. Heßl, verwendete sich thätig für seine Bildung in der Reichshofraths-Praxis. Er lebte dabei in stetem Umgange mit seinem Gönner Johann von Müller, den er als Hofrath bei der kaiserlich geheimen Hof- und Staatskanzlei wiederfand, und der ihn dem damaligen Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten Frhrn. v. Thugut so nachdrücklich empfahl, daß dieser ihn auf kaiserliche Kosten in den orientalischen Sprachen zu künftiger Anstellung bei der Gesandtschaft in Konstantinopel unterrichten lassen wollte, wovon er aber durch die entgegengesetzten

*) Auszug aus der Verfassung und den Statuten des correspondirenden literärischen Zirkels. Mainz, 1790.

Wünsche seines Vaters abgehalten wurde. Die Grundlage seiner praktischen polizeilichen Kenntnisse erwarb er sich in fast täglichen Geschäftsunterhaltungen mit dem Oberpolizei-Director der kaiserlichen Residenzstadt Hofrath v. Lay, der ihn mit den Einrichtungen und dem Geschäftsgange in allen seinen Bureaux genau bekannt machte. Hartleben lieferte zu Wien seine erste staatsrechtliche Abhandlung: Ueber die Rechte und Pflichten eines Kurfürsten von Mainz während des Interregnums (1792). Reichshofrath v. Heß beehrte ihn bei seinem Abgange mit dem am 30. Mai 1792 ausgestellten Zeugnisse: „daß er ihn nach Pflichten der Redlichkeit als einen sehr talentvollen, geschickten und zu jeder reichsständischen Raths- oder Professor-Stelle vollkommen gebildeten jungen Mann nachdrucksamst empfehlen könne."

In Regensburg arbeitete er unter der Leitung des damaligen kurmainzischen Reichsdirectorial-Gesandten Frhrn. v. Strauß in allen Gattungen diplomatischer und Reichstags-Geschäfte. In diesen Zeitpunct (1793) fiel die Eroberung der Stadt Mainz und des kurmainzischen Staates auf dem linken Rheinufer, womit sich die ihm gewissen Aussichten auf dem diplomatischen und publizistischen Felde sehr umwölkten. Doch schlug er, frei von dem damaligen jakobinischen Schwindelgeiste, die Einladung des sogenannten mainzer Nationalconventes zu Annahme eines einträglichen Staatsamtes in der neugeschaffnen Republik, ungeachtet der Drohung, aus, daß er im Nichtannahmfalle alle seine vaterländischen Rechte verlieren werde. Er legte dieses officielle Schreiben seinem Gesandten, so wie dem kaiserl. Principal-Commissair Frhrn. v. Leikam nebst seiner Antwort vor. Ersterer empfahl ihn wiederholt und dringend dem damals zu Aschaffenburg residirenden Kurfürsten von Mainz. Dieser ließ ihm durch seinen Staatsminister Frhrn. v. Albini eröffnen, daß er bis zu veränderten Zeitverhältnissen als Hofgerichtsrath angestellt werden solle. Hartleben wollte eher einen günstigern Zeitpunct erwarten, als sich in seinen Fortschritten auf dem diplomatischen und publizistischen Felde beschränkt sehen *). Nach einiger Zeit ward er von dem

*) Während seines Geschäfts-Aufenthalts am deutschen Reichstage sind von ihm auch noch folgende zwei Schriften erschie-

Fürsten von Speier durch den Kammergerichtsassessor von Steigentesch beauftragt, eine am Reichstage zu vertheilende Deduction von Einquartierungen überhaupt und insbesondere von der Einquartierungsfreiheit reichsständischer Residenzen zu bearbeiten. Er gewann mit derselben so sehr den Beifall des Fürsten, daß ihm dieser mit die Versicherung geben ließ, daß, wenn er vorerst als Hofrath und Oberbeamter des Oberamtes Kißlau die Landesverhältnisse kennen gelernt habe, er zu publizistischen und diplomatischen Geschäften ausschließend gebraucht werden solle. Unter diesen Aussichten folgte Hartleben dem Rufe in speierische Dienste. Als erster Beamter des größten Oberamtes, öffnete sich ihm eine ganz neue praktisch juridische und polizeiliche Geschäftssphäre. Den schwersten amtlichen Standpunct hatte er aber in der langen Zeit, wo die Condeeische sogenannte Armee in seinem Oberamte als freundliche Truppe feindlich hauste. Nur durch des Hofraths Hartleben kluges und festes Benehmen mit der Generalität und den Stabsofficieren ward es möglich, einen Aufstand der entrüsteten Landleute gegen die Condeer abzuwenden. Er gehörte übrigens unter die wenigen speierischen Staatsdiener, die von dem eben so klugen und höchst einsichtsvollen, als auch launigen und mit seltner Zanksucht sich leicht in der Leidenschaft vergessenden Fürsten Styrum nie ein unfreundliches Wort erhielten. Derselbe zeichnete ihn vielmehr durch vorzügliche Gnadenbezeugungen aus. Inzwischen schwand durch die vielen Kriegsunfälle alle Hoffnung auf die ihm zugesicherte Veränderung seines Wirkungskreises. — Er nahm daher einen Ruf als wirklicher Hofrath und Staatsrechtslehrer an der Universität Salzburg an, bat um seine Entlassung und erhielt sie ehrenvoll in einem Ka=

---

nen: Flüchtige Betrachtungen über den Gang der französischen Revolution und das durch dieselbe veranlaßte neueste kaiserliche Hofdecret, nebst den darüber durch Kurmainz in einer Privatdictatur vorgelegten Puncten rc. 1792, und unter dem Namen: von Selpert: Kurze historisch-publizistische Bemerkungen über das Verbot des Kommerzes in deutschen Reichskriegen. Regensburg, 1793.

binetsrescripte vom 9. Sept. 1795. Zu Salzburg lebte Hofrath Hartleben in einer Reihe von zehn Jahren seinem eigentlichen Geschäftselemente. Seine öffentlichen Vorlesungen auf der Universität, die bald zahlreicher als in frühern Zeiten besucht ward *), fanden so vielen Beifall, daß selbst mehrere der Domherrn und Staatsbeamten **) sich in Privatvorlesungen von ihm mit den neueren Fortschritten der Staatswissenschaften bekannt machen ließen. Der Kanzler des Fürsten gebrauchte ihn auch zu diplomatischen Geschäften mit den Nachbarstaaten. Im Hofrathscollegium erwarb er sich durch seine territorialstaatsrechtlichen und polizeilichen Referate ein besonderes Vertrauen seiner Collegen, unter welchen sich sehr merkwürdige Männer, z. B. der nachherige Reichskammerrichter Graf Reigersberg und der jetzige k. österreichische Gesandte Graf Spiegel befanden. Die Ferien benutzte er zu polizeilichen Reisen in dem größten Theile Deutschlands, vorzüglich in dem österreichischen Kaiserstaate, um den Zustand der Gefängnisse, Hospitäler, Zucht-, Corrections und Irrenhäuser zu untersuchen und Verbesserungen zu veranlassen. — Die wichtigste Epoche in seinem praktischen Geschäftsleben zu Salzburg trat mit der feindlichen Besetzung des Landes durch die französische Armee gegen Ende des Jahres 1800 ein. ***) Moreau und Lecourbe schlugen ihre Hauptquartiere in der Residenzstadt auf, und gleich in den ersten Tagen des Einrückens

---

*) Besondes häufig ward der Besuch von jungen Männern aus den ersten österreichischen, schwäbischen und fränkischen Familien des hohen Adels. Der Graf Lüzov (k. k. österr. Internuntius zu Konstantinopel), Fürst Zeil (Präsident der würtembergischen Landstände) die Grafen Staufenberg, Wurzach, Platz, Klotz, Stadion, Coudenhofen, Waldkirch, Ueberaker u. m. a. größtentheils ausgezeichnete Männer der folgenden Zeit erhielten von ihm ihre staatsrechtliche Bildung.

**) Z. B. die Domherren Fürst Lichtenstein, Graf Wallis, Hofrath Graf Khünburg ꝛc.

***) Noch vor derselben, und zwar am Tage der entscheidenden Schlacht, rettete er, eine kleine halbe Stunde vom Schlachtfelde entfernt, vielen verwundeten kaiserlichen Officieren dadurch das Leben, daß er sie mit stärkenden Weinen und erfrischenden Getränken labte; auch bewahrte er Abends, wo die kaiserliche Armee über die Salza retirirte, ein halbes Regi-

wurden die Beschwerden der französischen Militair-Behörden eben so zahlreich, als die Klagen der Residenzbewohner über drückende Einquartierungen, Mangel an Subsistenzmitteln, an öffentlicher Sicherheit u. s. w., da man die mit der Justiz vereinigte Polizei vorher immer nur als Nebensache behandelt hatte. Einige von der Statthalterschaft beauftragte Hofräthe suchten vergebens der Geschäftsanarchie in den vielen Zweigen der ausgedehnten Stadtpolizei ein Ziel zu setzen, bis endlich auch Hofrath Hartleben von derselben den Auftrag hierzu erhielt. Es galt die große Aufgabe, bei einer in und um die Residenzstadt durch Einquartierung fast ein halbes Jahr lang zwiefach vermehrten Bevölkerung, unter dem Kampfe mit verjährten Mißbräuchen, alten Vorurtheilen und Gewohnheiten, ohne ein vorher in Polizeigeschäften geübtes Personal und ohne eine hinreichende Zahl Polizeidiener, vorzüglich die öffentliche Sicherheit zu erhalten, die große Menge Lebens- und Luxus-Bedürfnisse herbeizuschaffen, Unglücksfälle aller Art zu verhüten, dem Wucher, der von der Noth der Bürger Gewinn ziehen wollte, entgegenzutreten, und viele fehlende öffentliche polizeiliche Anstalten zu gleicher Zeit zu errichten und in Ausübung zu setzen. Sie ward in kurzer Zeit so glücklich gelöst, daß ein Belobungsdecret dem andern folgte, die Statthalterschaft Hartleben zum provisorischen Polizeidirector ernannte und ihm große Vollmachten gab, Moreau die Gensd'armerie des Hauptquartiers zu seiner Disposition stellte, und ihm ein großer Theil der Bürgerschaft am 15. Jänner 1801 eine sehr herzliche Dankadresse überreichte.*) Ueber ein halb hundert Polizeiverordnungen mußten erlassen und vollzogen werden, um dem neuen Polizeisystem eine feste Grundlage zu geben; von jeder derselben

---

ment dadurch vor der Gefangenschaft, daß er ihm mit persönlicher Gefahr den richtigen Weg um die Stadt an die Brücke zeigte.

*) Wegen der großen Menge kaiserl. Kriegsgefangener sperrten die Franzosen Officiere und Gemeine ohne erwärmendes Lager und Nahrung in die Kirchen. Sobald dies Hartleben bemerkte, ließ er unter die Gemeinen Wein vertheilen, legte selbst dem einquartierungsfreien Universitätsgebäude das Officierscorps ein und sorgte für gemeinschaftliche freie, gute Mittags- und Abendtafel.

wurden die Gründe im salzburgischen Intelligenzblatte entwickelt, und Jeder konnte anonym seine Gegengründe anführen, da es Hauptgrundsatz des neuen Polizeidirectors war, mit dem Publicum öffentlich zu sprechen und allen seinen Amtshandlungen die größte Publizität durch den monatlichen Druck der Straftabellen zu geben. Mit Moreau, dem er täglich rapportiren mußte, stand er in sehr freundschaftlichen Verhältnissen. Derselbe unterhielt sich immer lange Zeit mit ihm und wollte ihn, unter dem Anerbieten einer ansehnlichen Polizeistelle, mit sich nach Paris nehmen. *) Auf die Frage an Moreau's ersten Generaladjutanten vor der Abreise, welche Stelle Jener annehmen werde, erfolgte von diesem zur Antwort: „die eines Zuschauers."

---

*) Wie entfernt von allem Interesse der nicht besoldete Polizeidirector sein Amt verwaltete, mag folgender Zug beweisen. Ein französischer Obristlieutenant hatte ein sehr reiches Frauenzimmer von Augsburg entführt und sie mit Wissen Lecourbe's in dessen Hauptquartier zu Salzburg in dem auf dem linken Ufer der Salza gelegenen Theil der Stadt verborgen. Der Vater wendete sich an die Polizeidirection und bot 100 Carolin, wenn die Entführte entdeckt und wieder zurückgebracht werden könnte. Da sich einige hundert Officiere in dem Hauptquartiere Lecourbe's befanden, so durfte nicht visitirt werden, und es würden die Hausleute, bei einem Verrath, ihres Lebens nicht sicher gewesen seyn. Hofrath Hartleben erklärte, daß er nur in dem Fall die Erreichung des Zweckes bewirken werde, wenn durchaus von keiner Belohnung die Rede sey. Er gab zweien seiner Polizeicommissaire geheime Instructionen, und nach 14 Tagen war das Frauenzimmer entdeckt und auf Moreaus Befehl dem Vater wieder zugeführt. Die Freunde des Entführers sprengten nun in ganz Salzburg aus, der Polizeidirektor habe 100 Dukaten dafür angenommen. Sobald dies der Vater M. zu Augsburg von Officieren hörte, ließ er im März 1801 Folgendes in mehrere öffentliche Blätter einrücken: „Eine niederträchtige Lüge ist es, daß Herr Polizeidirector Hofrath v. Hartleben von meinem Mandatar für die Auslieferung meiner Tochter 100 Dukaten verlangt und angenommen habe, obwohl noch einmal so viel geboten wurde. Wahr ist dagegen, daß Hochderselbe für sein rastloses und mühvolles Bestreben keinen Heller werth empfangen habe. Eine geringe freiwillige Belohnung wurde nur unter das Polizei-Personal für dessen mühsame und langwierige Bemühungen vertheilt."

Den schwersten Standpunct hatte Hartleben nach dem Abzuge der französischen Armee, wo sich alle vorige Mißbräuche wieder erneuerten, insbesondere die Bäcker Sonntags nicht backen, die Metzger nicht um die Taxe verkaufen wollten ꝛc. Energische Maaßregeln, vorzüglich die Anlegung von Brotmagazinen, der Auskauf ganzer Transporte ungarischen Viehes für aufgestellte Freischlächter ꝛc. entfernten solche Mißbräuche für alle künftige Zeiten. — Fürst Colloredo, nicht geneigt, einen Polizeidirector zu besolden, aber doch durch die öffentliche Stimme in die Nothwendigkeit gesetzt, eine eigene Polizeibehörde bestehen zu lassen, ließ den Hofrath Hartleben durch seine Statthalterschaft auffordern: „seinen in den kritischen Augenblicken des Vaterlandes durch 4 Jahre bethätigten Eifer für das allgemeine Wohl der Residenzstadt so lange fortzusetzen, bis er — der sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten und des Publicums in eben so hohem Grade erworben, als er Theorie und praktische Polizeikenntnisse gleich rühmlich in sich vereinige — seine unverkennbaren Verdienste noch durch Entwerfung eines vollständigen städtischen Polizei-Organisationsplans vermehrt habe.“ Der mehr als ökonomische Fürst belohnte den Plan mit hundert Dukaten und ließ durch die Regierung am 30. Oct. 1801 im officiellen Blatte dem Hofrathe Hartleben „das ehrenvolle Zeugniß über die während seiner Amtsführung bewiesene ausgezeichnete Thätigkeit und Geschicklichkeit und dadurch dem städtischen Publicum sowohl als dem Lande geleistete gute und nützliche Dienste, öffentlich ertheilen.“ Gleich nachher (mit dem Anfange des Jahres 1802) begann Hartleben seine jetzt schon 22 Jahre fortdauernde allgemeine deutsche Justiz- und Polizeifama, um in derselben seine immer gesteigerte Theorie und vermehrten polizeilichen Erfahrungen dem Publicum mitzutheilen. Ihr verdankt man einen großen Theil der jetzigen Culturstufe der Polizei-Praktik in Deutschland. — Die Secularisation des Fürstenthums Salzburg und die unter dem Ministerium des Generals Manfredini der vorigen höchst liberalen und aufgeklärten Regierung nicht gleiche Staatsverwaltung, unter Kurfürst Ferdinand, so wie der ausgesprochene Grundsatz: daß kein Staatsdiener zwei Stellen bekleiden dürfe, bewogen Hofrath Hartleben mit vielen andern ausgezeichneten salzburgischen Gelehrten, einen eben

so ehrenvollen als vortheilhaften Ruf in das damals mit verjüngter Kraft erstandene und ausgedehnte Baiern zu folgen, obwohl ihm Kurfürst Ferdinand mit einer ansehnlichen Gehaltsvermehrung die erste Professur in der Juristenfacultät an der hohen Schule übertragen und in einem Rescripte vom 28. Nov. 1803 geäußert hatte: „daß es ihm zum besondern Vergnügen gereiche, die, durch seine als Hof- und Regierungsrath so wie als Staatsrechtslehrer so rühmlich und thätig geleisteten Dienste, erworbenen Verdienste belohnen zu können.*) — Hartleben trat nach der erbetenen und gnädigst am 28. Dec. 1803 erhaltenen Erlaubniß, seine Stelle zu resigniren, als wirklicher Landesdirections-Rath und Professor der Polizei so wie des Territorial-Staatsrechtes zu Würzburg, in kurpfalzbaierische Dienste. Merkwürdig ist, wie selbst dessen Feinde zu Salzburg seine Verdienste und seinen sich immer gleich bleibenden Charakter anerkannten. Der größte unter ihnen, Hofrath und Professor Zauner, der nicht verschmerzen konnte, daß Hartleben ihm in dem Jahre 1796 vorgezogen wurde, und der ihn selbst in Druckschriften herabzusetzen suchte, schrieb ihm vor seinem Abgange nach Würzburg am 23. Februar 1804: „Gestern Abend erhielt ich von Ew. ein Abschiedsbillet. In „der Ungewißheit, ob ich Sie noch persönlich antreffen, „oder Ihnen nicht vielleicht überlästig fallen würde, nehme „ich mir die Freiheit, mich von Ihnen durch diese Zeilen „schriftlich zu beurlauben. Ob ich gleich nur auf ein Paar „Monate die Ehre genoß, Ihr College zu heißen, so wird „mir doch diese Verbindung unvergeßlich bleiben. — In-

---

*) Zu Salzburg erschienen von Hofrath Hartleben folgende Schriften: Oratio inauguralis de origine, incrementis et fontibus juris publici territoriorum Romano-Germanici communis, nec non de utilitate, illud in academiis germanicis specialibus praelectionibus tradendi. 1796. Ueber die Wahl der deutschen Reichsdeputirten zu Friedens-Unterhandlungen mit vorzüglicher Rücksicht auf die zu dem künftigen Friedenscongresse bereits erwählte Reichsdeputation. 1797. — Methodologie des deutschen Staatsrechts nebst der ältesten sehr seltnen Abhandlung über die Methode des juristischen Studiums in dem funfzehnten Jahrhundert. 1800. — Die deutsche Staatsverfassung nach vollbrachtem Entschädigungssystem mit Gesichtspuncten für ihre Vollkommenheit. 1803.

„deß bitte ich um Verzeihung, wenn ich Ihnen, vortreff„licher Mann, während Ihres hiesigen Aufenthaltes ir„gend eine Beleidigung zugefügt habe. Für die Vergan„genheit bitte ich also um Amnestie, und für die Zu„kunft um eine vollkommene Neutralität. Gott erhalte „und segne Sie. Ich bin lebenslänglich ihr aufrichtiger „Verehrer J. Th. Zauner.“— Ihm war zu Würzburg in der ersten, nämlich der staatsrechtlichen Deputation das Referat über alle, vorzüglich auf die Städte und Landespolizei Beziehung habenden Gegenstände, so wie die Geschäftsleitung der dieser Deputation einverleibten besondern Medicinalsection übertragen. Binnen zwei Jahren wurde der Stadtpolizei-Directionsplan von ihm bearbeitet und ausgeführt, *) auch fast jeder einzelne Polizeizweig verbessert. Er errichtete Wärm- und Arbeitsstuben für die Armen und ihre Kinder zur Winterszeit, verbesserte die Armenanstalten, führte zweckmäßigere Beschäftigungen in den Strafanstalten ein, schaffte durch eine neue Leichen- und Trauerordnung den großen Aufwand mit einer Menge Misbräuchen ab, verlegte die Kirchhöfe außer die Stadt, organisirte eine nie zweckmäßig statt gehabte Leichenschau, vervollkommnete die Feuerpolizei, verbesserte die Stadtbeleuchtungsanstalt, bearbeitete in Geimeinschaft mit der Medicinalsection die Einführung der Stadt- und Land-Physikate, entwarf einen mit vielem Beifall genehmigten Plan für die Vervollkommnung der Mainschiffahrt und des Handels ꝛc., auch ward ihm die Organisation einer Irrenanstalt, so wie die Untersuchung der Administration der übrigen Städte der Provinz Würzburg übertragen. Was vorzügliches Aufsehen erregte, war, die von dem kurfürstlichen Staatsministerium mit einem sehr schmeichelhaften Belobungsrescript vom 18. Febr. 1805 beehrte gänzliche Beilegung der seit vielen Jahren andauernden Religionsstreitigkeiten zu Buchbron und Kitzingen. In die erstere Stadt hatte man vorher fruchtlos militairische Executionscommandos und Regierungscommissaire abgeordnet, **) und in letzterer dauerten

*) Bis zur erfolgten Organisation führte er die oberste Leitung der Polizei.

**) Um allen künftigen Streitigkeiten vorzubeugen, ward durch Beiträge der katholischen und protestantischen Gemeinde eine

die Streitigkeiten schon über 150 Jahre, da sie selbst am deutschen Reichstage vergebens verhandelt wurden. Gemeinschaftlich mit dem berliner Polizeidirector und nachherigen Staatsrathe v. Gruner gab er das Archiv für die Sicherheits- und Armenpflege heraus, in welchem Beide ihre vielseitigen Erfahrungen über die wichtigsten Anstalten dieser Art deponirten. An der Universität wirkte Hartleben, außer seinen zahlreich besuchten Vorlesungen, in der Juristenfacultät und dem Spruchcollegium, auch als Senior der Section der Staatswissenschaften, von welcher die ausgezeichneten Professoren, Hofrath Behr, Medikus und Geyer Mitglieder waren, zur Vervollkommnung des staatswissenschaftlichen und cameralistischen Studiums.

Ein eigenes Schicksal war es, daß Kurfürst Ferdinand durch den presburger Frieden das Fürstenthum Würzburg statt Salzburg erhielt, und die baierische Regierung alle berufenen Staatsdiener ohne Garantie ihrer Rechte an den neuen Regenten abtreten ließ. Hartleben hatte zwar besondere Ansprüche auf eine Ausnahme: allein der damalige Generalcommissair Graf Thürheim war, weil ihm jener oft, seiner Ueberzeugung nach, in der Landesdirection entgegentrat, ihm nicht gewogen. Allzu consequent in seinem Charakter, handelte Hartleben zu rasch, indem er den Tag vor der Huldigung seine Stellen mit einem Opfer von mehr als dreitausend Gulden einzig aus dem Grunde resignirte, weil er einer Regierung, die er zu Salzburg verlassen hatte, nicht wieder angehören wollte.

Er trat kurz darauf als Landes-Regierungsrath in herzogl. sachsen-coburgische Dienste, in welche er schon im Jahr 1803 einen ganz unerwarteten Ruf erhalten hatte. Auch dort verbesserte er vieles an den öffentlichen Polizei-Anstalten, bearbeitete mehrere der staatsrechtlichen Grenzstreitigkeiten und hatte durch seine Ausarbeitungen auf die verbesserte Gesetzgebung einen wesentlichen Einfluß. Bald entwickelte sich mit dem feindlichen Einzuge der französischen Armee seine Geschäfts-Gewandtheit noch auffallender, als er in Verbindung mit

---

eigene katholische Kirche erbauet, deren Altarstein die merkwürdigen Verhandlungen hierüber enthält.

einem Mitgliede des Ministeriums die oberste Leitung aller auf die militairischen Verhältnisse Beziehung habenden Gegenstände erhielt. Seine in dieser Epoche erworbenen Verdienste beurkundet ein Patent des Herzogs vom 21. Oct. 1806, in welchem er ihn „zum Beweise besonderer Zufriedenheit mit seinen treuen Diensten und der bei den bisherigen Kriegsunruhen bezeigten unermüdeten Thätigkeit, wodurch er dem Herzoge und seinem Lande wesentlichen Nutzen gestiftet und sich auf der rühmlichsten Seite ausgezeichnet habe", zum geheimen Regierungsrathe ernannte. Eine Deputation des Magistrats der herzogl. Residenzstadt überreichte ihm am 16. Oct. 1806 das Ehrenbürger-Diplom, welches nach dessen wörtlichen Ausdrücken „in consessu senatus einstimmung beschlossen wurde, weil er bei den Kriegsereignissen durch seine Kenntnisse von den hieher gehörigen Geschäften, seiner intellectuellen Gegenwart, Sprache und Selbsterfahrung in ähnlichen Fällen, nebst angestrengter Thätigkeit und unermüdeter Ausdauer bei Tag und Nacht, bis an die letzten Momente, sich der Residenzstadt besonders wohlthuend und kräftig erzeigt habe." Von der dem Lande auferlegten Kriegscontribution, mit welcher er an die französischen Intendanten zu Naumburg und Leipzig abgeschickt ward, brachte er durch seine Unterhandlungen eine ansehnliche Summe wieder zurück. Er ward auch mit dem besten Erfolge zu einigen geheimen diplomatischen Missionen gebraucht, und während das Land unter französischer Administration stand, leitete er, statt des einstweilen aufgelösten Regierungscollegiums, alle administrativen Geschäfte gemeinschaftlich mit noch einem geheimen Regierungsrathe. Der jetzt regierende Herzog, seine Verdienste nicht verkennend, ernannte ihn bald nach seinem Regierungsantritte, mittelst Patentes vom 11. August 1807, „wegen seiner Geschicklichkeit, gründlichen Rechtskenntnisse und treuen Dienste", zum Dirigenten des neuerrichteten Revisions-Gerichtshofes für die Coburg-Saalfeldischen Lande. Sobald aber die Oppositions-Partei unter der neuen Regierung nach dem Sturz des hochverdienten Ministers strebte, und dieser wirklich resignirt hatte, bat Hartleben, welcher der Gegenpartei nicht angehören wollte, um seine Entlassung.

Er nahm einige Monate nach deren Bewilligung eine Vocation im grosh. badischen Dienste an, die er ei-

ner andern weit vortheilhafteren einzig aus dem Grunde vorzog, weil Carl Friedrich in diesem Staate regierte. Nebst starkem Verlust an Besoldung machte er als Regierungsrath bei der Regierung des Oberrheins und als Rechtslehrer an der Universität Freiburg, einen Rückschritt, den er in der Folge um so mehr zu bereuen hatte, als die ihm gegebene Zusicherung bei den nachher eingetretenen Regierungs- und Ministerien-Wechseln nicht erfüllt, er aber dagegen bei drei Kreisdirectorien in einem Zeitraume von acht Jahren mit Arbeiten in allen Zweigen der Administration bis zur Erschöpfung überhäuft wurde. Daß man ihn nie beförderte, mag wohl daher rühren, weil er zu viel auf seinen Kopf, andere aber um so mehr und mit glücklicherem Erfolge auf ihre Füße rechneten. Indessen ward ihm eine erneuerte auswärtige allgemeine Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste, bei Gelegenheit der Herausgabe des franz. peinlichen u. Polizei-Strafgesetzbuches, mit einer Einleitung und Bemerkungen über Frankreichs Justiz- und Polizeiverfassung, die Motive dieser Gesetzgebung und ihre Verhältnisse zu Oestreichs und Preußens Gesetzbüchern*), so wie seines statistischen Gemäldes der Residenzstadt Carlsruhe und ihrer Umgebungen, für welche erstere ihn der König von Würtemberg mit einer kostbaren goldnen Dose, für letztere aber die Kaiserin von Rußland mit einem kostbaren diamantnen Ring, und die Königin von Baiern mit einer goldnen, ihr Brustbild und auf dem Revers die Umschrift „zum Andenken" enthaltenden goldnen Medaille beehrten.

Im Jahr 1814 erwarb er sich durch seine Anordnungen und Einrichtungen in dem großen Feldlazareth der alliirten Armeen das ehrenvolle Zeugniß von dem damaligen Generalcommissair und nachherigen kön. preußischen Oberpräsidenten, Grafen von Solms-Laubach: „daß er sich sehr ausgezeichnet und sowohl um die kaiserl. österreichischen und russischen, als auch um die kön. preußischen Krieger die wesentlichsten Verdienste erworben habe."

---

*) Vieles hat er schon früher im Fache der Gesetzgebung, besonders der criminellen und polizeilichen, geleistet. Besonderen Beifall fanden seine Bemerkungen über das Kleinschrodtische Gesetzbuch für Bayern in seiner Justiz- und Polizei-Fama.

Unter der vorigen badischen Regierung zeigte sich endlich ein Lichtblick auf seine Bahn, indem der letztverstorbene Großherzog, durch einen der ausgezeichnetsten Männer Deutschlands veranlaßt, ihn als vieljährigen einzigen Referenten in den Schiffahrtsgegenständen, zum Staatscommissair bei der Centralcommission für die Rheinschiffahrts-Angelegenheiten zu Mainz ernannte, und der jetzige Großherzog ihn in dieser Function bestätigte. Obwohl seine seltnen Kenntnisse in diesem Geschäfte während drittehalb Jahren selbst von der Central-Commission ausdrücklich anerkannt wurden, und er mit glücklichem Erfolge für das Interesse seines Staates arbeitete, so ward er doch am Ende des Jahres 1820 abberufen und ein Anderer an seiner Stelle ernannt. Seine Feinde gingen noch so weit, daß sie behaupteten, er habe durch die Unterschrift eines Vertrags-Projectes mit dem königl. französischen Commissair, über Einrichtung der Schiffahrtsverhältnisse auf dem obersten Theile des Rheinstromes, gegen seine Instructionen gehandelt. Vergleicht man aber über dieses Angeben Murhard's allgem. pol. Annalen, 8tes Heft, die Erklärungen in der Neckarzeitung Nr. 243 und 288, so wie in der karlsruher Zeitung Nr. 284, vom Jahr 1821, so zeigt sich, daß nur verschiedenartige Ansichten und Absichten, über welchen letztern noch ein diplomatischer Schleier ruht, ein so auffallendes Ereigniß, dessen geheime Fäden wahrscheinlich noch bekannt werden, herbeigeführt haben können. Hartleben, der im Jahr 1819 zum geheimen Regierungsrathe mit dem Rang der geheimen Räthe und geheimen Legationsräthe ernannt und also nur in seine früheren Standes-Verhältnisse restituirt wurde, genießt Sicherheit vor Verfolgungen zuerst seit dem Zeitpuncte, wo er, bei körperlichen Leiden in Ruhestand versetzt, nur den Wissenschaften lebt. Vorher suchte man ihn immer von der praktischen Laufbahn, auf der er so Vielen im Wege stand, auf die theoretische nach Freiburg oder Heidelberg zurückzudrängen. Darum gab man ihm nie die gebührende Besoldungszulage, ja nicht einmal das, was er zu Freiburg an der Universität erhalten haben würde; darum ließ man ihn allein im Dienste nicht vorrücken. Da er aber alle diese Plane leicht durchschaute, immer praktischer Geschäftsmann gewesen war und die vorzüglichsten Fächer, denen er sich widmete; eine stete praktische Ten-

denz erforderten, so blieben alle versuchte Mittel dieser Art fruchtlos. Bald nannte man ihn auch unverträglich, weil er die jungen Leute, die man ihm als Collegen an die Seite setzte, mit reiferen Erfahrungen leicht widerlegte; bald arbeitete er nicht genug, weil man nicht begreifen konnte, wie leicht es ihm ward, mit der ihm eigenen Gewandtheit neben seinen Berufsgeschäften doch noch die Literatur zu pflegen. Statt dieser erdichteten Fehler glauben wir die wahren ihm eigenthümlichen darin zu finden, daß er, sich bloß auf eigne Kräfte verlassend, um die Intriguen seiner Gegner sich gar nicht bekümmerte, sie ihre Geistesschwäche zuweilen fühlen ließ, sich zehnmal eher von einem Untergeordneten, als von einem höher stehenden Schwächling etwas gefallen ließ, aus Vorliebe für das Wissenschaftliche sein gesellschaftliches Talent wenig benutzte, der Wahrheit ohne Personenrücksicht huldigte, seine Geschäftskenntnisse und Erfahrungen früher entwickelte, als er den ihm gebührenden Standpunct erreicht hatte, und in den paar Epochen, wo sich ihm auch das Glück zuzuwenden schien, dasselbe nicht für die Zukunft fest hielt, sondern in dem Wahne lebte, daß jetzt noch wie in der Vorzeit, Talente, Erfahrungen und Redlichkeit zu höhern Stufen in dem Dienste führen können, ohne von Obscuranten überflügelt zu werden.

Im Laufe seines literarischen Lebens haben ihn die königlich baierischen, hannöverischen und preußischen Akademien der Wissenschaften, das erlanger literarische Institut, die hamburgische Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe u. s. w. zu ihrem Mitglied erwählt. Von den Königen von Preußen, Baiern und Sachsen, dem Großherzog von Frankfurt, so wie dem Herzog von Nassau ward er durch Verleihung ihrer großen goldnen Verdienstmedaillen ausgezeichnet. *)

---

*) Sein neuestes Werk erschien 1824 bei der Verlagsbuchhandlung der Zeitgenossen unter dem Titel: Geschäfts-Lexikon für die deutschen Landstände, Staats- und Gemeinde-Beamten, so wie alle, welche die deutschen Staatshaushaltungen und landständischen Verhandlungen richtig beurtheilen wollen. gr. 8. Der erste Band enthält A — G. und kostet 2 Thlr. 12 Gr. auf Druckpap. und 4 Thlr. auf Schreibp.; der 2te und letzte Band wird zu Ende dieses Jahres erscheinen.

Lazare-Nicolas-Marguerite Carnot.

Lazare=Nicolas=Marguerite Carnot.

Staatsumwälzungen sind der Schauplatz, auf welchem sich große Geistesfähigkeiten entwickeln, selten zur Verherrlichung der Tugend, öfter auf dem Abwege. Der Mann von ausgezeichneter Kraft versucht sich gern an schwierigen Aufgaben, verfällt aber, bei glücklicher Lösung derselben, in Selbstsucht, Despotenwahn, Erobererübermuth, und hält keine Wagniß zu groß, um seine Plane durchzuführen. Der Erfolg muß entschuldigen, während als Hochverrath an der menschlichen Gesellschaft oft die löbliche, doch mislungene Unternehmung gerügt wird. Darum nennt die Geschichte unter den Revolutionshelden selten einen Mann, der mit vielen seiner Plane scheiterte und dennoch den Ruhm eines tugendhaften Mannes, das schönste Erbtheil der Geistesgröße, mit in die Gruft nahm. — Carnot gehört zu diesen Wenigen. —

Lazare=Nicolas=Marguerite Carnot ist am 13. Mai 1753 zu Nolay im ehemaligen Herzogthume Burgund, dem gegenwärtigen Departement de la côte d'or, geboren und stammt aus einer Familie, deren Glieder in jener Provinz seit mehren Menschenaltern bedeutende bürgerliche, militairische und kirchliche Aemter bekleideten, ohne sich ausgezeichneter Hofgunst zu erfreuen oder im Besitze besonderer Glücksgüter zu seyn. Carnots Vater lebte zu Nolay als Advocat, geachtet und geliebt von seinen Mitbürgern; Haupt einer zahlreichen Familie, vertraute er dieses Sohnes Erziehung der Klosterschule zu Autun und hatte die Freude, von dorther manches Zeugniß des Fleißes zu erhalten. Bald erkannte er in der sich früh entwickelnden Neigung für mathematische Wissenschaften des Sohnes Beruf: er brachte ihn 1769

nach Paris in die dortige Bildungsanstalt für Ingenieur-Officiere, aus welcher der Jüngling, nachdem er zwei Jahre sich mit ernstem Fleiße den dortigen Studien gewidmet hatte, 1771 als Lieutenant des Corps-Royal des Geniewesens in den activen Dienst trat und in verschiedenen Garnisonen und höheren Lehranstalten zu Mezières, Calais, Havre, Bethune u. s. f. lebte. In der erstgenannten Stadt war Monge (über denselben ist die Biographie nouvelle des Contemporains, Tom. XIII. Seite 423 ff. nachzulesen), der berühmte Mathematiker, sein Lehrer. 1783 war Carnot zum Hauptmann vorgerückt und empfing aus der Hand des Gouverneurs der Provinz, des berühmten Prinzen von Condé, für die beste Lob- und Denkschrift auf Vauban den Preis, welchen die Akademie zu Dijon ausgesetzt hatte. Unter den Mitbewerbern erhielt den zweiten Preis der zwanzigjährige Maret, später in der diplomatischen Welt unter dem Namen eines Herzogs von Bassano bekannt, viele Jahre hindurch Napoleons vertrauter Minister. — Jene durch den Druck verbreitete literarische Arbeit gewann großen Beifall und machte Carnots Namen rühmlich bekannt. Der bei der Preisvertheilung gegenwärtige Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs des Einzigen Bruder, einer der größten Feldherren seines Zeitalters, hörte und sah so viel Preiswürdiges von dem jungen C., daß er ihn für Preußen zu gewinnen suchte; — doch vergeblich.

Frankreich hatte sich den Ruhm erworben, im eigentlichen Besitze der Geheimnisse der Ingenieurkunst zu seyn, und Vauban war die höchste Autorität, welche in dieser Hinsicht Frankreich und ganz Europa seit einem Jahrhundert kannte. Dieser große Mann, der Ludwigs XIV. Regierung verherrlichte, hatte dreihundert vorhandene feste Plätze verstärkt, dreiunddreißig neue angelegt, dreiundfunfzig Belagerungen mit Erfolg geleitet und in hundertundvierzig Schlachten thätig mitgewirkt, also einen Kreislauf von Thaten durchschritten, welcher vielfache Gelegenheit darbot, sein neues System der Befestigungs- und Belagerungskunst zu bewähren. So lehrreich als anziehend mußte für C. das Studium der Thaten dieses Mannes seyn, der, was besonders die Persönlichkeit des Jünglings ansprach, freie Selbständigkeit im Dienste eines despotischen Königs zu bewahren wußte. Fontanelle

sagt so richtig: „Vauban war dem König eifrig ergeben, voll diensteifriger, glühender Treue, aber kein Höfling; er achtete es höher, Dienste zu leisten, als zu gefallen. Niemand mehr, als er, ließ es sich angelegen seyn, frei die Wahrheit zu vertreten, jeder Beschönigung abhold; — mit einem Worte, er war ein Römer aus dem schönsten Zeitpuncte des Freistaates, in unser Jahrhundert verpflanzt. —"

Die Aufgabe, das Verdienst dieses Mannes geschichtlich zu entwickeln, übte auf C's. Denkart entschiedenen Einfluß und gab dem in ihm wohnenden Freiheitssinne mächtige Anregung, welche durch den Drang äußerer Verhältnisse gesteigert wurde. Er war mit guten Kenntnissen und tüchtigem Willen in einen Stand getreten, in welchem er kaum geduldet wurde, indeß der Adelige von Geburt durch diese ein Recht hatte, auf der Stufenfolge der militairischen Grade ungestört vorwärts zu schreiten. Zu eben der Zeit, wo in Frankreich ein Condorcet, Mirabeau, Bailly u. s. f. Vernunft, Freiheit, Regentenweisheit und Bürgerrechte lehrten, wo in Versailles, unter Mitwirkung der königlichen Ministerien, nach solchen Grundsätzen der nordamericanische Freistaat anerkannt wurde, erließ der Minister Segur eine Verordnung, durch welche eine frühere, vom 1. November 1750, entgegengesetzt lautende aufgehoben und nun befohlen wurde, daß alle Officiere der königlich französischen Armee, die nicht vier adelige Vorfahren nachweisen könnten, zum Hauptmannsrange nicht gelangen, und überall die Officiere bürgerlichen Herkommens nicht weiter vorrücken sollten, mit Ausnahme solcher, deren Väter Inhaber des Ludwigsordens gewesen. Namentlich bestimmte noch der Minister, daß bei den wissenschaftlichen Militairinstituten, als bei der Artillerie und dem Geniewesen, nur Adelige zu den Officierstellen zugelassen würden; da aber ein anderes Gesetz solche Anstellung nur nach erfolgter strenger Prüfung der Fähigkeiten und Kenntnisse verstattete, so trat, wie Chamfort erzählt, der lächerliche Fall ein, daß bei der Prüfung der Zöglinge der Abbé Bossut nur Bürgerlichen, Chérin nur Adeligen das Zeugniß der Reife ertheilte. Da gab es lebhaften Streit: unter hundert Geprüften waren nur vier oder fünf, die beide erforderliche Eigenschaften, adelige Geburt und hinlängliche Kenntnisse, in sich vereinigten. —

Welchen unerlöschlichen Eindruck diese Neuerungen der Machthaber auf den jungen, mit regem Ehrgefühl auf seiner Bahn fortschreitenden Carnot machten, wie seine ganze Charakterbildung die Richtung dahin erhielt, daß Bekämpfung der Standesvorurtheile Noth thue, beweist sein ganzes folgendes Leben.

In der Lobschrift auf Vauban entging C. einer Klippe nicht, an welcher oft junge, großen Verdiensten huldigende Männer scheitern: er ward von dem Gegenstande seines Studiums und seiner Bewunderung so hingerissen, daß er auf vorlaute Weise über die Gegner Vaubans, besonders über Montalembert herfuhr und ihn vulgaire à prétentions, plagiaire ignorant, und hochmüthig certain faiseur de livres sur les fortifications nannte, während er selbst einer richtigen Prüfung verschiedener Systeme der Befestigungskunst noch nicht gewachsen war, höchstens die Richtigkeit des Calculs zu beurtheilen wußte, vom Festungskriege selbst noch keine Erfahrung hatte. Diese Vermessenheit gehörte indeß mehr dem auf Autorität pochenden Schulgeiste des französischen Ingenieurcorps, als daß man über den argen Fehlgriff mit dem vorlauten Wortführer streng rechten darf. Er glich seinen Fehler vollkommen aus, indem er früher, als andre, von seinem Irrthume zurückkam, mit dem Bekenntnisse desselben zu Montalembert in freundschaftliche Verbindung trat und fast das Opfer dieser Reue geworden wäre, da er mit der Veränderung seiner Ansichten den Secteneifer der Schule wider sich weckte. — So schreibt C. an M.: „Ich habe seitdem Ihr so verdienstliches, geistvolles Werk, das ich damals nur dem Namen nach kannte, gelesen, habe ihm seitdem bei jeder vorkommenden Gelegenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen und werde es ferner thun, indem mir nichts höher steht, als Erkenntniß der Wahrheit und Verbreitung des Lichtes, woher es auch immer kommen mag. Jetzt, da Ihre Casamatten ins Werk gerichtet und bewährt gefunden sind, gewinnt die Befestigungskunst eine ganz neue Gestalt. Es ist entschieden, daß Sie die so lange vergeblich untersuchte Aufgabe, ein heftiges und leicht ausführbares, bedecktes Feuer zu bewirken, gelöst haben." —

Je mehr C. sich des neuen wissenschaftlichen Gewinnes erfreute, um so eifriger verfolgten die Nachtreter Vaubans, des großen Lehrers, der nichts dringender,

als parteilose Selbstprüfung empfahl, alle Neuerer, wovon C. in seiner Réclamation contre le régime oppressif sous lequel est gouverné le corps royal du génie, en ce qu'il s'oppose aux progrès de l'art et au bien qu'il seroit possible de faire. 1789, Bericht erstattet. Er erzählt: „Ich allein wagte es, ehe die gegenwärtige Revolution jedem die Freiheit zu denken und zu reden schenkte, Zweifel gegen die Richtigkeit der Verdammungsurtheile (wider Montalemberts Neuerungen) zu äußern. Von der Richtigkeit der Grundsätze des Herrn von Montalembert überzeugt, hatte ich den Muth, mich zu seinem Lobredner aufzuwerfen. Meine Ansicht sprach ich in einem Briefe aus, der, meinem Wunsche gemäß, zu Anfang eines Werkes M's abgedruckt wurde. Kaum war er erschienen, so brachen die heftigsten Verfolgungen auf mich ein; man trachtete darnach, mich zu verderben. Ein Vorwand war bald gefunden; er ward eifrig verfolgt; man trug sogar auf meine Cassation an. Dies mislang aber; alles, was man vom Minister erlangen konnte, war ein Verhaftsbefehl, dem zufolge ich eingesperrt wurde. Empört über diese Tyrannei beschwerte ich mich, daß man mich ohne Verhör verurtheilt habe. Nun wurde ich, wie ein Schlachtopfer, der Inquisition vorgeführt, um mich gegen einen Verdacht zu rechtfertigen. Ich enthüllte mit Wahrheit und Selbstgefühl die wider mich angezettelten Umtriebe und erhielt von der Gerechtigkeit des damaligen Ministers, des Herrn von Puysegur, die Aufhebung des ihm entlockten, ungerechten Verdammungsurtheils. — Ich halte diese Erzählung für nothwendig, um zu zeigen, wie schwer unter einem so despotischen Regimente, wie das im Ingenieurcorps herrschende, das Gute gedeiht." — (Vom 28. September 1789.)

Im October desselben Jahres schrieb C. an den Kriegsminister Latour-Dupin mit einer Zuversicht, welcher große Freimüthigkeit das Wort leihet: „Indem Sie im Begriffe stehen, mit den Mitgliedern der Nationalversammlung eine neue Militairverfassung für Frankreich zu entwerfen, habe ich Ihnen eine Bemerkung von größter Wichtigkeit mitzutheilen: sie besteht in der Nothwendigkeit, durch einen Ausschuß die neuen Theorien der Befestigungskunst prüfen zu lassen. Vor allen verdient das System des Generals Montalembert Auszeichnung. Man kennt, mein Herr, Ihre Vorurtheile gegen

dasselbe; doch dieses ist ein neuer Grund, zu erwarten, daß Sie bei der Wahl der Mitglieder jenes Ausschusses die vorsichtigste Parteilosigkeit beobachten und die Sache genau ins Auge fassen werden. Im Namen des Vaterlandes, dem Sie dienen, wage ich Ihnen zu sagen, daß Sie sich, nachdem Sie darauf aufmerksam gemacht sind, ein Verbrechen zu Schulden kommen lassen, wenn Sie die Mittel zur Vertheidigung des Königreichs nicht benutzen, nicht jährlich dreißig Millionen und die Hälfte der Armee ersparen und der Nationalversammlung die Wichtigkeit dieser Maßregel bemerklich machen. Ich habe die gegenwärtige Revolution nicht abgewartet, um mich für die dem Staatswohle so wichtige neue Lehre zu bekennen; ich bin bis jetzt der einzige Officier des Ingenieurcorps, der öffentlich dafür stimmt.“ —

Der Ton dieser Zuschrift läßt nicht verkennen, welchen mächtigen Einfluß gleich anfänglich die Revolution auf C. übte und üben mußte; mit der Aussicht zur Abstellung zahlloser Mißbräuche, mit der Erschütterung vieler Vorurtheile wächst bei kräftigen Menschen die Thatenlust und das Vertrauen zu dem, was sie zu leisten vermögen. Wie C. von Montalemberts Systeme gewonnen war, so hätte er sich ohne Zweifel gern in jene Prüfungscommission berufen gesehen, wo er seine Ueberzeugung von der Trefflichkeit neuer Ansichten in der Befestigungskunst geltend machen konnte; doch die Weise, in welcher er zu dem Kriegsminister redete, war nicht geeignet, dessen Gunst zu erwerben.

In einem Briefe an Montalembert vom 1. Mai 1791, aus St. Omer geschrieben, sagt C.: „Es ist länger als ein Jahr, daß ich Ihnen nicht schrieb; die Erwartung, die Militair-Organisation beendet zu sehen, hat mich stets in Ungewißheit gelassen. Endlich ist sie da, ohne von großem Erfolge auf die Verbreitung Ihrer Theorie zu seyn: ein neuer Beweis, daß es leichter ist, die Verfassung eines Königreichs von Grund aus zu reformiren, als den Sectengeist einer Hand voll Individuen zu bekämpfen. Was mich betrifft, so kann ich meine Ueberzeugung nicht ändern, da sie auf Vernunft gegründet ist. Ich habe mir zwar eine Menge Feinde gemacht, was mich sehr betrüben würde, wenn ich glauben müßte, im Irrthume zu seyn, oder wenn ich nicht schon längst allen ehrgeizigen Zwecken entsagt hätte. — Bei der unwider-

stehlichen Gewalt der Wahrheit fehlte nur wenig, und Sie hätten den Proceß gewonnen. Als tugendhafter Mann, mein General, lassen Sie sich mit diesem Ruhme bei Lebzeiten genügen und erwarten Sie von der Nachwelt die Ihnen gebührende gerechte Würdigung. Seyn Sie versichert, daß kein Interesse, keine Leidenschaft mich bewegen könne, einer Ueberzeugung abtrünnig zu werden, die ich bereits öffentlich ablegte, und wenn mir das Schicksal je einigen Einfluß verstattet, werde ich ihn nur zur Verherrlichung der Vernunft und der rechtlichen Gesinnung gebrauchen." —

Durch dieses schöne Gelübde zu großen Erwartungen berechtigt, sehen wir C. noch in demselben Jahre aus seiner Garnison St. Omer, wo er sich mit der Tochter eines angesehenen Bürgers verheirathet hatte, nach Paris ziehen, um in der zweiten, der gesetzgebenden Nationalversammlung, zu deren Mitgliede er durch die Wahl seiner Mitbürger ernannt war, Platz zu nehmen. So trat er aus der Zurückgezogenheit des subalternen Garnisondienstes und der einsamen Studien in die wildaufgeregte Welt des Revolutionsstrudels, wohl empfohlen durch den Eifer, mit welchem er sich schon laut für die Nationalsache, im Gegensatze des Hofes und Adels, erklärt hatte.

Nicht unähnlich war der Enthusiasmus, den er beim ersten Hervortreten auf der Bühne der Staatsangelegenheiten für das Idol Freiheit offenbarte, jenem übergroßen Eifer, welchen der angehende Schriftsteller kund gab, als er die Gegner Vaubans in Schatten stellte. Man hat nicht unterlassen darauf hinzudeuten, daß gerade die am reichsten ausgestatteten Geister, die besten Köpfe in allen Revolutionszeiten mehr darauf hinwirken, was sie erfassen können, umzustürzen, als das schadhafte Gebäude des politischen Lebens weislich auszubessern. Aus diesem Vorwurfe erwächst aber dem kecken Talente nicht der Tadel, welchen man gern begründen will. Wie sich der jugendlich kraftvolle Geist durch erkannte Vorurtheile und beengende Mißbräuche am meisten verletzt fühlt, so läßt er es sich auch am angelegensten seyn, jede entdeckte Spur derselben zu vernichten. Alles dünkt ihm gut, recht und segensreich, was hierzu führt; der Wunsch der Beseitigung des tiefempfundenen Uebels verleiht den Neuerungsplanen glänzende Farben, die bey näher tretender Entfaltung der Wirklichkeit größtentheils verschwinden. Alles

Unheil, was erwächst, verschuldete der Enthusiasmus, aber nur zur geringeren Hälfte: denn die Autorität des Alten, welche doch pflichtmäßig im Besitze reifer Erfahrung seyn sollte, vernachlässigte vermittelnd zwischen die streitenden Elemente zu treten: so erhitzen sich die Gemüther zum Kampfe auf Leben und Tod, wo der Gewalt der Sieg nicht entgeht. —

Zu dieser Bemerkung liefert Carnots Leben viele Belege.

Er trug in der Nationalversammlung darauf an, daß alle innerhalb des Reichs bei großen Städten gelegene Citadellen und Forts zerstört würden, weil sie — geschichtlich richtig — nur erbaut wären, um die Einwohner selbst in Unterwürfigkeit zu erhalten. So sollten im Innern Frankreichs die Denkmale des Despotismus der Könige vernichtet werden. — Bald nachher mochte er unbezweifelt wahrnehmen und im Fortschreiten der Revolution immer mehr erkennen, daß die kostbaren Denkmale früherer Zeiten für die neuen Verhältnisse, für das in Parteiungen verfallene Vaterland, das gleich furchtbar von inneren und äußeren Feinden bedroht wurde, der gegen Ueberfall gesicherten Waffen- und Rüstungsplätze gar sehr bedurfte, und daß zu solchem Zwecke die bei größeren Städten gelegenen Citadellen von entschiedenem Nutzen wären.

Oefter, wenn Carnot in der ihm neuen Eigenschaft als Nationalrepräsentant in der Versammlung als Berichterstatter mehr den Fleiß wissenschaftlicher Ausbildung und unerschrockenen Freiheitssinn, als volle Würdigung der bestehenden Verhältnisse kund gab, läßt er erkennen, wie er bei dem Streben nach Ausrottung alter Mißbräuche jeder Art, neuen unterworfen und mit der Bergpartei zu stimmen veranlaßt wurde. Er setzte den Vorschlag durch, daß alle Officiere von adeliger Geburt verabschiedet und durch bürgerliche ersetzt wurden; eine Maßregel, die, an sich ungerecht und unpolitisch, die blinde Wuth der Factionen vermehrte. Bald trat er aus der Nationalversammlung, welche die Blutbäder des Septembers 1792 auseinandersprengten, in den Nationalconvent, wo er schon seinen militairischen Einsichten so großes Vertrauen zu verschaffen wußte, daß er den wichtigen Auftrag erhielt, in den Pyrenäen Anordnungen zu treffen, um die

von Spanien aus bedrohten französischen Gränzländer militairisch zu sichern.

In den ersten Tagen des Januars 1793 kehrte C. von dieser Sendung zurück und trat noch früh genug wieder in den Nationalconvent, um Zeuge des blutdürstigen Gaukelspiels zu seyn, das man den Proceß wider den König nannte. An ein gesetzlich rechtliches Verfahren war nicht zu denken. Dennoch stimmte Carnot für den Tod Ludwigs XVI., eine auf sein Leben einen düstern Schatten werfende Handlung, um so räthselhafter, da er sich in dem ganzen Laufe der Revolution von jeder unmittelbaren Theilnahme an Blutschuld frei zu halten suchte. Seit er aber dieser, mit der Hinrichtung des Königs, einmal verfallen war, blieb der Haß gegen die Bourbons ein unvertilgbarer Zug seiner Ansichten. Die politischen Combinationen, nach denen C. für den Tod des Königs stimmte, finden wir angedeutet in einer unmittelbar nach der Hinrichtung eingereichten Zuschrift der Armee an den Convent, von der man behauptete, sie komme aus C.'s Feder; sie beginnt mit den Worten: „Wir danken Euch, daß Ihr uns in die Nothwendigkeit zu siegen versetzt habt." —

Kurz nach des Königs Hinrichtung, den 14. Februar, trug Carnot im Convent auf die Vereinigung mehrerer Gebiete mit der Republik an, mit folgenden Worten: „Frankreichs alte, natürliche Grenzen sind der Rhein, die Alpen und die Pyrenäen; was hiervon getrennt ist, wurde widerrechtlich abgerissen; dieses zurückzunehmen ist nicht rechtswidrig; es ist keine Ehrsucht, die wieder als Brüder anzuerkennen, welche es längst waren, und Bande zu erneuern, welche nur durch Ehrsucht getrennt wurden. Diplomatische Vorurtheile, welche auf jenen alten Besitzungen haften, gelten in unsern Augen, wie in denen der Vernunft, nichts. Aller Völker unveränderliches Recht ist, nach Gefallen abgesondert zu leben oder sich zum gemeinschaftlichen Besten mit andern zu vereinigen: wir Franzosen erkennen keine Herrscher, wir erkennen nur die Völker selbst an; unser System ist das der Brüderschaft, nicht der Herrschaft; für uns gibt es keine Fürsten, keine Könige, keine Gebieter; wir sehen auf dem ganzen Erdenrunde Mitmenschen, Wesen von gleichen Rechten, gleich in allen moralischen und politischen Beziehungen, insofern sie es auch nach Talenten und Verdiensten sind." —

Wer verkennt in diesen Worten große Befangenheit des Geistes? —

Hielt sich, wir wollen es gern zugestehen, C. von unmittelbarer Theilnahme an Blutschuld frei, strebte er die Revolutionsopfer zu vermindern, nicht zu vermehren, so blieb es ihm doch unerreichbar, eine selbständige politische Haltung zu gewinnen, wovon seine öffentlichen Reden und Zuschriften unverkennbare Spuren tragen: er stellt gewöhnlich das beliebte Thema des Tyrannenhasses mit kräftigen Zügen voran, geht dann zu einer idealen Freiheit, deren Verwirklichung er hoffen läßt, über und entfaltet zuletzt eine politische Moral, welche dort tauben Ohren gepredigt, von den Revolutionshelden verlacht wurde. So, als 1794 der Wohlfahrtsausschuß unter Robespierres Geißel Frankreich mit Blutbädern überschwemmte, ermächtiget durch den Sturz der Partei Dantons, trat eben dieser Wohlfahrtsausschuß in den Wendepunct seiner Allgewalt, indem er den vollziehenden Rath (die Ministerien) aufhob und so seine Macht centralisirte. Wie dieses geschehen, berichtete Carnot dem Convente der Form nach als Gesetzesvorschlag, der Wirklichkeit nach als Gebot; bei dieser Gelegenheit sprach Carnot folgende Gedankenreihe aus, welche absichtliche Lüge vermuthen lassen könnte, wenn des Redners vielfach bekundeter Wahrheitssinn nicht richtiger auf Kurzsichtigkeit und illusorische Verblendung schließen ließe.

„Wenn es," heißt es, „ausgemacht ist, daß eine Regierung für Aufrechterhaltung der öffentlichen Freiheit nicht entbehrt werden kann, so ist nicht minder erwiesen, daß der Charakter dieser Regierung so beschaffen seyn muß, daß sie, einmal festgestellt und vertheidigt, die Freiheit nicht selbst zu Grunde richte. Für sich allein gibt sich das Volk eine Regierung, und zwar, um so viel, als möglich ist, der Unbequemlichkeit abzuhelfen, welche daraus entsteht, daß es nicht in allgemeiner Versammlung berathschlagen kann. Die Regierung ist also, genau genommen, nur die Rathgeberin des Volkes, die Schafferin seiner Einkünfte, die Schildwache, welche alle Gefahr von ihr entfernt und den Blitz auf denjenigen schleudert, der es überfallen will. Soll sie dies bleiben, so dürfen gewisse Mittel, welche sie allein in den erforderlichen Schranken erhalten können, nie aus den Augen gelassen werden. Diese sind: sorgfältige Wahl derjenigen, welche die

Regierung ausmachen; ihre Entsetzbarkeit (amovibilité), ihre Verantwortlichkeit, die Unterordnung der vollziehenden Gewalten und ihre Machtverringerung, so viel es sich mit der Einheit und Schnelligkeit der Bewegungen verträgt. Das Volk hat das mit der Alleinherrschaft verbundene Unglück, mit Schmeichlern und kriechenden Ehrsüchtigen umgeben zu seyn, welche alle Kunstgriffe anwenden, um zu plündern und Fesseln anzulegen; es muß zu Grunde gehen, wenn es die zu seiner Rettung Herbeieilenden nicht unterscheiden lernt von denen, die es umarmen, um es ins Verderben zu stürzen. Des Volkes wahrer Freund ist, wer ihm bis zum Lästigwerden wiederholt: Sey arbeitsam, denn die Erde bringt nichts von selbst hervor; sey nüchtern, denn des Bodens Fruchtbarkeit hat ihre Gränzen; stelle Verbrauch und Gewinn in Gleichgewicht; beschränke dich auf leicht zu befriedigende Bedürfnisse; entsage den Gedanken an Genüsse, welche jenseit deines Lebenskreises liegen. Volksfreund ist derjenige, welcher sich zur Annahme öffentlicher Aemter lange bitten läßt, der sich so bald, als möglich, und ärmer, als zuvor, in die Einsamkeit zurückzieht; der sich der Pflicht opfert, mehr handelt als spricht und mit Sehnsucht in die Mitte seiner Familie eilt, um dort Privattugenden zu üben. Wie groß indeß die Reinheit derjenigen seyn mag, welche sich das Vertrauen des Volkes erworben haben, so würde es doch der Vorsicht entgegen seyn, dieselbe Macht auf längere Zeit in denselben Händen zu lassen. Zurücknehmen muß man sie, sobald sie aufgehört hat demjenigen, dem sie vertraut wurde, eine Last zu seyn, das heißt, sobald sie sich in einen Genuß verwandelt. Rechtschaffenheit ist keine hinlängliche Bürgschaft; wer solche Macht eine Zeit lang zum Vortheile des Vaterlandes übte, kann sie bei fernerer Dauer leicht zur Unterjochung desselben mißbrauchen. Wehe der Republik, wo das Verdienst, selbst die Tugend Eines Mannes unentbehrlich wird! Rücksichtlich der Verantwortlichkeit, so ist sie für alle mit Staatsgeschäften Beauftragte ein natürliches Recht. Die Volksgerechtigkeit irrt selten. Immer wird sie Verrath und Bosheit vom einfachen Irrthume zu unterscheiden wissen. Das Volk weiß, daß man Staatsbeamte nur nach der Masse ihrer Handlungen beurtheilen muß, und daß man ihnen unvermeidliche Fehler nicht als Verbrechen

anrechnen darf, ohne den raschen, kühnen Gang, den jede, vorzüglich eine revolutionaire, Regierung nehmen muß, aufzuhalten." — Dann wendet sich der Redner mit der Bemerkung: „Unser ganzes System besteht darin, daß wir die sechs Ministerien und den vollziehenden Rath aufheben und durch zwölf Commissionen mit dem Wohlfahrtsausschusse in Verbindung setzen," zur Darlegung der neuen Geschäftsvertheilung.

Carnot erscheint hier als Redner, erfüllt von Wünschen für eine bessere Gestaltung der Staatsverwaltung, aber er wagt es nicht, sich selbst den scheußlichen Verfall der öffentlichen Angelegenheiten zu gestehen; darum verweilen seine Ideen bei fernliegenden Betrachtungen zur Begründung des bürgerlichen Glücks. — Ein Trugbild von Freiheit und Gleichheit ließ ihn die Bestimmung des Menschengeschlechts im Staate verkennen. —

In den Jahren 1793 und 1794 entwickelte Carnot als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses sein bewunderungswürdiges Talent für die höchste Leitung des Kriegswesens, indem die Anordnung der durch einen Zauberschlag hervorgerufenen Rüstungen, wie die Wirksamkeit der Heere zu Einem Zwecke, von ihm ausgingen; seine auf diesem Wege um Frankreich erworbenen Verdienste waren so groß, daß selbst in der Schreckensperiode die berüchtigtsten Revolutionsmänner ihn als unentbehrlich in seinem Wirkungskreise ließen, unerachtet seiner offenkundigen Mäßigung, welche damals für Verrath am Vaterlande galt und härter verfolgt wurde, als Aristokratismus und Royalismus. Wollte er sich vielleicht durch jene vermittelnde Mäßigung selbst versöhnen und beruhigen hinsichtlich des ausgesprochenen Todesurtheils wider den König? Er war mit diesem Schritte den berüchtigten Ungeheuern zugefallen, welche nun seine weiseren Rathschläge verhöhnten und ihn auf seinen Beruf, den Krieg zu führen, schnöde drohend hinwiesen.

Seine Wirksamkeit für ein neues, den durch die Revolution neugebornen Franzosen angemessenes Kriegssystem kann, mit der Berücksichtigung der von allen Seiten her zu besiegenden Schwierigkeiten, nicht hoch genug veranschlagt werden, und allen diesen, von der Gesetzlosigkeit im Innern des Landes, von der Zwietracht der Soldaten, der Behörden und der Heerführer an bis zum drückenden Mangel des Kriegsmaterials, hatte er nichts

entgegenzusetzen, als seinen festen Sinn, sein unerschöpfliches Genie und den Unverstand der Feinde Frankreichs, welche die Ursache des sie drohend überziehenden Mißgeschickes nicht verstehen wollten *). — Man hat oft er-

---

*) Wir verweisen hier auf eine Stelle in Menzels gehaltvoller Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs des Zweiten, Theil 1. Seite 664: „Und diese elendeste aller Regierungen feierte auf dem Felde des Krieges und der auswärtigen Politik fortwährend Triumphe, selbst wenn das Glück der Schlachten ihr auf Augenblicke ungünstig ward: denn durch freche Verwegenheit machte sie leicht die Vortheile zu Schanden, welche Bedenkliche und Unentschlossene gegen sie mühevoll erstritten; und gegenüber der Abgestorbenheit, in welcher die alten Staaten durch Verkennung ihrer natürlichen Lebenselemente allmälig zu bloßen Verwaltungsmaschinen erstarrt waren, gewann das ursprünglich todte Triebwerk des republikanischen Staatswesens, unter dem doppelten Einflusse der Furcht und der irrthümlichen Begeisterung, nicht nur den Schein, sondern auch die Wirksamkeit eines kräftigen Lebens. Daher die staunenerregende Ueberlegenheit Frankreichs an Streitmitteln und Streitern; daher das neue, von Laien der Kriegskunst den Generalen aufgezwungene System der Kriegführung mit großen, gegen die gelehrten Entwürfe der Gegner gerichteten Massen; daher die Verzichtung der Truppen auf ordentliche Besoldung, gleichförmige Bekleidung, regelmäßige Verpflegung und herkömmliche Lagerung; die Beseitigung der Zelte und Magazine und die damit verbundene Nothwendigkeit, die besetzten Ort- und Landschaften mit dem Unterhalte der Armeen zu belasten: aber auch die daraus hervorgehende Leichtigkeit schneller Märsche und großer Bewegungen. Da dem wägenden Verstande keine dieser neuen Einrichtungen an sich selbst vortrefflich und auf die Länge probehaltig erschien, so zögerten die Verbündeten, von ihrem Standpuncte aus nicht ganz mit Unrecht, sich dieselben anzueignen, geriethen aber dadurch in den großen Nachtheil, ihren Gegnern die Vortheile des Augenblickes, die oft die für immer entscheidenden sind, überlassen zu müssen. Und als endlich diese Kriegskünste abgelernt, und im Inneren der Republik die Mittel des Terrorismus eben so abgenutzt, wie die Kräfte der Begeisterung erschöpft waren, da gelang es den französischen Gewalthabern, die ersteren auf einem andern Felde in Anwendung zu bringen und durch eine terroristische, machiavellistische Behandlung der Fürsten und Völker sich Hülfsquellen und Machtmittel in unermeßlicher Fülle zu verschaffen. Die Staatskunst, in deren Uebung einst der römische Senat die Könige und Freistaaten seiner Zeit durch vereinzelte Friedensschlüsse getrennt, durch Bündnisse berückt, durch Versprechungen gelockt, durch Gewährungen betrogen, durch hochfahrende Redensarten erschreckt

wähnt, daß ein bedeutender Theil der Siege, welche in diesem Zeitraume Frankreichs Heere erkämpften, auf Rechnung der vortrefflichen Plane, die von Ludwig XIV. her im Kriegsministerio gesammelt waren, zu schreiben sey, und daß C. nur das Verdienst habe, selbige hervorgezogen, studirt und danach die Generale instruirt zu haben. Hierbei scheint der Irrthum zum Grunde zu liegen, als ob man mit einem Heere, wie es C. schuf, denselben Weg einschlagen könne, welcher für eine Armee Ludwigs XIV. oder XV. vielleicht trefflich war. In jenen und in diesen Zeiten war ja der Angriff so verschieden: mithin mußten Vertheidigung und Gegenangriff anders berechnet seyn. Jenes Vorgeben fällt bei sachkundiger Betrachtung ganz über den Haufen.

Bekannt ist, daß seit Jahrhunderten von keiner Armee das Kriegstheater mit so vieler Gründlichkeit und Beharrlichkeit untersucht und wissenschaftlich behandelt ist, als von der französischen. Es sind Operationsplane für alle Gränzen des Reiches, für jeden wahrscheinlichen Angriff, selbst für die Vertheidigung der Hauptstadt, schon seit Ludwigs XIV. Zeiten entworfen. Die Kenntniß derselben mochte nützlich seyn, um, bei veränderten Umständen, einen tüchtigen Plan für den ganzen Feldzug zu fassen; diesen theilte C. den Befehlshabern der verschiedenen Heere, die die ausgedehntesten Vollmachten hatten, mit. So war das, was ausgeführt werden sollte, im Allgemeinen vorgeschrieben; das Wie beruhte auf richtiger Wahl der Feldherren, die, ungeachtet der oft zwischen ihnen herrschenden persönlichen Zwietracht, übereinstimmend handelten, weil C's. mächtige Autorität und scharfsinnige Aufmerksamkeit jeden Fehler entdeckte und streng zu ahn-

und zuletzt durch rücksichtslosen Gebrauch der Gewalt zu Grunde gerichtet hatte, ward Zug um Zug, wie Montesquieu's Meisterhand sie gezeichnet, von den bürgerlichen Regenten Frankreichs ins Leben gesetzt, zu einem denkwürdigen Beispiele, wie die Geschichte in ihren praktischen, belehrenden Momenten von dem Einen benutzt, von dem Andern vergessen werden kann. Wäre nur auch das letzte und höchste Ergebniß derselben, der überall vernehmbare und dem einfachen Sinne so verständliche Spruch:

Lernet Gerechtigkeit und nicht zu verachten die Gottheit!

für den Verstand des Unverständigen keine Thorheit gewesen!" — d. H.

den wußte. — Wir finden nicht, daß während des ganzen Revolutionskriegs eine der berühmten Stellungen oder Operationsplane aus den vorigen Kriegen, wenngleich anscheinend sich die vorhandenen Verhältnisse sehr ähnlich waren, wieder benutzt ist; wie auch später Bonaparte von frühern Entwürfen keinen Gebrauch machte, nicht einmal 1814, wo ihm Puysegurs sinnreicher Plan zu einem Vertheidigungskriege, um Paris zu decken, der immer als ein Meisterwerk des Scharfsinns erachtet ist, vielleicht hätte von Nutzen seyn können. Hiernach ist die übertriebene Vorstellung, welche man sich in vielen Armeen von den Vorarbeiten eines gelehrten Generalstabes im Frieden macht, zu mildern; hiernach muß das Vertrauen von der Unfehlbarkeit des Terrainstudiums und der darauf gebauten Projecte, geläutert werden. Wie oft haben wir in der neueren Kriegsgeschichte die traurigen Folgen dieses Eigendünkels, der sich nicht selten mit der Arroganz des Garde- und Parade-Kamachendienstes verbindet, kennen gelernt! —

Derselbe Despotismus der Volksparteien, welchem in der Hauptstadt der Nationalconvent und sein berüchtigter Wohlfahrtsausschuß unterworfen war, übte bei den Heeren seine Gewaltthaten und machte die talentvollsten Heerführer zu Staatsverräthern: denn sie wollten ihr Leben lieber dem Feinde anvertrauen, als für ausgezeichnete Thaten die Zielscheiben der Verfolgung seyn. Terrorismus, wie er in der Hauptstadt wüthete, schlug seinen Richtplatz auch bei den Heeren auf und ließ den Mord an solchen Männern vollstrecken, welche durch Talent und Rechtschaffenheit hervorragten. Wie oft mochte Carnot, dessen Seele Pflichtgefühl und Ehre bewahrte, unter solchen Verhältnissen auf das schmerzlichste verwundet werden! — Als in diesem Jahre (1793) der Wohlfahrtsausschuß seine blutigen Hände gegen den General Droman ausstreckte und schon den Verhaftsbefehl wider ihn ausgesprochen hatte, widersetzte sich C., von des Mannes Unschuld überzeugt; nun aber ward er selbst als Staatsverräther angeklagt. Nach Unterdrückung dieser Anklage brachte er zur Anzeige, wie sein Ankläger bei der Nordarmee sich arge Veruntreuungen habe zu Schulden kommen lassen, wurde aber von dem berüchtigten St. Just mit der frechen Bemerkung abgefertigt, daß nur ein Feind der Republik seinen Gehülfen Unterschleifs hal-

der anklagen könne, da ja ohnehin den Patrioten alles von Rechts wegen gehöre.

Die Despoten eigene Furcht quälte rastlos die Machthaber; selbst Robespierre gestand an Danton: „Ich habe eine ungeheure Volksgunst, aber keine Macht." — Um das Verhalten der Heerführer zu bewachen, wurden Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses zu den Armeen geschickt mit den ausgebreitetsten Vollmachten; so Carnot zur Nordarmee, nachdem er vorher im Convente die Vereinigung von Monaco, in der Grafschaft Nizza, und eines Theils von Belgien mit der Republik in Vorschlag gebracht hatte. Schon unmittelbar vor seinem Eintritte in den Wohlfahrtsausschuß (er erfolgte den 14. August,) war C. zur Nordarmee gesandt, mit dem Auftrage, sich des verdächtigen Generals Dumouriez zu vergewissern. Doch dieser kam, wie bekannt, der drohenden Gefahr zuvor, nahm den Abgeordneten Beurnonville gefangen und lieferte ihn an die Oestreicher, in deren Schutz er sich selbst begab, aus; nur durch ein glückliches Ungefähr entging C. einem gleichen Schicksale. Er überbrachte dem Convente die Nachricht und Beweise von der Abtrünnigkeit des Heerführers.

C's. zweite Sendung zur Nordarmee wurde die Veranlassung zu einer der schönsten Feldherrnthaten seines Lebens. Unter wechselndem Kriegesglücke nahte hier der Feldzug seinem Ende und erweckte Besorgniß des baldigen Falles der Festungen Maubeuge und Landrecy, dessen unmittelbare Folge seyn mußte, daß die feindlichen Heere ihre Winterquartiere auf französischem Boden nahmen. Der Heerführer der Nordarmee, Houchard, ein tüchtiger Husarengeneral, der Nachfolger Custine's, kehrte sich wenig an die von Paris aus erhaltenen Instructionen, sondern folgte mit vielem Glücke seinen eigenen Planen; genügende Beweggründe, um verdächtig zu werden. Er ward den 24. September zu Lille verhaftet, nach Paris geschleppt,, vor das Revolutionstribunal gestellt und, da man seine Thaten nicht in Abrede stellen konnte, zum Tode verurtheilt, weil man behauptete: er habe noch mehr thun können. Das Andenken dieses Mannes verdunkelt kein entfernter Schatten von Verrath *). Ihm folgte

*) Siehe Notice historique et justificative de la vie du général Houchard, par son fils. Strasbourg 1819.

Jourdan im Oberbefehle der Nordarmee, von deren Zustande man einen Begriff bekommt, wenn man dieses Generals wiederholte Klagen liest: daß die Unordnung im Heere gränzenlos sey, daß es mehren Abtheilungen sogar an Anführern fehle, und daß er die Anzahl seiner Krieger nur nach einer ungefähren Schätzung anzugeben wisse *). Mit solchem Heere sollte eine entscheidende Schlacht gewagt werden; Aufbietung aller Kräfte, um sie siegreich zu machen, war vom Wohlfahrtsausschusse anbefohlen. Auch der Oberbefehl über die Ardennenarmee ward Jourdan gegeben, damit er von dorther Streitkräfte an sich ziehen könne. Ihm gegenüber befehligte der Prinz von Coburg die Verbündeten, achtzigtausend Mann stark, in einer festen Stellung zwischen Maubeuge und Avenne, das Hauptquartier zu Vatigni. Diesem Puncte rückte am 12. October der republikanische Vortrab entgegen. Der linke Flügel der Franzosen ward von den holländischen Truppen, nach dreimal fruchtlos unternommenem Angriffe, zurückgedrängt. Es wurde mehre Tage erfolglos gestritten; das Gefecht verbreitete sich schon am 15. auf der ganzen Linie; am 16. begann das Feuer von neuem, zwischen dem Donner des Geschützes erschollen die kriegerischen Freiheitsgesänge der Franzosen, in deren Hauptquartiere Carnot war. Man erzählt, Coburg habe gesagt: „die Franzosen sollen tapfere Republikaner seyn; wenn sie mich aber hier vertreiben, will ich selbst ein Republikaner werden." — Die französischen Soldaten hatten geschworen, sie würden den feindlichen Heerführer auffordern, Wort zu halten. — Lange blieb das Gefecht, ungeachtet der tapfersten Anstrengung, wie Tags zuvor, unentschieden. Endlich war der Obergeneral, gemeinschaftlich mit Carnot und den übrigen Convents-Commissairen, auf dem rechten Flügel Zeuge eines glücklichen Manöuvres des Generals Duquenoi, wodurch der linke feindliche in Gefahr gerieth, umgangen zu werden, und daher zurückwich. In diesem entscheidenden Augenblicke ging die Nachricht ein, auf dem entgegengesetzten Flügel hätten die Oestreicher bedeutende Vortheile erkämpft. Jourdan wollte auf dem siegreichen

*) **Toulongeon's Geschichte von Frankreich seit der Revolution, von Petri. Band 4. S. 156 ff. — Für die Kriegsgeschichte sehr wichtig. —**

Puncte den Verfolg der Vortheile abbrechen und die erübrigten Streitkräfte dem weichenden linken Flügel zu Hülfe schicken. Diesem widersetzte sich Carnot, der hier im rechten Augenblicke den umsichtigen Blick eines großen Feldherrn und die Tapferkeit eines kühnen Soldaten zeigte. Zur Verstärkung des siegenden rechten Flügels wurde der zurückgedrängte linke herangezogen; Carnot entsetzte, nach seiner Amtsbefugniß, dessen Anführer, den später durch Verfolgung des Obristen Schill bekannt gewordenen General Gratien, stellte sich an die Spitze der mit ungestümer Macht auf den linken Flügel und auf das Centrum der Oestreicher mit gefälltem Bajonette eindringenden Schaaren und entschied den Sieg des blutigen Tages: denn die Oestreicher sahen sich bald gezwungen, in der Nacht über die Sambre zurückzugehen. Am Morgen des folgenden Tages rückten die Franzosen in das befreite Maubeuge ein. Wenn eine Verfolgung des Feindes jenseit der Sambre von Seiten der Republikaner auch nicht gewagt werden konnte, war doch Carnots That von sehr ersprießlichen Folgen. Die Aufhebung der Belagerungen von Dünkirchen und Maubeuge änderte die Lage der Dinge eine Zeit lang, verhinderte den Fall bedeutender Gränzplätze und erlaubte dem Feinde nicht, auf französischem Boden Winterquartiere zu nehmen. Dem Convente war dieser glückliche Erfolg um so theurer, da gleichzeitig Nachrichten von Unfällen der Moselarmee und der in den weißenburger Linien überwältigten Rheinarmee eingingen. Der glückliche Erfolg bei der Nordarmee, deren gefahrvoller Kampf der Hauptstadt am nächsten war, flößte Vertrauen und Ruhe ein *).

Hier ist der Ort, wo ein zwei Jahre jüngerer Bruder Carnots Erwähnung verdient: Claude-Marie Carnot, genannt Feulins, den 15. Jul. 1755 geboren, betrat mit jenem gleiche Laufbahn und war, unter des älteren Bruders Leitung, ein tüchtiger Ingenieurofficier. Eben hatte er bei der Belagerung Dünkirchens durch die Engländer die Vertheidigung des Platzes geleitet; auf dem Schlachtfelde von Watigni focht er mit ausgezeichneter Tapferkeit und Umsicht; später theilte er

*) Toulongeon Band IV. S. 159—161 erzählt die Geschichte der Schlacht ziemlich vollständig, gedenkt aber der That Carnots nicht. —

Glücks- und Unglücksfälle seines Bruders, nur nicht seine Verbannung. —

Gleich nach diesem rühmlichen Tage erschien C. wieder zu Paris, wo er dem Convente von dem glücklichen Erfolge seiner Sendung Bericht erstattete und dann unermüdete Thätigkeit verwendete, die Frankreich von außen her drohende Gefahr zu bekämpfen, im ewigen Widerstreite mit den schuldbeladenen Factionshäuptern. Als eine Urkunde zur Abwägung der Verdienste Carnots um die Siege Frankreichs, besonders in dem ruhmvollen Feldzuge des Jahres 1794, stehe hier die Instruction, welche er vor Eröffnung der Operationen, unterm 11. März, dem Oberbefehlshaber der Nordarmee, Pichegru, ertheilte *):

Paris, den 21. Ventose, im zweiten Jahre der Einen, untheilbaren Republik.

„Der Wohlfahrtsausschuß trägt mir auf, Dir, General, den Kriegsplan, den er für den bevorstehenden Feldzug im Norden angenommen hat, mitzutheilen."

„Er will, daß der Feldzug mit der Einnahme von Ypern eröffnet werde, um sich seiner Hülfsmittel und der Schleusen, vermittelst welcher die Gegend bis Bergen, Dünkirchen, Cassel und Bailleul unter Wasser gesetzt werden kann, zu bemeistern, um die immer schwankende Verbindung zu sichern, um die Nachhut vorzuschieben, unsere Vertheidigungslinie zu verkürzen, den Feind zu Ostende, Brügge und Gand zu beunruhigen, ihn zu zwingen, bedeutende Streitkräfte zu deren Erhaltung auf Flanderns Seeseite aufzustellen und so die zu anderweitigem Angriffe wider uns bestimmten Truppen zu verringern; ihn zu verhindern, Menin und Coutray zu halten, folglich die Verbindung mit Tournay und Oudenarde sich zu eröffnen, ihn daher aus der Stellung von Turcoin, Rouboix und Lannoy, wodurch die Besatzung von Lille eingeschlossen wird, zu vertreiben, um sich seinem Lager bei Lisoing zu nähern und Maul de Orchies und das ganze Gebiet zu decken, welches wir zwischen der Scarpe und Schelde besetzen müssen."

„Den Besitz Yperns hat der Wohlfahrtsausschuß

---

*) Der Plan der gegen Frankreich Verbündeten war für diesen Feldzug von dem durch sein Kriegsunglück fast berüchtigt gewordenen, einsichtsvollen General Mack ausgearbeitet.

für so wichtig erachtet, daß er Dir aufträgt, dazu alle disponible Heeresmacht, die nöthig ist, zu gebrauchen; er wünscht, daß dieses Veranlassung zu einer entscheidenden Feldschlacht werde, und empfiehlt Dir für eine solche Unternehmung geheim alles vorzubereiten, zur Entscheidung dieses Feldzuges. Je früher sie geschlagen wird, je besser, um der Ankunft der Verstärkung, die der Feind erwartet, und der Vereinigung seiner Kräfte zuvorzukommen. Das Schlachtfeld, dessen Wahl man gewinnen muß, wird in der Gegend zwischen der Lys und der Maas seyn, um im Unglücksfalle des Rückzuges auf Lille gewiß zu seyn und um den Feind in den von beiden Flußufern gebildeten Trichter zu drängen, aus welchem er, geschlagen, keinen Ausweg hat. Während des Gefechts mußt Du Dein ganzes Augenmerk auf vollkommene Deckung Deines rechten Flügels richten; Du mußt den Angriff mit leichten Truppen, mit vieler Reiterei und sehr wenigem schweren Geschütze unternehmen. Einmal Meister des Raumes zwischen beiden Ufern, bedrohest Du Gand, ja Du kannst es selbst nehmen; Du schneidest dem Feinde alle Verbindung zwischen der Seeseite Flanderns und Brabant ab; Du kannst auf der einen oder auf der andern Seite, wie es rathsam ist, mit Deiner ganzen Macht losbrechen: denn nothwendig muß der Feind Dir entweder Ostende, Brügge und Gand preisgeben, oder Dir den Weg über Oudenarde auf Brüssel räumen."

„Während Du so auf der linken Flanke des Feindes thätig bist, wird das Ardennenheer in den Gegenden zwischen der Sambre und Maas vorrücken, dort den Feind vertreiben und über Charles sur Sambre seinen Weg nehmen, Namur decken, während eine andere Heeresabtheilung von der Moselarmee auf Lüttich rückt."

„Diese Bewegungen werden gleichzeitig mit Deinen Unternehmungen in Flandern vorgenommen, um die feindliche Macht zu vereinzeln; Du mußt daher das Ganze leiten und daher das Nord- und das Ardennen-Heer als eins betrachten; Du mußt letzterem Stärke geben und dessen Befehlshaber, welcher Folge zu leisten befehligt ist, den Gang seiner Bewegungen angeben; jene Armee muß wie der rechte Flügel des Nordheeres angesehen werden, aber sie hat in diesem Augenblicke keine Streitkräfte, über welche zu verfügen wäre; daher mußt Du wenigstens zwölf- bis funfzehntausend Mann zu derselben stoßen las-

sen, hierunter die alten, noch nicht vollzähligen Stämme, welche durch Aushebungen im Bezirke des Ardennenheeres vervollständigt werden können. Hier ist vielleicht bewaffnetes Fußvolk an der rechten Stelle, wenig Reiterei, wenig schweres Geschütz." —

„Noch verdient der Paß zwischen Maubeuge und Bouchain Erwähnung. Hier gehen wir vertheidigungsweise, plänkern viel, machen Postengefechte und vermeiden entscheidendes Treffen; denn ein bedeutenderer Kampf könnte uns den Verlust eines wichtigen Punctes zuziehen, wogegen Zurückwerfung des Feindes uns keinen weiteren Vortheil verheißt, als ihn für den Augenblick zum Rückzuge gezwungen zu haben auf die Waldungen von Mormal, Valenciennes oder Quesnoy, aus welchen er nach wenigen Tagen zu neuen Treffen vordringen wird. Deshalb ist es genügend, gute und wohlversehene Besatzungen nach Landrecies, Bouchain und Cambray zu legen, die Stellung von Arleux zu halten, Cateau zu besetzen und eine Abtheilung guter Reiterei zu Solesmes aufzustellen, einige Geschützbetten zu errichten, die Wege zu durchschneiden, nach und nach den Feind einzuengen, ihn mit kleinen Gefechten zu necken und es nie zum allgemeinen Treffen kommen zu lassen; zur Ausführung dieses Entwurfes halte ich vierzigtausend Mann genügend. Sehr wesentlich scheint an dieser Stelle die Bemerkung über die Nothwendigkeit fortwährender Truppenbewegungen und Veränderungen der Besatzungen, sowohl um sie in Thätigkeit zu erhalten, Verweichlichung zu verhindern und die Ruhe zu unterbrechen, als auch um durch stete Veränderung dem möglichen Verrathe und der Anspinnung von Ränken zu begegnen. Diese Veränderungen müssen sich bis auf die augenblicklichen Commandanten und Oberofficiere der festen Plätze erstrecken. Abwechselungen in den Lagerstellen bringen noch den Vortheil mit sich, daß sie den Feind verhindern, feste Plane zu fassen, und ihn zu Bewegungen nöthigen, welche ihn mehr als uns ermüden: denn er gebraucht beim Angriffe weit mehr Kraftaufgebot und Zubehör."

„Noch ist Maubeuge und die Ober-Sambre zu beachten: auch hier muß vertheidigungsweise zu Werke gegangen werden. Die Besatzung von Maubeuge muß, der Schwierigkeit der Erhaltung halber, auf zwölftausend Mann herabgesetzt; sie muß, wie ihr Oberstab, oft ver-

ändert werden; die andern Truppen müssen dort lagern, wo der Feind im vorigen Jahre stand, nahe dem Walde von Durlers, an dessen Spitze ich es für gerathen halte, ein sehr starkes Geschützbett anzulegen, dessen Kanonen bis dahin reichen, wo sich die drei Wege von Landrecies, Barlaimont und Pont-sur-Sambre durchschneiden; übrigens muß Wattignies besetzt, und zu Beaumont ein wohlverschanztes Beobachtungscorps aufgestellt werden."

„Dieses, General, ist nach den Wünschen des Wohlfahrtsausschusses der Plan für den nächsten Feldzug; nur Du selbst und die Volksabgeordneten Richard und Choudieu dürfen ihn kennen; gegen alle Anderen hülle Dich in das tiefste Geheimniß; suche den Feind beständig hinsichtlich Deiner Absichten zu täuschen und durch falsche Bewegungen zu ermüden. Du mußt ihm, nach des Ausschusses Begehren, nie Zeit zur Erholung lassen. Wir wollen mit diesem Jahre enden; drum thut ein recht kraftvoller Angriffskrieg noth; alles ist verloren, wenn wir nicht schnell vorgehen, nicht binnen hier und drei Monaten den letzten unserer Feinde vernichten; mit künftigem Jahre von neuem anfangen heißt in Hunger und Erschöpfung erliegen; darum, ich wiederhole es Dir im Namen des Ausschusses und des Vaterlandes: geendet muß werden. Deine Unternehmungen haben gute Vorschritte gemacht, wenn Du Dich Tournay's bemächtigen kannst; vielleicht ist es möglich durch offenen Angriff oder durch Wegnahme der Citadelle; Dir steht es zu alles zu wagen, wozu der Geist der Freiheit und der Muth des Republikaners fähig machen. Halte gute Kundschafter; alles, was beim Feinde vorgeht, mußt Du wissen; bringe Zwiespalt unter sie: alle Mittel zur Vernichtung der Tyrannen sind gut; wir sind zu solchem Zwecke zu allen erforderlichen Geldaufopferungen erbötig."

„Wenn Du im Stande bist ein großes Unternehmen zu beginnen, so melde es uns; einer oder zwei aus unserer Mitte werden sich an unsere Gehülfen Richard und Choudieu anschließen, um für den Erfolg mitzuwirken; biete alle Hülfsmittel auf; in den Festungen laß nicht mehr, als zum gewöhnlichen Dienste unumgänglich noth thut. Der Kriegsminister hat Befehl, zwei Regimenter Carabiniers und ein Regiment Husaren, welche an der Mosel stehen, zu Dir stoßen zu lassen. — Gruß und Brüderschaft! Carnot."

Wenn die sichere Klarheit dieser Instruction musterhaft genannt zu werden verdient und die genaueste Kenntniß der Nordarmee, ihrer Stellung wie ihrer Hülfsmittel, mit dem dem talentvollen Feldherrn allein eigenen großen Ueberblicke, unbezweifelt an den Tag legt, so muß man sich erinnern, daß Carnot dieses Heer erst seit wenigen Monaten verlassen hatte; dennoch weckt es Erstaunen, wie die dem Heerführer ertheilten Vorschriften mit solcher Genauigkeit und so glücklichem Erfolge vollzogen wurden, wovon ein Auszug aus dem Tagebuche der Nordarmee vom Jahre 1794 den sichersten Beweis liefert: Den 6. April Unternehmung der Franzosen am Ufer der Lys; den 18. geht der Feind von Cateau auf Lachapelle; den 21. wird von Maubeuge, Guise und Landrecies aus der Feind zurückgedrängt; den 26. allgemeine Schlacht auf der Linie von Givet bis Dünkirchen; Vereinigung der Nord- und Ardennenarmee; den 27. Hauptquartier bei Coutray. Mehre kleine Gefechte. Am 18. Mai das zwischen der Lys und der Schelde, wonach der Feind das Gebiet der Republik räumt; den 22. Gefecht zwischen Tournay und Oudenarde; den 1. Jun. Moreau vor Ypern, dessen Uebergabe erfolgt den 17.; den 29. nimmt Moreau Brügge, den 1. Jul. Ostende, den 4. Gent, den 5. Oudenarde und Tournay. Den 9. rückt das Heer in Brüssel, den 15. zu Mecheln ein. Einnahme von Landrecies; es belagert Quesnoy, nimmt den 18. Nieuport und besetzt am 23. das von den Engländern geräumte Antwerpen. — Welche Reihefolge von Siegen! —

Carnot zeigte sich bei jeder darbietenden Gelegenheit edeldenkend, gerecht, den Wüthrigen den Spiegel vorhaltend, nüchtern und sittlich im Privatleben. Bei solchen trefflichen Eigenschaften hat man es unerklärlich gefunden, wie C. an der Seite eines Robespierre und Danton, unter den Verworfenen des Wohlfahrtsausschusses, habe den Staatsgeschäften vorstehen können, indem er gewissermaßen mit den berüchtigten Terroristen eine politische Einheit bildete. Um den hierdurch auf seinen Charakter fallenden Schatten zu erhellen, hat man vertheidigend erwiedert: daß C. in der Hoheit seiner Gesinnung mit jenen Schandbeladenen in keiner Gemeinschaft stand und bei seinem Thun nur Pflichtgefühl und Rettung des Vaterlandes vor Augen hatte. Entsprach diese

Ansicht wirklich den inneren Beweggründen seiner Handlungsweise, so mag dadurch seine Entschuldigung eingeleitet seyn; für eine vollkommene Rechtfertigung kann sie nicht gelten: denn indem C. alles aufbot, die bewaffnete Macht Frankreichs siegreich zu machen, befestigte er ja ohne Zweifel die Schreckensmacht der Terroristen, verlängerte die blutigen Tage ihrer Allgewalt und stellte seine Wirksamkeit eigentlich mit der in seiner Seele waltenden Liebe zum Vaterland in Widerspruch. Dieses bestätigen auch die kühnen Aeußerungen, von denen man erzählt, daß C. sie gegen Robespierre, St. Just u. a. gewagt habe; welche letzteren dagegen kein Hehl hatten: C. sey ihnen widerwärtig und lästig; sie wollten sich seiner, sobald sie ihn entbehren könnten, entledigen. — Doch das rächende Schicksal traf sie früher als ihn, der zwar mit Robespierre's Falle (den 27. Julius 1794) in manche Anklage und Verfolgung verwickelt wurde, allen aber mit dem Bewußtseyn des persönlichen Werthes muthvoll entgegentrat und in der Lauterkeit seiner Gesinnung sogar sich nicht scheute, die angeklagten Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses wegen der Verbrechen der Schreckensperiode zu vertheidigen. Schaudert die Menschheit vor jenen Gräueln, so kann die bezweckte Straflosigkeit ihrer Urheber nur damit entschuldigt werden, daß in der damaligen Verkettung der Umstände ohne neue Stürme und Aufregungen, deren Folgen sich nicht berechnen ließen, die strenge Autorität der Gesetze nicht geltend gemacht werden durfte. Wirklich war es weiser, zuvor gesetzliche Ordnung zu befestigen, ehe man durch unzeitige Ahndung des Geschehenen einen neuen Terrorismus hervorrief. —

Robespierre's Sturz verkündigte Carnot den zu den verschiedenen Heeren der Republik abgeordneten Volksrepräsentanten in folgender Zuschrift: „Macht den unvergleichlichen Heeren der Republik bekannt, daß eine neue Art Bosheit in den Erfolgen jener Veranlassung fand, sie zu verläumden. Verruchte Tyrannen, die den Namen der Patrioten an sich rissen, bestrebten sich den Siegeslauf zu unterbrechen, welcher an allen Gränzen seit dem Anfange des Feldzugs an der Tagsordnung ist. Die Verräther haben den Lohn ihrer Schandthaten empfangen; die Nationalrepräsentation hat Frankreich von den neuen Catilina's befreit: Robespierre und seine Mit-

schuldigen sind nicht mehr! Die Bedrückung hat aufgehört; alle Herzen öffnen sich für trauliche Ergießungen, und Frohsinn tritt in Paris an die Stelle der Bestürzung. — Empfehlt den Generalen, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, damit kein Unfall den Uebelgesinnten neue Waffen verleihe, damit der Enthusiasmus der Truppen immer mehr sich hebe, damit Mannszucht, durch die sie sich eben so große Bewunderung erworben als durch den Muth, pünctlich aufrecht erhalten, damit endlich der Feind rastlos verfolgt und bis auf den letzten Mann vernichtet werde. Jedoch muß die Klugheit der Anführer alle Bewegungen anordnen. Versichert jenen unser so wohlverdientes Vertrauen und suchet nachtheiligen Erfolgen zuvorzukommen, welche der Feind unbezweifelt durch seine Lügen aus dieser Krisis, welche entschieden zum Heile der Freiheit, zur allgemeinen Freude und zum Nationalwohle gereicht, zu erlangen suchen wird." —

Ein einsichtsvoller neuerer Biograph Carnots (im vierten Bande der Biographie nouvelle des contemporains) bezeugt, die bekannte Nationaleitelkeit nicht verleugnend: „C. beschäftigte sich im Wohlfahrtsausschusse mit der Leitung der Kriegsangelegenheiten ausschließlich. Auf verschiedenen Puncten bildeten sich, wie durch einen Zauberschlag, vierzehn Armeen; auf allen Seiten krönte der Erfolg seine Anordnungen; Frankreich ward entvölkert, aber es rettete seine Unabhängigkeit. In jenem blutgier- aber ruhmvollen Zeitabschnitte wurden die Verbrechen im Innern wenigstens ausgeglichen durch Siege nach außen. Unbezweifelt mußte dem General C. eine Verbindung mit den übrigen Gliedern des Wohlfahrtsausschusses peinlich seyn: doch sein Rücktritt konnte das Unglück nicht vermindern; sein Bleiben bewirkte viel Gutes. In gleicher Stellung würde ein Selbstsüchtiger sich zurückgezogen haben; C. hatte Frankreich im Auge und blieb. Er war am 5. Mai 1794 Präsident des Convents; am 27. Julius (dem Todestage Robespierre's) trat er aus dem Wohlfahrtsausschusse; doch schon am 5. November machte seine unermeßliche Brauchbarkeit seine Zurückberufung nothwendig." — Mit der großen Katastrophe, dem Sturze Robespierre's und der Schreckensregierung, ging ein neuer Zeitraum hervor, in welchem im Nationalconvente der Moderantismus vorwaltete, welcher aber leider nur zu bald in sich selbst

verfiel, indeß C. in seinem Wirkungskreise den schon errungenen Ruhm vermehrte durch neue Verdienste.

In jenen Nachrichten über C. findet sich, nach der vorhin mitgetheilten Stelle aus der Biographie nouvelle, offenbar ein Widerspruch, oder eine Lücke. Es wird gesagt, daß Carnot am Todestage Robespierre's, den 27. Julius 1794, aus dem Wohlfahrtsausschusse getreten, aber am 5. November desselben Jahres wieder in denselben berufen sey. Dennoch ersieht man aus den öffentlichen Verhandlungen, daß die Zeit des Rücktrittes auf einen kürzeren Zeitraum sich muß beschränkt haben, da C. schon am 22. September 1794 als Berichterstatter Namens des Wohlfahrtsausschusses im Nationalconvente auftrat, um von den glänzenden Erfolgen des Feldzuges, besonders von der Wiedereroberung der Festungen Landrecies, du Quesnoy, Valenciennes und Condé Nachricht zu ertheilen. Hier wird Auskunft gegeben von den Kriegsunternehmungen der Nordarmee; zugleich aber erkennt man aus C's. Vortrage deutlich, wie man einer Reihe von Verbrechen abgeneigt seyn kann, aber, einmal in dieselbe verflochten, für bessere Gesinnungen sobald nicht freien Spielraum gewinnt; wie der Freiheitsrausch böse Nachwehen hat, zu deren Heilung beruhigende Zeitfristen Noth thun. Wahrhaft terroristische Maaßregeln preist Carnot, durch den Erfolg bestochen, für das Vaterland Rechte geltend machend, welche im Verhältnisse zu den Gegnern nicht beachtet werden. Robespierre's wird als eines verächtlichen Bösewichts gedacht; aber seine Grundsätze gegen die angeblichen Feinde der Freiheit werden mit milderen Worten geprediget und mit den edelmüthigsten Aeußerungen zusammengestellt. Hier einige Mittheilungen aus diesem denkwürdigen Berichte:

„Die Wiedereroberung der vier an der nördlichen Gränze verlorenen Festungen ist an und für sich kein Sieg, sondern die Folge einer großen Reihe vorhergegangener Siege. Das Blut, welches die Festungen kosten mußten, war vorher vergossen, der glückliche Erfolg kriegerischer Berechnungen ersparte neue Opfer; es galt solche Anordnungen zu treffen, daß jene furchtbaren Bollwerke von selbst fielen, genommen wie eine Palme von unverzagten Kriegern, welche geschworen hatten mit ihren republikanischen Händen den Boden der Freiheit wieder zu erobern."

„Vom Anfange des Feldzugs an erkannte der Wohlfahrtsausschuß die Nothwendigkeit, im Laufe dieses Kriegs von der hergebrachten Weise abzuweichen. Wiederzuerobern waren furchtbare Festungen, welche auf der einen Seite durch die Sambre und durch den Wald von Mormalle, auf der andern von der Scarpe und den Gehölzen von Saint Amand gedeckt, und geschützt waren durch alle Hülfsmittel, die der Feind in der Erwartung einer Gegenrevolution und der Verheerung Frankreichs auf diesen Punct zusammengezogen hatte. Diese Hindernisse sollten überwunden werden mit fast sämmtlich erst neu ausgehobenen Truppen; Hindernisse, welche bei unzählbarem Menschenverluste und beim Verbrauche eines Kriegsbedarfes, der den Vorrath der Magazine noch überstieg, auf geradem Wege den Erfolg doch zweifelhaft ließen."

„Der Wohlfahrtsausschuß entschloß sich daher, anstatt den Feind in seinen Verschanzungen anzugreifen, auf seine beiden Flanken loszugehen, ihn zu umzingeln, die Verbindung abzuschneiden und in die Nothwendigkeit zu versetzen, entweder das eroberte Gebiet aufzugeben, oder darin eingeschlossen zu erliegen. Dieser von dem Ausschusse mit Beharrlichkeit befolgte Plan ist mit gleich großer Thatkraft als Talent von den Befehlshabern durchgeführt, und vollzogen durch die Beharrlichkeit und den unübertreffbaren Muth der Krieger der Republik, die mit einem Male die Traumbilder von Eroberungen, welche sich verbundene Straßenräuber (brigands coalisés) gemacht hatten, vernichtete." —

(Wer vermißt hier nicht das rechte Maaß im Lobe der Freunde wie im Tadel der Feinde? — Dort ekeln die Lobpreisungen, hier der Schmutz des Schimpfwortes an. —)

„Der Feind, den Plan durchblickend, glaubte ohne Zweifel, es würde an Kühnheit zur Ausführung desselben mangeln, und gedachte, indem er selbst verwegen vorginge, bis nach Paris hin Schrecken zu verbreiten; er glaubte vorzüglich, als er durch Verrath Landrecies genommen, daß unsere Streitmacht die vorgeschobenen Stellungen verlassen würde, um Cambrai zu sichern; daß wir unsere Truppen in den Zwischenräumen zerstören und sie vereinzelt schlagen lassen würden, indem wir schrittweise die schwachen uns übrigen Schutzwehren vertheidigten. Mitleidig ließ er uns seine Plane erkennen;

er ließ sie unterstützen durch seine Vertrauten in der Hauptstadt, die sich Vaterlandsfreunde par excellence nennen, und verrätherisch verbreiten, man müsse die Streitkräfte auf den bedrohten Punct zurückziehen, anstatt dort neue zu versammeln. Mitten unter diesen glänzenden Aussichten sah uns Coburg plötzlich auf seinen Flügeln erscheinen und sie umgehen, so daß ihm nur die Zeit blieb, sich in schandevoller Eile aus dem Labyrinthe, in welches er sich verirrt hatte, zurückzuziehen."

„Zurückgeführt auf die Vertheidigung des eigenen Heerdes, aber noch Meister unserer Festungen, überließ er sich seiner gewöhnlichen Unachtsamkeit, Raublust und Verderblichkeit, darauf wenigstens hoffend, uns den Rest des Feldzuges ohne entscheidende That hinzuhalten und uns durch Unthätigkeit zu besiegen. Doch wir versammelten an der Mosel funfzigtausend Tapfere, welche schnell den Befehl erhielten, von der Seite der Ardennen das feindliche Heer in die Flanke zu nehmen; dieses, mit so vielem Glücke als Klugheit von Jourdan ausgeführt, gab uns das Uebergewicht und sicherte uns den Sieg an den Ufern der Sambre und der Maas, indeß Pichegru seinerseits an der Schelde gegen die Söldlinge Georg's durch sechs blutige Feldschlachten und durch Einnahme vieler Städte gleich siegreichen Erfolg fest hielt." —

„Dieses alles entsprach den Erwartungen des Wohlfahrtsausschusses dermaaßen, daß der Plan für den Feldzug mehr erschien wie das Werk höherer Eingebung, als ein dem Kriegsglücke unterworfener Plan."

„Unmittelbar nach der Schlacht bei Fleurus (am 26. Junius) erhielten die Heerführer den Befehl, augenblicklich die verlorenen Festungen einzuschließen, in der Voraussetzung, daß sie im Stande wären dieselben anzugreifen. Diese Unternehmung fand langsam statt, wie es unabänderlich war bei der hierzu erforderlichen neuen Stellung des ganzen Heeres, welches fast ganz in Verfolgung des flüchtigen Feindes begriffen war. Letzterer ließ, um die Festungen zu versehen, das platte Land verheeren und alles in die Städte führen, was in der Umgegend von Vieh, Getreide und Fütterung aufgetrieben werden konnte. So gelangte er dahin mit jenen Festungen, besonders in Valenciennes und Condé, eine Belagerung von acht bis neun Monaten aushalten zu können.

„Unsere erlangten Vortheile blieben zweifelhaft: ein uns betreffender Unfall konnte den Oestreichern die ihnen entrissene Stellung wieder verschaffen. Um unsere Festungen durch einen regelmäßigen Angriff wiederzugewinnen, mußten bedeutende Truppenabtheilungen den Heeren, die dadurch sehr geschwächt und auf einen gefahrvollen Vertheidigungskrieg zurückgeführt wurden, entzogen werden; ungeheurer nicht vorhandener Kriegsvorrath war erforderlich, und selbst unter der Voraussetzung, daß sich jene sehr starken Plätze nach einer mittelmäßigen Vertheidigung ergaben, erhielten wir sie mit zerstörten Werken; die Gränze blieb offen, während die Unternehmung den ganzen Feldzug in Anspruch nahm. Bei den Berathungen über diesen mißlichen Gegenstand erkannte der Wohlfahrtsausschuß, daß man von den Vorschriften geregelter Klugheit abgehen und unsere Festungen, ohne Aufopferung republikanischen Blutes, so zu sagen, auf revolutionaire Weise nehmen müsse. Dieses war die Aufgabe: Euer Decret vom 16. Messidor bestimmte:

„„Allen Truppen der verbündeten Tyrannen in den an der Nordgränze inne habenden Festungen Frankreichs, welche diese Plätze nicht binnen vier und zwanzig Stunden, nach erfolgter Aufforderung der republikanischen Generale, auf Gnade und Ungnade übergeben, wird keine Capitulation verstattet, und sie sollen über die Klinge springen."" —

„Die Absicht dieses Decretes war: den Feind zu schrecken, ihn zur plötzlichen Räumung unserer Besitzungen zu zwingen, da er sich, von seinen Heeren getrennt und verlassen, nur als einen von seiner Bande abgeschnittenen Räuber betrachten konnte; ferner Ersparniß der Truppen, der Anstrengungen, der Zeit des Kriegsbedarfes und die Wiedergewinnung dessen, was die Verruchtheit jener Sclaven und die Niederträchtigkeit ihrer Gebieter genommen hatte, — durch Tapferkeit und republikanische Kühnheit. Aber in unreinen oder ungeschickten Händen konnte dieses Gesetz wider uns selbst eine grausame Waffe werden; mit Geschick ausgeführt mußte es die letzten Hoffnungen des Feindes zertrümmern; unverständig gehandhabt konnte es ihn zur Verzweifelung bringen und seinen Widerstand verdoppeln." —

„Der große Spielraum, welchen Ihr Eurem Wohlfahrtsausschusse bei der Ausführung der militairischen

Maaßregeln ließet, gab ihm die Befugniß, folgende Anordnung zu treffen: Er erkannte, daß Eure Absicht nicht dahin ging, den Befehl zu einem Blutbade, sondern zur Rettung des Vaterlandes zu ertheilen, und in dieser Beziehung zur Nationalwürde wie zur Zerstörung der Coalition, erhielt niemals ein Decret eine pünctlichere Ausführung und einen vollständigern Erfolg. In weniger als sechzig Tagen sind die vier Festungen wiedergewonnen, welche bei einem ordnungsmäßigen Angriffe wenigstens acht Monate Widerstand geleistet, diesen ganzen Zeitraum hindurch unsere Heere gelähmt, funfzehntausend Republikanern das Leben wider den Feind gekostet und uns gezwungen hätten, unsere eigenen Vertheidigungsplätze zu zerstören, während die Vorräthe aller Magazine in den Festungen, wie außer denselben, verbraucht wurden."

„Nun sind jene Euch wiedergegeben mit sechshundert metallenen Kanonen, allem Zubehör und mehren Millionen Pulver, mit großer Sorgfalt ausgebessert, weit stärker, als zur Zeit des Verlustes. Der einzige Platz Valenciennes hat dem Kaiser, um die Werke zu vervollkommenen, drei Millionen Gulden gekostet." —

Dann läßt Carnot unter gar großen Lobpreisungen die Aufzählung der muthigen Belagerungsmaßregeln folgen, deren Beginn schon die Uebergabe der Festungen herbeiführte; der republikanische Uebermuth, welcher nur zu laut die Stimme führt, wird gerechtfertiget durch die jämmerliche Verzagtheit der Gegner. Der Berichterstatter fährt fort:

„Das Gesetz vom 16. Messidor befahl alle Feinde zu tödten, welche binnen vier und zwanzig Stunden nach Bekanntwerdung desselben, die Erfüllung der an sie gemachten Forderungen verweigerten (offenbar ein Gesetz, der Politik der Canibalen und Türken würdig); aber uns selbst verbot dasselbe nicht, den Feinden innerhalb dieser Frist erträgliche Bedingungen zu bewilligen. Ihr Loos sollte vom französischen Edelmuthe abhängig seyn; der Edelmuth war uns nicht untersagt, denn unbezweifelt wolltet Ihr durch jenes, nach den Umständen verfaßte Decret nicht einen der schönsten Züge des Nationalcharakters vernichten. Selbst die Wirksamkeit des Befehls bestand hauptsächlich in der dem Wohlfahrtsausschusse beigelegten Befugniß, eben so furchtbar, als edelmüthig zu handeln."

„Nur ein Robespierre konnte murren, wenn wir glücklich einige Festungen dem Feinde abnahmen ohne Blutbäder unsrer Waffenbrüder; ihn konnte keine Eroberung erfreuen, war sie nicht blutig. Als uns ein Eilbote die Nachricht von der Einnahme Nieuports brachte, fragte Robespierre: „„Hat man die Besatzung ermordet?““ — Die Ausgewanderten, antwortete man, sind getödtet, die Uebrigen gefangen; man konnte die ganze Besatzung nicht über die Klinge springen lassen, ohne den Platz mit Sturm zu nehmen, was uns selbst sechstausend Mann gekostet hätte. — „„Ach, was sind sechstausend Mann,““ erwiderte Robespierre, „„wenn es auf einen Grundsatz ankommt! Ich betrachte die Einnahme Nieuports als ein großes Unglück.““ —

„War denn dieser Mensch so fest von Grundsätzen? — Er kannte nie einen solchen; ihm war unser Waffenglück eine beständige Marter, jeder glückliche Erfolg ein Dolchstoß. Immer wollte Robespierre die Befehle für die Kriegsunternehmungen nicht unterzeichnen; so erhielt er sich die Freiheit, im Falle des Mißglückens sagen zu können, daß er sich den genommenen Maaßregeln widersetzt habe. Es ist bestimmt, daß er drei Monate hindurch mit gleicher Begierde, wie seine Collegen auf Siege hofften, Niederlagen entgegensah, um sie im Convente angreifen zu können, daß er dieses Bekenntniß im Wohlfahrtsausschusse entschlüpfen ließ und daß er es in der aufrührerischen Rede am 8. Thermidor nur deshalb nicht kund gab, weil er verzweifelte dazu Gelegenheit zu finden, indem der Blitzstrahl ihn selbst traf, den er auf andere, deren Rechtlichkeit und Diensteifer sein Verdammungsurtheil sprach, zu schleudern gedachte.“ —

„Doch wir lassen jenes Ungeheuer und kommen zurück auf unsern Gegenstand.“ — —

„Von der Einnahme von Valenciennes wird berichtet: wie sich die Besatzung unmittelbar nach Scherers Aufforderung ergab und freien Abzug erhielt, unter dem eidlichen Versprechen, bis zur Auswechselung nicht gegen Frankreich dienen zu wollen.“

„Dieses Abkommen, welches in keiner Hinsicht das Interesse der französischen Nation verletzte, bewirkte unbezweifelt ohne Verzug die Unterwerfung der feindlichen Besatzung; eine Unterwerfung, die den Beweis gab von der Richtigkeit des Decrets vom 16. Messidor und eine huldigen-

de Anerkennung der Kühnheit und des Edelmuthes der Republikaner bewirkte. Jene Könige, unsere Feinde, sind es, die wir zu demüthigen trachten, und nicht ihre Puppen (automates), die im Dienste solcher Gebieter schon unglücklich genug sind."

— — „So sind die träumerischen Erwartungen unsrer grimmigen Feinde zu nichte gemacht. Diese denkwürdige Thatsache wird sie unbezweifelt lehren, was sie aus der Erfahrung vieler vorhergegangener Kriege schon wissen sollten, daß nämlich Frankreich von außen her keinen Feind zu fürchten hat; daß ganz Europa, mit Aufbietung aller Kräfte, alles Machiavellismus, aller Verderbtheit wohl dahin gelangen kann, kleine Gränzeroberungen zu machen, daß aber solcher augenblickliche Erfolg immer mit der Schande der Angreifenden und mit der Glorie des französischen Namens enden wird."

„Das Schicksal der Ausgewanderten ist bereits gesetzlich entschieden, so wie das Loos der Verräther, welche zum Verluste jener Festungen beitrugen oder von dem kaiserlichen Tyrannen Beamtenstellen annahmen; die Volksrepräsentanten ließen sie auf der Stelle verhaften und sie, nach dem Gesetze vom 26. Frimaire, dem peinlichen Gerichtshofe des Norddepartements überliefern; sie haben sich es zu gleicher Zeit angelegen seyn lassen, Beweise der Anerkennung und Dankbarkeit denen zu geben, welche es von sich wiesen, sich unter das Joch eines Despoten zu beugen, und seine treulosen Verlockungen ausschlugen. — Es haben sich der Republik treue Herzen gefunden, die rein blieben mitten unter Verderbtheit und frei unter Fesseln. Diese wurden nicht getroffen unter denjenigen, die da nach der Entfernung des Feindes, von ihrem Patriotismus viel Geschrei machen, und sich in seiner Gegenwart vor ihm demüthigten; sondern unter den einfachen anspruchslosen Bürgern: jene zogen den Wagen des Kaisers durch die Straßen von Valenciennes, während diese die Drohungen seiner Trabanten verspotteten, und sittsame Frauen muthvoll sich weigerten die Straßen zu zieren, durch welche er seinen Einzug hielt." —

— „Seht, Bürger, die Thaten der Vaterlandsvertheidiger, um euch von grausamen Feinden zu befreien; seht, was sie thaten im Namen der Freiheit, im Namen der Republik, bei tausendfacher Wiederholung des Rufes: „„Es lebe der National-Convent!"" — Dieser Ruf zur

Vereinigung machte sie unbesiegbar. Ja, Bürger, Frankreich hat Heere von Helden; immer werden die Streiter für den Heerd und für heilige Rechte die Sclaven über den Haufen werfen, wie der ungestüme Sturm den Staubwirbel aufrafft und forttreibt." —

Doch man vergißt die wilde Aufregung, die in so manchem Worte sich offenbart, wenn man am Schlusse des Berichtes die beschwichtigenden Worte liest, deren Sinn nicht zweifelhaft läßt, daß Carnot bei vielen übertriebenen Aeußerungen einer reiferen Erwägung des unglücklichen Zustandes der französischen Republik, jenes Gewirres schlechter Parteiungen, wohl fähig war:

„Rettet die Nation," ruft er aus, „von ihren falschen Freunden und von ihren offenen Feinden; rettet Eure Würde, die ihr zugehört. Verbannt für immer aus Eurer Mitte jene schändlichen Anfeindungen, die das Innere des Vaterlandes zerfleischen; straft das Verbrechen, aber nur das Verbrechen; bringt Vertrauen in das Herz des stillen Bürgers und in das Asyl des Unglücklichen; der Geist der Gleichheit wecke Nacheiferung und Liebe zur Betriebsamkeit und belebe Landbau und Künste!" —

Carnot blieb sich folgerecht, indem er bei Sichtbarwerdung der Gebrechen der Staatsverfassung nur auf Ausbildung und Sicherstellung des Vorhandenen drang, aber jeder Umwälzung und Einrichtung einer neuen Constitution sich abgeneigt erklärte. Dennoch trat am 5. November 1795 die Directorial-Regierung ins Leben, welche die Nationalrepräsentanten als gesetzgebenden Körper, im Rathe der Fünfhundert und im Rathe der Alten, neben sich hatte. Die neuernannten Directoren bestimmten C., der Mitglied des Rathes der Alten durch die Wahl seiner Mitbürger war (siebzehn Departements hatten ihn gewählt), zum Kriegsminister, wahrscheinlich um seinen Eintritt in das Vollziehungs-Directorium zu hintertreiben; er schlug aber den ihm von offenbaren Gegnern gemachten Antrag aus, obgleich seiner das Vaterland jetzt eben so nöthig bedurfte, als zur Zeit, da Robespierre und Danton und der pariser Gemeinerath die höchste Gewalt schändlich mißbrauchten. Er hatte wahrscheinlich das Drückende jeder Amtsstellung in der Abhängigkeit von solchen Menschen kennen gelernt nach seinem ganzen Umfange.

Die ernannten fünf Mitglieder des Vollziehungs-

directoriums waren: Reubell, Barras, Lareveillère, Letourneur und Sieyes; letzterer nahm die auf ihn gefallene Wahl nicht an, „denn," sagte er, „die Stelle fordert das allgemeinste Zutrauen: dem Vaterlande kann daher nichts mit einem Manne gedient seyn, welcher während der ganzen Revolution mit allen Parteien in Opposition stand." — An seiner Statt wurde Carnot zum fünften Director erwählt und trat in das Directorium, ob er gleich mit eben dem Grunde, welchen Sieyes geltend machte, den Antrag hätte ablehnen können. Daß er sich an die Spitze einer Verfassung (der dritten Constitution) stellte, der er sich zuvor entschieden abgeneigt erklärt hatte, kann keinen Schein der Zweideutigkeit auf ihn werfen: es verträgt sich sehr wohl mit einer wahren, folgerechten Sinnesart, bei der Berathung über eine Staatsverfassung, welche gebildet werden soll, seine Ansicht von der Mangelhaftigkeit des Planes auszusprechen, und doch dieser selben Staatsverfassung, wenn sie gebildet ist, als höchster Beamter seine Kräfte zu widmen; letzteres ist vielleicht um so verdienstvoller, je fester die Ueberzeugung von ihren Fehlern steht: denn die Mängel der schlechtesten Staatsverfassung können ausgeglichen werden durch eine treffliche Staatsverwaltung, wie gegenseitig die vollkommenste Staatsverfassung bei einer schlechten Verwaltung nutzlos wird.

Die Aussichten für die neuerrichtete höchste Staatsbehörde waren übrigens von der Art, daß weit mehr Muth und Selbstverleugnung dazu gehörte, die Mitgliedschaft derselben anzunehmen, als abzuschlagen. Der wohlunterrichtete Bailleul zeichnet die vorliegenden Verhältnisse mit treffenden Zügen: „Man hielt die Wiederkehr einer geordneten Staatsverfassung für so unmöglich, daß man gar nicht daran glaubte. — Frau von Stael sagt, das Directorium habe in dem sogenannten Staatsschatze keinen Bestand von 100,000 Franken gefunden; — es fand nicht Einen Sou. Die Assignaten waren völlig werthlos; man verfertigte von denselben in der Nacht so viel, als man für das Dienstbedürfniß des folgenden Tages unumgänglich gebrauchte; so setzte man sie noch naß in Umlauf. Es war kein System der Staatseinnahme vorhanden; keine Abgabe, deren Ertrag verdient hätte gebucht zu werden. Man leistete nur Zahlungen mit Vergeudung des Capitals, und selbst diese Hülfs-

quelle war gänzlich versiegt, denn aller Staatscredit war vernichtet, alles Vertrauen erloschen. Der unverschämteste Wucher war an die Stelle der Handelsgeschäfte getreten; er trug in alle Classen der Einwohner Verderbtheit. — Nun galt es, aus eignen Mitteln die Hauptstadt, alle größeren Städte und das Heer des Innern zu ernähren. Jeder Einwohner von Paris erhielt täglich nur zwei Unzen Brot oder ein kleines Gemäß Reis; oft aber mangelte selbst diese armselige Austheilung. Fleisch, Oel, Zucker gehörten zu den größten Seltenheiten. Das flache Land befand sich in keinem bessern Zustande; man konnte dort keiner Metze Getreide habhaft werden, um sie von einem Dorfe zum andern zu führen, ohne Schutz der Waffen; und doch hatte das Gouvernement nicht Ein Korn in seinen Magazinen. Die Heere, die dem Hunger erlagen, waren ohne Gehorsam wie ohne Kleidung und Brot; die Wohlthätigkeitsanstalten ohne Hülfsmittel und ohne Verwaltung; Jammer und Elend erhielten keine Unterstützung durch öffentliche Anstalten. Alle Verbindungswege, Heerstraßen, Canäle und Brücken befanden sich im erbärmlichsten Zustande, wenn sie nicht völlig zerstört waren. Die Forsten standen der Plünderung offen; Schläge, zu unrechter Jahreszeit, ohne Sorgfalt, ohne Verstand vorgenommen, hatten ihren Ruin vervollständiget. — Der öffentliche Unterricht war vernichtet, wie die Privaterziehung. Aus den krampfhaften Aufregungen der letzten Zeiten ging ein frecher Cynismus hervor; dem öffentlichen Anstande wurde auf jede Weise Hohn gesprochen. Aller Rechtlichkeit war durch den schleunigen Fall der Assignaten der Stab gebrochen; ohne alles Bedenken zahlte man Schuld und Pacht nach dem Nennwerthe. Auf gleiche Weise empfingen die Beamten ihre Gehalte; sie waren muthlos, arbeitsscheu, oft aus Noth für Bestechung empfänglich. Der Geist des Aufruhrs, Parteienwuth herrschten unumschränkt, und selbst das Heer zeigte sich dafür nur zu geneigt. Wohlhabende und fähige Leute, die Zukunft fürchtend nach den Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart, zogen sich besorgt zurück und traten nur hervor zur Uebernahme öffentlicher Stellen, als gegentheilige Parteigänger, als Ränkeschmiede oder als Schelme. Gegenrevolutionaire Kliken, unter einheitsvoller Leitung, hielten sich überall; als nothwendige Gegenwirkung entstanden an vielen Orten die Clubs, die

kurz vorher das Werkzeug der Anarchie waren, wieder. — Die öffentlichen Blätter, fast alle im Solde der Parteien, predigten nichts als Abänderung der Verfassung. — Die auswärtigen Verhältnisse boten keinen günstigern Anblick dar: das Heer war der Früchte seiner ersten Siege verlustig, war geschlagen, entmuthet, ohne Subsistenzmittel; es verlautete sogar, man habe an die Stelle redlicher Befehlshaber Verräther gesetzt. Aus den Ausreißern mit Gewehr und Rüstung bildeten sich im Lande zahlreiche Banden; die Flotten waren zerstört, ihre Ueberbleibsel in den Häfen eingeschlossen. — Bei dem allen mangelte, um das Schreckensgemälde zu vollenden, schon seit langer Zeit in der ganzen Verwaltung Einheit; alle Zweige derselben waren getrennt und sich widerstrebend; niemand hatte den Faden des Ganzen oder einer Abtheilung; alles verwirrt, in Unordnung, zerstreut; so im Einzelnen, so im Ganzen." —

Mit weniger zuverlässigen Anhängern, als einer seiner Collegen, trat Carnot in das Vollziehungsdirectorium, aber die Wenigen, welche ihn wahrhaft kannten, rühmten von ihm: er sey ein Mann von Geist, Gelehrter, Kriegs- und Staatsmann und, was das vorzüglichste, ein Mann von Charakter*). Bei der Einführung der höchsten Vollziehungsbehörde (den 5. November 1795) war die in der Personalität seiner Mitglieder festgegründete Zwietracht noch nicht offenbar; aber vom Zusammentritte an schien jeder seinem eigenen Systeme zu folgen. Carnot fühlte sich durch die Erwartungen, welche die Anhänger der Schreckensregierung auf ihn, als ein ehemaliges Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, setzten, sehr beleidigt**). Um verhaßten Zumuthungen jeden Anschein der Wirklichkeit zu nehmen, forderten Politik und Charakterwerth, sich jetzt zum wachsamen Widersacher und unbeugsamen Rächer der Verschwörungen zu machen. Man beschuldigte ihn sogar, er habe letztere oft zu einem gewissen Grade der Reife kommen lassen, um sie bestrafen zu können; er selbst hat dieser Andichtung lebhaft widersprochen. Besonders wichtig in dieser Hinsicht ist die

*) Siehe: Les cinq hommes. Paris 1797. Seite 72 ff.

**) Précis historique par St. Etienne et Lacretelle. T. III. pag. 59 sq.

Verschwörung Babeuf's und seiner Mitschuldigen; sie war die bedeutendste und wurde mit der größten Strenge verfolgt, giebt aber zugleich einen Beweis, daß C. seine Macht nicht zum Verfolg von Privatfeindschaft gebrauchte. Babeuf ward verurtheilt und kam durch Selbstmord der Vollziehung der Todesstrafe zuvor; Babeufs Sohn, wie der Vater, ein demagoger Republikaner, forderte später den Ankläger seines Vaters zum Zweikampfe und tödtete ihn; gegen Carnot bewies er dagegen fortwährend große Verehrung und sprach dieselbe 1815 von neuem aus, als er in einem gedruckten Sendschreiben C., den damaligen Minister des Innern, aufforderte, zur Unterstützung der durch die Invasion von 1814 ins Elend Gerathenen eine Subscription zu veranstalten, die auch mit bestem Erfolge zu Stande kam. — Jedoch ward durch diese Verschwörungsgeschichte, ihre Untersuchung und die Bestrafung mehrer Theilnehmer Barras empfindlich compromittirt, was er racheerfüllt seinem Collegen Carnot nachtrug.

Die verschiedenen Theile der Staatsverwaltung wurden stillschweigend sehr ungleich unter die Directoren vertheilt. Das auswärtige Departement behielten gemeinschaftlich, aber unter öfterem gegenseitigen Widerspruche, zunächst Reubell und Carnot im Auge; doch drängte Ersterer den Letztern bald zurück, so daß dieser auf das Personale des Kriegs und dessen Leitung hingewiesen wurde; hier stand ihm zunächst sein College Letourneur zur Seite, welcher dem Materiale des Kriegs vorgesetzt war; beide lebten und wirkten einträchtig, sich verwandt durch Einfachheit und Reinheit der Sitten, durch ächt republikanische Lebensweise, die sie auch auf der höchsten Staffel der Staatsgewalt beibehielten; sie verhinderten, daß man nicht von den Höfen der Directoren reden konnte, während Barras Hofstaat zum Sprichworte wurde. Wie die Lebensweise der Directoren ganz verschieden war, so auch ihre politischen Ansichten; kraftvolle Einheit der Staatsverwaltung mangelte fortwährend, und dennoch that diese vor allen Dingen noth, denn in allen Zweigen der gesellschaftlichen Thätigkeit zeigten sich die Nachwehen krampfhafter Erschütterungen. Der allgemeine Sittenverfall erinnerte an die Zeiten der Regentschaft Philipps von Orleans, ohne vom Glanze eines prachtliebenden, genußreichen Hofes gehoben zu werden. C.

nahm an den Ausschweifungen seiner Collegen keinen Theil und bildete so ein Widerspiel, ohne Meister des Aergernisses zu werden. —

An der Spitze der Kriegsangelegenheiten bewährte er seine unübertreffbare Thätigkeit in kraftvollen Maßregeln und entscheidenden Erfolgen. In der genauesten Verbindung stand er fortwährend, ihr Rathgeber und ihre Stütze, mit den Heerführern. Seine unmittelbare Theilnahme an den Kriegsereignissen charakterisirt sich deutlich in folgendem Briefe an den General Jourdan, als dieser im Anfange des Junius beim versuchten Uebergange über die Lahn, unweit Wetzlar geschlagen, bis an die Sieg geworfen und nach einem zweiten unglücklichen Treffen bei Uckerath noch weiter zurückgedrängt war; dieses interessante Schreiben ist bezeichnet vom 25. Junius 1796 (vom 5. Messidor des Jahres vier), also von demselben Tage, an welchem Bonaparte mit dem bedrängten Papste einen Waffenstillstand abschloß; einen Tag früher, als Moreau bei Strasburg über den Rhein ging und seinen berühmten Siegeszug begann:

„Ich theile, würdiger und tapferer General, Sie werden es nicht bezweifeln, den Kummer, den Ihnen der den linken Flügel Ihres Heeres betroffene Unfall verursacht haben muß; doch bin ich weit entfernt, über den Erfolg dieses Ereignisses beunruhigt zu seyn; eine rückgängige Bewegung hat oft keinen andern Erfolg, als einen um so empfindlichern Streich beizubringen, und dieses ist, was Sie zu erreichen suchen müssen und unbezweifelt in Ihrer dermaligen Lage erreichen werden. — Sie erinnern sich, Bürger General, wie wir im letzten Winter, bei Ihrer Anwesenheit in Paris, darin übereinkamen, daß Sie den Feldzug mit Unternehmungen eröffneten, vermittelst welcher Sie die feindliche Heeresmacht auf sich, und möglichst weit von ihrem Stützpuncte Frankfurt zögen. Die Absicht hierbei war, dadurch dem General Moreau den Uebergang über den Oberrhein zu erleichtern. Wirklich bewirkt dieses Ihre jetzt gemachte Bewegung, ist sie gleich eine rückgängige, besonders wenn der Feind bis Düsseldorf vorgehen sollte, welches nach meiner Ansicht für uns eine sehr glückliche Begebenheit, für ihn ein großer Fehler seyn dürfte. Düsseldorf wird Ihnen hoffentlich nicht so leicht entrissen werden, dafür bürgen uns die Fähigkeit und der Muth des Generals

Kleber. Wird der Feind dann eine regelmäßige Belagerung beginnen? Ich wünschte es sehr; er würde von Anstrengungen und Mangel in jener unglücklichen Gegend, in welcher er sein Heer festhielte, aufgerieben werden, und uns würde er zugleich freies Spiel am Oberrheine, wo wir die bedeutendsten Streitkräfte aufstellen, lassen. Er würde ferner weder über Mainz noch über Ehrenbreitstein angreifen: denn dies kann er nicht, ohne von neuem den Niederrhein von Düsseldorf bis zur Lahn zu entblößen und ohne auf seiner Seite rückgängige Bewegungen zu machen, von welchen Sie Nutzen zu ernten wissen würden. Anzunehmen, daß er in Ihrer Gegenwart an irgend einem andern Orte den Uebergang über den Rhein unternehme, ist eine Voraussetzung, die man nicht machen darf: denn unbezweifelt würden Sie mit einem Heere von achtzigtausend Mann, des Sieges gewohnt und ein solches Flußbette vor sich, eine solche Unternehmung des Uebersatzes zweier Armeen, der Personen und des Kriegsmaterials, nicht zugeben. — Ich erblicke daher in den bisherigen Vorgängen den Anfang eines ruhmvollen und für das republikanische Heer entscheidenden Feldzuges. Während Sie den Feind im Schach halten, und er, stolz auf den scheinbaren Erfolg, sich mehr und mehr verwickelt, geht Moreau über den Rhein und besetzt seinen Rücken. Der Feind, bedrängt, wird schleunig die Sieg und die Lahn verlassen, um sich dem General Moreau entgegenzustellen. Dies ist die rückgängige Bewegung, zu der er binnen kurzem gezwungen ist, die gewandt ergriffen werden muß; ungestüm ist dann aus dem verschanzten Lager von Düsseldorf hervorzubrechen, und ohne ihm Frist zur Erholung zu gönnen, muß er verfolgt werden, ohne sich nutzlos mit der Wahl guter Stellungen zu beschäftigen. Ich verheiße Ihnen als Erfolg den ausgezeichnetsten Sieg, der seit dem Ausbruche des Krieges erlangt wurde. — Geständlich ist die Aufstellung an der Lahn abscheulich und fast unhaltbar, weil es dem Feinde jeden Augenblick freisteht, Ihre linke Seite zu gewinnen, wozu Sie die Veranlassung vermeiden müssen. Ihnen liegt es ob, den Feind zu einer großen, entscheidenden Schlacht in seinem eignen Lande zu bringen, auf dem rechten Rheinufer; die beste Gegend dazu ist für Sie recht eigentlich der Ort, wo er gegenwärtig steht, zwischen Düsseldorf und der Sieg oder

der Lahn; es kann nicht fehlen, daß er hier, zu rechter Zeit angegriffen und im Rücken vom General Moreau gedrängt, vernichtet wird."

„Dieses, Bürger General, sind die Aussichten, welche wir im Verlaufe des letzten Winters erhielten, von denen zu erwarten steht, daß sie gegenwärtig anfangen in Erfüllung zu gehen. Moreau muß über den Rhein gegangen seyn oder er geht nächstens über; er hat dazu bestimmten Befehl. Ziehen Sie daher mehr und mehr den Feind auf sich und schicken Sie sich an, mit aller Kraft auf ihn zu fallen im Augenblicke des Rückzuges. Hüten Sie sich, mein lieber General, vertheidigungsweise zu Werke zu gehen; der Muth Ihrer Krieger würde geschwächt werden, des Feindes Kühnheit das Aeußerste versuchen. Es ist nothwendig, ich wiederhole es Ihnen, eine Feldschlacht zu liefern; sie liefern auf dem rechten Rheinufer, sie liefern so nahe, als möglich, bei Düsseldorf, sie liefern in dem Augenblicke, wo der Feind sich wendet, und gegen Moreau sich wendet, sie liefern endlich mit aller Kraftanstrengung, mit Ihrem gewöhnlichen Ungestüm, und ihn ohne Aufenthaltsvergönnung zu verfolgen, bis er völlig zerstreut ist."

„Der Feind wird nicht ermangeln, mit einer Truppenabtheilung Ihren linken Flügel zu umgehen und Ihren Marsch aufzuhalten; es ist ein besonderes Corps erforderlich, um dieser abgesonderten Kriegermasse sich entgegenzustellen, um sie entweder durch Gewalt oder durch eine unangreifbare Stellung aufzureiben oder festzuhalten." —

„Ich hoffe, mein theurer General, Ihnen in wenigen Tagen Glück wünschen zu können zu einem Siege, der würdig ist des Siegers von Fleurus, des Sambre- und Maasheeres und der Sache, die wir vertheidigen.

Gruß und Brüderschaft! Carnot."

Mit dem Feldzuge von 1796 begann für die Kriegsgeschichte Frankreichs ein neuer Zeitabschnitt: Bonaparte war auf dem Schauplatze erschienen. Zwei Directoren von den ungleichartigsten Zwecken, Barras und Carnot, haben sich das Verdienst zugeeignet, den jungen, thatendurstigen Krieger hervorgezogen und an die Spitze der italienischen Heere, wo die meisten Fehler gut zu machen waren, wo der Hauptstreich vollführt werden

mußte, gerufen zu haben. Wenn beide hier übereinstimmend wirkten, so geschah es gewiß aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Barras nahm sich Bonaparte's an als eines Clienten, auf den er für seine Plane rechnen zu können hoffte; Carnot, als eines talentvollen Mannes, der die Waffen des Vaterlandes siegreich machte, und von dem er wünschte, daß er der Freiheit Frankreichs ein Washington werde. Als Bonaparte's siegreiche Heerführung alle Erwartungen übertraf, blieb darum C. Bonaparte's väterlicher Freund, ohne Furcht oder Eifersucht des wachsenden Ruhmes, sein treuer Rathgeber, immer das Wohl des Vaterlandes an die Spitze seiner Ermahnungen stellend; indeß Barras seine Furcht vor dem kühnen Krieger in Schmeicheleien verhüllte. Bei der Annäherung des Friedens, bei der Entfernung der Besorgniß eines Einbruches der feindlichen Heere in Frankreich wurde es immer sichtbarer, daß die siegreichen Generale, welche Verdienste sich auch Carnot um sie erworben hatte, das Ansehen der von der Hauptstadt aus fast unsichtbar auf den Krieg wirkenden obersten Staatsbeamten in Schatten stellten, und daß C. von der Nationaldankbarkeit wenig erwarten, auf wahres, durch anspruchloses Verdienst erworbenes Vertrauen nicht fußen konnte. Dieses war noch weit weniger der Fall bei seinen Collegen, den andern Directoren, die, bei weit geringern Ansprüchen auf Dank, es sich nur zu sehr angelegen seyn ließen, den im Schooße des Directoriums herrschenden Unfrieden offenkundig zu machen. Da gab es Ränke ohne Zahl, die besonders bei den Friedensunterhandlungen, welche den zu Leoben von Bonaparte abgeschlossenen Präliminarien folgten, zum Ausbruche kamen; wirklich beförderte einsichtsvoll niemand mehr den Frieden, als C., und dennoch beschuldigten die, solchen insgeheim hintertreibenden Triumvirn ihn, er verhindere, auf eignen Ruhm bedacht, den Frieden allein. Daß die ganze Staatsverfassung keinen rechten Halt habe, entging dem Publicum nicht. Carnot mit Letourneur waren, bei gemäßigten Ansichten, allen Umwälzungen abgeneigt, bedacht auf die Aufrechterhaltung der Constitution; wogegen Reubell, Lareveillère und Barras mit Eifersucht, Verdruß und selbstsüchtigen Erwartungen Partei machten und durch ihre Clienten Anfeindungen der Gegner verbreiteten. Talentlos für den Krieg

mußten sie Beendung der Feindseligkeiten nach außen wünschen; aber sie wollten den Gegnern nicht das ruhmvolle Verdienst, durch kraftvolle Kriegsführung den Frieden herbeigeführt zu haben, zugestehen; daher verzögerten sie ihn nach Möglichkeit, bestätigten ihn aber willfährig, da sie sich nach dem gelungenen Streiche des 18. Fructidors widerspruchslos die Friedensstifter-Rolle anmaßen durften. —

Es näherte sich eine neue Katastrophe ihrer Entscheidung. Das Directorium hielt sich nur noch aufrecht durch die Furcht der Nation vor der Wiederkehr der Gesetzlosigkeit und des Schreckenssystems. Als im Mai 1797 nach dem Loose einer der Directoren ausscheiden mußte, traf dieses den einzigen Vertrauten Carnots, den friedlich gesinnten Letourneur; an seine Stelle trat, nach der Wahl des Raths der Alten, unter Barbé-Marbois Vorsitze, der französische Gesandte in der Schweiz, Barthelemy, ein Mann von gemäßigten Ansichten, dessen Eintritt in das Directorium die bisherige Zwietracht vermehrte. Das Triumvirat, Barras, Reubell und Lareveillère, wollte unumschränkt herrschen und vereinigte sich gegen Carnot und Barthelemy, welche den auswärtigen und einheimischen Krieg durch constitutionelle Mittel beendet und so den Freistaat gesichert wissen wollten. Nur gewaltsame Mittel konnten zum Ziele führen; alle bessern Bewohner Frankreichs hofften, daß die Drei besiegt würden von den Zweien, welche in beiden Rathsversammlungen, der Fünfhundert und der Alten, Stimmenmehrheit und vieles Vertrauen für sich hatten. Auch auf die Mitwirkung der Heere durften sie rechnen; nur Eine Armee war zu fürchten, weil sie im Siegesrausche jeder willkürlichen Gewalt den Arm zu leihen bereit schien: es war die Armee von Italien unter Bonaparte's Oberbefehl. Mit diesem General verständigte sich das Triumvirat, indem es das frühere Mißtrauen der unmittelbar drohenden Gefahr opferte; Bonaparte dagegen nahm gern die dargebotene Hand der Versöhnung, um der Ahndung der Gewaltstreiche zu entgehen, welche er in Italien, besonders gegen Venedig und Genua, verübt hatte, worüber in den beiden Rathsversammlungen schon bittere Rügen zur Sprache kamen. Auch wirkte auf ihn der Haß gegen Pichegru, der, bei gemäßigten Ansichten, sich von der Beschuldigung, den

Bourbons anzugehören, nicht hatte reinigen können, aber dennoch, nach kurzer Zurückgezogenheit, im Rathe der Fünfhundert eine bedeutende Rolle behauptete und sich großer Anhänglichkeit eines beträchtlichen Theils des Heeres versichert hielt.

Bonaparte opferte selbstsüchtig seinen treuen Rathgeber und Wohlthäter, den edeldenkenden Carnot, welcher ihm im vollen Vertrauen auf republikanische Tugend noch am 17. August des verhängnißvollen Jahres 1797 also schrieb: „Ich will Sie, mein lieber General, nicht von den vorgeblichen Gefahren, die gegenwärtig die Republik läuft, unterhalten; wenn diese Gefahren nicht völlig nichtig sind, so werden sie von der Furcht wenigstens verhundertfacht. Von allen Seiten greift diese zu ausschweifenden Maaßregeln, und hierin liegt die eigentliche Gefahr. Für den Zuschauer gibt es über diese panische wechselseitige Furcht etwas zu lachen; man kann sagen: beide Factionen haben das Alpdrücken; jede von ihnen bewaffnet sich, um gegen eine Windmühle zu fechten; der einzige zu befürchtende Gegenstand bleibt, daß, wenn man einmal, ohne zu wissen warum, in den Waffen ist, man sich zuletzt wirklich bekämpft; aber der Anfang, sich zu verständigen, ist gemacht; hat die Furcht die Sache schlecht gemacht, so muß sie nun zum Heilungsmittel dienen."

„Oefter sah ich Ihren Adjutanten Lavalette, für welchen Sie mir schrieben; er ist ein geistvoller und, wie es mir scheint, ein sehr verständiger Mann, für welchen, wenn es mir möglich ist, etwas zu thun mir sehr erfreulich seyn soll."

„Was, außer den Ueberspannungen und Thorheiten unserer Don Quichotte's, die Aufmerksamkeit der redlichen Leute, welche endlich die Leiden des Vaterlandes beendet zu sehen wünschen, fesselt, ist die Hoffnung zum Frieden. Alle, mein lieber General, richten ihre Blicke auf Sie; Sie haben das Loos Frankreichs ganz in Ihrer Hand; unterzeichnen Sie den Frieden und wie durch einen Zauberschlag, wird sich des Vaterlandes Gestalt verändern. Ich kenne in dieser Hinsicht Ihre guten Vorsätze; ich weiß, wie allein das Mißtrauen des Kaisers (von Oestreich) dieses ersehnte Ereigniß verzögerte; doch da sich nun endlich der Kaiser zu nähern und besonders abzuschließen geneigt scheint, so lassen Sie die Gelegenheit nicht ent-

fliehen. Glauben Sie mir, mein theurer General, es ist Zeit, daß Sie Ihren kriegerischen Thaten die Krone aufsetzen; schließen Sie Frieden: nur diese Gattung des Ruhmes fehlt Ihnen noch; lassen Sie uns die Republik nicht in Zweifel stellen und wissen Sie, daß jene es bis zum Frieden immer seyn wird. Müssen Sie auf die Grundlagen der vorläufigen Verhandlungen zu Leoben abschließen, so thun Sie es: solcher Friede wird immer noch köstlich seyn, selbst für den Kaiser; aber was schadet das? Würde der Friede dauerhaft werden, wenn er für ihn drückend ist? Wird der Kaiser nicht unser natürlicher Freund werden, schon nach seiner geographischen Lage, von dem Augenblicke an, wo der Apfel der Zwietracht, der in den Niederlanden lag, weggeräumt ist? Weckt ohnehin nicht seine Vergrößerung die Eifersucht seiner Nachbarn, Rußlands, der Türken und des Königs von Preußen, und setzen ihn seine neuen Besitzungen nicht in manche Verlegenheit, welche ihn auf lange Zeit hinaus verhindern, sich mit uns zu beschäftigen? Nur eine wesentliche Vorsicht, glaube ich, ist zu beobachten, nämlich, den Besitz Italiens so lange als möglich festzuhalten und auf keine Weise in dessen Räumung eher zu willigen, bis Franz II. sowohl als König von Ungarn und Böhmen, als auch als Haupt des deutschen Reichsverbandes, den Friedensschluß gemacht und bestätigt hat. Mit Einem Worte, Sie müssen Herr des Landes bleiben bis zum Eintritt des Continentalfriedens. Wie ich glaube, wird sich dies leicht machen lassen, und dann, mein geliebter General, kommen Sie, um einzig die Segnungen des französischen Volkes, welches Sie seinen Wohlthäter nennt, zu genießen; kommen Sie, die Pariser über Ihre Mäßigung, über Ihre Philosophie in Erstaunen zu setzen. Man mißt Ihnen tausend Pläne, den einen noch ungereimter, als den andern, bei; man kann nicht glauben, daß ein Mann, der so große Thaten vollbrachte, in der Zurückgezogenheit eines einfachen Bürgers leben könne. Ich für mein Theil glaube, daß nur Bonaparte den Rücktritt ins stille Bürgerthum machen kann und doch die volle Größe des Generals Bonaparte immer erblicken läßt."

„Halten Sie mich, mein theurer General! für den zuverlässigsten und unwandelbarsten Ihrer Freunde.

Carnot."

Die drei vereinigten Directoren wußten wohl, daß sie in der Stimme des besseren Theils ihrer Mitbürger den Vorwurf, auf neue Gewaltstreiche und terroristische Maßregeln zu sinnen, wider sich hatten; die ihnen hieraus erwachsende Gefahr bestritten sie, indem sie ihren Gegnern das Streben nach Wiederherstellung der Herrschaft der Bourbons Schuld gaben und alle Gemäßigten als königlich gesinnt, als Theilnehmer einer gefahrvollen Verschwörung gegen die Nationalfreiheit bezeichneten. Zur Bewachung dieser Gegner wurden alle Mittel aufgeboten: die Minister des Innern und der Polizei, Benezech und Cochon, wurden entsetzt; vertraute Clienten bekamen ihre Posten; öffentlich und geheim zog man gewonnene Heeresabtheilungen in die Nähe der Hauptstadt, mit offenbarer Uebertretung der Constitution. Die Kühnheit der Drei wuchs in eben dem Maße, als die Unentschlossenheit ihrer Collegen und der Pluralität der beiden höchsten Rathsversammlungen sichtbar wurde. Carnot und Barthelemy waren, obgleich Pichegru und andere es nicht an Warnungen und Rathschlägen fehlen ließen, nicht zu bewegen, dem drohenden Streiche durch Verhaftung der drei Directoren zuvorzukommen: denn Abneigung gegen offene Gewalt ist gerade der Charakter gemäßigter politischer Ansichten. Mit der steigenden Gefahr schienen beide immer mehr sich in ein unthätiges Vertrauen auf ihre loyale Gesinnung einzuschläfern; wenigstens zeigten sie durch keine erfolgreiche That eine den Verhältnissen angemessene Besonnenheit. Glaubhafte Gewährsmänner versichern, daß Carnot und Pichegru tüchtige Gegenwehr bereitet hatten, deren Anwendung Barthelemy's Verzagtheit unwirksam machte. — So erfolgte der Schlag. In der Nacht des dritten Septembers 1797 (der 18. Fructidor VII.) umgab der von Bonaparte gen Paris gesandte General Augereau mit den in die Hauptstadt gezogenen Truppen die Tuilerien und die Versammlungssäle der beiden Räthe, aus welchen die Gegenpartei des Triumvirats gerissen, verhaftet und zur Verbannung nach Cayenne verurtheilt wurde. Gleiches Loos war den Directoren Carnot und Barthelemy bestimmt; doch ersterer entging durch Flucht diesem Schicksale und kam, kaum der Gefahr des Meuchelmordes entronnen, nachdem er mehre Tage in Paris versteckt gelebt hatte, glücklich durch die Schweiz nach

Deutschland, wo er, unter dem Namen Jaquier, Augsburg zu seinem Wohnorte wählte.

Es war das Werk weniger Stunden, in welchen kein Widerstand blutige Auftritte veranlaßte, daß die Triumvirn sich ihrer Gegner entledigten, daß Carnot namentlich von der höchsten Staffel der Staatsgewalt gerissen, als Verschwörer geachtet, als Verbrecher verfolgt, ein Flüchtling im Auslande ein verborgenes Plätzchen suchen mußte, er, dem die Stimme der französischen Nation den Preis zutheilte, daß er den französischen Armeen die Siegesbahn eröffnet habe. Zum zweiten Male wurde es offenbar, daß er von mächtigen Revolutionsparteien, die nichts weniger als Frankreichs Wohl und Ehre im Auge hatten, in dem großen Wirkungskreise der Kriegsangelegenheiten nur gebraucht und geduldet war, so lange sie ihn für unentbehrlich und auf die hier geforderten Dienstleistungen beschränkt glaubten. Wenn C. früher in Gefahr gerieth, ein Opfer der Schandthaten seiner Collegen im Wohlfahrtsausschusse zu werden, so ward er nun wirklich ein Opfer seiner Collegen im Vollziehungsdirectorium. Man behauptet, daß er, von dem Augenblicke an, wo ihn Barras von den Kriegsangelegenheiten verdrängte und sich öffentlich als sein entschiedener Gegner zeigte, Plane genährt habe, das Triumvirat zu stürzen, daß ihm dieser aber zuvorgekommen sey, welchem Vorgeben C. und seine Wortführer widersprechen, aber mit weniger Wahrscheinlichkeit. Gewiß wird C's Ruhm nicht gefährdet, wenn man ihm den großen Plan beimißt, daß er ernstlich darauf bedacht war, die Verwegenheit seiner und der Feinde des Vaterlandes zu brechen; nur daraus kann ihm ein Vorwurf erwachsen, daß er sich nicht zum Meister der Ausführung zu machen wußte, sondern von den Gegnern überflügelt wurde. Wer durch Fähigkeit und Amtsstellung berufen ist, des Staatsschiffes Ruder zu führen, muß Gleichgesinnte um sich versammeln, sich mit ihnen über Zweck und Mittel verständigen und durch seine Autorität, durch seine Thatkraft den Erfolg verbürgen; eine Wahrheit, die sich von neuem bestätigt, wenn Carnots Lobredner anführen, daß er nur deshalb erlag, weil sein hoher republikanischer Geist es verschmähet habe, Parteien zu bilden, sich ihrer zu bedienen, sich ihnen anzuschließen; weil er zu loyal gewesen, um nicht Gesetz und Verfassung höher zu achten als seine

persönliche Sicherheit. — Jene wären ja von den Triumvirn längst übertreten, mithin factisch preisgegeben und vernichtet. — Der Vorwurf eines eigenmächtigen Verfahrens wider Constitution und Freiheit konnte nur für den ein scheinbares Gewicht haben, der nicht wußte oder nicht erkannte und erkennen durfte, daß die Triumvirn in steter Verschwörung wider die Constitution sich befanden. —

An Carnots Stelle trat in das Vollziehungsdirectorium François de Neufchateau, an Barthelemy's Merlin, beides fügsame Parteigänger des gebietenden Barras.

Fragen wir nach den Thatsachen, durch welche die Gewalthaber die gegen ihre bisherigen Collegen und gegen viele gesetzlich unverletzliche National-Repräsentanten verhängte Verbannung entschuldigten, fragen wir besonders nach den Verbrechen, die auf Carnot haften sollten, so müssen wir diese in dem officiellen Berichte suchen, welchen Bailleul am 16. März 1798 über die angebliche Verschwörung vom 18. Fructidor der gesetzgebenden Versammlung vorlegte. Hier wird mit großer Mühe dargethan, daß eine royalistische Partei in Frankreich Umtriebe pflegte, daß Pichegru mit dieser in Verbindung stand, daß sich viele Mitglieder des Rathes der Alten und der Fünfhundert gleicher Zwecke insofern verdächtig machten, als sie dem Triumvirate, welches das Princip der Nationalfreiheit zu seyn behauptete, abhold waren, und daß Carnot gleichfalls zu den Gegnern der Triumvirn gehörte. Die ihn betreffende Stelle lautet:

„Zwei Mitglieder des Vollziehungsdirectoriums sind solcher Gesetzgeber (der widerwärtigen Mitglieder der beiden Rathsversammlungen) in allen Stücken würdig. Sie lähmen, sie vereiteln alle Anstrengungen der Regierung. Carnot leugnet, daß Mordthaten begangen werden; beständig setzt er sich der Absetzung Willots (eines des Royalismus verdächtigen Generals) entgegen; sonst ein unversöhnlicher Feind Pichegru's, sieht er ihn alle Tage im geheimsten, innigsten Vertrauen, seitdem er Mitglied der gesetzgebenden Versammlung ist. (Eine nicht bewiesene Behauptung, die, wenn sie auch wahr wäre, noch kein Verbrechen bezeugt.) Erklärter Patron der Könige, ruft er, weil republicanische Directoren Vorschläge thun, die für Frankreich ehrenvoll sind: „„Ihr

wollt also den Kaiser (von Oestreich) unterdrücken?"" — (C. hatte zum billigen Frieden gerathen, wie ihn Frankreichs Heil, die Consolidirung des an inneren Gebrechen leidenden Freistaats erforderte.) „Ja selbst das politische Daseyn des Papstes lag ihm am Herzen. Alle unsere Eroberungen wollte er in Königreiche verwandeln; besonders die Erschaffung eines lombardischen Königreichs schmeichelte seiner Einbildungskraft gar sehr; Barthelemy bezeugte durch gravitätisches Kopfnicken, wie sehr ihm diese Lehre einleuchtete. — Wir wissen nicht, wer hier die Betrogenen waren; allein weder die Republicaner, noch die Royalisten wurden an so vielen und so frevelhaften Unternehmungen irre." —

Carnot erließ aus seinem Asyle eine Vertheidigung: „Réponse de L. N. M. Carnot, citoyen françois, l'un des fondateurs de la république et membre constitutionnel du directoire exécutif, au rapport fait sur la conjuration du 18 Fructidor an V, au conseil des Cinq Cents, par J. Ch. Bailleul, au nom d'une commission spécial. à Londres 1799."

Durch die Gehaltlosigkeit der Anklage war die Vertheidigung, welche C. mit ruhiger Würde und mit der Zuversicht der Vorwurfslosigkeit führt, leicht. Ihn trifft ja ohnehin, wenn wir seine Laufbahn als Mitglied des Vollziehungsdirectoriums nach dem höhern Gesichtspuncte geschichtlicher Würdigung prüfen, nicht der Vorwurf, daß er wider seine ihn anklagenden Collegen handelte, sondern der, daß er deren Planen nicht erfolgreich die Spitze bot. — Nicht die vollzogene — die unterlassene That kann Gegenstand einer Rüge werden. —

Was den Titel: un des fondateurs de la république, betrifft, dessen sich C. auf dem Titel der Vertheidigungsschrift bedient, so mag man es dem Schriftsteller recht hoch anrechnen, daß er es mit dem Vaterlande und dessen Freiheit gewiß redlich meinte, daß er mithin schon durch diese Art der Unterzeichnung den Vorwurf, royalistische Verschwörungen begünstigt zu haben, von sich abzuweisen suchte; sonst war wohl nicht viel Rühmliches dabei, diesen französischen Freistaat, wie er seit dem Septembermonate 1792 ein Spielball der Factionen war, begründet zu haben, einen Freistaat, der, so lange sein schmachvolles Daseyn dauerte, nie auf gesetzliche Ordnung

gegründete Sicherheit und Nationalwohl zu realisiren im Stande war.

Das Directorium hatte alle Ursache sich zu bemühen, die Bekanntwerdung und Verbreitung der Vertheidigungsschrift, welche für dasselbe zugleich die härteste Anklage enthielt, zu verhindern; Carnot stellt Schlechtheit und böse Ränke seiner Collegen ins volle Licht, weshalb er dem Verdachte der Uebertreibung nicht entgangen ist *). Je mehr ruhige Ueberlegung die Oberhand gewann, um so mehr überzeugte man sich in Frankreich wie im Auslande, daß das Directorium schlechte Gewaltstreiche verübt habe. Der Friede von Campo Formio und die daran sich reihenden ferneren Friedensunterhandlungen beruhigten Frankreich von außen, schmeichelten der Nationaleitelkeit, ließen hoffen, daß mit dem glücklich beendeten Kriege auch der innere Friede hergestellt würde, und versöhnten so die öffentliche Meinung mit den übelberüchtigten Machthabern. Doch das Verdienst, den Frieden möglich gemacht, ihn durch Rath und That befördert zu haben, gehörte von allen Mitgliedern des Vollziehungsdirectoriums keinem mehr, als Carnot, der da säete, wo nun seine Gegner und Verfolger ärnteten.

Während der gefürchtete, siegreiche Feldherr und als Friedensstifter mit Unrecht gepriesene Bonaparte, um die Besorgniß des Directoriums zu beschwichtigen, den abenteuerlichen Zug nach Aegypten machen, und Carnot als Verbannter in Deutschland sein Obdach suchen mußte, verfiel das Ansehen des Directoriums immer mehr; die Aussicht zum allgemeinen Frieden mußte neuen Kriegsanstrengungen weichen. Binnen wenigen Monaten stand, nach Aufhebung der Unterhandlungen zu Rastadt, gegen Frankreich wieder eine furchtbare Coalition da, der die Streitmassen Rußlands neues Gewicht gaben. In den ersten Monaten des Feldzuges von 1799 folgten mit reißender Schnelle Nachrichten von den Niederlagen der französischen Heere, indeß im Reiche selbst der Unfriede an vielen Seiten zum Ausbruche kam; Jacobinerclubs

*) Précis historique de la révolut. franç. par Rabaut-Saint-Etienne et Lacretelle. Tom. III. pag. 147: „Les révélations de Carnot sur les intrigues de ses collégues seraient précieuses pour l'histoire, si l'esprit de vengeance ne les rendait suspectes.“

und Royalisten, Parteiungen für und wider das Directorium und seine einzelnen Mitglieder — überall Wahrzeichen, daß der böse Dämon der Revolution zu neuen Verbrechen neue Pläne schmiedete. Bonaparte, der von Aegypten herbeieilt, macht sich zum Meister derselben, vollendet mit gewohntem Glücke die Revolution vom 18. Brumaire, führt die vierte Constitution ein und stellt sich als erster Consul an die Spitze derselben. So erlangte er den sehr zweideutigen Ruhm, der oft gepriesene Erbe der Revolution zu werden, immer hervorragend durch geistige Kraft und Größe, aber ohne Tugend und Heiligkeit des Sinnes. Er mußte des Staates Meister werden: denn er wußte sich zum Meister schändlicher Verschwender, verächtlicher Despoten, pflichtvergessener Volksvertreter und brutaler Heerführer zu machen; er vereinigte in sich Dantons Einsicht und rücksichtslosen Frevel, Fouché's Schlauheit, Carnots Wissenschaft in Staats- und Kriegsangelegenheiten mit dem ihm eignen Talente, Kühnheit im Vernichten mit Frechheit im Rauben und mit weitblickendem Verstande im Wiederherstellen. In starrer Selbstsucht befangen verschmähte er den schönsten Beruf, Wohlthäter der Menschheit zu werden, und ward ihr ein strafender Engel des Gerichts, der damit endete, mit dem eignen Strafurtheile das Bekenntniß gescheiterter Selbstsucht zu unterzeichnen. — Gediegene Worte eines Schriftstellers der neuesten Zeit. —

Seit seinem Falle hatte Carnot mit Bonaparte in keiner Beziehung gestanden, wohl aber sichere Merkmale gehabt, daß dieser an des Vertriebenen Schicksal wenig Antheil nehme, ja ihn völlig aufzuopfern bereit sey, wenn es sein Vortheil rathsam machte. Jetzt, da der erste Consul mit dem gestürzten Directorium den Kampf siegreich beendet hatte, lag ihm alles daran, die öffentliche Meinung mit der verübten Gewaltthat zu versöhnen, um für die weitere Durchführung seiner Absichten Zeit und Raum zu gewinnen. Hierzu war es ihm dienlich, den vertriebenen Carnot, dessen Republicanismus unter allen Anfeindungen in der Nationalmeinung unangetastet blieb, zurückzuberufen und durch Zeichen des Vertrauens glauben zu machen, als sey Carnots Ziel das seine.

Bald nach C's. Ankunft zu Paris, wo sich Bonaparte oft traulich mit ihm unterhielt, ward C. einer

Commission vorgesetzt, die das Materielle des Kriegs leitete; doch schon im Mai 1800 mußte er, nach dem Wunsche und Antrage des ersten Consuls, das Kriegsministerium übernehmen, welches in allen seinen Theilen und Geschäftszweigen sich in größter Verwirrung befand. Von neuem bewährte er mit rastloser Thätigkeit, hohem Ehrgefühl und strengrechtlicher Uneigennützigkeit in diesem schwierigen Berufe große Fähigkeiten, vermittelst welcher er dem ersten Consul auf seinen siegreichen Kriegszügen vor- und in die Hand arbeitete. Er bereiste sämmtliche Militairstellungen gegen Deutschland und die Schweiz zu, um sich an Ort und Stelle von den Localverhältnissen zu unterrichten, schnell die Folgen vieler Vernachlässigungen zu hemmen und sich über wichtige Gegenstände mit den Heerführern zu verständigen. Wie sehr ihn auch gegenseitig bei seiner Amtswirksamkeit der erste Consul unterstützte, so konnte sich Carnot doch mit andern ihm zur Seite stehenden Behörden nicht vertragen, sondern lebte mit ihnen in so heftigem Streite, daß er es vorzog, wiederholt seine Entlassung zu fordern, wie er denn wirklich noch im Laufe desselben Jahres (1800) zurücktrat und, ohne Gegenvorstellungen zuzulassen, von Paris nach St. Omer zu seiner Familie abreiste. Die Reihe von Siegen, welche im Laufe dieses Feldzugs erkämpft waren, unter welchen der von Marengo der berühmteste ist, hatte auf vielen Puncten bereits Waffenstillstände veranlaßt, und weitere Unterhandlungen ließen baldigen Frieden erwarten: so war C. dem ersten Consul gegenwärtig vielleicht minder nothwendig und zweifach lästig *).

Eine auffallende Erscheinung bleibt es in C's. Leben, daß er, der sich oft so folgsam der gesetzlichen Form und der Autorität der Machthaber zeigte, hier aus einer seinem Talente so zusagenden, wirkungsreichen Stellung schied, wo er recht großen Spielraum hatte, seinem Vaterlande nützlich zu werden. Man wird versucht zu glauben, daß Bonaparte, im hinterlistigen Doppelspiele,

*) „La paix conclue, Carnot, devenu moins utile et peut-être moins agréable au premier consul, crut devoir déposer le porte-feuille, et rentra dans une vie laborieuse et privée." — V. *Biographie nouvelle des contemporains.* Tom. IV. pag. 113.

vielleicht die Hauptursache der Unzufriedenheit C's. gewesen ist und dessen Rücktritt recht eigentlich betrieb, indem er den Schein annahm, alle Mittel aufgeboten zu haben, durch die Carnot im Ministerium gehalten werden konnte. Sowohl die große Volksgunst, in der derselbe stand, als der allgemein verbreitete Ruhm seiner Verdienste beim Kriegswesen scheint in Bonaparte's Seele Eifersucht geweckt zu haben, wovon wir in dem Urtheile ein Zeugniß finden, welches, nach O'Meara's Erzählung, Bonaparte auf St. Helena soll über Carnot ausgesprochen haben:

„Carnot, sagte der Kaiser, ist ein treuer, wahrhafter, redlicher Mann und sehr arbeitsam. Er galt schon in seiner frühen Jugend unter seinen Mitschülern für einen originellen Kopf. Der Adel war ihm verhaßt, weswegen er manchen Streit mit Robespierre hatte, der in der späteren Zeit mehre derselben begünstigte. Er war Mitglied des Wohlfahrtsausschusses mit Robespierre, Couthon, St. Just und andern, und der Einzige, der nicht angeklagt wurde. Jedoch verlangte er in deren Anklage miteinbegriffen zu werden, welches verweigert wurde; aber daß er das Schicksal der Uebrigen hatte theilen wollen, wurde ihm in der öffentlichen Meinung hoch angerechnet. Als Mitglied des Ausschusses hat er die Kriegsoperationen geleitet, ohne die großen Lobeserhebungen zu verdienen, die man ihm ertheilt hat, da es ihm an Erfahrung fehlte, und er den Dienst nicht praktisch kannte. Im Kriegsministerium bewies er wenig Talent und lag beständig im Streite mit dem Finanzminister und mit dem Minister des öffentlichen Schatzes, wobei er immer Unrecht hatte. In der Folge stimmte er gegen die Kaiserwürde; aber da sein Betragen immer untadelhaft war, flößte er der Regierung nie Verdacht ein.“ —

Des ersten Consuls eigne Worte, als Carnot zum ersten Male auf seine Entlassung vom Kriegsministerium drang, zeugen wider den später vom Kaiser ausgesprochenen Tadel; damals antwortete Bonaparte liebkosend:

„Die Consuln wünschen dringend, Bürger Minister, daß Sie das Amt beibehalten, welchem Sie seit sechs Monaten mit gleichem Eifer und Nutzen für das Vaterland vorstehen. Sie haben die Kriegsverwaltung auf bessern Fuß gestellt; doch bleibt noch viel zur Verbesserung

zu thun übrig. Es ist erforderlich, daß in Ihrem Ministerium, ehe Sie es verlassen, gute Haushaltung und Ordnung für eine lange Dauer festen Fuß fasse. Vorübergehende Anordnungen genügen nicht zur Vollendung Ihres Werkes. Auf jeglicher Laufbahn harrt der Ruhm nur am Ziele." —

Von der Abgeneigtheit Bonaparte's wider ihn, von seiner Bescheidenheit, wie von anderweitiger Anerkennung seiner Verdienste bietet einen neuen Beweis der Bericht dar, welchen, bald nach der Niederlegung des Kriegsministeriums, sein Nachfolger den Consuln unterm 30. October 1802 einreichte: „Es gibt Menschen," heißt es hier, „deren Verdienste keiner wiederholten Anpreisung bedürfen: ein solcher ist der Bürger Carnot. Die Jahrbücher der Republik wiederholen seine Thaten für Glück, Ruhm und Nationalunabhängigkeit; doch, was nicht hinlänglich bekannt, weil seine Bescheidenheit bei Belohnung und Glanz zurücktritt, ist, daß er ein großer Staatsmann, ein einsichtsvoller Ingenieur, ein gelehrter Mathematiker ist, und daß er unter politischen Stürmen, bei den wichtigsten Staatsämtern, Sittenreinheit festhielt, tugendhaft lebte, den Wissenschaften sich widmete und in edler Uneigennützigkeit, ein muthvoller Verfechter der Republik, die persönliche Lauterkeit sich zu erhalten wußte, welche er, unbezweifelt zu früh, gegenwärtig seiner philosophischen Ruhestatt zubrachte." — — „Seit 1783 Ingenieurcapitain, ist der Bürger Carnot seit dem dritten Jahre der Republik nur Bataillonschef. Im Jahre fünf wurde er in den Listen des Heeres gestrichen. Das Verbannungsgesetz ist widerrufen, als der Held Frankreichs, von letzterm Gerechtigkeit fordernd, damit es glücklich werde, in seine Mitte alle Bürger, die sich des Dienstes nicht unwürdig gemacht hatten, zurückrief. Carnot kam, er ward Kriegsminister: denn die Consuln, welche ihn über die erlittenen Unfälle trösten wollten durch ehrenvollen Beweis des Vertrauens, waren im voraus versichert, durch welchen Diensteifer und welche Leistungen er diese Wahl rechtfertigen würde. Gegenwärtig soll das Verzeichniß der Divisionsgenerale des französischen Heeres entworfen werden. Ich habe geglaubt, es sey der Consuln würdig, Carnots Namen hineinzuzeichnen, nicht als Belohnung eines verdienstvollen Bürgers, sondern um ihn wiederzugewinnen für die militairischen Wissenschaf-

ten und für das Geniecorps, welche ihn beide zurückverlangen und durch seinen Wiedereintritt sich geehrt fühlen; um ihn seinem frühzeitigen Ruhesitze zu entreißen, und nach Möglichkeit einem der einsichtsvollsten und bescheidensten Officiere einen nützlichen Wirkungskreis anzuweisen. Ich halte es für unnöthig, näher die Art dieser Ernennung anzugeben: ich überlasse dieses der Großmuth der Consuln; mir genügt es, indem ich Sie an die Verdienste des Bürgers Carnot erinnere; einer Pflicht zu genügen, welche mir die Gerechtigkeit, Achtung und Freundschaft auferlegen." —

Aber Carnot hatte erst neuerlich wieder gegen das lebenslängliche Consulat gesprochen; dieser Bericht blieb ohne Antwort; einige Zeit später ward er aber dennoch zum Divisionsgeneral ernannt. — Während wir uns hier erinnern, wie Carnot so frei von der Eitelkeit, auf der Stufenleiter der militairischen Grade vorzurücken, sich zeigte, zu einer Zeit, wo seine Aussprüche hierüber officielle Kraft hatten, erweckt die Betrachtung Verwunderung, daß C., der früher bei Watigny, später zu Antwerpen entschieden darthat, daß er nicht bloß ein theoretischer, wissenschaftlicher, nur in der Ruhe des Arbeitszimmers an seiner Stelle seyender Kriegsverständiger, sondern auch im Gewühl des Kampfes tüchtig war, daß dieser vom französischen Heere mit dem größten Vertrauen beehrte Mann sich nie als Heerführer zeigte, bei mancher sich darbietenden Gelegenheit nie die Ausführung eines großen Kriegsplanes selbst übernahm und sich nie um Frankreich das Verdienst eines siegreichen Feldherrn erwarb. — Hätte durch solche Thaten Carnot nicht großes Uebergewicht erlangen können über den Blutdurst Robespierre's, über die verderblichen Ränke des Triumvirats, wie über den Unterjochungsübermuth Bonaparte's, während er in republicanischer Reinheit die Hoffnungen erfüllte, um welche der letztere Frankreich und sein Zeitalter betrog? — Vergeblich sucht man bei den zahlreichen Lobrednern Andeutungen zur Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen.

Wenn Carnot nach der Niederlegung des Kriegsministeriums sich mit auffallender, fast beleidigender Festigkeit entfernt hielt vom ersten Consul: so verschmerzte dieser solche sichtbare Abgeneigtheit, indem er auf dem Wege zur monarchischen Herrschaft über Frankreich den

republicanischen Institutionen und ihren Verfechtern genau abgemessene Schonung bewies. Mit der Errichtung der Consularregierung war zwischen den consularischen Staatsrath und die gesetzgebende Versammlung der Nationalrepräsentanten das Tribunat gestellt als Wächter der Nationalfreiheit. Die Versuche, welche Bonaparte machte, wie weit er auf Willfährigkeit dieser Behörden rechnen dürfe, fielen sehr ungünstig aus; besonders bei den Verhandlungen über die neue Civilgesetzgebung zeigte sich lebhafter Widerstand im Tribunate, wie im gesetzgebenden Körper gegen die Vorschläge des Staatsraths, des Organs der Willensmeinung Bonaparte's. Der Antrag zu manchen Verfügungen wurde verworfen, weil man solche Bestimmungen eines neuen Gesetzbuches der Freiheit zuwider erachtete oder als unzweckmäßig bitter tadelte. Der erste Consul ließ nun, den Verdruß nur wenig verhüllend, den Gegenstand der Verhandlung fallen, „weil man sich überzeugt halte, daß die Zeit noch nicht gekommen sey, so wichtige Berathungen mit erforderlicher Ruhe und Eintracht vornehmen zu können." — Officielle Blätter der Regierung nannten den Widerspruch Aufruhr und Empörung, für welche Beschuldigungen die Strafe schon im Hinterhalte lauerte. Nach der Constitution nahte der Zeitpunct, wo ein Fünftel der gesetzgebenden Versammlung und des Tribunats ausscheiden sollte; da die Verfassungsurkunde das Wie nicht genau bestimmte, so nahm der Staatsrath die Sichtung jener Collegien vor und „eliminirte" zwanzig Tribunen und sechzig Gesetzgeber; leicht erklärlich wurden hierzu nur solche Personen auserseheh, die sich durch Widerspruch furchtbar gemacht hatten. An die Stelle der Ausgestoßenen ernannte der Senat aus den Departements-Wahllisten die neuen Mitglieder beider höchster Reichsräthe, — und Carnot wurde hierdurch zum Mitgliede des Tribunats berufen, wahrscheinlich um die vorlaute Stimme der Unzufriedenen zu dämpfen, um, während man auf das Hervorziehen der Fügsamen bedacht war, in dem anerkannten Freiheitsvertheidiger selbst argwöhnische Republicaner zu beschwichtigen. — Dieses waren die Verhältnisse, unter welchen Carnot aus seiner Zurückgezogenheit, wo er den Familienfreuden, den Wissenschaften und Künsten lebte, wieder nach Paris, auf den großen Schau-

platz der sich rasch entwickelnden Staatsangelegenheiten berufen wurde (den 9. März 1802).

Dieses begab sich zur Zeit, als Bonaparte schon den höchsten Feldherrnruhm erlangt und durch die Friedensschlüsse zu Luneville und Amiens, wie durch ein Concordat mit dem Papste und viele andere glücklich durchgeführte diplomatische Verhandlungen Raum gewonnen hatte, auf die innere Beruhigung Frankreichs, als Grundlage seiner Herrschaft, bedacht zu seyn. Solches Beginnen war doppelt nothwendig, da jeder Unbefangene erkennen mußte, daß alle vollzogene Friedensschlüsse nichts mehr waren als gegenseitig nöthige Ruhepuncte, um zu weiterem Kampfe Kräfte zu sammeln. Da hierbei französischer Seits besonders England ins Auge gefaßt, auf Herstellung der Seemacht Bedacht genommen werden mußte, auch der oft angeregte Plan, durch eine Landung den Inselstaat auf eignem Grund und Boden zu demüthigen, für den Ausbruch eines neuen Kriegs wieder in Erwägung gezogen wurde, so ist es interessant, hierüber Carnots Stimme zu vernehmen, die um so größeres Gewicht erhält, da sie zugleich über mehre historisch bedeutende Ereignisse sein Urtheil darlegt. — Zunächst spricht er von der früher stattgehabten Expedition des Admirals Richeri, welche der Admiral Morard de Galles und General Hoche begleiteten, die gegen Irland bestimmt, durch ungünstige Witterung zerstreut, zwar ihren Zweck verfehlte, aber sich doch theilweise im Angesichte Irlands, in der Bai von Bantry, sieben Tage hindurch aufhielt, obgleich das Geheimniß dieser Unternehmung schon früher verrathen war. „Wenn diese Expedition," fährt C. fort, „eine der schönsten und nützlichsten, die im Laufe des Kriegs projectirt wurden, bei weitem ihren Zweck nicht erreichte, so diente sie doch dazu, der ganzen Welt und hauptsächlich England zu beweisen, daß nichts irriger sey, als die Meinung, welche seine Regierung zu beglaubigen sucht und auch bis auf einen gewissen Grad beglaubigt hat, daß seine Schiffe allein hinreichten, um es gegen jeden fremden Einfall zu sichern. — Seit jenem Ereignisse fing die brittische Regierung an, den innern Vertheidigungsmitteln bedeutenden Zuwachs zu geben durch Vermehrung der zum Schutze des Landes unter den Waffen stehenden Truppen, wie durch Verschanzungen, Lager und Geschützwälle im ganzen Kü-

stenbereiche: Mittel, die für England höchst gefährlich sind durch Entziehung der dem Ackerbau und dem Kunstfleiße genommenen Hände, durch den ungeheuern Kostenaufwand und durch die wichtigen Nachtheile, welche diese außerordentliche Truppenmasse in der Dauer der Constitution, folglich der Ruhe des Landes zufügen muß. — Scheiterte also größtentheils auch jene Expedition, so hatte sie doch für England sehr nachtheiligen Erfolg und ließ Frankreich das Mittel zur Bezwingung des neuen Karthago erkennen. — Wäre England seiner Schiffe, des einzigen Bollwerks, beraubt, so wäre kein Land leichter zu erobern, als dieses, wegen der Menge guter Landungsplätze an den umfangreichen Küsten, wegen geringer Entfernung vom Sitze der Regierung, von der Hauptniederlage der Marine, der Manufacturen u. s. f., wegen seiner völligen Entblößung von festen Plätzen, eine kleine Anzahl von Häfen ausgenommen, indeß Fruchtbarkeit und Reichthum jede Eroberung der Insel erleichtern. Bis jetzt hat man geglaubt nichts gegen England unternehmen zu können, ohne daß man seine Seemacht mit Gewalt bezwänge und sich vor allen Dingen zum Meister des Meeres mache: allein die Erfahrung hat längst nur zu oft bewiesen, daß dieses Mittel keine Aussicht zu günstigem Erfolge darbietet, außer vermittelst unermeßlicher Rüstungen und Anstrengungen, während welcher England Zeit genug gewinnt, neue Vertheidigungsmittel ins Werk zu richten und gegen Frankreich andere Feinde aufzuwiegeln. Letzteres muß sich demnach darauf beschränken, diese Seemacht zu neutralisiren; ein leichtes Mittel hierzu ist, wie die Unternehmung gegen Irland bewies, der Britten Wachsamkeit zu hintergehen. Dieses neue Angriffssystem steht in vollkommener Uebereinstimmung mit dem neuerlich auf dem festen Lande in Anwendung gebrachten, immer vorwärts zu marschiren, ohne sich von festen Plätzen aufhalten zu lassen, die dem Sieger bald von selbst in die Hände fallen. Die Franzosen bemächtigten sich, nachdem sie Holland und Venedig erobert, deren Marine ohne alles Gefecht. — Nur das dümmste Vorurtheil könnte die Regierung verhindern, sich mit jener nützlichen und glänzenden Unternehmung zu beschäftigen, sobald Frankreich auf dem festen Lande die Haltung wiedergewonnen haben wird, die es nie hätte verlieren sollen, und die eine bessere Leitung der Angelegen-

heiten nicht ermangeln wird ihm wiederzugeben. Nur indem man einen Theil dieser Grundsätze ohne allen Verstand anwandte, geschah es, daß man, anstatt unmittelbar eine Expedition gegen England zu unternehmen, ihr die Richtung gegen Ostindien über Aegypten gab, weil Aegypten weniger entfernt, und das Meer, über welches man schiffen mußte, zu schmal war, als daß man nicht hoffen durfte einer überlegenen Seemacht zu entgehen; auch entging wirklich die fränkische Landarmee auf ihrer Ueberfahrt durch den glücklichsten aller Zufälle der Zerstörung, welche die Seemacht zu Abukir erwartete, indem das englische Geschwader sich bei Alexandria, mit überlegner Macht, noch vor jenem der Republik gezeigt hatte. Wenn man auch das Project annimmt, mit einer ansehnlichen Macht die Engländer in Ostindien anzugreifen, so hat man weniger Gefahr zu fürchten und bessern Erfolg zu hoffen, wenn man den gewöhnlichen Weg an dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbei nimmt, weil man von der einen Seite Zeit gewinnt, vor Ankunft von Unterstützung bedeutende Vortheile zu erlangen, und weil man von der andern Seite hoffen darf, im Falle der Rückkehr nicht nur das Geschwader der Verfolgung einer überlegnen Macht zu entziehen, sondern auch desselben sich sehr vortheilhaft zu einer andern Expedition bedienen kann. — Wäre diese wichtige Operation vollbracht gewesen, und Frankreichs Waffenglück in Europa dasselbe geblieben, so hätte es leicht den neuen Weg über Aegypten eröffnen können, ohne in Ansehung des ältesten und treuesten Verbündeten die heiligen Gesetze des Völkerrechts zu übertreten. Aber mußte solches Unternehmen statt haben, ehe der Friede mit den Mächten des festen Landes ganz gesichert war, mußte man in dem nämlichen Augenblicke, wo man daran arbeitete, sich neue Feinde machen, neue Gefahren wecken durch den Einfall in das römische Gebiet und in die Schweiz?" —

Carnot, als neues Mitglied des Tribunats, hatte Gelegenheit genug, Bonaparte's rasch vorschreitenden Despotismus in der Nähe zu betrachten; die Gelegenheit, wo er dagegen seine Stimme erheben konnte, ließ nicht lange auf sich warten: schon im Maimonate 1802 wollte sich Bonaparte zum Consul auf Lebenszeit ernannt wissen; seine beiden Mitconsuln, die willfährigsten Diener seines Willens, ließen, nach den vom Erhaltungssenate

getroffenen Einleitungen, Register eröffnen, in welchen jeder französische Bürger sein Votum über das in Vorschlag gebrachte lebenslängliche Consulat abgeben sollte. Die Tribunen, als ob die Eile so sehr noth thue, waren die ersten, welche ihre Namen dem Vorschlage beistimmig verzeichneten: Carnot, unter seinen Collegen, war der einzige, welcher verneinend stimmte, mit dem Zusatze: „ich unterzeichne meine Proscription." — Seine Freunde vernichteten das Blatt, welches diese bittere Aeußerung enthielt; aber Carnots Beispiel erweckte selbst in dem fügigen Tribunate Besorgniß für die Folgen dieses neuen, dem ersten Consul bereiteten Triumphes. Als eine Deputation schon am 14. Mai das bejahende Resultat der Stimmengebung überbrachte, wurde erwähnt: daß Bonaparte die Macht besitze, des Volkes Freiheit zu stürzen; „doch," hieß es beruhigend, „der Großmüthige wird die Freiheit des edelsten Volkes ehren, wird seine Macht nur gebrauchen, es glücklich und blühend zu machen; er wird Schmeichler entfernen, redliche Männer herbeiziehen und die Staatsbeamten in Würde und Unabhängigkeit erhalten." — Eitle Worte der Verzagten. Carnot zeigte hier Muth; aber er, der nicht geeignet war, bei Anordnung der höchsten Staatsangelegenheiten einem Robespierre und Danton, einem Barras und Reubell erfolgreich die Spitze zu bieten, wie hätte er es vermocht, den Lauf eines Bonaparte zu hemmen? — Schon im Mai des nächsten Jahres zeigte sich folgerechte Fortführung des Despotenplans unverhüllt: die Einführung des erblichen Kaiserthums in Frankreich wurde im Tribunate zur Berathung gebracht; nur einer wagte dagegen zu sprechen: es war Carnot. „Ich bin," sagte er, „weit entfernt, dem ersten Consul seine Ansprüche auf Nationaldankbarkeit streitig machen zu wollen. Hätte er uns auch nur das bürgerliche Gesetzbuch gegeben, er würde sie im reichsten Maaße verdienen. Folgt aber daraus, daß wir ihm unser Theuerstes, unsre Freiheit zum Opfer bringen? Würde er durch den Umsturz derselben nicht sein eigenes Werk vernichten? — Als Bonaparte das Consulat antrat, war leicht zu erachten, daß er weiter dachte, und daß noch weitergreifende Veränderungen uns bevorstanden. Man sah eine Menge monarchischer Einrichtungen an die Stelle der republicanischen treten, beruhigte aber gleichzeitig die Gemüther gegen die Besorgniß der Rückkehr

erblicher Gewalt. Endlich schlug man das lebenslängliche Consulat vor; ich stimmte dagegen und bleibe mir selbst treu, wenn ich noch heute gegen die Erblichkeit stimme. Da ich mich aber beständig gern den Gesetzen unterwerfe, welche mein Vaterland zu erlassen für dienlich erachtet, so werde ich von dem Augenblicke an, wo die Erblichkeit der Gewalt in Bonaparte's Familie proclamirt wird, der erste seyn, der der neuen constitutionellen Hierarchie und dem Gesetze Gehorsam bezeigt. — Man kann mir sagen, daß ohne Erblichkeit die Regierung keine Festigkeit habe, daß Monarchien gewöhnlich am längsten dauern und daß alle republicanische Systeme mehr oder weniger an Anarchie gränzen. Allein das römische Kaiserthum dauerte nicht länger, als der römische Freistaat. Erblichkeit sichert nicht das Glück der Völker, da ein großer Mann den entartetsten Sohn haben kann: des Marcus Aurelius Sohn war Commodus. Welcher Contrast zwischen den Zeiten, wo niedrige Schmeichler Roms Fürsten beherrschten, und den hohen Tugenden der Römer in den schönen Zeiten des Freistaats? — Die Erblichkeit ist besonders deshalb verderblich, weil Familienverbindungen des regierenden Hauses nur zu oft Streitigkeiten und Kriege mit fremden Regierungen herbeiführen, wovon wir unter der vorigen Dynastie traurige Beispiele gehabt haben. Aber man wird mir entgegnen: wir haben nach manchem vergeblichen Versuche nicht dahin gelangen können, den Freistaat fest zu gründen; alle Einleitungen hierzu blieben erfolglos. Lag aber das Mißglücken dieser Versuche in ihnen selbst, oder in dem Unglücke der Zeiten? — Ein günstiger Augenblick zur Gründung der Freiheit war der Friedensschluß von Amiens: Bonaparte hatte geschworen sie zu vertheidigen, und hätte er sie gegeben, ihm wäre unsterblicher Ruhm geworden. Statt dessen will er aus Frankreich sein Erbeigenthum machen. Ist dieses wohl dem Interesse des Vaterlandes angemessen? Ich glaube nicht. Ich weiß, daß Staatsbürger Krankheiten unterworfen sind, die eine strenge Behandlung erfordern, und daß in Einer Hand vereinigte Gewalt dann das sicherste, wirksamste Mittel ist, den Gesundheitszustand zurückzuführen. Bei den Römern treffen wir denkwürdige Beispiele davon, als ein Curius, ein Cincinnatus, ein Fabricius zu Dictatoren ernannt wurden, sich zu des Vaterlandes Rettung der

unumschränkten Gewalt bedienten und sie dann niederlegten. Ehrgeiz suchte in der Folge diese Gewalt in der Hand eines Einzigen fortdauernd zu machen. Man kennt die Folge: Cäsar, welcher den ersten Versuch der Art wagte, ward das erste Schlachtopfer desselben. — Es gibt ein Land, das uns hätte zum Vorbilde dienen können: ich meine die vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Anstatt uns durch die dortigen weisen Einrichtungen ermuntert zu fühlen, entfernen wir uns von der Freiheit immer weiter. Wie können wir die Erhaltung derselben hoffen, da die ganze Vollziehungsgewalt in Einer Hand sich vereinigt, da nichts dieselbe zu mildern und zu mäßigen ihr entgegengesetzt wird? — — Dürfte nicht die Stiftung einer neuen Dynastie dem allgemeinen Frieden hinderlich seyn? Wird man nicht, wenn die auswärtigen Mächte sie nicht anerkennen, die Waffen ergreifen und um eines leeren Titels willen die Sicherheit der französischen Nation wieder auf die Spitze stellen müssen? — Es gibt für die gegenwärtige Regierung nur ein Mittel, sie zu befestigen: es ist die Gerechtigkeit, die Sorgfalt, daß Gunst nicht über Verdienst und Talent den Sieg davon trage. — Man sagt, die Nation verlange die Erblichkeit der monarchischen Gewalt. Ist denn die Meinung der öffentlichen Beamten die freie Stimme der Nation? Wäre der Ausspruch einer entgegengesetzten Meinung etwa nicht mit Gefahr verknüpft? Ist selbst Preßfreiheit nicht dergestalt beengt, daß die ehrfurchtsvollsten Proclamationen nicht mehr in öffentlichen Blättern erscheinen dürfen? — Ach, wurde denn die Freiheit nur dazu dem Menschen gezeigt, ihn zu belehren, daß er sie nicht besitzen könne? Nein, ich kann sie nicht für ein Hirngespinnst halten, und mein Inneres sagt mir: es sey etwas Leichtes um eine freie Verfassung." — Solche durchgreifende Rüge der Plane Bonaparte's war gewiß unerwartet und unerwünscht; Carnot's Rede durfte nur mit bedeutenden Auslassungen in dem Moniteur aufgenommen werden. Welchen Eindruck auch die dringende Warnung des besorgten Vaterlandsfreundes auf viele einsichtsvolle Franzosen machte: Bonaparte bestieg in den nächstfolgenden Tagen den Kaiserthron. Carnot dagegen blieb im Tribunate muthig auf seiner Stelle, von welcher ihn zu verdrängen niemand wagte. Jene Behörde war die einzige, welche gegen die Maaßregeln des Kaisers Widerspruch zuwei-

len laut werden ließ, wenn, dem organischen Senatsconsulte vom 18. Mai 1804 gemäß, der gesetzgebende Körper vom kaiserlichen Staatsrathe gemachte Gesetzentwürfe ihr zur Berathung vorlegte; sie war die einzige, in welcher Frankreich noch einen Damm wider den monarchischen Despotismus zu besitzen glaubte. Die vom Kaiser dem Tribunate bewiesene Schonung fand bald ihre Gränzen. Das Mittel, hier Schweigen zu bewirken, war leicht gefunden: nach und nach wurden die Gesetzesentwürfe gar nicht mehr zur Berathung an das Tribunat gesandt; es mußte so in Unthätigkeit versinken, die Nationalaufmerksamkeit verlor sich, und so kam der Augenblick von selbst, wo, fast unbeachtet, diese zur strengmonarchischen Regierungsform nicht mehr passende Behörde aufgelöst wurde. Dies geschah durch ein neues Senatsconsult vom 19. August 1807. Beleidigend war in der That die Weise, wie eine so bedeutende Institution der Nationalfreiheit sich verdrängt sah; doch der Kaiser wußte, was er that und was er wagen durfte. Die Mitglieder des Tribunats wurden der gesetzgebenden Versammlung einverleibt, insofern sie nicht, nach früheren Bestimmungen, zu der Hälfte gehörten, welche nach fünfjähriger Mitgliedschaft austreten mußten. Carnot gehörte zu letzterer und ging als Privatmann in die Heimath zurück. Der Kaiser wußte, daß jeder Antrag neuer Dienstverhältnisse von dem stoischen Carnot zurückgewiesen würde; auch war es offenbar, das der festrepublicanische Mann nicht in den Beamtenkreis paßte, welcher den neuen Monarchen umgab. Welche Stelle hätte Napoleon damals schicklicher Weise einem Manne antragen können, der Tribun, Kriegsminister und Mitglied des Directoriums gewesen war! Schon C's. Rücktritt aus dem Ministerium in der ersten Zeit des Consulats galt als entschiedene Erklärung wider jede Theilnahme an der Staatsverwaltung unter Bonaparte. Fleißige Beschäftigung mit den Wissenschaften, die C. in keinem Zeitpuncte seines Lebens aus den Augen verlor, in welchen er die unerschütterliche Gewährleistung für wahre Geistesfreiheit fand, erfüllte nun ganz die Zeit seiner Zurückgezogenheit, die er in bürgerlicher Beschränktheit verlebte, theils aus Mangel an Reichthum, den zu erwerben er bei allen sich ihm darbietenden Gelegenheiten von sich wies, theils aus Neigung für eine einfach nüchterne Lebens-

weise, die er mit Recht als die einzig dem tugendhaften Republikaner würdige erkannte. Durch die That bezeichnete er so die Mißbilligung der höfischen Pracht, mit welcher der Kaiser seinen Thron zu umgeben sich genöthigt sah.

Seine ernsten Studien, welche ihn nicht verhinderten manche süße Blüthe der Dichtkunst zu pflegen, waren besonders den höhern mathematischen Wissenschaften, in der Anwendung auf Mechanik und Kriegskunst zugewandt. Dabei blieb er in Verbindung mit dem Nationalinstitute, dessen erster Abtheilung er seit 1804 als Präsident vorstand und dessen Memoires viele seiner Untersuchungen enthalten. Auch für das berühmte polytechnische Institut in Paris, an dessen Errichtung er so thätigen Antheil hatte, welchem Frankreich eine große Anzahl trefflicher Artillerie-, See- und Ingenieur-Officiere verdankt, bewährte er fortdauernd reges Interesse.

Die kaiserliche Polizei mochte Carnots Asyl oft lauernd umstellen, seinen Briefwechsel und der Freunde Zugang beobachten lassen: der Mann, welcher auf dem Gipfel der Macht nie das Tageslicht scheute, erschien auch hier loyal und tadellos. Während des Kaiserreichs sind so viele Verschwörungen zur Sprache gekommen: nie ward bei denselben Carnots Name genannt, obgleich ganz Frankreich und Napoleon selbst wußten, daß er dem Kaiserthume abhold sey. Die Aufmerksamkeit, welche C's berühmtes Werk über Angriff und Vertheidigung fester Plätze auf sich zog, veranlaßte den Kriegsminister Clarke, Herzog von Feltre, den Kaiser, damals (1809) zu Schönbrunn bei Wien, an den ruhmvollen Vaterlands- und Freiheitsvertheidiger, welcher in sehr beschränkter Lage lebte, zu erinnern: auf Napoleons Befehl ward Carnots Name wieder in die Liste der französischen Generale gestellt und ihm ein Jahrgehalt von 10,000 Franken ausgesetzt. Diese Anerkennung des wahren Verdienstes mochte ihm besonders deshalb erfreulich seyn, weil sie die thätige Dankbarkeit eines Mannes bewies, dessen Charakterwerth sehr zweifelhaft erscheint. Clarke verdankte seine glänzende Laufbahn dem Schutze, welchen ihm Carnot angedeihen ließ, als jener 1795, dem Gefängnisse so eben entronnen, in die Hauptstadt kam: Carnot, damals Mitglied des Wohlfahrtsausschusses an

der Spitze des Kriegswesens, beauftragte ihn mit der Leitung das topographischen Bureaus und gab als Mitglied des Directoriums ihm fortwährend Beweise der Achtung und des Vertrauens.

Als der Kaiser von seinem Siegeszuge gegen Oestreich nach Paris zurückkam, erschien Carnot vor ihm, um seinen Dank für das verliehene Jahrgehalt abzustatten. Napoleon benutzte diese Gelegenheit, den wichtigen Revolutionsmann und Freiheitsvertheidiger, der in der Meinung des französischen Volkes so großes Ansehn behauptete, für seinen Dienst zu gewinnen; der Versuch scheiterte: Carnot schützte ablehnend sein Alter und Abspannung, als Folge funfzehnjähriger Revolutionsstürme, vor; er war nicht zu gewinnen für das im Culminationspuncte des Glückes stehende Kaiserregiment und blieb, Napoleons Verlockungen abhold, in stiller Zurückgezogenheit. Erst als der Kaiser in Rußland den feindlichen Elementen, in Deutschland der mächtig hervortretenden Volkskraft erlag, als das liebe französische Vaterland die drohenden Heere der Feinde, nach der Völkerschlacht bei Leipzig, heranziehen sah, fühlte Carnot in sich neue Thatkraft: er schrieb dem Kaiser unter dem 24. Januar 1814: „Ich trug Bedenken, Ihnen vielleicht nicht angenehme Dienste anzutragen, so lange der Sieg Ihre Unternehmungen krönte. Jetzt wird vom Mißgeschicke Ihr Muth auf harte Proben gestellt: darum zögre ich nicht, Ihnen den Rest meiner Kräfte darzubieten. Wie gering die Leistungen eines Sechzigjährigen seyn mögen: sie werden, da er ein durch Vaterlandsliebe bewährter Soldat ist, alle noch Unentschlossenen unter Ihre Fahnen vereinigen. — Noch können Sie, Sire! einen rühmlichen Frieden und die Liebe eines großen Volkes wiedergewinnen." — Als der Kaiser dieses gelesen, äußerte er sich: „Ich darf mich auf Carnot verlassen, da er mir von selbst seine Dienste anbietet; ich gebe ihm das Gouvernement von Antwerpen." — Dieses war für den Augenblick die wichtigste Gränzfestung, deren Erhaltung von Norden her die Hauptstadt deckte. Während Napoleon zum Heere abging, erhielt Carnot seine Ernennung und hatte sich zu beeilen, daß er die von feindlichen Truppen umschwärmte Festung noch erreichte. Schon am 2. Februar traf er mit verjüngter Kraft zu Antwerpen ein. Sein Vorgänger war hier der Sohn des ehemaligen dritten Consuls, Lebrun,

Herzogs von Plaisance, ein guter Husarengeneral, der als Festungsvertheidiger nicht an rechter Stelle stand. Carnot dagegen bewies von neuem, daß Napoleon seine Anführer gut zu wählen verstand. Der neue Gouverneur wußte mit geringen Hülfsquellen (französische Blätter gaben die Stärke der Besatzung, mit Inbegriff der Seesoldaten, auf 6000 Mann an) schnell Anstalten zu treffen, daß sich der so wichtige Platz lange Zeit halten konnte. Nach Untersuchung aller auf die Festung Bezug habenden Gegenstände erklärte C., daß er mit hinreichenden Hülfsmitteln versehen sey, sich zwei Jahre lang zu halten. Daß hier ein schwieriger Beruf an den rechten Mann gekommen war, an einen Mann, der auszuführen wußte, was er mit so großer Umsicht als Schriftsteller lehrte, bethätigte sich besonders darin, daß C. Gerechtigkeit, Schonung und Sorgfalt für die Einwohner der Stadt mit den militairischen Zwecken in Einklang zu bringen sich zur ersten Pflicht machte und nichts mehr vermied, als jene thörichte Zerstörungswuth, wodurch so oft Befehlshaber belagerter Festungen eine kräftige Gegenwehr, deren sie unfähig sind, vorspiegeln wollen. So blieb nach seinem Befehle Belgrade, eine Vorstadt Antwerpens, deren Schleifung der Kriegsrath schon beschlossen hatte, verschont, wie noch ein dort errichtetes Denkmal, das Carnots Namen führt, bezeugt. — Dabei ordnete er, ohne Bedrückung bürgerlicher Freiheit, eine gute, durchgreifende Polizei an, beseitigte nach Möglichkeit alle Störungen des städtischen Lebens, sorgte für gute Lebensmittel, hielt auf pünctliche Zahlung aller Lieferungen u. s. f. Der Ertrag der Weisheit dieses Befehlshabers wurde der Stadt um so ersprießlicher, als sonst gewöhnlich verwüstende Vorbereitungen zur Abhaltung einer Belagerung den Einwohnern der Festungen mehr Schaden verursachen, als die hartnäckigste Vertheidigung. Zu solcher kam es bekanntlich zu Antwerpen nicht; die Stadt wurde, um den Versuch, leicht zu ihrem Besitze zu gelangen, nicht zu unterlassen, einige Tage bombardirt, dann aber mehr beobachtet als eingeschlossen, was dem Gouverneur Gelegenheit darbot, öfter Abtheilungen der Besatzung hinauszuführen und so, seinem Vertheidigungssysteme gemäß, die Feinde in steter Aufmerksamkeit zu erhalten, während er in offenem Felde die gute Stimmung seiner Truppen zu bewahren wußte. Daß die ge-

genseitig befehligenden verbündeten Generale versuchten, durch Trennung der Sache des Kaisers Napoleon von der Frankreichs die feindlichen Kräfte zu schwächen und die Uebergabe der eingeschlossenen Gränzfestungen zu bewirken, ist eine so nahe liegende Maßregel, daß es nur Verwunderung erregen könnte, wenn sie unterlassen wäre; daß aber solche Anforderungen von Carnot mit Stolz und Ehrgefühl zurückgewiesen wurden, liegt folgerecht in seinem Charakter; selbst wenn es wahr wäre, was damals verbreitet wurde, daß ihm der Kronprinz von Schweden für die Uebergabe Antwerpens zehn Millionen Franken bot, so konnte die Größe der Summe natürlich bei einem pflichterfüllten Soldaten nur desto nachdrücklichere Weigerung begründen. Wenn da, wo Waffen, Thaten und Ehre entscheiden müssen, verrätherisch schnödes Geld geboten wird, gibt sich des Begehrens Zweck zu rückhaltlos kund, als daß, bei rechtlicher Sinnesart, noch eine Verlockung oder Täuschung möglich wäre. Der Kronprinz von Schweden wollte seinen Heereszug in den Niederlanden durch irgend eine That verherrlichen: ihm schien die Eroberung Antwerpens die paßlichste und der Weg der Unterhandlung mit Carnot der leichteste, darum beschwor er letztern in einer Zuschrift, bei der alten zwischen ihnen bestehenden Freundschaft, den Einladungen zur Uebergabe der Festung Gehör zu geben. C. antwortete: „Ich war der Freund des französischen Generals Bernadotte; aber ich bin der Feind eines auswärtigen Fürsten, der die Waffen gegen mein Vaterland führt." — Doch die Wendung der Angelegenheiten Frankreichs veränderte bald auch Carnots Stellung. Das napoleonische Kaiserthum verwandelte sich schnell, nach der Abdankung des sich und Frankreich verlassenden Kaisers, in ein bourbonisches Königthum, welches mit den kriegführenden Verbündeten befreundet, die Vermittelung zwischen ihnen und der französischen Nation übernehmen mußte.

Carnot hatte fortwährend in Antwerpen die genauesten Berichte von den Kriegsbegebenheiten; mit sachkundiger Aufmerksamkeit verfolgte er die Operationen der beiderseitigen Heere und erachtete den Zug der Verbündeten auf Paris für ein Wagniß, zu welchem sie der Kaiser, ihrer Niederlage gewiß, gelockt hatte. Aus den Erwartungen siegreicher Erfolge wurde C. geweckt durch

die Nachricht von der schnellen Uebergabe der Hauptstadt, welche, ungeachtet der Hindernisse, sie zu vertheidigen, man kann es gewiß behaupten, nicht so schnell erobert wurde, wenn Carnot dort befehligt hätte. — Am 31. März zogen die Verbündeten in Paris ein, am 11. April entsagte Napoleon der Krone, und am 17. erschien ein königlicher Officier, vom Grafen von Artois abgesandt, welcher die Unterwerfung unter den wiederhergestellten französischen Königsthron verlangte und erhielt. Auch noch diesen Zeitpunct der allgemeinen Niedergeschlagenheit suchte man zu benützen, um Carnot zu einer schnellern Uebergabe seiner Festung an die Verbündeten zu bewegen; aber vergeblich. Er war auf diesen Posten vom Kaiser gestellt und vertheidigte ihn im Namen des Vaterlandes. Er hatte bei seiner Besatzung genug Achtung, um Unordnungen und Aufständen vorzubeugen; durch Wort und That suchte er die Soldaten für eine gehorsame Anerkennung des Königs zu gewinnen: „denn," sagte er, „der Stand der Krieger darf nicht über die Staatsverhältnisse berathschlagen; er muß gehorchen. Die Nation hat sich bereits entschieden für die Dynastie der Bourbons erklärt." — Er, der den napoleonischen Despotismus gewiß schärfer durchblickte, als einer, der ihn so fest verabscheute, sprach seit dem Falle des Kaisers von ihm nur mit schonender Achtung, ungleich der Söldlingsschaar, die nach des Gebieters Niederlage mit der gefallenen Größe schlechten Muthwillen trieben.

Den schmerzvollen Act der Uebergabe Antwerpens an die Feinde, welchen das königliche Kriegsministerium anbefahl, vollzog Carnot nicht in Person; er beauftragte seine bisherigen nächsten Gehülfen damit und ging, begleitet von vielen untrüglichen Beweisen der Achtung und Dankbarkeit, nach der Hauptstadt. Unter dem 19. April sandte ihm der brittische General Graham eine Zuschrift, worin er die Bewunderung über das untadelhafte, weise Betragen Carnots im letzten entscheidenden Augenblicke mit folgenden Worten darlegt: „Es gibt Verhältnisse, die kaum verstatten, die in sich tragende Gesinnung auszusprechen; dennoch hoffe ich, daß Sie, mein General, mir erlauben, Ihnen Zeugnisse der Bewunderung darzubringen, welche mir Ihr gestern ertheilter Befehl, den ich durch Zufall zu Gesicht bekam, einflößte; er ist eben so weise als gerecht in seinen Grundlagen,

darum muß er die Billigung jedes Soldaten, er gehöre einem Lande an, welchem er wolle, erhalten." —

Beim Könige und den Prinzen traf er, wie leicht vorherzusehen stand, keine, Annäherung und Vertrauen bewirkende Aufnahme. Man schien seine fernern Dienste nicht zu verlangen, verwandelte sein bisheriges Generallieutenantsgehalt in ein schmales Jahrgeld und schob ihn in den Privatstand zurück, dessen Frieden er sich, wie früher, durch Kunst und Wissenschaft ertragreich zu machen wußte. Leicht erkannte sein durchdringender Blick die Mißgriffe des neuen königlichen Ministeriums, dessen vermessene Handlungsweise nicht ohne gefahrvolle Rückwirkungen bleiben konnte. Eine Frucht dieser Betrachtungen und seiner reifen Kenntniß der innern Verhältnisse Frankreichs war die bekannte Schrift: Mémoire, adressé au Roi. Mochte er selbst diesen Titel nicht gewählt haben und als unzeitig aufgedrungen verwerfen, mochte er die Bekanntwerdung derselben durch den Buchhandel nicht angeordnet haben: letztere erfolgte, und Titel, Ton und Inhalt der Schrift waren nicht geeignet, derselben günstige Aufnahme zu verschaffen oder den beabsichtigten Erfolg zu bewirken. Der König hatte sie in der Handschrift gelesen; so würde sie vielleicht ein fruchtreiches Samenkorn geworden seyn, hätte nicht die von Carnot selbst bewilligte Verbreitung in der Handschrift sein bedingt gegebenes Versprechen, sie nicht drucken zu lassen, hintertrieben; es ist wahrscheinlich, daß die Partei der Ultraroyalisten am thätigsten zum Drucke des Sendschreibens wirkte. — Bei vielen scharfsinnigen Bemerkungen über die innere Stimmung Frankreichs, über des Königs Verhältniß zu der die Revolution durchgangenen Nation, über die offenbaren Mißgriffe des neuen Ministeriums, kann der durchgeführte herbe Ton die schwache Ausführung vieler wichtigen Gegenstände nicht verhüllen. Die Schrift, welche als Tagsneuigkeit in Paris so großes Aufsehen erregte, nützte dem Vaterlande wenig und schadete Carnots persönlichem Verhältnisse zu dem Könige viel; sie war ein neues Hinderniß, um C's. reifen und doch gemäßigten Vorschlägen Eingang zu verschaffen: denn sie wurde Veranlassung, ihn als einen selbstsüchtigen Tadler, als einen Vertheidiger des Königsmordes, als einen Prediger des Aufruhrs und der Widersetzlichkeit zu verschreien; diese unverständigen Schmähungen

fanden, da der dadurch Angefeindete einmal den Höflingen verhaßt war, selbst bei denen Berücksichtigung, die vernünftiger Weise nicht daran glauben durften.

Die unversöhnbare Zwietracht, welche die Minister mit der französischen Nation unterhielten, kam bald darauf zum Ausbruche, als Napoleon von Elba aus Frankreich von neuem überzog; für C. gewiß ein unerwartetes Ereigniß. Dennoch hielt er es für rathsam, sich, als ein bekannter Unzufriedener mit den neuesten Regierungsprincipien, vor der ihm nachstellenden königlichen Polizei zu verbergen. Er fand in Paris bei vertrauten Freunden sichern Aufenthalt. Von hier aus ließ er dem Könige den Rath ertheilen, fest an der Constitution zu halten, im Widerspiele mit den ihr entgegenstrebenden Ministern und Prinzen; die französische Nation davon offen zu überzeugen und unter dieser Bedingung seiner Sache zuversichtlich zu vertrauen: so werde des Kaisers abenteuerliches Unternehmen gewiß mißlingen. — Auch dieser weise Rath ging im Strudel der Leidenschaft, des Stolzes, der Verzagtheit und des Mißtrauens verloren. — Am Abend des 20. Märzes zog Napoleon siegreich in Paris ein; am folgenden Abend ließ er Carnot, dessen Anwesenheit in der Hauptstadt ihm berichtet war, zu sich bescheiden; er wußte, daß er das Vertrauen auf seine Sinnesänderung, auf seine Achtung der constitutionellen Freiheit des französischen Volkes befestigen mußte: darum mußte er Carnot für sich gewinnen. Der Kaiser trug in der vertrauten Unterredung dem muthigen Freiheitsvertheidiger die Stelle eines Ministers des Innern an; Carnot meinte, im Kriegsdepartement wäre eher seine Stelle, dort würde er wichtigere Dienste zu leisten im Stande seyn. Napoleon erwiderte: „Das Ministerium des Innern ist für jetzt das wichtigste von allen; das des Kriegs gilt mir nur als eine Maschine. — Ich will ohnehin nur den Frieden." — Warum der Kaiser das Kriegsministerium verweigerte, da er doch gewiß überzeugt seyn mußte, daß er ohne Krieg sein Kaiserthum nicht behaupten konnte, ist aus der vorhin mitgetheilten Aeußerung auf St. Helena und aus der daraus hervorleuchtenden Eifersucht auf Carnots Kriegsruhm leicht erklärbar. — Carnot lehnte das ihm so vertrauensvoll angetragene Ministerium so wenig ab als den Grafentitel, der ihm mit der Ernennung ertheilt wurde; das eine

wie das andere gewiß, ohne seinen patriotischen Grundsätzen abhold zu werden. Er schloß sich willfährig dem neuen Kaiserthum an, in der zuversichtlichen Voraussetzung, daß ein vom ehrsüchtigen Despotismus geheilter Kaiser Frankreichs Glück und Nationalruhm wiederherstellen würde. Man hat es in Zweifel gestellt, ob Carnot wohl wirklich glauben konnte, daß der von Elba herkommende Bonaparte ein anderer sey, als der strafende Engel mit dem feurigen Schwerte der Selbstsucht und Eroberermuth, welcher vor kurzem vom Kaiserthrone gestürzt war. — Man kennt die süßlichen Verheißungen, welche Las Cases und andere den Kaiser für seine so schnell unterbrochene zweite Regentenlaufbahn machen lassen. Jener Schriftsteller führt den gebesserten Napoleon also redend ein: „Ich kehrte von der Insel Elba als ein neuer Mensch zurück; ich würde unbezweifelt der Regent der Verfassung und des Friedens geworden seyn, wie ich zuvor der Regent der Dictatur und großer Kriegsunternehmungen war." — Carnot als Minister beobachtete genau den durch die Volksstimme sehr eingeengten Kaiser; auch erlaubte ihm seine Stellung, beständig der Vertreter der Volkswünsche, aller freisinnigen Institutionen und des Rechts, im Widerspruche mit der Willkür, zu werden. Wie er übrigens mit dem Kaiser daran sey und mit dem ihm geheuchelten Vertrauen, erfuhr er wenige Tage nach Uebernahme des neuen Amtes. Die Einrichtung der neuen Staatsverfassung mußte geordnet werden; unter des Kaisers persönlicher Leitung wurde diese wichtige Angelegenheit, bei welcher es darauf ankam, gleich von vorn herein des Kaisers Despotengewalt zu zügeln, im Staatsrathe verhandelt; Carnots Vorschläge und Stimme entschieden viele bedeutende Puncte. Nach eifriger Berathung in mehren langen Sitzungen kam ein Entwurf zu Stande, welcher, vom Kaiser unterzeichnet, nun schleunigst bekannt gemacht werden sollte. Anstatt dieses die Kaisergewalt bedeutend beschränkenden Fundamentalgesetzes mußte Carnot zu seinem größten Erstaunen in den nächsten Tagen im Moniteur jene berüchtigte Additionalacte (vom 22. April 1815) zu Gesichte bekommen, welche in den wesentlichsten Puncten von dem im Staatsrathe entworfenen Projecte abwich, eine Abstimmung aller französischen Bürger über die Annahme oder Verwerfung binnen zehn Tagen forderte und

mit der großen Staatsaction des Maifeldes (am 1. Junius) nur zu deutlich erkennen ließ, daß des Kaisers anscheinende Mäßigung und Resignation Maske augenblicklicher Bedrängniß sey. — Sich so hintergangen, so verhöhnt zu sehen, mußte den redlichen Staatsmann tief verwunden und das Vertrauen auf die Sinnesänderung des Heimgekehrten für immer vernichten. Es erscheint räthselhaft, wie nach diesem Vorgange C. für die Beibehaltung der Ministerstelle gewonnen wurde; ein scharfsinniger Beobachter der Zeit bemerkt hierher gehörig: „Carnot hielt die Sinnesänderung des Despoten für nothwendig; hätte er aber auch nicht daran geglaubt, so würde er sich doch dem Dienste nicht entzogen haben, weil der Despot das Schicksal des Vaterlandes in Händen hatte *).“ —

Hatte Napoleon einen Hauptschlag ausgeführt, so zeigte er sich versöhnend und nachgiebig bei Vorfällen geringerer Bedeutung: so bei der Besetzung der Präsidentenstelle der neuinstallirten Deputirtenkammer, welche eben nach §. 9. des ersten Titels der Zusatzacte von der Wahl der Kammer abhängig war. Der Kaiser wünschte, daß Merlin, Saint-Jean-d'Angely, Defermont oder Boulay gewählt würden; dennoch theilte sich die Mehrheit der Stimmen nur zwischen Candidaten, deren politischer Charakter dem Kaiser verdächtig war: man brachte Lanjuinais, Lafayette und Flaugergues auf die Wahl. Der Erstere war den Kammern empfohlen durch seine Anhänglichkeit an eine auf repräsentative Verfassung gegründete Monarchie, der Zweite durch seine oft bewährte Freimüthigkeit, der Dritte durch seine kraftvolle Opposition in der Deputirtenkammer 1813. Als sich die Stimmenmehrheit für Erstern entschied, verbreiteten die Minister, Staatsräthe und andere Abhängige die Behauptung, der Kaiser werde diese Wahl verwerfen und nicht bestätigen. — Lanjuinais war ja

*) Die Geschichte jener Täuschung siehe: Suite au Mémorial de Sainte-Hélène, ou observations critiques, anecdotes inédites pour servir de supplément et de correctif à cet ouvrage. Paris 1824. pag. 98. — Die hier zuletzt angeführte Stelle siehe: Mémoires pour servir à la vie du Général La Fayette et à l'histoire de l'assemblée constituante, rédigés par M. Regnault-Varin. 1824. Tom. I. pag. 337 seq.

ohnehin der dem Kaiser verhaßte Verfasser der ersten Abdankungsacte. Endlich warf sich Carnot ins Mittel, verfocht die freie Wahl der Kammer und bestimmte den Kaiser, Lanjuinais, für dessen redliche Gesinnung er sich verbürgte, als Präsidenten zu bestätigen.

Nach allen Beziehungen ist von Carnot als Minister des Innern viel Rühmliches zu sagen: er war ordnungsliebend ohne Pedanterie, uneigennützig, fleißig, allen zugänglich, gerecht, wahr und offen, unerschrocken, ein treuer Beschützer des Edelsinnigen. Obgleich selbst Soldat, stellte er sich den Eingriffen der Generale in die Civilverwaltung entgegen; er widmete den wissenschaftlichen Instituten seine besondere Vorliebe, wie dem Erziehungswesen, welches er durch Einführung der Bell-Lancasterschen Lehrart zu verbessern suchte; kräftig vertrat er die Beamten seines Departements, wenn man sie wegen angeschuldigter politischer Meinungen durch Gewaltstreiche aus ihren Aemtern vertreiben wollte; die geheimen Kniffe des Despotismus, zu deren Ausführung sich die Polizei gern gebrauchen läßt, als Erbrechung der Briefe u. s. f., verfolgte er mit unerschrockenem Eifer; wirthlich mit den Staatsfonds, war er mildthätig und freigebig mit seinem Privateigenthume.

Der Kaiser hatte nicht die Geisteshoheit, die treuen Dienste eines solchen Mannes, welcher mit Vorschlägen, als die zur Abschaffung der napoleonischen Adels-Majorats-Institutionen und zur Wiederherstellung der Preßfreiheit, beschwerlich wurde, zu erkennen. Napoleon beabsichtigte wahrscheinlich den unermüdlichen Verfechter der Nationalfreiheit in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, indem er ihn mit höfischen Gnadenbezeugungen überhäufte: schon im Maimonate wurde Carnot zum Commandeur, bald darauf zum Großkreuz der Ehrenlegion und zum Mitgliede der Pairskammer ernannt; doch die Verleihung eines diesem entsprechenden Majorats unterblieb, zum Beweise, daß kein Dankgefühl für Carnot in des Kaisers Seele waltete. Jene Auszeichnungen, welche der Minister annehmen konnte, ohne von seiner Popularität zu verlieren, mußte er annehmen, um mit dem Kaiser nicht zu brechen. Mancher bedeutende Mann blieb, der nahen Besorgniß ungeachtet, der Sache Napoleons zugethan, weil Carnot ihr Vertrauen bewies; seine Gegner aber meinen, er habe mit Napoleons

Wiedererscheinen 1815 seine politische Consequenz eingebüßt und sie durch seine bald nachher erschienene Schrift: Exposé de la conduite politique de Carnot, vergeblich zu vertheidigen gesucht. —

Oft hatte ohne Noth der Kaiser sein Schicksal dem Glücke der Waffen vertraut; 1815 schien er hiergegen abgeneigt; aber er, der gern eigenwillig den Frieden den Gegnern verweigerte, mußte nun wider Willen zum Schwerte greifen, als verhängnißvolle Bestrafung des früher offenbarten Kriegsübermuthes. Der Verlust auf dem Schlachtfelde von Waterloo störte Carnots ruhige Wirksamkeit; die vielfach höhnisch bei den Feinden gerügte Rathlosigkeit und Verwirrung im Unglücke schlugen nun bei der Ankunft des geschlagenen Kaisers in der Hauptstadt ihren Tummelplatz auf, wo alle Ränke freies Spiel gewannen. Die Verflechtung der Begebenheiten ist zum Theil so im Dunkeln geblieben, daß Carnots Wirksamkeit in diesem Zeitpuncte nur in einzelnen Handlungen sich offenbart, die alle den Charakter des das Vaterland über alles liebenden besonnenen Staatsbürgers in sich tragen. Ein neuerer Berichterstatter in der Biographie des contemporains (Theil 4. Seite 115) erzählt: „Vor Napoleons Abgange zum Heere gab ihm Carnot die entschiedensten Beweise von Fouché's Einverständniß mit den Verbündeten. Der Kaiser sprach seinen tiefen Unwillen über den Verräther aus; er schätzte ihn aber unglücklicher Weise so gering, daß er ihn sogar im Amte ließ. Nach dem Unglücke bei Mont St. Jean rieth Carnot dem Kaiser, sich in Person in die Kammern zu verfügen, den Zustand der Dinge dort auseinanderzusetzen und Vorschläge zur Rettung des Vaterlandes zu machen. An die Spitze derselben stellte er die augenblickliche Errichtung einer Dictatur. Im Staatsrathe widersetzte er sich der Abdankung des Kaisers, als einer Maßregel, welche allen Widerstand gegen die auswärtigen Mächte unmöglich machte. Nach der zweiten Abdankung des Kaisers, in den stürmischen Tagen, die zwischen derselben und der Rückkehr des Königs lagen, beschäftigte sich Carnot, immer nur für des Staates Wohlfahrt besorgt, als Mitglied der provisorischen Regierung nur mit Mitteln, um die Frankreich bedrohenden Schläge zu verringern. Fouché's zweideutiger und unrechtlicher Charakter war ihm bekannt; dessen Einver-

ständniß mit allen Parteien durchblickte er; doch der Augenblick, wo der Sturz dieses Bösewichts (homme pervers) Nutzen bringen konnte, war vorüber: deshalb glaubte Carnot sich dem Rathe Einiger widersetzen zu müssen, welche jenen in Anklagestand versetzen wollten. Nachdem C. in die Uebergabe der Hauptstadt willigen mußte, und der König heimgekehrt war, wurde er dagegen von Fouché auf die Verbannungsliste gesetzt." —

Carnots Rath, daß der Kaiser unter der Autorität der Repräsentantenkammer für die gefährliche Krisis die Dictatur übernehme, war weit dem mißtrauischen Gewaltstreiche vorzuziehen, zu welchem sich Napoleon aus Furcht entschloß: er beabsichtigte die Repräsentantenkammer, zu deren gutem Geiste er kein Vertrauen mehr hatte, aufzulösen; diese aber kam solchem zuvor, indem sie sich, da der Nationalunabhängigkeit Gefahr drohe, für permanent und jeden, der ihre Versammlung zu zerstören suche, für einen Staatsverräther erklärte. Nun war das Signal der offenen Zwietracht gegeben, die Sache des Kaisers von der der Nationalrepräsentanten unwiderruflich getrennt; des Kaisers Abdankung ward gefordert, im Weigerungsfalle mit seiner Entsetzung gedroht, von allen Rathschlägen unbezweifelt der nachtheiligste für Frankreich, dessen Rettung in der Concentrirung der Widerstandsmittel, zur Erlangung eines günstigen Friedens, beruhte. Da man aber den Mann aufgab, neben oder über welchem sich in Frankreich niemand als Heerführer und Staatsvertreter zu stellen wagte, so ging hiermit jede Möglichkeit der Rettung verloren. Die Besinnung war den Franzosen geraubt, als sie im Kriegsglücke, von der Truggestalt der Nationalehre geblendet, sich von dem Korsen ins Joch blinder Abhängigkeit schmieden ließen; die Besinnung war ihnen zum zweiten Male vergangen, als sie nach jener Niederlage bei Mont-St.-Jean ihn von sich stießen, in einem Zeitpuncte, wo er ihnen am unentbehrlichsten war. Mit seinem Falle waren alle Hülfsmittel der Vertheidigung, deren Daseyn nur Unverstand oder böser Wille übersehen konnte, zurückgeschoben. —

Carnot sah das zwieträchtige Parteienspiel; sich zum Meister desselben zu machen, war jetzt, wie früher, seine Sache nicht. Er überbrachte am 22. Junius der Deputirtenkammer die Entsagungsacte des Kaisers. Unmittelbar darauf wurde, mit Umgehung aller von der

Familie Bonaparte genährten Plane, ein Regierungsausschuß, zunächst zur Handhabung der Ordnung in der Hauptstadt, aus zwei Mitgliedern der Pairs- und dreien der Deputirtenkammer ernannt; es waren: Carnot, Fouché, Caulaincourt, Grenier und Quinette. Zu Erfüllung jenes nächsten Berufes trug Carnot Großes bei: er unterzog sich den schwierigsten Aufträgen, er mußte den abgedankten Kaiser in einer persönlichen Zusammenkunft bestimmen, Paris zu verlassen, worauf sich derselbe den 25. Jun. nach Malmaison begab. Auch war es C., der bis zum Rückzuge des Heeres hinter die Loire mehrmals die empörten Soldaten, welche für erlittenen Verrath und Entehrung blutige Rache zu nehmen sannen und ihren Befehlshabern den Gehorsam aufkündigten, durch das Gewicht seiner Persönlichkeit beruhigte. Mit der Ernennung zum Mitgliede der Regierungscommission trat C. das Ministerium des Innern seinem zuvor als ruhmvoller Theilnehmer des Sieges bei Watigny (1793) genannten Bruder Carnot-Feulins ab, der bis zur Restauration der Bourbons es fortführte. — Kriegsminister war der Herzog von Vicenza, welcher mehre Male, wo es Entscheidung des Augenblickes galt, und noch am 4. Julius, als die Meutereien unter den Soldaten bei Paris im Lager zu Montrouge zum Ausbruch zu kommen droheten, den Grafen Carnot vorschob und sich selbst, nicht löblich, zurückzog. — Nach O'Meara äußerte Bonaparte einst auf St. Helena: „So lange das Glück die Waffen des Reichs begünstigte, forderte Carnot nichts für sich; aber nach den Unglücksfällen in Rußland verlangte er angestellt zu werden: Antwerpen ward ihm anvertraut, wo er sich aufs beste nahm. Nach meiner Rückkehr von Elba ward er Minister des Innern, und ich hatte alle Ursache mit ihm zufrieden zu seyn. Als ich abgedankt hatte, ernannte man ihn zum Mitgliede der provisorischen Regierung; aber hier trieben Intriganten, vor denen er sich nicht zu hüten verstand, ihr Spiel mit ihm." — Dieses letzte Urtheil ist dasselbe, welches man über den Kaiser aussprechen muß, als er nach der Entthronung Paris verließ. Carnot bewies ihm in vertrauter Unterredung, daß es für ihn nur Einen sicheren Zufluchtsort gebe — Nordamerika; daß eine schnelle Flucht dahin, zu welcher in Rochefort zwei Fregatten bereit wären, dringend und

rathsam sey, wenn er nicht in die Gewalt der Engländer gerathen wolle, von deren Großmuth wenig zu erwarten stehe. — Der Kaiser schien von der Richtigkeit dieses Rathes überzeugt, aber Fouché's Ränke wußten ihn in Malmaison vier ganze Tage, bis zum 29. Jun. Nachmittags, festzuhalten; und selbst, nachdem die Reise angetreten war, wurde sie so langsam fortgesetzt, daß Napoleon erst den 3. Julius zu Rochefort ankam, wo er wieder bis zum 8. zögerte, und als er endlich die Fregatten mit seinem Gefolge bestieg, war, besonders da heller Mondschein die Gefahr vermehrte, keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, den englischen Kreuzern zu entrinnen. Die darauf mit den brittischen Seeofficieren angeknüpften Unterhandlungen lieferten den Kaiser in die Gewalt der Engländer, wie Fouché es längst beabsichtigte und die Karten zu solchem Spiele geheim gemischt hatte. — Wahrscheinlich hatte Napoleon auf Helena bei jener Hindeutung auf Intriganten Fouché im Sinne; er gedachte dessen Ränke aber nur mit Bezug auf den hintergangenen Carnot; die selbst erlittene Täuschung brachte er nicht zur Sprache. —

Stellen wir in jenem Augenblicke des Scheidens nochmals beide geschichtlich so denkwürdige Männer zusammen, so ergibt sich, daß beider Absichten einander völlig entgegenlaufend waren; sie konnten auf die Dauer nicht nahe zusammenstehen; nur Ein Vereinigungspunct fand zwischen ihnen Statt: das dringende Verlangen, Frankreichs Ruhm zu verherrlichen; der Eine weihete sich diesem Idole, um an dessen Seite Alleingewalt zu erringen; der Andere aus reiner Liebe zum Vaterlande, welches er groß und glücklich sehen wollte. — Was aber Fouché und seinen als Präsident jener Regierungscommission an Frankreich verübten Verrath betrifft, so stand ihm Carnot gegenüber, wie er, als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, dem Terrorismus eines Robespierre gegenüberstand: groß und lauter in seiner Gesinnung, aber nicht regsam genug, um durch entscheidende That das Unheil zu zerstören. In jenen Tagen, wo Frankreichs Schicksal in der größten Bedrängniß sich befand, wagte es Fouché in der Regierungscommission mit entehrenden Vorschlägen hervorzutreten; Carnot widersetzte sich mit gewohnter Festigkeit, wogegen jener meinte: sie alle setzten sich ja der Lebens-

gefahr aus; da rief Carnot: „Was ist an deinem wie an meinem Leben gelegen, wo es das Heil Frankreichs gilt? — Du bist nur ein Feiger, ein Verräther!" — Solche harte, aber gerechte Aeußerungen konnten nur Feindschaft wecken, wie zu Robespierre's Zeiten, keine heilsame Krisis herbeiführen. Das wahre Wort mag Achtung gebieten; die nöthige That nur konnte Erfolg und Ruhm verbürgen. — Man hat oft die Frage aufgeworfen: welche Entscheidung der wichtigsten politischen Verhältnisse Frankreichs erfolgt wäre, wenn sich die Regierungscommission, sollte der Versuch einer entscheidenden Schlacht unter den Mauern von Paris nicht rathsam befunden seyn, mit dem Heere hinter die Loire begeben, dort alle im Reiche zerstreute Streitkräfte an sich gezogen und in dieser Stellung den Frieden unterhandelt hätte, ohne den König zum zweiten Male in die traurige Nothwendigkeit zu versetzen, in den Feinden Frankreichs seine alleinigen Retter und in den alten und neuen Emigranten seine besten Parteigänger zu erkennen? —

Mit der Auflösung der Regierungscommission (den 7. Jul.), welcher am nächsten Tage die Heimkehr des Königs in seine gute Stadt Paris folgte, verließ C. diese und schloß sein öffentliches Leben. Er ging, da er nicht schmeicheln wollte, da er leicht ermessen konnte, daß nach den neusten Vorfällen seine frühere Zuschrift an den König ein schmerzliches Gedächtniß zurückgelassen, auf seine ländliche Besitzung nach Cerny, weniger um sein eignes Schicksal, als um das des Vaterlandes bekümmert, auf alles, auch das Schlimmste gefaßt. Da im königlichen Cabinette seine Warnungen zuvor überhört waren, so hielt er es seiner unwürdig, durch Annäherung persönliche Furcht oder Unzuverlässigkeit zu offenbaren; bei der Hofpartei hielten sich dagegen Furcht und Rachsucht so die Wage, daß ein Gerücht sogar die Nachricht verbreitete, Carnot sey als Minister des Innern berufen, aus seiner ländlichen Einsamkeit hervorzutreten; eine Nachricht, die alles Unwahrscheinliche verlor, da Fouché, wie unter Napoleon, Polizeiminister blieb. Diese Ungewißheit wurde durch die bekannte königliche Ordonnance vom 24. Julius, vermittelst welcher die Theilnehmer an Napoleons hunderttägiger Herrschaft als des Hochverraths schuldig erklärt waren, gelöst. Im zweiten Artikel jener Bestimmung war Carnots Name

unter denjenigen genannt, welche binnen drei Tagen Paris verlassen, im Innern Frankreichs nach des Polizeiministers Weisung ihren Aufenthalt nehmen und die Entscheidung ihres Schicksals von dem Ausspruche der Kammern erwarten sollten. Als geringste Ahndung der nur allgemein angedeuteten Schuld wurde Verbannung aus Frankreich — eine dem ganzen Strafcodex unbekannte Strafe — gestellt. Daß diese Anordnung nur das Ergebniß momentaner Furcht, nicht der legitimen Macht war, liegt am Tage.

Carnot wurde von dem Blitzstrahle höfischer Ungnade getroffen, während seine Mitbürger, wie die verbündeten Mächte, Achtung, Sorgfalt und Theilnahme an seinem Schicksale bethätigten. Von mehren Seiten wurde ihm im Auslande Zuflucht und Schutz angetragen. Er schrieb, um die zusammenberufenen Kammern über seine politischen Verhältnisse nicht im Dunkeln zu lassen, sein Exposé de la conduite politique du Général Carnot depuis le 1 Juillet 1814. Paris 1815 (datirt Cerny, den 12. September 1815); dann ging er, versehen mit Pässen des Polizeiministers und des Kaisers von Rußland, durch Deutschland nach Warschau, wo er theilnahmvolle Aufnahme fand, während man daheim ihn in Paris versteckt glaubte.

Fouché ist des Verrathes und Undankes angeklagt, daß er Ordonnancen, wie die vom 24. Julius 1815 unterzeichnete, daß er Männer, wie Carnot, einem solchen Schicksale preis gab; fügte er sich zu willfährig nach den Zeitumständen, so läßt sich nicht verkennen, daß seine Gegner dieses zu wenig thaten. Er täuschte; aber man muß ihm zugestehen, daß er alles aufbot, die royalistische Reaction zu mildern, daß er die Liste der davon Betroffenen nach Möglichkeit verringerte und das denselben zugedachte Loos milderte. Hätte auch Fouché, wie seine Gegner behaupten, wirklich mit Verleugnung edler Gesinnung alles daran gesetzt, um sich auch unter den Bourbons auf dem Gipfel politischer Bedeutsamkeit im Ministerium zu erhalten, so wäre dadurch nur die Strafe seines baldigen Falles, seine Verbannung und seines fast unbemerkten Todes im Auslande (zu Triest 1820) um so härter; wo aber eine rächende Vergeltung das Strafamt mit solcher Strenge übt, kommt die Rüge der Ueberlebenden

zu spät und erscheint menschenfeindlich, wenigstens unstatthaft. —

Als die Kammern die Ordonnance des Königs bestätigten, und so Carnots Verbannung, ohne Zulassung näherer Untersuchung seiner Schuld oder Unschuld, für immer entschieden wurde, that er bei den verbündeten Monarchen Schritte, um einen Wohnort in Frankreichs Nähe angewiesen zu erhalten, ob ihm gleich russischer Seits in Warschau nicht allein ehrenvolle Aufnahme, sondern noch sehr ausgezeichnete Anträge gemacht wurden. Besonders der Großfürst Constantin bewies ihm große Theilnahme. Nach der Vertheilung der Verbannten, die dem königlich französischen Ministerium von den Verbündeten verstattet wurde, erhielt Carnot die Weisung, im Preußischen, namentlich in Magdeburg, seinen Wohnsitz zu nehmen. Er wandte sich hiergegen an den Fürsten von Hardenberg, der ihm gleichfalls entschiedene Zuneigung bewies, und erbat dessen Vermittelung, daß er in stiller Zurückgezogenheit in Berlin leben dürfte. Hardenberg antwortete sogleich nach Warschau und versicherte, daß er seinem Könige persönlich diesen Wunsch Carnots vorlegen und empfehlen würde. Ein unbedeutender Zufall veranlaßte gleich nach dem Empfange dieses Schreibens C's. schleunige Abreise von Warschau, und so traf der Flüchtige in Berlin ein, ehe der Fürst Staatskanzler dem Könige von Carnots Bitte Vortrag gemacht hatte; die dortige Polizei erfuhr kaum, daß ein so bekannter französischer Revolutionsmann in der Hauptstadt eingetroffen sey, als sie sich beeilte, dieses dem Könige unmittelbar zu melden, der dann natürlich die, früheren Bestimmungen entgegenlaufende Ankunft C's. nicht gut hieß. Durch Rücksprache mit dem Staatskanzler, der sich unangenehm compromittirt sah, wurde der Vorfall leicht erklärbar; C. kannte zu gut die Regeln des Schicklichen, als daß er seine frühere Bitte weiter verfolgt hätte; er ging ruhig nach Magdeburg, wo er in selbstgewählter Einsamkeit sein friedliches Obdach fand. Nur die niederschlagenden Nachrichten aus dem Vaterlande vermochten ferner seine weise Ruhe zu stören: so war er kaum zu Magdeburg angekommen, vergeblich auf Briefe von den Seinen hoffend, als er erfuhr, daß sein Bruder Carnot-Feulins verhaftet sey, weil er

Briefe an ihn zur Post gegeben, welche aber zurückbehalten und erbrochen wurden. Daß selbst auf diesem unlautern Wege nichts Strafbares erspürt war, ergab die bald erfolgende Freilassung des Gefangenen. 1817 ließ der König einen Befehl ausfertigen, wodurch Carnot-Feulins zum Generallieutenant ernannt wurde; aber er trat nicht wieder in den wirklichen Dienst, sondern lebte zurückgezogen den Wissenschaften. Mehre seiner politischen Schriften zeichnen sich durch Gediegenheit aus und sind in unsere Sprache übersetzt; man muß darauf aufmerksam machen, damit sie nicht mit denen des berühmteren Bruders verwechselt werden.

Wir finden den ausgezeichneten Mann, welcher in den wichtigsten Krisen an der Spitze der Staatsangelegenheiten Frankreichs stand, als Verbannten in dem Lande, welches sich einst bemühte, denselben als Jüngling — zu Friedrichs des Großen Zeiten — in seine Dienste zu ziehen. Mit wahrhaft stoischer Sinnesart wies er jede dargebotene Auszeichnung von sich; den Frieden des stillen Obdachs über alles liebend, richtete er stillwirthlich sein Hauswesen ein, wie es die Beschränktheit seines Vermögens rathsam machte; ihm dargebotene Gelegenheit, Pensionen auswärtiger Fürsten zu erhalten, wies er von sich. — Die ersten Behörden der Stadt, welche ein Militairgouvernement, das Oberpräsidium der Provinz Sachsen, eine Regierung und ein Oberlandesgericht in sich schließt und nach ihrer Lage oft von hohen Reisenden berührt wird, versäumten nicht, ihn aufmerksam in ihre Zirkel zu laden. Carnot erschien zuweilen, um zu beweisen, daß er nicht menschenscheu sey und den Anstand zu achten verstehe, aber er lehnte solche Einladungen oft genug ab, um zu beweisen, daß ihm die Einsamkeit über alles werth sey. Wenn seiner Achtung näher stehende Männer durch Magdeburg reisten (wie der von ihm hochverehrte Fürst Staatskanzler von Hardenberg, dem er, bei der unübertreffbaren Anmuth der Sitten, nur mehr körperliche Rüstigkeit und militairische Energie wünschte), wenn einsichtsvollere Officiere des preußischen Heeres seine Gegenwart wünschten, verfehlte er nie, jede Artigkeit mit Charakterwürde und Bescheidenheit zu erwiedern; dagegen war er müßigen Neugierigen so unzugänglich, daß diese, um den berühmten Mann zu sehen, oft seine einfache Wohnung umlagerten, den Augenblick erwartend,

wo er sich am Fenster zeigte oder seinen einsamen Spaziergang machte. In seinem friedlichen Zimmer lebte er den Wissenschaften, den Geschichtsstudien und den Künsten; die freundlichen Musen erhellten manche Stunde dieser Tage: manches liebliche Lied, zuweilen der deutschen Sprache, die ihm nicht fremd blieb, entlehnt, bezeugt die jugendliche Heiterkeit seines Geistes. Gewöhnlich hatte er einen seiner beiden hoffnungsvollen Söhne, die sich dem Kriegsdienste Frankreichs widmen, bei sich und ertheilte ihnen Unterricht aus dem großen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrungen. Zu wiederholten Malen wurden ihm Anträge gemacht, zur Ausbildung junger, geistreicher Officiere, die nach Magdeburg deshalb zu kommen wünschten, unmittelbar mitzuwirken; er verweigerte es, denn es waren Ausländer, und behauptete, seine Kriegswissenschaft gehöre seinem Vaterlande. — Die Bedeutsamkeit, welche man ihm beimaß, war ihm zuweilen lästig, oft lächerlich: so 1820, wo die Zeitungen viel Lärm machten mit der Nachricht: Carnot sey von Magdeburg entwichen, um — Gott weiß! wo, und wie, und wozu? — neue Revolutionsstoffe zu entzünden; — in Wahrheit hatte er eine kleine Reise nach Halberstadt, unter vorgegangener Benachrichtigung der Behörden, unternommen. Dennoch hielten es einige Polizeiknechte für dienlich, dem Reisenden zu folgen und seinen Aufenthaltsort in Halberstadt zu umstellen. Carnot kehrte nach wenigen Tagen so ungestört nach Magdeburg zurück, als er von dort ausgefahren war. —

Wenn man bei näherer Beobachtung des denkwürdigen Mannes die Resignation seines Lebens in diesem Zeitabschnitte bewundern muß, wo er, dem Greisenalter sich nähernd, die kraftvolle Rüstigkeit eines Jünglings nie verkennen ließ, so ward auf der andern Seite ein in seinem Innern nagender Widerstreit sichtbar, der in der Liebe zum Vaterlande seinen Grund hatte; es zog ihn mächtig hinüber, wenn auch von der Staatsleitung zurückgedrängt, seine Tage unter Mitbürgern, um die er sich verdient gemacht hatte, zu verleben; aber er wollte dieses Glück nicht als Gnadenbezeugung der ihm verhaßten Bourbons annehmen: deshalb gingen alle Winke und Vorschläge, gleich andern seiner Unglücksgefährten die Erlaubniß zur Rückkehr zu veranlassen, verloren. War er gleich zu gerecht, um den persönlichen Eigenschaften,

der edlen Gesinnung Ludwigs des XVIII. nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so hatte er doch das ganze System der Prinzen und Emigranten in verschiedenen Epochen zu tief durchschaut, um nicht jede Vermittelung, welche durch eine Annäherung an die Begünstigten zu Stande kommen sollte, mit Selbstgefühl von sich zu weisen. Carnot erkannte dagegen den Muthwillen, das Unpolitische, Wetterwendische, gewiß zur Niederlage führende Umtreiben der französischen Liberalen recht gut und billigte viele daher rührende Neckereien in der Deputirtenkammer gar nicht; der hieraus entstehende Verdruß gab seiner Feindseligkeit gegen die Bourbons eine verletzende Schärfe, die selbst im Umgangsgespräche zuweilen zum Ausbruche kam. — Dagegen zeigte er sich bei der Beurtheilung des politischen Systems anderer Staaten sehr billig und vorurtheilsfrei: besonders scharfsinnig in der Würdigung der verschiedenen Militair-Einrichtungen. Oestreichs Heer pries er, weil es keine Garden habe; Preußens militairische Kraft werde durch diese geschwächt; dagegen sey die Landwehr nicht genug zu loben. Von den in preußischen Waffen aufgewachsenen, älteren Generalen hielt er den Großherzog von Weimar für den einsichtsvollsten; diesen, meinte er, hätte man 1806 an die Spitze des bei Jena und Auerstädt geschlagenen Heeres stellen, dasselbe auf Cassel marschiren lassen und, durch die Hessen und das in Westphalen stehende Corps verstärkt, nach dem Rheine hin agiren lassen müssen, während unter verständiger Führung das bei Halle stehende Reserveheer sich nach Magdeburg zu dessen Vertheidigung gezogen, und der König an der Oder Preußens und Schlesiens zerstreute Heereskräfte aufgestellt hätte. In dieser Stellung wäre noch ein Zeitpunct gewesen, alle politischen und kriegerischen Fehler gut zu machen und geschickt zu unterhandeln. Er meinte, gänzliches Mißlingen solchen Planes hätte immer für Preußen ein besseres Resultat hervorbringen müssen, als die später erfolgte Schmach. — Das neueste preußische Fortificationssystem wagte er, aus Mangel näherer Kenntniß, nicht zu beurtheilen; doch blieb es ihm unerklärlich, wie Preußens Kriegsverständige davon abgehen konnten, Breslau zu einem der ersten, gegen jeden Ueberfall gesicherten Waffenplätze zu machen; er warf die Frage auf: welches Glied des zerrissenen preußischen Staatskörpers kann sich

an Haltbarkeit mit Schlesien, welcher Punct dieses Landes an Reichhaltigkeit der Hülfsquellen mit Breslau messen? —

Je einsamer C. lebte, um so mehr Muße gewann er zur Bearbeitung geschichtlicher Denkwürdigkeiten, welche die ganze französische Revolution umfassen sollen, wo er oft als Augenzeuge, oft, wie Wenige, von den geheimsten Triebfedern und Verflechtungen unterrichtet, zu großen Erwartungen berechtigt *). Mehre seiner politischen Gelegenheitsschriften, wie die Vertheidigung seines Betragens während der hunderttägigen Kaiserherrschaft, zeigen eine Gediegenheit, welche den Beruf zum ausgezeichneten Historiker verräth. Je näher Carnot der Zusammenstellung seiner reichen Materialien trat, um so öfter sah er sich freilich gestört durch den Mangel an literarischen Hülfsmitteln, der ihm gerade in Magdeburg recht fühlbar werden mußte, wo ihm die Nähe einer besonders die neuere politische Geschichte umfassenden Bibliothek und andere Hülfsmittel abgingen. Wie weit er, dieser Hindernisse ungeachtet, mit seiner Arbeit fortschritt, werden die Mittheilungen, zu welchen seine Söhne Hoffnung gemacht haben, ergeben.

Carnot stand dem siebzigsten Lebensjahre nahe, ohne daß man an ihm Spuren der Hinfälligkeit oder Abnahme der Kräfte bemerkte: rasch, fest in seinem Gange, zeigte sein Gesicht wohl die Furchen des tiefen Nachdenkens und vieler Erfahrungen, aber nicht die Wahrzeichen des vorgeschrittenen Lebensalters. Er lebte, wie in den Tagen des höchsten Glanzes, gegenwärtig in einsamer Ruhe, einfach, nüchtern, ein treuer Freund, liebender Vater, ein friedlicher Hausgenosse, in strenger Befolgung der Gesetze. Ohne Aufwand, ohne Menschenfeindschaft, ohne Gesellschaft zu suchen, hatte er das Bedürfniß des alltäglichen Zuspruches bei stiller Thätigkeit nicht. Der gediegene Ernst seines Wesens, verbunden mit einer ganz eigenthümlichen Heiterkeit, mit feiner Sitte und einer kindlichen Empfänglichkeit für alles Herrliche

*) Wahrscheinlich werden diese ächten Carnot'schen Denkwürdigkeiten die Mémoires sur Carnot vergessen machen, die P. F. Tissot vor kurzem in Paris herausgab. Doch bekennen wir dankbar, letztere bei einigen Stellen dieser Arbeit benutzt zu haben.

in der Natur wie im Menschenleben, zeigte einen Charakter, der jetzt am meisten an die Tage der alten Römergröße erinnert. Wie jene Männer des Alterthums, hielt er fest an Freiheit, Vaterlandsliebe und Ehre; seine Anspruchslosigkeit war so ausgezeichnet, wie seine durchschrittene Laufbahn.

Carnots Gesundheit wurde gestört durch ein Magenübel, dem er durch abgemessene Mäßigkeit zu begegnen gedachte. Im Frühlinge 1823 nahm dieses durch öftere Wiederkehr der Beschwerden einen Besorgniß erregenden Charakter an: bei eingetretener Schwäche der Verdauungswerkzeuge konnte er fast gar nichts genießen, woraus natürlich große Erschlaffung entstand. Mehre Wochen brachte der Leidende liegend zu, immer bei vollem Bewußtseyn, ohne große Schmerzen, wenig redend, bei zunehmender Mattigkeit. Am 2. August Abends sah ihn die alte Wirthschafterin, welche seinem Hauswesen vorstand, vom Sopha nach dem Bette wanken; sie rief den Bedienten, welcher ihm beim Niederlegen behülflich war; aber kaum im Bette, schob Carnot die Decke von der Brust und deutete, daß man ihn aufrichten solle. In dem Augenblicke, wo der Bediente dies that, gewahrte er, daß die Seele des großen Mannes aus dem schnell völlig abgezehrten Körper gewichen sey, — still und kampflos, wie die letzten Tage seines Lebens waren. — Carnots ältester Sohn war beim Dahinscheiden des Vaters gegenwärtig. Die Bewohner Magdeburgs schienen sich erst bei der Nachricht von seinem Tode zu erinnern, daß der berühmte Mann unbekannt in ihrer Mitte seit Jahren verweilte. Man verbreitete die Nachricht, er sey, wie Napoleon, an dem Magenkrebs gestorben; die nächste Ursache seines Todes aber waren nur Verhärtungen in den Magenfalten. Dem vom Könige von Preußen ertheilten Befehle zu Folge, ward sein Leichnam in der Stille in die St. Johanniskirche beigesetzt, nach des Sohnes Anordnung in einem bleiernen Sarge, in Spiritus aufbewahrt. — Carnots Gattin war ihm 1811 vorangegangen, früher, 1808, sein älterer Bruder Joseph François Claude Carnot, ein in Frankreich sehr geachteter Jurist, der als Generalprocurator des Criminalgerichtshofes zu Dijon starb; ihn überlebten der öfter genannte Bruder, der Generallieutenant Car-

not-Feulins, und zwei hoffnungsvolle Söhne im französischen Militairdienste.

Wie ruhmvoll Carnots Andenken in der Geschichte dastehen mag: die verhängnißvolle Zeit, in welche seine politische Wirksamkeit fällt, hat viele Schuld auf ihre Sachführer geladen, wofür auch er hart büßen mußte. Seines Daseyns höchstes Idol war das Vaterland, dessen Freiheit und Ehre; nachdem aber die Blutschuld des Königsmordes über solches gebracht war, konnte er sich desselben, wie das Vaterland seiner, nie wahrhaft erfreuen; er konnte später einem Volke nicht mehr angehören, welches unter harter Züchtigung entsündigt werden sollte — und so sank er mit sich und der Welt zwar versöhnt in die Gruft, aber der Früchte seines bessern Wollens beraubt, getäuscht und heimathlos. Seine politische Laufbahn, welches edle Ziel er auch derselben vorzeichnete, war in böse Strudel gerathen; wenn er sich aus denselben herauszuwinden gedachte durch Edelsinn, Pflichttreue und seltne Amtstugenden, ward er ein Opfer fremder Ränke, gegen welche es ihn nicht schützte, daß er anerkannt das Ideal des guten Bürgers und Kriegers im Cabinette wie auf dem Schlachtfelde bewährte.

Mit der Liebe zu den Wissenschaften steht seine schriftstellerische Thätigkeit in genauer Verbindung, welche eine dreifache war. Von Carnot sind erschienen: Poesien, historisch-politische Schriften und mathematisch-militairische Werke. Letztere haben so großes Aufsehen gemacht, daß erstere darüber fast übersehen sind; doch seine Gedichte zeichnen sich durch Lieblichkeit, Reinheit und Zartgefühl vortheilhaft aus. Die zweiten enthalten wichtige Beiträge zur neueren Geschichte Frankreichs und zur Charakterzeichnung seiner selbst; sie werden den Schlüssel erhalten durch Herausgabe der handschriftlich nachgelassenen Denkwürdigkeiten. Seine officiellen Reden, Berichte und Zuschriften, welche im Laufe der Revolution öffentlich bekannt gemacht wurden, haben im Aeußern wie im Kerne viel ungleichartiges: nicht selten trifft man dort schnellen Wechsel energischer, sarkastischer Kürze mit didaktischer Breite; immer köstlich redet er, wenn er von seiner Gesinnung Rechenschaft giebt. — Was die militairischen Werke C's. betrifft, so ist ihr Werth am besten zu erkennen, wenn man erwägt, was Johannes Mül-

ler rügte: „Es ist ein großer, allzuversäumter Theil der Kriegskunst, ihre wenigen allgemeinen, ewigen Grundsätze nicht nur, wie es geschieht, auf die verschiedenen Waffen jedes Jahrhunderts einzurichten, sondern, wie vielleicht von den Römern besser geschah, sie nach den Umständen jedes Landes und Volkes zu Nationalsystemen zu bilden" *). — Wenig neuere Feldherren hatten die welthistorische Umsicht, dieses zu erkennen; der berühmte Marschall von Sachsen **) gehört zu ihnen, — nach ihm besonders Carnot mit seinem neuen Vertheidigungssysteme, woran mancher Schächer zum Meister zu werden glaubt, indem er vergißt, daß Carnot aus dem Standpuncte des Franzosen, jener aus dem des Ausländers den schwierigen Gegenstand betrachtet. — Nach dem Verfalle der höheren Kriegskunst in Italien und Spanien hielten die Franzosen, stolz auf Vauban, sich im ausschließlichen Besitze der Befestigungs- und Vertheidigungskunst. In der Verehrung für jenen großen Mann und für seine Grundsätze ging man bis zur knechtischen Nachahmung jeder seiner Anordnungen, die oft durch örtliche Verhältnisse veranlaßt waren. Da seit Vauban das gesammte Kriegswesen große Veränderung erlitt, mußte auch eine neue Gestaltung des Befestigungs-, Angriffs- und Vertheidigungskriegs an die Reihe kommen; doch des Meisters Autorität war noch zu überwiegend, als daß die ersten Verbesserungsvorschläge Eingang finden konnten, am wenigsten Montalemberts Ideen, welche allen vorhandenen Befestigungen den Stab brachen. Carnot, in Vaubans Schule erzogen, aber bald sich selbst freisprechend vom Schulzwange, war einer der wirksamsten zur Ausbildung des neuern Kriegssystems, welches unter seinen Anordnungen in den Revolutionskriegen erstaunenswürdige Resultate hervorbrachte. Eben weil er das gesammte Kriegswesen übersah und leitete, mußte er, als Ingenieur, am deutlichsten die Unzulänglichkeit der bisherigen Befestigungssysteme erkennen und erwägen, was auf dem Wege mathematischer Berechnungen zu ge-

---

*) Schweizergeschichten. Theil 2. Seite 184.

**) Siehe seine Réflexions sur la manière de faire la guerre en Pologne.

winnen war. So eröffnete er sich eine neue Bahn, indem er Befestigung und Vertheidigung vor allen Dingen modificirt wissen wollte nach dem Nationalcharakter des Volkes, für welches befestigt werden, welches vertheidigen sollte. Während er auf diesem Standpuncte sich mit der Ausbildung seines Systems beschäftigte, erhielt er vom Kaiser Napoleon die Aufforderung: den Franzosen die Mittel anzugeben, ihre Festungen gut zu vertheidigen und sie über die Vortheile zu belehren, welche ihnen ihr Festungsgurt (Vaubans Riesenwerk) verlieh. Nun waren aber gerade diese großen Anlagen durch bedeutende Vervollkommnung des Wurffeuers unhaltbar geworden, so daß man in neuern Zeiten, beim Mangel bedeckter Räume, wenigstens darauf dachte, durch Aushöhlung der Werke, Geschütz und Soldaten in einige Sicherheit zu setzen. Carnot ging muthig weiter, indem er den Weg der Offensive vorschlägt und das den Belagerten lästiger gewordene Wurfgeschütz auch wider die Belagerer in Anwendung bringt. Hiernach construirt er seine Werke, ordnet und sichert seine bedeckten Mörserbatterien u. s. f. Der gegen diesen Theil des neuen Systems erhobene Widerspruch, z. B. des Britten Douglas, thut nur dar, daß Carnot von dem Wurfgeschütze der Belagerten zu viel verheißt; dagegen müssen selbst diese eifrigen Widersacher einräumen, daß jene Maaßregeln die Belagerungsarbeiten sehr erschweren und in die Länge ziehen. — Mit jenen Anordnungen der Festungswerke setzt er eine Vertheidigung in Verbindung, die mit unübertreffbarem Scharfsinne dem Nationalcharakter der Franzosen angemessen ist. Er weiß, daß diesen nichts lästiger ist, als das Gefühl, auf bloße Vertheidigung und auf ein mühsames Einerlei der Lebensweise hingewiesen zu seyn; jenes macht sie muthlos, dieses nachlässig im Dienste. Carnot begegnet beiden Uebeln durch Anordnung ununterbrochener kleiner Ausfälle, anfänglich, um die Berennung zu erschweren, dann um das Vorschreiten der Linien aufzuhalten, immer um den Feind in Schwierigkeiten zu verflechten, Abbruch zu thun und schüchtern zu machen. Die den Belagerten leicht sichtbar werdende Behutsamkeit der Belagerer wirkt ermuthigend, besonders wenn glücklicher Erfolg bei den Ausfällen das Gefühl des Sieges weckt; so erlangt C. das, was er mit Recht das moralische

oder geistige Element der Vertheidigung nennt; sehr richtig berechnet für den Franzosen, dessen Muth völlig gebrochen ist, wenn er den Feind nicht mehr im Felde aufsuchen kann; er sieht nicht auf große Anstrengung, Wagniß und Verlust, wenn es ihm nur glückt, feindliche Haufen zu werfen und mühsame Arbeiten durch thätigen Angriff für den Augenblick zu vernichten. Auch ist wirklich bei solchen Ausfällen der Verlust nur scheinbar, denn hundert gesunde, muthige, lebenslustige Streiter leisten mehr, als die Doppelzahl Verzagter und Mißmuthiger. Es ist überraschend, wie folgerecht die Einrichtung der Werke darauf berechnet ist, diese Ausfälle, selbst mit Reitergeschwadern, in ausgedehnten Fronten unternommen, zu erleichtern, durch das Wurfgeschütz zu unterstützen und die Zurückkehrenden sicher wieder im Festungsbereiche aufzunehmen. So ist der Bau der Werke nicht vernachlässigt, ob er gleich hier nicht als Hauptaufgabe der Befestigungs- und Vertheidigungskunst, wie bei andern Systemen erscheint: denn dem neuen Lehrer ist es nicht darum zu thun, kunstreiche Mauern und schöne Wälle zu erbauen, sondern er will vor allen Dingen tüchtige Vertheidiger bilden. — Das Studium der militairischen Werke Carnots ist, besonders für den Belagerungskrieg, von größter Wichtigkeit; seine Ideen haben unter den preußischen Ingenieurs, denen große wissenschaftliche Regsamkeit zuerkannt werden muß, viele Verehrer gefunden und scheinen z. B. bei der Befestigung der Stadt Coblenz unter einsichtsvollen Modificationen fleißig benutzt zu seyn. Vor einigen Jahren stellte man auch bei Berlin Versuche an, um die Haltbarkeit der nach Carnots Vorschlägen construirten, bedeckten Batterien zu prüfen, wo sich dann ergab, daß, wie es immer seyn sollte, das Werk den Meister lobt. —

Diese kurze Bezeichnung des eigenthümlichen Verdienstes Carnots um die Kriegswissenschaften durfte bei der Andeutung seines Lebensgemäldes nicht fehlen. —

Bekannt sind die bedeutenden Worte, welche Kaiser Napoleon, als ihm am 22. Juni 1815 Carnot die Abdankungsacte überbrachte, sprach: „General, ich habe Sie zu spät erkannt!" — Wir wollen nicht fürchten, daß unser Zeitalter ein gleiches Bekenntniß ablegen muß; sondern hoffen, daß es Carnots großes Vorbild sich

dienen lasse, ihm nachzustreben in Hoheit der Gesinnung, in vielseitigem, gediegenem, ertragreichem Wissen, in Berufstreue, in uneigennütziger Vaterlands- und Freiheitsliebe, in Reinheit und Milde der Sitten; die politischen Fehler, wovon sein Leben nicht frei ist, mögen aber die Wächter der Völker warnen, nie durch Blutschuld die heiligsten Zwecke zu verdunkeln und durch unvertilgbare Mißgriffe die strafende Vergeltung zu wecken. —

Christian Garve.

Christian Garve.

Wenn auch nicht ausgestattet mit den vorzüglichen Eigenschaften eines Xenophon, welche dem Biographen dieses Sokrates, nach dem Ausspruche eines seiner würdigen Freunde, nicht fehlen sollten, fürchtet doch der Verfasser dieser Darstellung nicht, den Lesern der Zeitgenossen zu mißfallen, wenn er, so gut er es vermag, das lehrreiche Leben und Wirken dieses Mannes ihrem aufmerksamen Blicke vorüberführt. Denn noch gilt es, was Schlichtegroll (Nekrolog 1798) von diesem edlen Weltweisen sagt: „Wenn es möglich wäre, in ganz Deutschland die Bezeugungen des Danks gegen diesen ehrwürdigen Lehrer unsres gemeinschaftlichen Vaterlandes zu sammeln, — wenn jeder, der durch ihn belehrt, erleuchtet, gebessert worden ist, seine Stimme laut abgeben wollte: so würde der Menschenfreund in frohes Erstaunen gerathen über die ausgebreitete Wirksamkeit, die dem redlichen Lehrer der Weisheit an seinem einsamen Schreibpulte von dem hohen Genius der Menschheit vergönnt worden ist."

Christian Garve wurde am siebenten Januar 1742 zu Breslau geboren. Sein Vater, Besitzer einer ansehnlichen Kunst- und Schönfärberei, ward ihm schon in früher Jugend durch den Tod entrissen; doch erhielt ihm die Vorsehung, wofür er derselben ganz besonders bis in den Tod dankbar war, seine, wie wir weiterhin mit mehrem bemerken werden, an Geist und Herz so ausgezeichnete Mutter.

Da sein Körper von früher Kindheit an sehr zart, ja schwächlich war, so bewog dieses die um ihren Einzigen liebevoll besorgte Mutter, als die Zeit seiner geisti-

gen Ausbildung herannahte, für ihn Hauslehrer zu wählen. Wie es unter solchen Umständen häufig der Fall ist, daß sehr bemerkliche Lücken bleiben, so war es auch bei Garve. Er selbst erzählt (Zuschrift der eigenen Betrachtungen über die allgemeinen Grundsätze der Sittenlehre, Breslau 1798): „Mein erster Unterricht war sehr mangelhaft: in der Geographie und selbst in der vaterländischen Literatur war ich bis zum zwanzigsten Jahre sehr unwissend, und an der Geschichte fand ich nicht eher Geschmack, als bis meine Politik und Moral reif genug waren, um die Begebenheiten unter Gesichtspuncte, aus diesen beiden Wissenschaften hergeleitet, bringen zu können."

Glücklich war übrigens die Mutter unter andern seiner Lehrer in der Wahl eines Herrn Ringeltaube aus Warschau (gestorben am 25. Mai 1824 als Generalsuperintendent zu Stettin im 95. Jahre seines Lebens). Dieser trieb mit dem sehr wißbegierigen Knaben die Lecture der griechischen und römischen Classiker, und verwendete die eifrigste Sorgfalt auf dessen sittliche und religiöse Ausbildung. Sehr gut wußte Garve späterhin und immer das zu schätzen, was dieser würdige Lehrer in einem Zeitraume von dreizehn Jahren an ihm gewirkt hatte; mit inniger Liebe und Verehrung blieb er ihm, so lang er lebte, zugethan.

Für den gottesfürchtigen Sinn der Mutter Garve's war es ein Lieblingsgedanke, ihren Sohn der Theologie zuzuführen. Darauf wurden denn unter andern auch durch Erlernung der Anfangsgründe des Hebräischen Vorbereitungen gemacht. Und so betrat denn Garve, begleitet von den frömmsten Wünschen der Mutter und Freunde, im 21. Jahre die theologische Laufbahn zu Frankfurt an der Oder. Hieher zog ihn vornämlich der Philosoph Baumgarten, dessen, so wie des berühmten Theologen Töllner Vorlesungen er sogleich fleißig benutzte; doch genoß er den Unterricht des ihm so sehr werthen Baumgarten zu seinem großen Bedauern nur kurze Zeit, indem derselbe wenige Wochen nach seiner Ankunft starb. Dies war aber auch hauptsächlich die Veranlassung, daß er nach einem Jahre Frankfurt wieder verließ und sich nach Halle wendete, wo er sich in die Schule eines Semler, Nösselt und Meyer begab. Bald genug aber ließen es ihm seine schwächlichen Gesundheitsum-

stände bemerken, daß er zu dem Studium der Theologie nicht wohl geeignet sey. Er wendete daher seinen vorzüglichen Fleiß auf Philologie und Mathematik unter Segner, welcher ihm auch im Jahre 1766, nach Vertheidigung seiner Disputation: De logica probabilium, die Magisterwürde ertheilte.

Jetzt gab Garve der Mutter den Wunsch zu erkennen, Leipzig zu seinem nächsten Aufenthaltsorte zu wählen. Diese stimmte freundlich ein, schrieb aber deshalb zuvor an Gellert und bewirkte, daß dieser ihren Liebling in sein Haus aufnahm. Bald genug bemerkte der ehrwürdige Weise wie die eifrigste Wißbegierde und wissenschaftliche Thätigkeit des jungen Hausgenossen, so auch dessen liebenswürdige sittliche und religiöse Eigenschaften.

Er weihte ihm daher, mit seiner innigsten Liebe, die sorgsamste Aufmerksamkeit auf seine weitere Ausbildung. Der Weg, welchen er dabei einschlug, zeugt nur zu deutlich für den so umsichtig und richtig blickenden, als väterlich wohlmeinenden Lehrer. Er behandelte Garve, wie dieser es selbst später rühmt, auf eine solche Art, daß seine Denkkraft nie durch Vorurtheile unthätig gemacht oder in der Erforschung der Wahrheit zurückgehalten wurde. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützte der herrliche Mann so, daß sie noch jetzt seiner edlen Denkweise eben so sehr zur Ehre gereichen, als sie für den empfänglichen und zartfühlenden Schüler gewiß sehr ermunternd waren.

Garve schrieb im J. 1767 eine Abhandlung: „Ueber die Prüfung der Fähigkeiten," und theilte sie dem ihm so lieb gewordenen Gellert mit. Dieser, dadurch von neuem in seiner Meinung von den Fähigkeiten und Kenntnissen seines Pfleglings eben so sehr, als im Gefühle der Pflicht bestärkt, denselben auf das kräftigste zu ermuntern und zu unterstützen, eilte damit zu dem rühmlichst bekannten Kreissteuereinnehmer Weiße, welcher die Bibliothek der schönen Wissenschaften herausgab. „Sehen Sie einmal," sprach der edle Gellert, „was dieser junge Mann geschrieben, und urtheilen Sie selbst über seine Fähigkeiten." Weiße freute sich, die Abhandlung der Aufnahme in den achten Theil jener Zeitschrift werth zu finden.

Neben Gellert benutzte Garve unter mehren andern auch den so berühmten Johann August Ernesti als Lehrer. Gewogenheit, Hochschätzung und Vertrauen kamen ihm auch von diesem vorzüglichen Manne entgegen, und sehr gern hätte derselbe den gewandten Schüler an die Spitze der Streiter gegen seinen auflauernden Feind Crusius gestellt; doch Garve war, wie er sich selbst darüber äußert, kein Freund der Polemik und verbat sich diese Ehre. Er liebte zwar die Wahrheit, aber auch den Frieden.

Unter diesen und andern Freunden Garve's befand sich auch der damalige Privatdocent und nachmalige Professor Reiz. Dieser war es vornämlich, welcher ihn für Aristoteles gewann und späterhin (1772) mit ihm desselben Rhetorik herausgab. Durch die vertrautere Bekanntschaft mit diesem griechischen Weisen und mit Cicero entwickelte sich schon damals sein vorzügliches Talent im Zergliedern philosophischer Ideen und deren klarer und lieblicher Einkleidung.

Wie höchst schätzbar und angenehm ihm die Bekanntschaft mit Zollikofer und andern vortrefflichen Familien Leipzigs war, das hat er oft, voll von der dankbarsten Anerkennung, geäußert. Wer vermag seinen Aufsatz über Zollikofer (1788) zu lesen, ohne den von der innigsten Verehrung und den wärmsten Dankgefühlen durchdrungenen Freund fast in jedem Ausdrucke zu erkennen?

Daß er unter solchen Umständen gern für immer oder wenigstens länger in Leipzig verblieben wäre, ist leicht zu begreifen. Doch stimmte dieses nicht mit den Wünschen der Mutter zusammen, deren Wink ihm, dem verehrungsvollen Sohne, Gebot war. Kaum hatte er ein Jahr in Leipzig verweilt, als die Mutter ihm aus der Einsamkeit, in welche sie durch den Tod einer geliebten Pflegetochter versetzt worden war, den Wunsch zur Rückkehr an ihr trauerndes und sehnendes Herz zu erkennen gab.

Voll von wehmüthigen Gefühlen der Trennung von seinen ihm so theuer gewordenen leipziger Freunden und denen der kindlichsten Liebe zu der ihn bang und sehnsuchtsvoll erwartenden Mutter, verließ Garve Leipzig, begleitet von einem Briefe Gellerts an die Mutter, welchen wir denen unsrer Leser, die ihn kennen, zur Rück-

erinnerung, wie denen, welche seine erste Bekanntschaft machen, zur besondern Beachtung mittheilen zu müssen glauben.

„Ich überliefere Ihnen endlich," schrieb Gellert an Garve's Mutter (s. Gellerts Schriften, 9. Th.), „Ihren lieben Sohn, den ich gern noch länger behalten hätte, da ich ihn vorzüglich liebe und hochschätze und an seinen Umgang gewöhnt bin. Allein es würde eine Ungerechtigkeit seyn, diesen guten Sohn seiner würdigen und besten Mutter auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich heiße ihn also gehen, so ungern ich ihn auch verliere, und begleite ihn mit meiner Liebe und mit meinem Segen in Ihre mütterliche Arme. Ist es seine Bestimmung, daß er in seinem Vaterlande und vor Ihren Augen versorgt werden soll, so lasse Sie Gott diese Freude bald erleben und lange, lange genießen. In der That wünscht er wohl nach Leipzig zurückzukehren, aber unter der Bedingung, daß Sie ihm dahin folgten. Er scheint auch zum akademischen Leben bestimmt und geboren zu seyn; allein ich weiß auch, daß die Wege der Vorsehung oft anders sind und führen, als die Gedanken, selbst die für sich guten und richtigen Gedanken der Menschen. Ich will also durch mein Urtheil nichts von dem Plane des Schicksals Ihres theuersten Sohnes zu entscheiden suchen, sondern wünschen und beten, daß Gott diesen Ihren Sohn, dem er ein gutes und frommes Herz, große Talente und eine sorgfältige Erziehung geschenkt hat, in seinem ganzen Leben mit seiner Weisheit und Gnade regieren und ihn in denjenigen Stand und in das Amt setzen wolle, worin er das meiste Gute stiften, die Ehre des Herrn am meisten verherrlichen und also am glücklichsten seyn kann, wenn auch dieses Amt nicht ganz unsern Wünschen und Einsichten gemäß seyn sollte. Wohl der Mutter, die Freude an ihren Kindern erlebt! Wohl also Ihnen, theuerste Freundin, die an ihrem einzigen Sohne die Freude über viele Kinder erlebt; und Dank und Preis sey Gott, der Ihnen diesen Sohn gegeben und seinen Fleiß und Ihre Erziehung vorzüglich gesegnet hat! Mir dürfen Sie nicht danken; ich habe wenig und lange nicht so viel gethan, als ich gesollt. Ich bin rc."

Wie Garve sich so innig auf das Wiedersehen der Mutter freute, wie er darauf sann, sie so ganz unerwar-

tet zu überraschen, wie ihm dieses gelang, und welche rührende Scene daraus erfolgte, lesen wir in einem Briefe, welchen er kurz nach seiner Ankunft in Breslau an eine Freundin in Leipzig (3. Jun. 1767) schrieb. Dieser Brief ist ein sehr schöner Beleg seines frommen Gemüthes, seiner zarten Kindlichkeit und seines für Freundschaft mit so warmer Liebe erfüllten Herzens.

„Fleuch, Brief," so schreibt er an jene Freundin, „eile so geschwind wie meine Gedanken, um es meiner besten Freundin zu sagen, daß ich meine Reise überstanden, daß ich meine Mutter wiedergesehen habe und daß ich mich über beides doch nur halb so sehr freue, als wenn sie mit daran Theil nähme. — O meine gefühlvolle Freundin, was wäre das für eine Scene für Sie gewesen, da ich meine Mutter wiedersah! Denken Sie nur, sie wußte nicht ein Wort davon, daß ich Sonntags kommen würde. Der Himmel hat sogar zu meinem Glücke den Brief unrichtig gehen lassen, worin ich es ihr meldete. Sie war den Tag zuvor mit meinem alten Lehrer, den Sie schon kennen und hochschätzen, dem Herrn Ringeltaube, vom Lande hereingekommen. Die Wiederkunft in die Stadt hatte den Schmerz über den Verlust der liebenswürdigsten Tochter wieder geweckt. Meine Reise war ihr ein neuer Kummer. Eine Menge von andern unangenehmen Umständen hatte ihr Gemüth für das Vergnügen verschlossen; sie stand am Fenster in einer bekümmerten und traurigen Stellung. Zu eben der Zeit komme ich an. Ich steige bei einem fremden Hause ab. Ich fliege mit ängstlicher Eile über die Straßen. Ich komme an das Haus meiner Mutter, ohne daß mich ein Mensch gewahr wird, die Treppe hinauf, fort, fort, bis an das Zimmer meiner Mutter. Ich eröffne die Thüre mit Zittern. In diesem Augenblicke sehe ich meine Mutter mit ausgebreiteten Armen auf mich zufliegen. — Mein Sohn, mein allerliebster Sohn, Du bist es! — Ihre Thränen erstickten das Uebrige. — Ich war völlig sprachlos. Ich küßte alle, die in der Stube waren, ohne ihnen ein Wort zu sagen. Ich ging wie ein Mensch in der Irre von einem zum andern herum, ohne zu wissen, wer um mich war, und was in mir selbst vorging. Endlich fingen die Thränen an zu fließen. Mein Herz wurde leichter. Meiner Mutter ihres auch. Ein sanfter und stiller Schmerz über die Abwesenheit einer Person, die

ich bei einem solchen Auftritte am liebsten würde gegenwärtig gesehen haben, vermischte sich mit unsrer Freude und brachte eine gewisse stille, aber nicht verdrüßliche Wehmuth hervor, die unter allen Zuständen der Seele vielleicht der angenehmste ist, und den sie am längsten aushalten kann."

Auch an Gellert schrieb Garve zu gleicher Zeit. Und gewiß ist auch dieser Brief ein bleibendes Denkmal so wie der liebenswürdigen Eigenschaften, welche wir in dem Obigen an Garve bemerken, als auch seiner dankbaren Gesinnung und der selbst durch die reinste Kindesliebe und mütterliche Gegenliebe nicht zu beschwichtigenden Sehnsucht nach dem theuren Lehrer und Freunde.

„Bei alle dem Vergnügen," schreibt er an Gellert, „das ich empfinde, eine zärtliche Mutter, einen gütigen Onkel und eine Menge von rechtschaffenen Freunden wiederzusehen, höre ich doch nicht auf den Verlust zu fühlen, den ich durch die Trennung von meinem zweiten Vater leide. Erlauben Sie mir immer, daß ich Ihnen einen Namen gebe, zu dem Sie mir selbst durch Ihre außerordentliche Güte ein Recht ertheilt haben, und mit dem mein Herz und meine Gesinnung so genau übereinstimmen. Ich habe es beständig als eine der größten Wohlthaten von Gott erkannt, daß er mich in Ihr Haus und in Ihre Bekanntschaft gebracht hat. Nicht blos Ihr Unterricht, Ihr Rath, Ihre Fürsorge für mein Glück, sondern noch vielmehr der starke und beständige Antrieb, den ich zur Ausübung meiner Pflichten in dem Wunsche und in der Hoffnung, Ihre Gewogenheit und Ihren Beifall zu erhalten, gefunden habe und immer finden werde: dieses ist ein Geschenk der Vorsicht, die meine schwache Tugend dadurch unterstützen und befestigen wollte. Ich erinnere mich niemals der Stunden, die ich bei Ihnen zubrachte, ohne Gott dafür, als für die glücklichsten meines Lebens, zu danken. Dieses Andenken wird, so lange ich das Glück entbehre, Sie wiederzusehen, einen Theil meiner Vergnügungen ausmachen. In Wahrheit, das Herz und die Gesinnungen eines vortrefflichen Mannes haben einen gewissen geheimen Einfluß auf die, die das Glück haben, mit ihm umzugehen, und auch ohne seine Lehre ist schon die Hochachtung, die sie für ihn haben, und sein Beispiel stark genug, sie ihnen ein-

zuflößen. Ja, theuerster Herr Professor, wenn ich jemals so unglücklich wäre, den Gedanken einer schlechten und unedlen Handlung zu haben, so würde die Erinnerung an Ihre Freundschaft die Tugend augenblicklich wieder in mein Herz zurückrufen. So bin ich Ihnen nicht nur die Ausbildung meines Verstandes, sondern auch die Verbesserung meines Herzens schuldig. Möchte Sie doch Gott dadurch belohnen, daß er Ihnen noch viele Gelegenheiten schenkt, ähnliche Wohlthaten zu erzeigen. Meine Mutter ist gütig genug, mir die Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurückzukehren, gleich bei meiner Ankunft zu versichern. — Ich bin rc."

Gellert beantwortete diesen Brief noch an demselben Tage, wo er ihn empfangen hatte, auf eine Art, die nur zu deutlich die hohe Liebe und das edle Wohlwollen beurkundet, welches er gegen den würdigen Schüler hegte.

„Ein gutes Herz," antwortet er (6. Jun. 1767), „ist auch gerne das dankbarste Herz: dieses sehe ich an dem Ihrigen; denn wie sehr danken Sie mir nicht für das Wenige, was ich zu Ihrem Besten habe thun können! Aber ein dankbares Herz ist auch immer das beredteste Herz: dieses sehe ich an der Wirkung Ihres Briefes; denn wie sehr hat er mich nicht gerührt und erfreut! Möchte ich doch viel solche dankbare, beredte und in den Wissenschaften geübte Schüler haben! Wieviel Belohnung und Ehre würde mir dieses seyn! Doch ich will Sie jetzt nicht loben, obgleich das Lob auch eine Pflicht des Lehrers und Vaters ist; ich will Sie bloß meiner Liebe aufrichtigst versichern und Ihnen zugleich melden, daß der Antrag wegen des Grafen vergebens ist, weil ihn sein Herr Vater noch vor Michael zurückrufen wird. Aber es ist darum nichts verloren. Da Sie einmal die Einwilligung Ihrer theuern Mutter haben, wieder zu uns zu kommen, so, hoffe ich, soll sich bald eine schickliche und für Sie günstige Stelle finden. Seyn Sie also getrost, mein lieber Garve, und leben Sie jetzt mehr für die Beruhigung Ihrer guten Mutter und Ihres Onkels, als für die Wissenschaften. Gott, den Sie fürchten, laß es Ihnen mit Ihrer Familie wohlgehen, und Sie die Freude Ihrer Mutter, und bald auch das Glück der Jugend, insonderheit der studirenden, werden! Ich bin, so lange ich lebe rc."

Gellert, sieht man hieraus, war aufmerksam darauf

bedacht, die erste, beste Gelegenheit zu benutzen, Garve'n nach Leipzig zurückzuziehen. — Aber auch die Vaterstadt wendete das Ihrige an, um ihn an eine der wichtigsten ihrer Angelegenheiten, an die der Bildung ihrer Jugend, zu fesseln. Sehr thätig wurde daran gearbeitet, ihn als Prorector an eines der breslauischen Gymnasien zu bringen. Doch dem wich er aus, da er keine besondere Neigung zum Schulstande fühlte und nicht gern mit Leuten als College in Verbindung treten wollte, die er seiner aufrichtigen Achtung nicht würdigen zu können meinte.

Vorzüglich waren es nun wissenschaftliche Beschäftigungen, welchen Garve seine Zeit widmete. Viel arbeitete er für die Bibliothek der schönen Wissenschaften, wodurch er, was ihm so lieb war, in beständiger Verbindung mit seinem Weiße blieb.

Nach dem Mittagsmahle pflegte er nie sogleich zu arbeiten. Er unterhielt sich und die Mutter durch Musik am Flügel oder hörte und führte gern Unterhaltungen über erheiternde und zerstreuende Gegenstände, Neuigkeiten aus der Stadt und Umgegend. Sehr gern sah er es, wenn witzige und belustigende Anekdoten auf die Bahn der Unterhaltung gebracht wurden. Lassen wir ihn jedoch selbst seine gewöhnliche Lebensweise beschreiben. Dies thut er in einem Briefe an seine leipziger Freundin (8. Jun. 1767). „Sie sollen erfahren," schreibt er an diese, „wie ich meinen Tag hier gewöhnlicherweise zubringe, obgleich der Ausnahmen beinahe so viel sind, als der Fälle, die unter die Regel gehören. — So wissen Sie denn, daß ich nicht bloß gewöhnlich, sondern beständig sehr spät aufstehe. Dieses spät müssen Sie aber weder früher noch später annehmen, als acht Uhr. Der erste Gedanke, wenn ich erwache, ist, nach einem kurzen Danke für das Geschenk eines neuen Tages, der Gedanke an meine Freunde. Wie glücklich, denke ich alsdann, bin ich, daß ich wieder in einer Welt erwache, in der so manches edle, vortreffliche Herz an meinem Leben und an meiner Wohlfahrt Theil nimmt! Ich überzähle alsdann mit aller der Begierde, mit der ein reicher Geiziger am frühen Morgen seine Summen wieder überzählt, die Anzahl dieser Freunde. Ich bin nicht mißvergnügt, daß ich sie so klein finde. Das Herz liebt desto stärker, je mehr es concentrirt ist. Dieser stille Genuß der Glückseligkeit, Freunde zu haben, bereitet mich

zu einer andern vor, zu der, ihnen Gutes zu wünschen. Wie rührt und erhebt mich in diesem Augenblicke ein Gedanke an den Herrn und den Vater, den ich mit allen meinen Freunden gemein habe. Er ist bei ihnen, so wie bei mir gegenwärtig; er regiert ihr Leben, so wie das meinige; er sorgt für ihre Glückseligkeit mit alle dem Eifer, mit dem ich dafür sorgen würde, wenn ich die Macht dazu hätte. Durch diese Erinnerungen scheinen sich mir die weitesten Entfernungen zu verengern. Ich vereinige mich mit meinen Freunden. Bürger einer und derselben großen Republik, in einerlei gemeinschaftlichen Plan von allgemeiner Glückseligkeit verflochten, von einerlei Gesetzen regiert und von gleichen Hoffnungen belebt, sind unsre Geister unter einem beständigen gemeinschaftlichen Einfluß ebenderselben Güte! — Ich muß mich mit Gewalt von diesen Betrachtungen losreißen. Das Vergnügen macht geschwätzig, und doch sind Worte so wenig fähig, Vergnügungen von der Art zu beschreiben, daß man nothwendig einem Herzen, das sie niemals empfunden hat, verdrießlich, oder einem solchen, das sie kennt, matt und kraftlos vorkommen muß. — Auf diese geheimen Ergötzungen folgt eine andere, an der meine liebe Mutter und meine Cousine, die beständig bei ihr ist, Theil nehmen. Wir trinken gemeinschaftlich auf einem kleinen Altane, der mit Grünem besetzt ist, Thee. Sie wissen schon, was ich Ihnen von dem Vergnügen der Theestunde vorgeschwatzt habe, und in der That bleibt es noch immer eine der schönsten Stunden des ganzen Tages; Sie können es auch daraus schließen, daß wir fast nie vor zehn Uhr endigen. Ich habe mich hier zum Lecteur meiner ganzen Familie aufgeworfen, und man hört mich noch so ziemlich gern. Ich lese also diesem Amte zufolge auch manchmal beim Thee ein Stück vor; das Gewöhnlichste aber ist, daß wir bloß sprechen. — Um zehn Uhr gehe ich herunter, und diese beiden Stunden bis zu Mittage lasse ich mir ungern rauben. Mein Geist wird ohne eine tägliche Nahrung trocken und leer. Er ist keine immer brennende Flamme, die durch ihre eigne Kraft in die Höhe steigt. Er ist wie das in Stein eingeschlossene Feuer, das nur von Zeit zu Zeit Funken gibt, und auch diese müssen erst herausgeschlagen werden. Ich lese also in diesen zwei Stunden, oder ich schreibe. — — Unmittelbar nach Tische spiele ich eine halbe Stunde

den Flügel. Nichts ist ungewisser und unsicherer, als der übrige Rest des Nachmittags. Wir fahren zuweilen in Gesellschaft einiger Freunde spazieren. Ein andermal gehe ich allein mit einem Bekannten. Ich besuche dann und wann die hiesigen öffentlichen Bibliotheken; ich mache zuweilen Staatsvisiten, die mich ennuyiren, und dann endlich bleibe ich einmal zu Hause, um recht viel oder gar nichts zu thun rc."

Uebrigens fing seine Gesundheit schon jetzt an, durch das verhältnißmäßig zu anstrengende Arbeiten sehr zu leiden, und seine Mutter schreibt den Grund seiner spätern, noch weit größern körperlichen Leiden zunächst aus dieser Zeit her, wo er, wie sie behauptete, sich zuerst die lästigen hypochondrischen Zufälle zugezogen habe. Seine fast einzigen Umgangsfreunde waren sein Oheim und der berühmte Arzt Tralles, ein vortrefflicher Mann.

Eine sehr angenehme Erscheinung gleich zu Anfange des Jahres 1768 war für Garve und die Mutter ein Brief des herzlichen Gellert. „Was muß," schrieb dieser, „der gute Garve machen? — so habe ich schon einige Wochen bei mir in Gedanken gefragt, nun aber will ich den Mann selbst fragen. Was machen Sie also, mein lieber Garve? — — — das heißt nicht: was studiren Sie? denn ich weiß, daß Sie mehr thun, als andere Ihres Alters, und vielleicht mehr, als ich von einem fleißigen Freunde wünsche. Nein, es ist eine bloße Frage des Herzens und der Liebe und heißt nichts mehr, als: ob Sie gesund, mit Ihren Umständen und in dem Schooße Ihrer Vaterstadt zufrieden leben, die Freude Ihrer theuren Mutter vermehren, Ihren lieben Onkel oft sehen und aufheitern und fleißig den Umgang des trefflichen Tralles suchen und genießen, und endlich, ob Sie an mich, nicht an mich Ihren Lehrer, sondern an mich Ihren Freund denken? Dieses, glaube ich, mag der Inhalt meiner Frage gewesen seyn, und nun erwarte ich die Antwort auf meine reichhaltige Frage und setze geschwind noch eine hinzu, nämlich: Wird Sie auch Ihre Frau Mutter diesen Sommer ohne Kummer von sich lassen, und wollen Sie noch gewiß zu uns kommen? Ich wünsche es nicht nur, sondern ich veranstalte es auch, wenn es Gott will. Jetzt habe ich freilich noch keine Gewißheit vor mir; aber das Beste erfolgt ja oft unvermuthet und ungesucht. Herr Weiße war vorgestern bei mir, redete von Ihnen

mit großer Achtung und Liebe und fragte mich, ob Sie nicht bald kämen? Er wird kommen, sprach ich, und künftig bei der Akademie thun, was ich kranker und schwacher Mann nicht mehr thun kann, auch wohl nicht recht gut gethan habe. — Und so viel, mein lieber Garve, auf heute, vielleicht bald ein Mehreres. Leben Sie wohl. Gott leite Sie auf die besten Wege und beglücke und segne Sie und Ihre Mutter und meine Freunde!"

Dem Gefühle der Freude und der hohen Werthschätzung des Freundes, der jene Freude, wie so manche vorhergegangene, ihr geschaffen hatte, glaubte Garve's vortreffliche Mutter nicht besser genugthun zu können, als daß sie die Antwort auf jene Mittheilung selbst ertheilte. Sie schrieb daher (20. Jan. 1768), und hieran mögen unsre Leser zuerst oder von neuem den Maaßstab zur Beurtheilung ihres Geistes und Herzens legen — an den theilnehmenden Beförderer ihrer theuersten Mutterfreuden: „Ob ich, theuerster Herr Professor, meinen Sohn ohne Kummer von mir lassen würde? diese Frage muß ich selbst beantworten. Wie vollkommen kennen Sie doch das Herz einer Mutter, und wie gütig nehmen Sie Antheil an ihren Empfindungen! Aber wie unschätzbar muß mir die Wohlthat des Himmels seyn, daß Gott meinem Sohne einen so rechtschaffenen und tugendhaften Freund zugeführt, der mit der wahrhaften Treue eines Vaters für sein Bestes sorget! Dieses Glück macht mir die Beantwortung der Frage leicht. Es ist wahr, ich fürchte mich vor der Stunde des Abschiedes. So schwer er mir auch kommen möchte, so vollkommen beruhige ich mich doch durch Ihre großmüthige Liebe. Ihre Gütigkeit verwandelt eine Menge meiner Sorgen in Hoffnung und Zuversicht. Und also müßte ich meinen Sohn nicht so sehr lieben, als ich ihn wirklich liebe, wenn ich ihn nicht mit Freuden zu seinem besten Lehrer zurücksendete. Ach, theuerster Herr Professor, könnte er das Glück genießen, stets nahe um Sie zu seyn und durch Ihre Erfahrung und Ihren Rath geleitet zu werden, wie getrost würde ich ihn von mir lassen! Ich wüßte ihn in noch bessern Händen, als in den meinigen. Sie würden ihm alsdann bald eine Mutter nachkommen sehen, der Sie ihr Alter durch Ihre Güte fröhlich gemacht hätten. Doch alle diese Wünsche überlasse ich der Vorsehung Gottes; der ordne die Schicksale meines Sohnes nach seinem

Wohlgefallen und mache ihn zu einem tugendhaften Manne und thätigen Christen und schenke ihn mir ewig wieder! Gott erhalte Sie für uns und die Welt noch lange! Ich bin unaufhörlich mit der größten Hochachtung

Ihre gehorsame Dienerin
Anna Cathar. Garve.

Wirklich erhielt Garve nach Gellerts bald darauf erfolgtem Tode den Ruf zu dessen Nachfolger und habilitirte sich dazu durch eine Abhandlung de ratione scribendi historiam philosophiae (abgedruckt in Fülleborns Beiträgen zur Gesch. der Philos., 2. St.). Er hielt Vorlesungen über Logik (nach *Ernesti* init. doctr. solidior.), Mathematik und einige Schriften des Cicero, bearbeitete (1768) eine Uebersetzung von *Porters* observations on the religion etc. of the Turks und einige andere, zunächst die schöne Literatur und die Kunst angehende Schriften (das Verzeichniß s. bei Meusel und Dittmar: „Erinnerungen aus meinem Umgange mit Garve ꝛc." am Ende.

Wünschte er gleich anfangs, daß auch die Mutter bei ihm ihren Wohnsitz nehmen möchte, so war es ihm doch bald sehr lieb, daß die Erfüllung dieses Wunsches durch mehre Umstände verhindert worden war, da seine zunehmende Kränklichkeit ihm die Nothwendigkeit vor Augen stellte, den akademischen Lehrstuhl wieder mit der Stille des Privatlebens zu vertauschen, oder, wie er sich selbst ausdrückt (Leben des Herrn Paczensky von Tenczin. 1793. S. 41), für seinen geschwächten Körper die Hülfe zu suchen, die nur von Ruhe und mütterlicher Pflege zu erwarten war. Seine dankbaren Empfindungen gegen seinen väterlichen Freund und Lehrer Gellert drückte er jedoch noch vor seinem Abgange in einem besondern Aufsatze über dessen Charakter aus (abgedruckt im 12. Bd. der Biblioth. d. sch. Wissensch., später in der Sammlung einiger Abhandlungen. Leipz. Dyk 1779). Und so lebte nun Garve nach schwerer, aber unabweislicher Trennung von seinem Weiße, Zollikofer, Reiz u. a. seit 1770 wieder in der theuern Vaterstadt, die er nur selten verließ, um seine Freunde in Leipzig, Altenburg, Göttingen, Berlin, wo er besonders Spalding, Nicolai, Biester, Mendelssohn zu Freunden hatte, zu besuchen.

Vorzüglich sprach ihn nach seiner Rückkehr in die

liebe Heimath das Landleben an, das er zuweilen mit seiner Mutter, meistens aber allein in der Nähe oder im Kreise angesehener und gebildeter Familien genoß. Die Annehmlichkeiten des Aufenthalts auf dem Lande schätzte er so hoch, weil sie bei ihm das Nachdenken beförderten und moralische Empfindungen erweckten, denen er sich gern überließ. Es waren der Orte auf dem Lande mehre, wo er sich einige Monate der schönern Jahreszeit aufzuhalten pflegte; am häufigsten befand er sich jedoch zu Charlottenbrunn, in dessen Nähe er einen Lieblingssitz hatte, welchen die ihm so sehr ergebenen Einwohner des Orts Garvesruh benannten. An dem Abhange eines Berges, wo man einer sehr reizenden Aussicht genoß, hatte er sich eine Bank anbringen lassen, auf welcher er sich theils mit dem Genusse des Anblicks der malerischen Umgebung, theils mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte. Zu Gesellschaftern zu Charlottenbrunn hatte er die Familie des Predigers und eine alte Freundin seiner Mutter, eine verwittwete Krause. Von hier aus machte er öftere Besuche in dem nahgelegenen Tannhausen, wo er in der Familie des Grafen Pickler und in den Zirkeln mehrer breslauer Kaufleute, welche hier kleine Güter besaßen, manche Stunde angenehmer Unterhaltung verlebte. Mehre Monate des Sommers lebte er in verschiedenen Jahren mit der Süßenbachischen Familie zu Scheidelwitz bei Brieg, wo man später einem seiner vorzüglichsten Verehrer, Herrn Dittmar, erzählte, daß er oft ganze Tage ohne Buch, allein, mit einem Feldstuhle am Arme, weit ins Feld oder in den benachbarten Oderwald spazieren gegangen sey. Da setzte er sich Stunden lang zwischen die wallenden Saatfelder oder unter das Schattendach einer alten Eiche und überließ sich den angenehmen Eindrücken der Sinne, dem erheiternden Spiele der Einbildungskraft, oder den sanften Gefühlen des Herzens, so wie sie sich ihm an einem schönen Frühlingsmorgen oder einem heitern Sommerabende auf einer grünen Aue oder in einem kühlenden Gebüsche von selbst darboten. Sein Geist ermüdete nie, diese Eindrücke immer zu wiederholen. Oefters ging er, so erzählte man Herrn Dittmar, des Abends in dem Dorfe Scheidelwitz nachdenkend auf und ab spazieren. Dabei sey ihm, setzte man hinzu, einmal der sonderbare Fall begegnet, daß, da er zuweilen an einem gewissen

Baume stehen geblieben und nach einem Bauerhause unverwandt hingesehen habe, die Bauern sich endlich versammelt und ihn als einen Menschen betrachtet hätten, mit dessen Verstand oder Willen es nicht so ganz recht stehen müsse. Sie hätten deswegen auch wirklich an einem Abend eine Gesandtschaft an ihn geschickt und fragen lassen: Wer er denn wäre? und warum er so nach dem Bauerhofe sähe? Ob ihm jemand etwas zu Leide gethan habe, oder ob er vielleicht sonst etwas Böses im Sinne hätte? Garve versicherte die Fragenden, daß sie durchaus nichts von ihm zu befürchten hätten, er freue sich vielmehr durch diesen bösen Schein Gelegenheit zu ihrer Bekanntschaft erhalten zu haben. Darauf ließ er sich die Besitzer der Bauergüter nennen, fragte nach dem Ertrag ihres Feldes und ihrer Viehzucht, nach den jährlichen Zinsen, nach den Hofediensten und dem Absatze der Producte. Durch diese Unterhaltung gewann er ihre Liebe — und er wurde nun um so freundlicher von jedem, der ihm auf seinen Promenaden begegnete, begrüßt.

Unter den Bekanntschaften, welche Garve weiterhin in Breslau machte, war die zunächst für ihn ehrenvoll und vortheilhaft, welche er mit dem katholischen Probst Bastiani knüpfte. Dieser Mann zeichnete sich durch seine Kenntnisse und Bildung, so wie durch seine Herzensgüte und Bescheidenheit, nicht minder aber auch durch seinen treffenden Witz aus und war deshalb ein Günstling Friedrichs des Großen*).

---

*) Wohl wird es den Lesern nicht unangenehm seyn, zum Beweise der witzigen Einfälle Bastiani's hier einige Anekdoten anzuführen, welche von Garve selbst erzählt worden sind. (S. Woltmann Geschichte und Politik 1. Bd. S. 210 f.) Bastiani war bei dem Könige in Ungnade gefallen. Ueber den Umstand, wodurch er wieder zu Gnaden gekommen, erzählt Garve Folgendes. Als der König zur Musterung nach Breslau gekommen sey, habe sich Bastiani gleich andern Honoratioren der Stadt, auf die Treppe der königlichen Wohnung gestellt, um ihn zu empfangen. Da bemerkte ihn der König und fragte den Probst, der seit einiger Zeit harthörig war: êtes-Vous encore sourd? Bastiani zuckte die Schultern und sagte: Sire! je ne l'ai jamais été pour Vos paroles. Friedrich erwiderte: Vous dinerez aujourd'hui avec moi. Seit der Zeit speiste Bastiani wieder an des Königs Tafel, wenn er nach Breslau kam.

Garve sprach oft mit Vergnügen davon, wie Bastiani

Durch die Bekanntschaft mit diesem entspann sich eine andere, für Garve'n nicht minder bedeutende und angenehme, die mit einem Herrn Paczensky von Tenczin, welcher auf Garve'n zuerst durch den Aufsatz über Gellert aufmerksam wurde. Aus Bekannten wurden sie bald engverbundene Freunde. Garve's sichtbar zunehmende Kränklichkeit erregte in Paczensky, der selbst kränklich war, die lebhafteste Theilnahme. Um zu seiner Wiedergenesung das Möglichste beizutragen, vermochte er ihn, im Frühjahre 1773 mit auf sein Landgut Schleibitz, einige Meilen von Breslau, zu gehen, um eine Molkenkur zur Stärkung seiner schwachen Nerven zu gebrauchen. Garve befand sich bei diesem Aufenthalte doppelt glücklich. Außer dem Genusse der schönen Natur, hatte er an Paczensky einen Freund gefunden, mit dem er sowohl in der Art, die Dinge zu betrachten, als in den Gegenständen und Endzwecken seiner Beschäftigungen, in seinem Geschmacke und fast in seiner äußern Lage übereinstimmte. Paczensky liebte — wir wollen Garve selbst über ihn urtheilen lassen (Leben Paczensky's) — das Philosophiren, und welches ein noch seltnerer Geschmack ist, er liebte das Philosophiren über moralische Gegenstände, da die gemeine Wißbegierde auf physische oder politische Gegenstände gerichtet ist.

Die freundschaftliche Sorgfalt, mit welcher Paczensky zu des Freundes Wiederherstellung beizutragen suchte, verursachte bei ihm ähnliche Symptome einer Nervenschwäche, von welcher er Garve'n zu heilen suchte. Die wechselseitige Achtung, mit Mitleiden verbunden, erweckte in beiden eine aufrichtige und wahre Liebe, so wie das Herz guter Menschen zu allen Zeiten unter gleichen Umständen dazu gestimmt wird. Seit dieser Periode waren beide so unzertrennliche Freunde, daß keiner von beiden

---

eben so frei als dreist in seinen Repliken gegen den König war, und pflegte dann folgenden Zug anzuführen, den er von seinem Freunde selbst gehört hatte. Einst fragte der König den Probst: Mein lieber Bastiani, ich zweifle nicht, daß Sie wegen ihrer Verdienste um die katholische Kirche noch einst Papst in Rom werden dürften; wird es mir dann auch wohl erlaubt seyn, Sie zu besuchen? Sollte das geschehen, erwiderte Bastiani, so werde ich sagen: „Machet die Thore weit, daß Preußens Adler einziehe, qu'il me couvre de ses ailes, mais qu'il ne me pique avec son bec."

etwas Wichtiges that oder schrieb, ohne es dem andern mitzutheilen. Noch enger schloß sich das Band dieser edlen Freundschaft, und noch mehr ward, wenn auch bei körperlichen Beschwerden, der Genuß des wechselseitigen Umgangs und der geistreichsten Mittheilungen erhöht, als Paczensky sein Gut Schleibitz verkauft und Breslau zu seinem Wohnsitze erwählt hatte, wo er auch 1792 unter den Augen seines Freundes starb, der ihm nach dem Tode nachrühmte (s. Leben des Herrn Paczensky von Tenczin, Nekrolog 1792. I. S. 79.): „Ich habe in dem Kreise meiner Erfahrung wenige Menschen der Vollkommenheit näher gesehen. Durch ihn bin ich auf viele meiner eignen Fehler aufmerksam und zu vielen Tugenden ermuntert worden. Mitten unter den Unannehmlichkeiten, welche mein Leben beschwert haben, erkenne ich es für eine besondere Wohlthat der Vorsehung, daß sie mich einem so verständigen und so guten Manne nahe genug gebracht hat, um ihn genau kennen zu lernen und von ihm geliebt zu werden. Sein Andenken kann denen, die mit ihm in einer so engen Verbindung, als ich, gestanden haben, die Stelle eines unsichtbaren Zeugen vertreten. Ich werde oft, indem ich mir sein Bild lebhaft vor Augen stelle, mich selbst befragen, was er wohl von dem, was ich thue, gebilligt hätte, und werde auf dem rechten Wege zu seyn glauben, wenn ich hoffen kann, daß mein Betragen seinen Beifall erhalten würde."

War Garve durch die Bekanntschaft mit Bastiani in die freundschaftlichen Verhältnisse mit Paczensky gekommen, so wurde ihm durch diesen der Weg zu einer für die äußern Verhältnisse hochwichtigen Bekanntschaft eröffnet, zu der Bekanntschaft mit Friedrich dem Großen. Paczensky selbst war dem Könige während des baierischen Erbfolgekrieges zufälligerweise persönlich bekannt worden, da er sich vorher aus Bescheidenheit ihm nicht genähert hatte. Friedrich, dessen hellem Blicke das bescheidene, aber reelle Verdienst des Mannes nicht entging, zog es hervor, verlangte seitdem, so oft er nach Schlesien kam, seine Gesellschaft, und als Paczensky seine Tochter in eine berlinische Erziehungsanstalt brachte, nahm ihn der König in Potsdam mit ausgezeichneter Güte, ja selbst Herzlichkeit auf.

Bei den Unterhaltungen, welche Paczensky mit dem

Könige hatte, vergaß er nicht, seines Freundes Garve auf eine sehr ausgezeichnete Weise zu gedenken. Der König wurde dadurch auf den Philosophen aufmerksam gemacht, ließ ihn in Breslau zu sich kommen und hatte mehre Unterredungen mit ihm, wobei er zuweilen ihn durch Fragen zu überraschen suchte; wie einmal durch die Frage über das Enthymem (eine Art von Schluß), ein andermal durch die Frage um sein Urtheil über die Schrift des Augustinus vom Staate Gottes. Diese und ähnliche Fragen brachten übrigens Garve'n nichts weniger als in Verlegenheit. Doch war dieses einigermaßen der Fall, als in einer jener Unterredungen der hochgebildete König Friedrich Garve'n den Auftrag gab, eine seiner Lieblingsschriften, die Abhandlung Cicero's von den Pflichten, mit Anmerkungen, deren Beschaffenheit der königliche Gelehrte selbst bestimmte, zu übersetzen. Abwenden konnte Garve diesen sehr ehrenvollen Auftrag keineswegs; er übernahm ihn also. Aber wie genau er die Schwierigkeit der Aufgabe kannte und wie sehr er sie fühlte, das äußert er in einem Briefe an Weiße (26. Mai 1779), und noch ausführlicher in der Vorrede zum ersten Theile des Werks.

Begonnen werden mußte das Werk, und um ungestörter zu arbeiten, begab er sich im Winter 1779 auf 1780 nach Charlottenbrunn, wo er die erforderliche Stille zu finden hoffte. Wahrscheinlich hat ihn das Jahr 1780 noch mit der Uebersetzung und dem gelegentlichen Niederschreiben der Anmerkungen beschäftigt. Er machte darauf eine Reise nach Berlin, um sich daselbst mit der Arbeit zu beschäftigen, und schreibt daher im Jan. 1781 an Weiße, daß er gehofft habe bei seinem dortigen Aufenthalte mit den Anmerkungen fertig zu werden; doch verhindere ihn seine Kränklichkeit. Er reiste nun, ebenfalls der Arbeit wegen, nach Leipzig und sodann nach Göttingen, wo er in dem Hause des Hofrath Feder eine sehr freundschaftliche Aufnahme fand und sich drei Monate aufhielt, um bei Heyne, Behufs seiner Arbeit, Vorlesungen über die römischen Alterthümer zu hören. Hier machte er auch die Bekanntschaft Lichtenbergs und eines sehr ausgezeichneten Schülers und Hausgenossen Feders, des Herrn Gruner aus Coburg, der ihm später ein so ehrenvolles Denkmal setzte (Berlin. Monatsschr.), indem er zwischen ihm und dem englischen

Philosophen Adam Smith, eine Parallele zog und zeigte, wie beide, Zierden ihrer Nationen, auch selbst im Zufälligen, eine überraschende Aehnlichkeit haben.

Erst gegen den Winter 1781 kam Garve nach Breslau zurück und arbeitete nun, unter sehr wechselnden Gesundheitsumständen, daselbst und zu Charlottenbrunn die Anmerkungen zum Cicero vollends aus, so daß das Werk im Jahre 1783 (Breslau bei Korn) erscheinen konnte. Es war dem großen Könige zugeeignet, und man kann bei dem Lesen der Zueignung nicht anders als die höchste Achtung gegen Garve empfinden, indem man wahrnimmt, wie er, bei den Aeußerungen der größten Ehrfurcht gegen seinen königlichen Gönner, weder die kleinste Schmeichelei einfließen, noch auch, treu seiner strengen Wahrheitsliebe, die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen läßt, auf eine sehr feine und gewandte Weise dem Könige einen nicht ungerechten Vorwurf zu machen.

„Die Absicht," sagt er hier, „Ew. Majestät einen Beweis dieser (ehrfurchtsvollen) Gesinnung zu geben, so erlaubt und so wichtig sie mir auch ist, ist doch nur eigennützig. Ich habe noch einen andern Bewegungsgrund, Ew. Majestät Namen diesem Buche vorzusetzen, welcher mich mehr rechtfertigt, weil er das Publicum angeht. Ew. Majestät zeigen durch den Auftrag, welchen Sie einem deutschen (!) Gelehrten geben rc.

Es fällt nicht wenig auf, wenn man bei der Auszeichnung, mit welcher das Werk ins Publicum trat und welche es mit Recht verdiente, die von Garve früher geäußerte Besorgniß (Brief an Weiße, 26. Mai 1779), „ob ein Verleger dabei seine Rechnung finden und die Arbeit sowohl diesem, als ihm, dem Verfasser, belohnt werden möge," nach der Erscheinung des Werks sich anfänglich bestätigen sieht. Unter dem 4. April 1784 schreibt er an Weiße, „daß sein Verleger über äußerst geringen Absatz klage, und daß, wenn er nach dem urtheilen solle, was um ihn vorgehe, der Verleger dazu wohl Ursache haben könne." Doch diese Klage über den geringen Absatz des Werkes dauerte nicht lange. Garve erlebte die Freude und die Belohnung, 1787 die zweite, 1788 die dritte und 1792 die vierte Ausgabe erscheinen zu sehen. Und so überzeugte er sich, daß er nicht mit Unrecht diese Arbeit schon früher so überaus

hochgeschätzt und sie als das gehorsamste Kind seiner Muse, schon ehe sie vor dem Publicum erschien, beurtheilt hatte. — Welche große Liebe er gegen diese Arbeit hegte, beweist ein Vorfall, den uns Herr Dittmar (im angef. B. S. 72 f.) erzählt, und den wir, als gewiß sehr charakteristisch, hier mittheilen wollen.

Während Garve mit dem Cicero beschäftigt war, erzählt Dittmar, kam in der Nachbarschaft seines Wohnhauses Feuer aus. Man glaubte ziemlich gewiß, daß das Garve'sche Haus von den Flammen würde ergriffen werden, und ich fing bereits an, meine Habseligkeiten einzupacken. Darauf ging ich zu ihm. Ich fand ihn ganz gelassen und so ruhig, als wäre nichts zu befürchten. Einige Leute zeigten ihm an, daß schon glimmende Funken auf den Heuboden seines Hauses geflogen wären. Es ist wohl möglich, sagte er, daß mein Haus abbrennen kann. — Sollte die Gefahr zunehmen, so bitte ich Sie, indem er sich an mich wandte, nehmen Sie sich hier meiner Kinder an; es sollte mir leid thun, wenn sie nicht das Licht der Welt erblicken sollten. Indem er dieses sagte, zeigte er auf eine Bücherkiste, in welcher die Uebersetzung des Cicero vorhanden war.

Männer von Competenz im Urtheil über solche Gegenstände haben Garve's hohe Meinung von seinem Lieblingskinde sattsam gerechtfertigt.

„Man weiß allgemein," urtheilt, gewiß mit Zustimmung aller sachkundigen und dabei wahrheitliebenden Beurtheiler des Werks, der nun verewigte von Schlichtegroll (Nekrolog 1798. S. 274 f.), „was das Werk geleistet hat. Tausende von Menschen sind durch dasselbe belehrt und zum fruchtbaren Nachdenken über moralische Gegenstände gebracht worden, die ohne dasselbe schwerlich auf diese Meditationen gekommen wären, indem sich nämlich jene trefflichen Betrachtungen Garve's an ein classisches Buch des römischen Alterthums anschlossen, das jeder deutsche Studirende ohne Unterschied in seiner Jugend liest (lesen sollte, statt — —), drangen sie auch bis zu denjenigen, die an sich weniger Interesse an philosophischen Untersuchungen finden, und lehrten überhaupt durch ein glückliches Beispiel, wie nützlich die Lecture der Alten auch in sachlicher Hinsicht für uns gemacht werden könne, wenn man nur den rechten Sinn dazu mitbringe." Hatte denn des großen Königs Wort in jenen so ernsten

und inhaltvollen Unterredungen den ersten Anlaß zu dem Daseyn dieses vorzüglichen Werkes gegeben, und verdankte Garve in Wahrheit einen großen Theil des Ruhmes, welchen er dadurch gewann, dem königlichen Freunde: so behielten jene Unterredungen für ihn überhaupt eine ungemeine Wichtigkeit. Sein Urtheil und seine Meinung von dem Könige zeugen von der größten Bewunderung und Verehrung. „Ich habe," sagt er (Vorrede zu den Fragmenten zur Schilderung Friedrichs des Zweiten), „diese Unterredungen immer für eine der wichtigen Begebenheiten meines Lebens gehalten. Sie haben meine Beschäftigung auf mehre Jahre hinaus bestimmt; sie haben meinen Arbeiten und selbst meinem Studiren eine veränderte Richtung gegeben. Sie haben mich damals mit einer Anzahl merkwürdiger Männer, welche bei Gelegenheit des teschner Friedens in Breslau versammelt waren, in Verbindung gebracht, mit Männern, welche für sich nie aufmerksam auf mich geworden wären. Sie haben mir endlich den Vortheil verschafft, einen großen Mann von Angesicht zu sehen, den Ton seiner Stimme und die Accentuation seiner Rede zu hören, sein Betragen gegen einen jungen, ihm bisher gänzlich unbekannten Gelehrten und die Aenderung dieses Betragens, nachdem er einigermaßen mit ihm bekannt worden war, zu bemerken, zu sehen, wie seine Gesichtszüge, sein Auge und seine Stimme sich wechselsweise belebten oder besänftigten, strenger und gebieterischer oder freundlicher und herablassender wurden, je nachdem die Gegenstände des Gespräches verschiedentlich auf ihn wirkten, oder das, was sein Mitunterredner von denselben sagte, ihm mehr oder weniger gefiel: — mit Einem Worte, alles dasjenige an ihm zu beobachten, was nur der Anblick und die Gegenwart von einer Person lehren kann ꝛc."

Des Königs geistige Größe schien Garve'n so ausgezeichnet und einzig zu seyn, daß er es sehr wahr und vortrefflich fand, als einst ein geistreicher Gesellschafter des Königs auf denselben den Vers Ariosto's (Orlando furioso, 10. Ges. 84. Strophe, 6. 3.) anwendete:

Natura il fece e poi ruppe la stampa.
(Die Natur bildete ihn und zerbrach alsdann die Form.)

Keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, wo er durch Rede und Schrift seinem königlichen Freunde, selbst nach des-

sen Tode, Lorbeern streuen konnte. Gillies Vergleichung zwischen Friedrich dem Großen und Philipp von Macedonien war kaum erschienen, so übersetzte sie Garve (Breslau 1791). Er verglich ihn mit Marc Aurel (Genz neue Monatsschr. 1795. Mai. S. 3—33), so auch mit Hadrian (Jahrbücher der preuß. Monarchie, 1798. April. S. 373 ff.). Vornämlich aber suchte er den König zu verherrlichen in den schon oben berührten „Fragmenten zur Schilderung des Geistes, des Charakters und der Regierung Friedrichs des Zweiten. Breslau 1798. 2 Th." Auch da, wo er selbst nicht in Abrede seyn konnte, daß der König in Entscheidungen über nicht unwichtige Gegenstände sich übereilt habe, warf er sich doch aufs lebhafteste zu dessen Vertheidiger auf. Einen merkwürdigen Beweis hiervon liefert ein Gespräch zwischen ihm und Bastiani in Beziehung auf das Verfahren des Königs in dem bekannten Processe des Müllers Arnold. Ein Augen- und Ohrenzeuge dieses Gesprächs, Herr Dittmar, hat uns dasselbe aufbewahrt (S. Woltmann Gesch. und Polit., 1. Bd. S. 208 ff.), und wir führen es gern hier an, da es manchem unsrer Leser nicht bekannt seyn dürfte.

„Bastiani sagte: Der Müller hat doch offenbar Unrecht. — Das ist wohl möglich, erwiderte Garve, des Königs Eifer für die Gerechtigkeit ist doch dabei nicht zu verkennen, und seine Handlung ist lobenswürdig. — Sehr wahr. Man kann aber auch des Guten zu viel thun. — Zu viel? Wie zu viel? — Ich habe eine Fabel von einem Bären gelesen, der die Fliege auf dem Scheitel seines schlafenden Freundes, eines Einsiedlers, glaube ich, mit einem Steine, und zugleich den Schlafenden todtschlug. — Die Absicht rechtfertigt unsre Handlungen, nicht der Erfolg. — Muß aber nicht die Weisheit die besten Mittel zu ihrem Zwecke wählen? — Die menschliche Weisheit hat viele Mängel, und nur die, welche die wenigsten hat, ist die vollkommenste. — Aber Friedrich muß doch einsehen, daß er gefehlt habe? — Ich zweifle nicht, daß er es weiß. — Dann sollte er es auch gestehen. Mich dünkt, dadurch würde er sich von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigen. — Gestehen? wem? dem Publicum? Wie viele denken so von ihm, wie Sie und ich? In gewissem Sinne muß der Unterthan an die Untrüglichkeit seines Vorgesetzten glauben. — Sie reden

meiner Religion das Wort (Bastiani war bekanntlich katholisch). — Unsere innern Ueberzeugungen mögen wohl hier übereinstimmen, wenn wir auch in den äußern Formen verschieden seyn sollten. — In den Augen der Vernünftigen hätte der König beim Geständnisse seines Fehlers gewiß nichts verloren. — Wie viele gibt es der Menschen von dieser Art? — Freilich sehr wenige. — Und diese wenigen wissen, was er selbst weiß; gegen die andern, glaube ich, hätte dies Geständniß geschadet."

Mit der Zunahme des Ruhms und des noch ausgezeichnetern Ansehens in geselligen Kreisen, welches Garve'n durch seine Bearbeitung der Schrift des Cicero zu Theil ward, nahm aber auch das körperliche Uebel zu, welches ihn schon so lange sehr empfindlich gedrückt und ihm schon eine Reihe von Jahren vor seinem Tode die große Wahrscheinlichkeit eingeflößt hatte, daß es gewiß später sich vergrößern und ihn die Stufen des Greisenalters nicht erreichen lassen würde; weshalb er auch, wie Hr. Dittmar bemerkt (im angef. B. S. 218), zwanzig Jahre vor seinem Tode, als man ihn seiner Kränklichkeit wegen beklagte, die Worte Gressets in Eduard III. auf sich anwendete:

Savoir souffrir la vie, et voir venir la mort,
C'est le devoir du sage, et tel sera mon sort.

Sie hatten jetzt nicht nur zugenommen, seine körperlichen Leiden, sondern sich auch dadurch sehr schmerzlich vervielfältigt, daß er seit 1790 vom Gesichtskrebse befallen wurde. Und was war wohl mehr im Stande seine Leiden zu erhöhen, als zwei Verluste, die ihn im Jahre 1792 trafen, der Verlust seines Paczensky, und ganz vorzüglich der seiner ihm über alles theuren Mutter.

Doch noch waren sie nicht vollendet die Prüfungen, welche Garve's religiöse Ergebung, Geduld und beharrliche Ausdauer bei den Grundsätzen, die er selbst so warm empfohlen hatte, üben sollten.

Freund der schönen Natur, konnte er hiervon bei der Vergrößerung des Krebsübels, welches nach und nach das ganze rechte Auge zerstörte, nur wenig genießen; Freund gebildeter, geselliger Kreise, mußte er eben jener Ursache wegen darauf Verzicht leisten; Freund literarischer Wirksamkeit, mußte er sich in eine sehr unangenehme Mittelbarkeit fügen, da ihm das Lesen wie das Schreiben gleich schwer fiel und zuletzt unmöglich ward. In

Wahrheit rührend, aber zugleich auch sehr charakteristisch und musterhaft sind die Aeußerungen, welche er in den letzten Jahren seines Lebens über die obigen Umstände gegen einen seiner ältesten und vorzüglichsten Freunde, den würdigen Probst Spalding, macht. Unter dem 28. April 1795 schreibt er an diesen: „Nun denken Sie sich einen ehe- und verwandtlosen Mann, der doch an dem Genusse seines eignen bessern Selbst so gehindert wird. — — Ich habe wenige ganz vertraute Freunde, und nicht einen einzigen Verwandten. Ich muß alle suchen, ich werde wenig gesucht, welches ich doch jetzt bedürfte; aber es fehlt mir doch nicht von Zeit zu Zeit an einem interessanten Gespräche. Ich werde am freien Genusse der schönen Natur sehr gehindert, aber ich fühle doch noch manchmal ihre erquickenden Einflüsse. Kurz, des Guten, das ich verlieren könnte, ist noch viel, und es ist billig, daß ich es aufzähle, es festhalte, dankbar genieße und, mit dem mir beschiedenen Maaße der Freuden zufrieden, des bessern Zustandes in der Zukunft harre."

An denselben schreibt er, 10. Jul. 1796: „Jetzt verstreichen mehre Tage, wo ich ohne allen Zuspruch bin. Und mein Bedürfniß einer täglichen Gesellschaft ist größer geworden, da ich mich weniger oder nicht mehr mit gleicher Anhaltsamkeit mit mir selbst beschäftigen kann. Doch wenn ich dem Gange meiner Schicksale und der Geschichte meines Lebens nachgehe, so habe ich Ursache zu glauben, daß es recht der Wille der Vorsehung sey, mich entweder dieser Prüfung zu unterwerfen, oder mir die Uebung zu verschaffen, welche aus einer gewissen Verbindungslosigkeit mit den Menschen entsteht rc."

Im Gefühle des nicht mehr fernen Todes eröffnet er sich ebendemselben vortrefflichen Freunde, 14. Mai 1797: „Nun werde ich wohl wenig mehr in der Welt schreiben, und meine schriftstellerische Laufbahn wird wohl geendigt seyn. Doch das sey, wie Gott will, wenn er mich nur die Rolle eines vernünftigen und im Leiden gesetzten Mannes glücklich bis zu Ende spielen läßt. Zuweilen, ich gestehe es, werde ich durch die Langwierigkeit der Uebel, die mir wahrscheinlich bevorstehen, erschreckt. Aber ich weiß selbst aus der Erfahrung dieser Krankheit, daß es im schlimmsten Zustande immer Zwischenräume der Erholung gibt." Eben so drückt er sich gegen denselben über seinen Zustand, 21. Sept. 1797 (Versuche rc.,

3ter Theil, am Ende der Zueignung), aus: „Ich bin zufrieden, wenn ich ohne große Schmerzen meine Heiterkeit des Kopfs, welche, Dank sey es der Vorsehung, bei einer zerrütteten Gesundheit doch noch fortdauert, zu Untersuchungen wie diese, welche ich Ihnen hier darbiete, und zur Unterhaltung mit Freunden, wie der, an welchen ich schreibe, anwenden kann."

Sehr viel Erheiterung, Erleichterung seiner einsamen, schmerzvollen Lage durch geistreiche Gespräche und unveränderliche Beharrlichkeit verschaffte und bewies ihm der schon im Jahre 1790 von Gotha an das Magdalenen-Gymnasium zu Breslau berufene, würdige Manso, vorzüglich da, als es um den schwergeprüften Mann ganz trübe zu werden anfing. Garve sagt dieses mit der erkenntlichsten Werthschätzung des im schwersten Leiden so treuen Freundes seinem Spalding (17. April 1798): „Unter die Personen, welche durch ihre Besuche mir diese Zeit und durch ihren Beistand auch meine Arbeit erleichtert haben, gehört vorzüglich Manso. Er ist ein so guter Mensch, als er ein vorzüglicher Gelehrter ist."

Auch die Herren Professoren Fülleborn und Schneider bewiesen Garve'n die freundschaftlichste Theilnahme. Von inniger, bewährter Freunde geistvoller Unterhaltung wohlthuend erheitert, von ihren liebenden Armen gestützt, sah denn Garve die Stunde des Scheidens vom irdischen Leben, Leiden und Wirken sich annähern. Wie er ruhig und mit dem besten Bewußtseyn ihr entgegensah, so glaubte er auch von den ihrer Erscheinung vorhergehenden Momenten so viele, als ihm nur möglich, noch zu geistiger Wirksamkeit benutzen zu müssen. Von dem Ziele des irdischen Daseyns nur noch funfzehn Stunden entfernt, dictirte er noch, im Besitze seiner geistigen Kraft, an dem vollständigen Entwurfe des zweiten Theils „über Gesellschaft und Einsamkeit." Bei dem Abschnitte: „Einsamkeit des Kranken," versagten ihm Geist und Sinneswerkzeuge den Dienst. Durch das sanfteste Entschlummern, wobei man nichts von Schmerz und Beängstigungen wahrnahm, trat er am 1. Dec. 1798 von der leidenvollen Pilgerbahn der Erde hinüber in die Gefilde der ewigen Ruhe.

Pflegen wir ein Gemälde zuerst im Ganzen zu überschauen, ehe wir uns an die Betrachtung der Eigenthümlichkeiten, Besonderheiten und Auszeichnungen seiner einzelnen Züge wenden: so wollen wir nach dem Totalanblicke, welchen wir bis jetzt von Garve gehabt, wobei uns manche hervorstechende Züge sogleich ins Auge fielen, nicht nur diese, sondern auch alle übrigen, die seine Individualität ausbilden, genau ins Auge fassen, damit unsre Vorstellungen von ihm als Menschen und Gelehrten nicht der Vollständigkeit ermangeln.

Garve war überhaupt ein guter Mensch. „So sehr ich Garve'n als Gelehrten und Schriftsteller verehre," sagte Paczensky, „so hat er doch als Freund und guter Mensch für mich noch einen höhern Werth. Mich dünkt immer, wenn ich seine Schilderung von Gellerts Charakter lese, als spräche er von sich selbst." — „So großen Ruhm ihm auch seine Talente und seine Ausbildung verschafften," sagt Dittmar (im angef. B. S. 208), „so flößte er doch denen, die seines vertrautern Umgangs genossen, durch seine Tugenden noch größere Liebe und Hochachtung ein. Diesen Vortheil der allgemeinen Achtung unter den Bessergesinnten erhielt er in seinem Vaterlande eben so wie in der Ferne, weil er in der That ein guter Mensch — im edelsten Sinne — war. Verstand und Tugend verband er in einem nicht gewöhnlichen Grade mit einander." Er stellte in seinem ganzen Wesen das Bild eines sich selbst beherrschenden Weisen auf. Er war für Empfindungen offen; nie aber gingen sie in heftige Gemüthsbewegungen über. „Ich habe ihn," sagt Dittmar (im angef. B. S. 190), „nie lustig, aber wohl vergnügt, nie erzürnt, aber wohl unwillig, nie vor Schrecken außer sich, sondern nur bedenklich gesehen. Alle diese milden Aeußerungen der Empfindungen mochten zwar zunächst in seiner körperlichen Disposition ihren Grund haben (dies Urtheil theilen gewiß alle, welche die Disposition eines Hypochondristen kennen, nicht mit Herrn Dittmar, sondern suchen vielmehr den Grund in dem Folgenden —); aber einen größern Antheil an ihrer Mäßigung hatte seine Tugendkraft, das Product seines ruhigen und vernünftigen Nachdenkens. Er war ganz vorzüglich aufmerksam auf sich selbst. Die Kenntniß seiner selbst gab ihm ein Bild von sich, nach welchem er gern die Mängel desselben verbessert hätte. Je weniger

er aber diese Verbesserung von sich erwarten konnte, desto mehr vermehrte dieses Bewußtseyn seinen Kummer. Er forschte mit Sorgfalt seinen inneren Geistesveränderungen nach und beachtete genau alles, was seine Geistesthätigkeit aufhalten und stören konnte. In dieser Hinsicht ging seine Aufmerksamkeit selbst auf die Art des Genusses der täglichen Lebensbedürfnisse. Er hatte sich gewöhnt, sehr wenig zur Mittags- und Abendmahlzeit, desto öfter aber außer diesen Mahlzeiten zu essen. Seine Mutter setzte ihm deswegen Obst und verschiedene Speisen, die man kalt genießen kann, in die Ecken seines Wohnzimmers, wovon er öfters etwas zu sich nahm. — Seine beständige Geistesthätigkeit war nie von großer Heftigkeit begleitet, sondern immer gelassen und ruhig. Der ungetrübte Zustand seines Geistes glich einem klaren, stillen See, in welchem sich jeder Gegenstand von dem benachbarten Ufer und von dem Sternenhimmel über demselben spiegeln konnte. Auch hierin steht er für die jüngern Freunde der Weisheit als ein erhabenes Muster da. Die Huldgöttinnen der Anständigkeit, Bescheidenheit und Weisheit gingen ihm, so wie allen den Philosophen, die ihre Gesellschaft zu schätzen wissen, zur Seite, wodurch sie auch im Kreise gebildeter Weltleute jederzeit erscheinen konnten."

Sein immer thätiger, starker Geist verzehrte theils gleichsam die Kräfte seines Körpers, und theils erhielt auch dieser wiederum von jenem manche Unterstützung. „Ich habe," schreibt er an Spalding, 7. Febr. 1794, „in meinem Tertianfieber eine Thätigkeit meines Geistes gefühlt, als ich sie in sogenannten gesunden Tagen nicht fühle. Die Ideen sind mir zugeströmt, und selbst in den guten Zwischentagen, wo ich sehr munter war, habe ich mit ungewöhnlicher Leichtigkeit lesen und schreiben können."

Obgleich sich so mancher Vorzüge und Auszeichnungen bewußt, war doch Garve von Lobsucht ganz entfernt. Er selbst sagt (Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie): „Eitelkeit kann mit einem ziemlichen Grade von Gutherzigkeit bestehen, aber sie ist das sichere Zeichen eines kleinen und schwachen Geistes; sie ist immer mit Zaghaftigkeit verbunden und unterwirft den Menschen der Gewalt aller derer, die über ihn urtheilen." Er verachtete durchaus den Beifall und die Achtung, welche man in der großen Welt fast allein durch den äußern

Schein des Guten und nur selten durch innern Werth erhalten kann.

Seine Wahrheitsliebe war groß. Er konnte Widerspruch ertragen, selbst von der stärksten Art, ohne sich gegen das Treffende desselben zu verhärten oder dem Urheber feind zu werden. Damit war seine Unparteilichkeit verbunden. Wie willig ließ er nicht denen Gerechtigkeit widerfahren, gegen welche er sich erklären zu müssen glaubte. Erfüllt vom aufrichtigsten Wohlwollen, ließ er nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen, welche sich ihm hierzu darbot. Er gehörte zwar nicht zu den weichherzigen Gebern, die, um den Gegenstand ihres Mitleids so geschwind als möglich loszuwerden, ohne weitere Ueberlegung Almosen hingeben; sondern man konnte ihn vielmehr zu denjenigen zählen, die erst die Bestätigung ihres Verstandes erwarten, ehe sie den Gefühlen ihres Herzens folgen. Denn sein gesetztes Wesen und der beständige Hang zum abstracten Denken gaben ihm zwar ein kaltes Ansehen: allein dessenungeachtet empfand er tief, und wenn er einem wahrhaft Dürftigen und Leidenden einen wesentlichen Dienst zu leisten vermochte, so that er es gewiß mit der größten Bereitwilligkeit. Hiervon gab er unter andern einen sehr schönen Beweis gegen Herrn Dittmar, dessen Herzen es sehr zur Ehre gereicht, dies dem edlen Manne noch nach dem Tode öffentlich nachgerühmt zu haben. Wir glauben nicht zu mißfallen, wenn wir den Fall hier anführen.

„Einige Monate vor meiner Abreise von Breslau nach Halle," erzählt Herr Dittmar (im angef. B. S. 155 ff.), „erfuhr Garve, daß mir durch verschiedne Personen von Einfluß alle Aussichten und Hoffnungen zur Erlangung eines Stipendiums aus Privatursachen waren benommen und durchaus vereitelt worden. Garve glaubte anfänglich, meinen Hauptgegner durch eine bessere Vorstellung dahin zu bringen, daß ich eine solche Unterstützung auf der Universität erhalten möchte. Deswegen suchte er mich durch einen eignen Aufsatz, den er zu meinem Besten an diese Person schrieb, von einer für mich sehr vortheilhaften Seite darzustellen. Garve übergab mir den Aufsatz, den ich noch besitze, mit den Worten: Ich kenne Menschen von der Sinnesart dieses Mannes — und zweifle daher, daß Ihnen dieses Schreiben etwas helfen werde. Nach meinem Rathe hielt ich es für besser,

wenn Sie auf seinen guten Willen Verzicht thäten. Es wird ja wohl noch andere Mittel und Wege geben, wie Ihnen geholfen werden kann. — Ich wußte, daß Garve mit diesem Schreiben für mich eines Nachmittags beschäftigt war, und wunderte mich, ihn unvermuthet ausgehen zu sehen. Ich sprach darauf mit seiner Mutter, die mir sagte: Mein Sohn ist Ihrentwegen zu einem guten Freunde gegangen. Mit dem Briefe für Sie ist er, glaube ich, fertig; da liegt er, lesen Sie ihn. Garve hatte mit den Worten geschlossen: „Entziehen Sie mir Ihre Gewogenheit nicht und machen Sie einen armen Studirenden, der jetzt noch ohne alle Unterstützung auf Universität geht — — — Unstreitig bewegte dieser Ausdruck: ohne alle Unterstützung — sein gefühlvolles Herz so sehr, daß er nicht weiter schrieb, sondern zu dem Banquier Müllendorf ging, mit dem er wahrscheinlich über eine künftige Unterstützung für mich sprach. Als er zurückgekommen war, strich er die obigen Worte aus, die aber in der Urschrift noch vollkommen lesbar sind, und schrieb dafür: „Ich bin meiner Abreise auf die Universität nahe und beinahe noch ohne alle Unterstützung.“ Diese seine edle Handlung, von der er gegen mich nicht das mindeste geäußert hat, wurde mir in der Folge immer sichtbarer. Am letzten Tage vor meiner Abreise von Breslau ward ich von dem Banquier Müllendorf zum Abendbrot gebeten. Beim Abschiede drückte mir dieser ein Papier in die Hand mit den Worten: Zum freundschaftlichen Andenken! Bei der Eröffnung fand ich zehn Ducaten. Garve, dem ich dieses Geschenk anzeigte, sagte: Sehen Sie diese Handlung als einen guten Vorboten für die Zukunft an. — Er hatte sehr recht. Denn es wurden mir hierauf vier Jahre hintereinander jährlich funfzig Thaler ohne Namen zugeschickt. Ich schrieb meine Vermuthung deswegen an Garve und Müllendorf; aber beide wollten davon nichts wissen. Ich habe es aber endlich sicher erfahren, daß Müllendorf, der mich nur auf eine entfernte Art durch Garve's Vorsprache kannte, mein großmüthiger Wohlthäter gewesen ist ꝛc.“

Höchst ehrwürdig erscheint uns Garve vorzüglich von Seiten seiner Religiosität. Er schätzte die überlieferten Wahrheiten der Religion; doch hatten nur diejenigen einen wahren Werth in seinen Augen, welche seine Vernunft nach einer strengen Prüfung für gültig erkannte.

Nur dadurch hielt er sich von der Wahrheit einer Behauptung überzeugt, wenn sie in den Schlüssen seiner Vernunft gegründet oder als ein Resultat aus den Betrachtungen über die Natur der Dinge geflossen war. „Nach der Untersuchung der Natur des Menschen überhaupt," sagt Garve (Schreiben an Nicolai, 1786. S. 91 ff.), „hat mein Gemüth nichts öfter beschäftigt, als Religion: die Religion, meine ich, im weitesten Umfange, insofern sie unsern Zusammenhang mit dem großen Weltall — und durch dieses mit einem verständigen und wohlwollenden Wesen von der höchsten Vollkommenheit bezeichnet. — Der Gedanke an Gott, die Betrachtung seines Verhältnisses mit uns, ist mir in meinen glücklichsten Tagen zur Vollständigkeit meiner Freude nothwendig gewesen, und in eben diesem Gedanken habe ich, wenn Schwäche oder Schmerz mir jede andere Quelle von Beschäftigung und Vergnügen verstopfte, einen Trost und ein Hülfsmittel der Geduld gefunden."

Wie aus diesen, so aus vielen andern vortrefflichen Aeußerungen läßt es sich nur zu gewiß erkennen, daß Religiosität im schönsten und edelsten Sinne des Worts die Hauptquelle und Stütze seiner Seelengröße und seiner musterhaften Geduld unter der Last der Leiden war, die der fromme Dulder so lange ertrug, ehe sie im stillen Frieden des Grabes ihre Endschaft erreichten.

Garve besaß jene Seelengröße, nach welcher er im Kampfe mit dem Unglücke, den Göttern, wie Seneca sagte, ein erfreuliches Schauspiel gewährte, in welchem er den Schmerz durch seine männliche Geduld überwand. „Wenn wir immer das Gegenwärtige," sagt er (Versuche rc. I. S. 57 f.), „was wir empfinden, von dem Künftigen, was wir besorgen, in unsern Vorstellungen absondern könnten, so würden nur wenig Leiden übrig bleiben, die unerträglich wären. Aber so ängstiget uns das mögliche Schlimmerwerden noch weit mehr, als uns dasjenige wehe thut, was wirklich schlimm ist rc." „Nichts ist," sagt er (Ebendas. S. 66 f.), und dies konnte er mit so großem Rechte von sich sagen, „nichts ist, was die Geduld im Leiden so sehr befördert, als das Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens. Alle Uebel sind Werkzeuge der Zerstörung, nagen am Leben des Menschen und führen, wenn sie ihre größte Höhe erreicht haben, zum Tode. Wenigstens versetzen sie alle das Gemüth in einen Zu-

stand, welcher der Empfindung der untergehenden Natur ähnlich ist. Dasjenige also, was bei Annäherung des Todes, was im Alter und in Krankheiten zur Geduld nützlich ist und die Heiterkeit des Gemüths befördert: das trägt auch gewiß das Seinige bei, alle andere Leiden des Lebens zu lindern. Nun ist aber in jenen Zuständen nichts so kräftig, das Gemüth bei einer gewissen Ruhe zu erhalten, als wenn man von Vorwürfen, die man sich selbst zu machen hat, frei ist, — auf sein vergangenes Leben als auf einen mit nützlichen oder doch unschuldigen Handlungen angefüllten Zeitraum zurücksehen kann, — und von seinem Gewissen so wie von seinen Zeitgenossen das Zeugniß eines unsträflichen Lebens erhält. Die Geduld, die aus dieser Quelle entspringt, oder auch nur mit dieser Ueberzeugung verbunden ist, hat ihren eigenthümlichen Charakter: sie ist die lieblichste und ehrwürdigste von allen Arten der Geduld. Wie einnehmend ist, zum Beispiel, der Anblick eines heitern Greises, der, trotz der Gebrechen, der Schwäche und der Beschwerden hoher Jahre, durch seine Zufriedenheit mit der Art, wie er die vergangene Zeit angewandt, und mit dem Gebrauche, den er von seinen jetzt verlornen Kräften gemacht hat, in einem frohen Selbstgenusse erhalten wird."

„Wenn sich," bemerkt er (Ebendas. S. 88 ff.), „zuweilen in der Seele eines Weisen die Principien der Religion, geläutert von den Schlacken des Aberglaubens und der Schwärmerei, mit allen Vorzügen der intellectuellen und moralischen Bildung und mit dem Selbstvertrauen der Unschuld und der Gemeinnützigkeit vereinigen: welche augenscheinliche Vortheile hat ein solcher nicht im Kampfe mit dem Unglücke vor allen, die gleiche natürliche und erworbene Waffen gegen dasselbe, aber nicht die Schutzwehr eines vernünftigen Glaubens haben, und welches noch weit edlere Schauspiel gibt nicht sein Sieg über das Uebel! In dieser auf Liebe und Vertrauen gegen eine unsichtbare Weisheit und moralische Güte gegründeten Gemüthsruhe, in der mit Andacht verbundenen Geduld liegt eine Erhabenheit, welche die Standhaftigkeit des bloß über die sittliche Welt speculirenden Philosophen oder des durch bloße Uebung abgehärteten Mannes nicht hat."

In Wahrheit, nicht ohne tiefe Rührung und innige

Verehrung gegen den großherzigen Leidenden kann man es lesen, wenn er in den Anmerkungen zu Cicero's Pflichten (3. Th. S. 48. der vierten Ausg.) von sich sagt: „O gesegnet sey auch selbst die Schwäche eines kränklichen Körpers, die mich öfter, wenn auch nicht deutlicher als andere, gelehrt hat, das der Geist etwas über den Körper vermag. Ja, ich weiß es aus eigner Erfahrung, daß die Anstrengung der Geisteskraft auch einen matten Körper unterstützen und bis auf einen gewissen Grad beleben könne; daß hinwiederum, wenn die Seele ganz ruhig, ganz gelassen bleibt, das tobende Blut anfange sanfter zu fließen, die in Aufruhr gebrachten Lebensgeister niedersinken, und daß der Schmerz selbst, wenn er nicht zu heftig ist, der aushaltenden Geduld einer gegen ihn sich anstemmenden Seele weiche."

Von seinen körperlichen Leiden sprach Garve mit Menschen, die einer bessern Unterhaltung fähig waren, wenig, oder er suchte doch sobald als möglich davon abzubrechen. Nur selten beklagte er sich über seine hypochondrischen Leiden und die ihn oft sehr abmattenden Hämorrhoidal-Zufälle. Sein Gemüth zeigte sich auch hier in dem vortheilhaften Lichte eines Mannes von festem Charakter und eines männlichen Verstandes. Selbst seinen vertrauteren Freunden schrieb er von den größern Leiden bei seinem Gesichtsschaden nur so viel, als er zur Beruhigung ihres Kummers um ihn für nöthig fand.

Fast unglaublich ist es, wie viel Garve, bei einem je mehr und mehr von Leiden angegriffnen Körper, als Schriftsteller geleistet hat. (Man sehe das vollständige Verzeichniß seiner Schriften bei Meusel 4. Bd. S. 24. ff. und Dittmar am Ende d. a. B.)

Das rege Gefühl der Pflicht, zum Wohl seiner Mitmenschen zu wirken, so lang es nur einigermaßen möglich sey, ließ ihn nicht rasten, bis, gerade da, wo er seinen Leidensgenossen in trauriger Einsamkeit noch zur Beruhigung wirken wollte, der Engel des Todes gebot: „bis hieher und nicht weiter!"

Das Geschäft, durch seine Geisteswerke auf seine Mitwelt zu wirken, sah Garve gleichsam als eine Art der besseren Gottesverehrung an, durch welches er mehr Nutzen stiften könnte, als durch die Mittheilung von seinem mäßigen Vermögen an Arme. Er hielt den Ausspruch: „In allen Dingen lasset uns beweisen als die

Diener Gottes," für einen trefflichen Grundsatz der Moral und suchte ihn auch durch treue Anwendung seiner Geisteskräfte in Ausübung zu bringen.

Garve gehörte nicht zu den Kleingläubigen, die an dem Fortgange des Guten in der Welt zweifeln und welche annehmen, daß es hierin nur ein unaufhörliches Steigen und Fallen gebe. „Ein noch männlicheres Alter," sagt er voll warmer Hoffnung (s. Woltmann's Gesch. u. Pol. 1800 S. 215 f.), „steht der Menschheit bevor. Sie wird einmal mündig werden. Der Weisere sieht diesen Zeitpunct mit Entzücken in der Zukunft schimmern. Jerusalem, Athen und das alte Rom sind wie Memphis, Babylon und die ganze Urwelt mit ihren Meinungen und Irrthümern zerstört worden. Der kleine Rest von Wahrheiten, welcher sich unter den Trümmern gefunden hat, ist geblieben. Auch die gegenwärtige Welt wird nach und nach veralten. Nur das, was mit der reinen Vernunft, mit der Wahrheit und Tugend übereinstimmt, wird bleiben. Oder soll, frage ich mit Lessing, das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit des Herzens, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht, nie kommen? Das, was der Erziehungskunst im Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch im Ganzen gelingen? —

Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand von einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, dennoch nicht nöthig haben wird: da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen des Guten zu erkennen.

Freilich entgeht der Hellsehende nicht dem Urtheile seiner Zeitgenossen, die ihn, sobald seine Meinung bekannt ist und sie die ihrige überspringt, für einen Schwärmer ansehen. Der menschliche Verstand hat sich an Führer gewöhnt, und es gibt Casten, welche von diesem Geschäfte der Leitung leben. Gegen die Vorurtheile dieser Geschäftsträger darf man nicht öffentlich sprechen: denn sie sind sanctionirt durch allerlei usurpirte Autoritäten. Der Menschenfreund sieht diese Hindernisse der morali-

schen Besserung seiner Mitbrüder, er möchte sie gern aus dem Wege geräumt wissen; aber je weiser er ist, je weniger erwartet er von seiner eigenen Kraft, eine Last wegzuwälzen, die ihn durch ihre Schwere im Laufe zermalmet — oder die seiner Anstrengung spottet. Es läßt sich der Umschwung der großen Maschine durch das weitsehendere und kraftvollere Individuum nicht beschleunigen. Der Gang der Menschheit ist langsam, aber sicher und gewiß! — endlich wird sie das große Ziel erringen, nach welchem der einzelne Mensch, so wie die Menschheit strebt, — Mündigkeit — feste, reine Tugend."

In diesem schönen Glauben konnten ihn Erscheinungen, wie die des preußischen Religionsedicts, nicht irren. Als nach der Erscheinung desselben so mancher Hellsehende im Preußischen bekümmert ward, schrieb Garve an den Oberconsistorialrath Zöllner, der von einer Reise nach Schlesien zurückgekommen war: „Wie haben Sie den Zustand der Dinge in Berlin gefunden? Ich vermuthe, es wird sehr bald alles ins alte Gleis kommen. Wenigstens halte ich es eben für so unmöglich, einen Strom zu seiner Quelle zurückzudrängen, als den Menschen vom achtzehnten Jahrhunderte die Denkungsart des funfzehnten oder vierzehnten durch Autorität beizubringen."

Wie ausgebreitet in Beziehung auf die Menschen und die Verhältnisse im Leben seine Kenntnisse waren, davon liegen in seinen Schriften die Beweise zu tausenden vor Augen. Wie erfahren durchdringt er das Wesen der Vaterlandsliebe (Versuche ꝛc. II. 127 ff.), der Gesellschaft und Einsamkeit (Versuche ꝛc. III.), des Hoflebens (Versuche ꝛc. I. 295 ff.), der Mode (Ebendas. 117 ff.), der Unentschlossenheit (Ebendas. 453 ff.), der öffentlichen Meinung (Ebendas. V. 291 ff.), der Schwärmerei (Ebendas. 331), des Stolzes (Ebendas. 407 ff.), der Erziehung (Dittmar im a. B. S. 82 ff.).

Wir bedauern von dem, was Garve über jeden dieser Gegenstände sagt, keine ausführlichen Auszüge geben zu können, da die betreffenden Abhandlungen fast keines Auszugs fähig sind. Und von dem, was in seinen übrigen Schriften in dieser Hinsicht vorkömmt, genugsame Belege anzuführen, würde die Gränzen dieser Abhandlung bei weitem überschreiten; doch werden wir weiter

unten, daraus noch manches Einzelne anführen. Wie Garve in der Kenntniß der Menschen und der Lebensverhältnisse ausgezeichnete Kenntnisse besaß, so zeichnete sich auch in beiden Rücksichten sein eignes Verhalten aus. Richten wir zunächst unsre Blicke auf sein Verhalten in den engsten Verbindungen, in welchen er mit Menschen stand. Hier fällt unser Blick zuerst auf sein Verhalten gegen seine vortreffliche Mutter. Gewiß nicht ungern verweilen unsre Leser dabei noch einige Augenblicke, ob sie gleich schon in dem Obigen mehre schöne Züge seiner zarten Kindlichkeit vor Augen gehabt haben. Nichts hatte diese Welt, woran Garve's Herz mit wärmerer und aufmerksamerer Liebe hing, als seine Mutter. Auf das, was sie ihm von zarter Jugend auf war und an ihm gethan, pflegte er oft mit besonderem Vergnügen die Worte anzuwenden, mit welchem Horaz den Preis eines vortrefflichen Vaters auf die Nachwelt gebracht hat. (*Serm.* I, 6, 65.)

Wenn ich bei nicht vielen und
Vorzüglichen Gebrechen — im Uebrigen
Gutmüthig bin; — wofern ich (um einmal
Mein eigen Lob zu singen) bieder bin
Und meiner Freunde werth: so war daran
Sie, meine Mutter, ganz allein die Ursach.
So lang ich meine Sinne habe, soll
Solch' eine Mutter niemals mich gereuen.

Garve's Mutter war es, wie wir schon oben gesehen haben, welche seiner intellectuellen und moralischen Bildung schon in der frühen Jugend die vorzüglichste Richtung gab. Deswegen liebte und schätzte er sie auch nicht blos als dankbarer Sohn, sondern er verehrte sie auch wegen ihres scharfsinnigen und richtigen Verstandes, als seine erste Freundin. „Kinder," pflegte er zu sagen, „welche eine innige Liebe und Anhänglichkeit zu ihren Aeltern haben, finden in dieser Zuneigung eine Stütze für ihre wankende Tugend, und der Gedanke an sie erhält die zarten Jugendseelen auf dem rechten Wege, wenn sie bei dem, was sie thun, hoffen können, daß es ihnen gefallen würde." Als Friedrich II Garve'n bei einer Unterredung nach seinem Urtheile über seine Mutter fragte, antwortete er: sie hat wenigstens mehr als gemeinen Weiberverstand.

Garve pflegte seiner Mutter meistentheils seine mo-

ralisch-philosophischen Abhandlungen vorzulesen, um die Beurtheilung derselben von ihr zu hören. „Es ist sonderbar," sagte er einst zu Dittmar, „daß die Recensenten meiner Schriften gewöhnlich diejenigen Stellen tadeln oder billigen, welche meiner Mutter beim Vorlesen gefallen oder nicht gefallen. — Noch neun Wochen vor ihrem Tode schrieb er an Spalding (8. Jan. 1792): „Vor wenigen Tagen hat meine Mutter ihr 75stes, wie ich gestern mein 50stes Jahr geendigt. Ich habe also den größten Theil meiner, zwar etwas beschwerlichen Laufbahn, in einer so guten und noch so sehr unterstützenden Gesellschaft vollenden können." Und als sie vollendet hatte, da konnte es sich der dankbare Sohn nicht versagen, durch eine Bekanntmachung von der Kanzel, welche er selbst aufsetzte, ihr ein öffentliches Opfer seiner Verehrung zu bringen. Sie ist zu sehr der Aufmerksamkeit werth, diese Bekanntmachung, als daß wir sie nicht hier wörtlich beifügen sollten.

„Den 17. März dieses 1792sten Jahres, des Morgens um halb 7 Uhr starb an den Folgen der Wassersucht, in einem Alter von 75 Jahren, 2 Monaten und zehn Tagen, Frau Anna Katharina Garvin, geborne Försterin, des Herrn Nathanael Garve, ehedem Wayd- und Schönfärbers allhier hinterlassene Wittwe: eine Frau von so bescheidener Tugend, daß es auch ihren Wünschen nicht gemäß gehandelt wäre, derselben hier in öffentlicher Gemeinde mit vielen Worten zu erwähnen. Doch für das, was sie selbst als Wohlthat Gottes pries, ist es erlaubt ihm auch öffentlich zu danken. Die Furcht des Herrn war, im eigentlichen Verstande, der Anfang ihrer Weisheit. Die Liebe zur Religion hatte den Trieb nach Wahrheit und Erkenntniß zuerst in ihr geweckt; und ihr Geist bildete sich im Ganzen, indem sie nur Befestigung ihres Glaubens und Belehrung über ihre Pflichten suchte. Mit dieser aufgeklärten Frömmigkeit verband sie eine natürliche Herzensgüte. Alles, was sie sagte, war vernünftig und liebreich; was sie that, rechtschaffen und wohlgemeint. So brachte sie gleichförmig die Tage ihres Lebens, im Glücke und im Unglücke, — so brachte sie auch die Tage ihrer Krankheit zu. Bis zu ihrem letzten Hauche war Anbetung Gottes und Vertrauen zu ihm, Verehrung gegen die christliche Religion und deren Stifter, Zärtlichkeit gegen ihre Freunde, das Verlangen die

Wahrheit zu erkennen und etwas Gutes zu stiften, in ihrem Munde und in ihrem Herzen. Es gefiel Gott, ein so schuldloses Leben mit dem sanftesten Tode zu beschließen."

„Sie hinterläßt einen größtentheils durch ihren Umgang gebildeten Sohn, der, niedergebeugt durch einen so großen Verlust, noch lebhafter die Regungen der Dankbarkeit für die von ihr empfangenen Wohlthaten fühlt und sich durch ihr Beispiel zu allem Guten erweckt findet. Einige wenige Verwandte, viele Freunde beweinen ihren Tod und segnen zugleich ihr Andenken. Möchte doch Gott an ihnen allen die Wünsche der Seligen erfüllen; möchte er besonders den eifrigsten ihrer Wünsche erfüllen, Glückseligkeit und Tugend in dieser Gemeinde und unter allen Menschen immer allgemeiner werden zu lassen!" (Vgl. Zöllners Briefe über Schlesien 1. Th. S. 156.)

Als der verewigte von Schlichtegroll Garve'n aufforderte, die Lebensbeschreibung seiner verstorbenen Mutter für den Nekrolog zu liefern, machte er ihm dazu Hoffnung; äußerte sich aber sogleich mit solcher Wärme über die Vollendete, daß das kindlich dankbare Herz allenthalben durchblickt (s. Nekrolog 1798, S. 243 ff.).

Garve genoß des seltenen Glücks, viele der an Geist und Herz ausgezeichneten Männer seiner Zeit zu Freunden zu haben. Wo aber hätte auch wahre Freundschaft ein empfänglicheres und würdigeres Herz zu finden vermocht, als bei ihm? Neben dem Gegenstande seiner höchsten irdischen Liebe, seiner herrlichen Mutter, standen in seinem Herzen seine Freunde. Gedachte er jener und des Glücks, das er durch sie genoß, so war das Andenken an diese gewiß immer in der Nähe. „Wer genießt," sagte er (Anmerkungen z. Cicero II. B. S. 35 der vierten Ausg.), „eines schönen Tages, der glänzenden Sonne, der heitern Luft, des sanftwallenden Abendlichts, einer mit allen Schönheiten des Frühlings geschmückten Flur, wer genießt ihrer mehr, als der, welcher in allem diesen einen großen, über alles erhabenen, ihm zulächelnden, ihm Wohlseyn zusagenden, Wohlseyn von Zeit zu Zeit (als ein Unterpfand einer bessern Zukunft) verschaffenden Freund erblicket? Und wer fühlt nicht, wenn ihn die Natur in eine Rührung dieser Art versetzt, sich zu allem Guten gestärkter, zur Uebernehmung schwerer Pflichten aufgelegter, wer drückt nicht in denselben seine Mut-

ter, seinen Freund zärtlicher ans Herz? Wer denkt nicht alsdenn an die Beschwerden des Lebens, an die Beleidigungen, die ihm von seinen Nebenmenschen widerfahren, an den Druck, welchen er von den Höhern leidet, mit mehr Gelassenheit? Und ist dies nicht die Fassung der Seele, die sich der Vollkommenheit nähert, die zur Ausübung der Tugend vorbereitet? Und war diese nicht eine Folge der lebhaft gewordenen Idee von Gott?"

Garve legte für den schönen und bessern Genuß des Lebens überhaupt ein nicht unbedeutendes Gewicht auf Gesellschaft und Umgang. „Der gesellige Umgang," urtheilt er, „ist moralisch nützlich, wenn die Gesellschaft selbst gut ist; er ist moralisch schädlich, wenn die Personen, mit welchen man umgeht, an Geist und Sitten verdorben oder ungebildet sind. Das Sprüchwort sagt: Leute machen Leute; das heißt, der Mensch wird nach und nach denjenigen ähnlich, mit welchen er häufig in Gesellschaft ist. Er wird durch den Umgang mit einsichtsvollen Personen verständiger, mit Hofleuten artiger, mit Ausschweifenden zügelloser, mit eigensinnigen Greisen vorurtheilsvoller, mit Pedanten Pedant, und mit dem Pöbel selbst Pöbel. Insofern die Gesellschaft des Menschen von seiner eignen freien Wahl abhängt, ist es ihm sehr erlaubt gesellig zu seyn; aber es ist Pflicht für ihn, die beste zu suchen. Insofern dem Menschen durch seine Lage ein gewisser Kreis des Umgangs vorgeschrieben wird, insofern erfordert die Moral von ihm, daß er sich in seine Umstände schicke und lieber das Verdrüßliche der Einsamkeit ertrage, als sich, in der Gesellschaft ungebildeter Menschen, Versuchungen zu Thorheiten und Lastern aussetze — hingegen auch der Ruhe und Gemächlichkeit eines einsamen Lebens einen lehrreichen aber anstrengenden Umgang vorziehe." (Versuche rc. III, 208 ff. Vgl. I, 312, 315.)

Man hat Garve'n oft Schuld gegeben, daß er sich zu sehr nach den Zirkeln der Vornehmsten dränge, und nicht ganz mit Unrecht. Daß ihn eine Art feiner Eitelkeit bei seinem Bestreben, in der Gesellschaft der Vornehmen geachtet zu seyn, leitete, möchte selbst aus mehren Stellen seiner Schriften, zunächst Versuche III, 345, erhellen, wo er sagt: „Mit der Eitelkeit ist die Begierde nach Gesellschaft fast unausbleiblich verbunden. Denn der, welcher durch Vorzüge des Standes oder

der Person über andre hervorzuragen glaubt und von andern Menschen geehrt zu seyn wünscht, kann auf keine bessere Weise seines Vorzugs genießen, oder seinen Wunsch befriedigen, als wenn er von vielen Menschen gesehen und beobachtet wird, und sie ihm ihr Wohlgefallen oder ihre Bewunderung zu erkennen geben." Aufrichtig erkennt er indeß selbst dieses Bestreben als eine Schwäche an; nennt aber dabei auch edlere Triebfedern, welche ihn dazu veranlaßten. (Versuche rc. I, Vorrede VI fg.) „Von meiner frühesten Jugend an hatte eine leidenschaftliche Liebe zum Umgange mein Gemüth beherrscht und oft es beunruhiget. Der Wunsch, in der Gesellschaft zu gefallen und von derselben gesucht zu werden, ist zu allen Zeiten weit stärker bei uns gewesen, als die Begierde nach literarischem Ruhme. Wenn mir dieser letztere ein wünschenswerthes Gut schien, so war es nur deswegen, weil ich glaubte, daß er mir den Weg zu jenen Vortheilen bahnen würde. Mein Ehrgeiz lernte bald noch feinere Unterschiede machen. Ich wollte nicht nur wie Montaigne, daß man mich selbst, nicht meine Bücher schätzen sollte; ich wurde auch gewahr, daß es etwas ganz anders wäre, wenn mich die Gesellschaft unter dem Titel eines mir besonders zugeschriebenen Talents, als wenn sie mich unter dem einer unbestimmten aber allgemeinen Liebenswürdigkeit aufnähme; und nur dies letztere war der Gegenstand meiner Wünsche. Ich dachte genau so wie Pascal, daß derjenige, den man bei seinem Eintritte in die Gesellschaft als einen vortrefflichen Clavierspieler, einen Erzähler lustiger Geschichten, oder selbst als einen berühmten Dichter oder Schriftsteller ankündigt, nur noch ein erborgtes und unsicheres Ansehen in derselben habe, — und daß, um sich als Mitglied von ihr betrachten und an ihren geselligen Vergnügungen mit vollem Rechte Theil nehmen zu können, er nicht wegen einer besondern Eigenschaft von ihr gelobt, sondern, nach seiner ganzen Persönlichkeit, als braver und artiger Mann (honnête et galant-homme) geliebt werden müsse. Diese meine von der Vernunft nicht hinlänglich bewachte Leidenschaft, die Begierde, im Umgange zu gefallen und des Umgangs zu genießen, wollte auf eben so mannigfaltige als ausgesuchte Weise befriedigt zu seyn. Ich wünschte von keiner Classe ausgeschlossen zu werden, und vielleicht verlangte ich zu sehr, auch in den

ersten meines jedesmaligen Wohnorts eine Rolle zu spielen. Hierbei mochte zum Theil bloße Eitelkeit, die nur hervorragen will, zum Grunde liegen; aber ich bin mir bewußt, daß auch Wißbegierde und das Verlangen, vollkommener zu werden, mit unter meine Triebfedern gehörte: Wißbegierde, insofern ich im Umgange vornämlich eine Schule der Menschenkenntniß suchte und dazu die verglichene Beobachtung mehrerer Stände für nothwendig ansah; Verlangen nach Vollkommenheit, indem ich durch den Umgang mit der vornehmen oder mit der modischen Welt gerade diejenigen Uebungen zu erhalten hoffte, welche die Fehler meiner Naturanlagen verbessern und die durch Nachdenken und Studium unerreichbaren Vorzüge mir verschaffen könnten." (Vgl. Woltmann im a. B. S. 287 ff.)

In der Gesellschaft war Garve's Aufmerksamkeit jedesmal auf den Stoff der Unterhaltung vorzüglich gerichtet, der von andern bei Tische vorgebracht wurde. Anfänglich beobachtete er den Gang des Gesprächs, und wenn es sich auf einen Gegenstand wandte, der ihn besonders interessirte, so nahm er das Wort und sprach dann mit einer Deutlichkeit und Anmuth, daß ein jeder gern die Unterredungen mit seinem Nachbar und sogar mit einer sehr angenehmen Nachbarin aufgab und ihm zuhörte.

Er wußte sich hier so zu mäßigen, wenn es die Umstände erforderten, daß er nie die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchte. Wenn er nicht an einem Vergnügen Theil nehmen wollte oder konnte, so machte er den stillen Beobachter und versetzte sich in die Lage eines Einsamen, in welcher er ein Vergnügen fand, wie es der Nachdenkende in der Abgeschiedenheit vom Geräusch nur genießen kann. Zuweilen war er in der Gesellschaft ganz still und zurückgezogen. „Einst," erzählt Dittmar (im angef. B. S. 93 ff.), „sah ich ihn in einer zahlreichen Gesellschaft von beiderlei Geschlechtern so still und zurückgezogen, daß fast ein jeder von den Anwesenden glaubte, er befände sich nicht wohl, oder es mißfiele ihm die Lustigkeit und das aufgeweckte Wesen der Jugend. Vielleicht, sagte der Wirth des Hauses zu ihm, ist ihnen das große Geräusch zuwider; wollen Sie nicht lieber mit mir nach dem andern Gartenhause gehen, wo wir allein seyn können? — Nein, antwortete er, erlauben

Sie mir doch an dem Vergnügen dieser jungen Leute Theil zu nehmen. Ich sehe den Menschen gern in dem Ausbruche seiner Heiterkeit. Der Anblick einer fröhlichen Jugend ist für mich eine wahre Erholung."

Garve's Unterhaltung in der Gesellschaft war, wie schon oben bemerkt worden, äußerst anziehend und interessant. Der vorhin genannte Herr Gruner erzählt von ihm (Berl. Mon. Schr. 1799): „Unter allen ausgezeichneten Männern, die ich kenne, habe ich noch keinen gefunden, der ihm in der Gabe, über jeden Gegenstand so bestimmt und in so deutlichen Begriffen sich mitzutheilen, gleichgekommen wäre." — Weiße, einer der ältesten würdigen Freunde Garve's, äußert in einem Briefe an Dittmar 10. Dez. 1799: „Einmal sagte ein großer Minister in Dresden zu mir: wenn er mit Garve — den er auch ein paar mal in seinen Vorlesungen gehört — in Gesellschaft sey, so wünschte er allezeit einen Geschwindschreiber neben sich; so leicht, so klar und gut spräche er, und so vortreffliche Sachen brächte er vor."

Betrachten wir Garve'n als Gelehrten und Schriftsteller besonders, so ergibt sich bei dem Rückblicke auf das Obige, daß er die Kenntnisse, welche er besaß, hauptsächlich seiner unermüdlichen Selbstthätigkeit verdankte. Und diese Kenntnisse waren in der That sehr mannigfaltig. Sie verbreiteten sich über alte und neue Sprachen, Geschichte, Politik, Staatswirthschaft, Mathematik, Philosophie und mehre andere Zweige der Gelehrsamkeit. Indeß war sein anhaltendes Studiren immer mit Philosophie verbunden und auf Philosophie gerichtet. Las er Dichter, so mußten sie, wenn sie ihm gefallen sollten, außer schönen, angenehmen und passenden Bildern, eine Philosophie enthalten, die mit der seinigen übereinstimmte. Immer war ihm ein Dichter um so schätzbarer, jemehr er sein Talent auf moralische und philosophische Gegenstände anwendete. War aber gleich Philosophie der Hauptgegenstand seiner gelehrten Beschäftigungen; waren ihm gleich die Systeme der ältern, wie der neuern und seiner Zeit neuesten kantischen Philosophie bekannt genug: so lag es doch außer dem Bereiche seiner geistigen Kraft, die Philosophie, als selbständige Wissenschaft, in ihrem ganzen Umfange zu erfassen und zu behandeln; zum systematischen Denken war sein Geist nicht geeignet. Daher mißlang es ihm auch gänz-

lich, was sogleich jeder Urtheilsfähige einsah, als er bei seinem Aufenthalte zu Göttingen sich bereden ließ, Kants Kritik der reinen Vernunft für die dortigen gelehrten Anzeigen zu recensiren. Für Kant, von welchem Garve wegen seiner Beurtheilung sehr übel mitgenommen wurde, war es ein leichtes, zu beweisen, daß ihn der Recensent mißverstanden habe. Garve war sich auch nur zu gut bewußt, daß er in die Tiefen der Speculation hinabzusteigen nicht vermöge. Er äußerte namentlich gegen Herrn Gruner: „Ich glaube, ich wäre von Sinnen gekommen, wenn ich die Kritik der reinen Vernunft hätte schreiben sollen." Allein er war, wie ihn Kant selbst charakterisirt (Vorrede zur philosophischen Rechtslehre), ein Philosoph im wahren Sinne des Worts, ein redlicher und einsichtsvoller Freund der Weisheit, der das reine Gold der Wahrheit wohl zu unterscheiden und zu Tage zu fördern wußte. Sein scharfer Beobachtungsgeist sammelte, entwickelte und brachte in allgemeinen Umlauf, was er als nützlich und anständig, als schön und edel, als wahr und sittlich gut erkannte, ohne zu der Fahne eines philosophischen Systems geschworen zu haben. Sein Wirkungskreis war in dem praktischen Theile des Gebiets der Philosophie; für Moral und Psychologie hat er, was ihm niemand absprechen kann, viel geleistet. Der wichtigste Gegenstand seines Philosophirens war fast beständig der Mensch nach seiner intellectuellen und moralischen Natur. Immer waren seine nachdenkenden Blicke auf das praktische Leben gerichtet, und seine Gedanken wurden durch äußere Umstände, durch den Umgang mit Menschen oder durch das Lesen irgend einer Schrift auf- und angeregt, und zuweilen waren diese Gedanken von einem größern Gehalte, als die, welche sie veranlaßt hatten. Vorzüglich schätzte er, außer den classischen Schriftstellern der Griechen und Römer, die Geisteswerke der Britten, von welchen er mehre, wie Home, Ferguson, Burke, Payley, Macfertan &c., übersetzt und mit sehr schätzbaren Anmerkungen bereichert hat. Eben in der Richtung, welche Garve bei seinem Philosophiren nahm, haben manche einen Grund gefunden zu haben geglaubt, ihn einen Philosophen für die Welt zu benamen, und darin liegt keineswegs eine Entwürdigung. Denn „Philosoph für die Welt ist" wie Schelle in seinen „Briefen über Garve's Schriften und Philosophie"

S. 126 ff. sehr treffend bemerkt, „nicht etwa derjenige, welcher von der Strenge der Grundsätze etwas nachläßt, wenn nicht gar für die große Welt andere Grundsätze als für ein wissenschaftliches Publikum in Bereitschaft hält, oder der philosophische Grundsätze als Spielwerk behandelt, um sie einer flatterhaften Modewelt genießbar zu machen. Zwar gab es schon viel solche angebliche Philosophen für die Welt: allein diese falschen Priester der Wahrheit dürfen uns nicht abhalten, den Begriff des Philosophen für die Welt von seiner edleren Seite und nach seiner Wortbedeutung zu fassen. Welt wird der Schule entgegengesetzt; und Philosoph für die Welt ist ein solcher philosophirender Geist, der sich nicht an Philosophen von Profession, sondern an das ganze gebildete und denkende Publikum wendet, ihm Aufklärung und Belehrung verspricht."

Uebrigens verstand Garve die große Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche sich ihm bei seinen literarischen, besonders philosophischen Beschäftigungen darbot, als Schriftsteller sehr meisterhaft zu behandeln und gewissermaaßen zu einem Ganzen zu verknüpfen. Er schrieb über den Charakter der Bauern (Bresl. 1786) und über den Charakter des erhabensten Königs (Fragmente zur Schilderung Friedrichs II); er erläuterte einzelne Stellen (vgl. Versuche ꝛc. II.) und ganze Schriften der unsterblichen Alten (Aristoteles, Cicero), wie der Neuern (Britten u. s. w.); er urtheilte über Kunst und Theater (Lessings Dramaturgie, Laokoon), Witterung und Gebirge u. s. w.

In allen diesen Erzeugnissen seiner schriftstellerischen Thätigkeit herrscht, wie Küttner in den „Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten" sehr richtig urtheilt, „Scharfsichtigkeit und brittischer Tiefsinn, ein durchdringender Bemerkungsgeist, tiefe Belesenheit in den besten Schriftstellern der alten und neuen Zeit, feine lehrreiche Kritik, mit Ernsthaftigkeit und gutem Herzen gebraucht, feuriges Gefühl des Schönen und Guten, Adel, Bestimmtheit und Kraft im Ausdrucke: dies ungefähr sind die auffallendsten Züge in dem Charakter der Garve'schen Schriften. Seine subtilsten Gedanken und Schlüsse weiß er mit unübertrefflicher Anmuth vorzutragen. Die Grazie der sokratischen Schule, die Mendelssohns speculative Schriften so sehr verschönert, war auch ihm hold. Man

muß ihn lesen mit Nachdenken und anschauender Erkenntniß; die Wahrheiten, die er lehrt, dünken nicht jedem gemeinen Verstande einleuchtend; nur der, der ihm zu folgen vermag, faßt ihn. Seine Schreibart ist angenehm und ohne Fehl; er braucht kein Wort am unrechten Orte, keins zum Ueberflusse; jedes ist bedeutend und gewählt für den Gedanken, den es darstellen soll. Selbst für den deutschen Grammatiker ist seine Sprache classisch."

Was Garve'n bei seinen geistigen Beschäftigungen ganz besonders unterstützte, war der Anblick der freien Natur. „Was mir," sagt er (Versuche rc. II, S. 327 ff.), „zwischen den vier Wänden meiner Stube durchaus nicht gelingen wollte, darüber wurde ich Meister, wenn ich im freien Felde, auf der Wiese, im Walde nachdachte. Und Gedanken, die sich bei mir, auf meinen Wanderungen durch Fluren einer anmuthigen, aber einförmigen Ebne, nur unvollkommen entwickelt hatten, schienen mir auf einmal in ein helles Licht zu treten, und selbst sich bis zur Schönheit und Würde zu erheben, wenn ich sie an dem Abhange eines Berges sitzend erneuerte, wo ein reiches und anmuthiges Thal, das Rauschen eines Bergbachs, tief unter mir weidende Heerden, und arbeitende oder wandelnde Menschen meine Sinne mannigfaltig beschäftigten."

Was übrigens Garve'n eine so vorzügliche aber seltene Auszeichnung verschafft hat und unter den wahren Freunden des Guten und der Wissenschaft immer bewahren wird, ist, daß in ihm der Mensch und der Gelehrte im unzertrennlichsten Vereine standen. Vortrefflich hat ihn in diesem Vereine sein würdiger Freund Manso (über Garve's schriftstellerischen Charakter, am Schlusse) dargestellt, indem er sagt: „Es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Mensch und der Schriftsteller nicht selten zwei ganz verschiedene Personen sind. Wer seine Ideen am Schreibepulte leicht und geschickt entwickelt, verliert oft diese glückliche Gabe im Umgange; wen innerhalb seinem Studirzimmer ein höherer Genius zu umschweben und eine stete Begeisterung anzuwehen scheint, verwandelt sich oft unter den Menschen in einen kalten und bedeutungslosen Gesellschafter; wer dort von Laune und Witz überströmte, sitzt hier oft stumm und seines Talentes beraubt. Diese Erfahrung war auf Garve'n nicht anwendbar. Wer ihn als Menschen kannte, kannte ihn auch

als Schriftsteller, und fand umgekehrt diesen in jenem wieder. Die Neigung, eigne und fremde Gedanken zu zergliedern und auf ihren praktischen Werth zurückzuführen, verräth sich in seinen Aufsätzen, wie sie sich in dem mündlichen Verkehre mit ihm zeigte; das Gleichgewicht seiner Geisteskräfte und die Gleichförmigkeit, die sich in den Aeußerungen derselben offenbarte, erkannte man in seinen Werken, wie sich beide in seinen Unterredungen darlegten; und der bestimmte, lichte und natürliche Vortrag, durch den er sich als Sprecher in der Gesellschaft auszeichnete, zeichnet ihn auch als Schriftsteller aus. Ich habe ihn im Umgange nie gespannt, in Lob und Tadel nie ausschweifend, in seinen Forderungen an die Menschen nie unbillig, ich habe ihn im Leben nie exaltirt, sondern stets wahr gefunden; und so erscheint er auch in seinen Schriften. Er hat in der Unterredung nie von den Künsten der Beredsamkeit Gebrauch gemacht, und durch sie zu glänzen oder zu bestechen gesucht, und er hat sie auch als Schriftsteller verschmäht. Wenn überhaupt irgend ein Sterblicher in Thaten und in Worten die höhere Nemesis, die Göttin des Maaßes und Einhalts, ehrte, so war er es. Dafür hat sie ihm aber auch viel Liebe unter den Menschen verliehen und ihn den Pfad des Ruhms ruhiger und unbeneideter, als viele andre, wandeln lassen."

So wahr und schön dieses Zeugniß ist, eben so schön und wahr ist dessen dichterische Wiederholung von derselben Freundeshand: (Manso vermischte Schriften I. Th. S. 146.)

Zweien Unsterblichen hat sein Genius innig gehuldigt,
Dir, o Weisheit, und dir, Göttin des Maaßes und Ziels.
Guter Kranker, du hast dein Loos in Zeiten geahndet,
Und aus allen gewählt, was der Gedrückte bedarf.
Liebreich hat dich in Stunden des Schmerzes die eine getröstet,
Und durchs Leben zum Grab friedlich die zweite geführt.

Mohammed Ali,

Vicekönig von Aegypten.

Mohammed Ali,

Vicekönig von Aegypten.

Es ist schwer, das Bild eines noch lebenden Zeitgenossen aus dem Gewirr sich widersprechender Nachrichten und aus dem dunkeln Getriebe geflissentlich versteckter Gesinnungen und Thaten hervorzuheben. So ist es mit dem Bilde des oben genannten Mannes, das um so weniger leicht zu zeichnen ist, weil die Reihe von Handlungen, die zu einem befriedigenden Resultat im Urtheil über ihn führen könnte, noch nicht geschlossen ist, und überdem die Berichte über ihn von zwei Männern kommen, die ein zu günstiges Vorurtheil für ihn gefaßt haben mögen. Letztere sind zwei Franzosen *); also zu der Nation gehörig, die Mohammed Ali von jeher begünstigt hat. Ohne jedoch den Leser durch Vorgreifung des Urtheils über den ägyptischen Helden mit einem günstigen oder ungünstigen Vorurtheil zu erfüllen, mag hier das eine Stelle finden, was bis zum gegenwärtigen Augen-

*) Der erste ist Felix Mengin, der zwanzig Jahre nach dem Abzuge der Franzosen aus Aegypten in Kairo lebte und im vorigen Jahre sein Werk: Histoire de l'Égypte sous le gouvernement de Mohammed Ali, ou récit des événemens politiques et militaires, qui ont eu lieu depuis le départ des Français jusqu'en 1823. Ouvrage enrichi de notes par M. M. Langlès et Jomard etc. 2 tomes, drucken ließ. Der andre ist: Thédénat Duvent, französischer Consul zu Alexandrien, in seinem Werke: L'Égypte sous Méhémed Ali, ou aperçu rapide de l'administration civile et militaire de ce pacha, publié par Joly. Paris 1822.

blick durch jene zwei Schriftsteller und durch öffentliche Blätter über ihn bekannt geworden ist; und seine Geschichte mag auch wohl für Manchen anziehend seyn, weil sie zugleich ein Sittengemälde seiner Zeit und seines Landes darbietet; überdem ist ja der Schauplatz seiner Thaten das Land, das durch seine einstige Herrlichkeit, so wie durch seine Wunderschöpfungen aus grauer Zeit den Alterthumsforscher eben so sehr anzieht, als es die Einbildungskraft des Dichters beflügelt.

Mohammed Ali wurde geboren im Jahre 1769 zu Cavale in Rumelien *), wo sein Vater Ibrahim Aga Befehlshaber der Polizeireiter zur Sicherheit der Straßen war. Der früh verwaiste Knabe ward in dem Hause des Tschorbagi, Befehlshabers von Cavale, erzogen, und genoß in dessen Hause mehr Wohlthaten, als er kaum von seinen eignen Eltern hätte erwarten können. Der Orient ist das Land der Wunder. Seine Mutter hatte während ihrer Schwangerschaft einen Traum, aus dessen Deutung hervorging, daß ihr Sohn dereinst eine große Rolle spielen werde. Mohammed Ali wußte dies, und es flößte ihm von zarter Jugend einen heißen Drang ein, sich hervorzuthun und den Erwartungen, die der Traum erregt hatte, zu entsprechen. Sein Scharfsinn, gepaart mit körperlicher Gewandtheit, kam seinem Streben zu Statten; und wenn er der Prophezeihung vielleicht auch selbst nicht glaubte, so trug er, als schlauer Orientale, doch Sorge, sie in dem Kreise seiner jugendlichen Wirksamkeit bekannt werden zu lassen, um seinen Landsleuten den Glauben einzuflößen, das Fatum habe ihn von Ewigkeit her bestimmt, etwas Ausgezeichnetes in Wort, Sinn und That zu leisten. Der Tschorbagi liebte ihn und erhielt frühe genug Beweise, daß sein Pflegesohn zu manchem Geschäft zu gebrauchen sey, zu dessen Vollbringung nicht jeder geneigt oder fähig ist. Einst galt es die Bewohner eines nahen Dorfes, die sich geweigert hatten den schuldigen Tribut zu erlegen, durch Zwangsmittel zum Gehorsam zu führen,

*) Rumelien ist ein Küstenstrich, nördlich von Albanien, östlich von Thessalien, südlich vom Meerbusen von Lepanto und westlich vom jonischen Meere begrenzt, und nicht Rum-Ily. S. Minerva. Mai 1824, S. 192.

und der kaum aus den Jahren der Kindheit getretene Mohammed Ali erbot sich die Rebellen zu bändigen, wenn man ihm einige Bewaffnete zum Schutz und unumschränkte Vollmacht zu handeln geben wolle. Der über sein kühnes Anerbieten erstaunte Tschorbagi erfüllte nicht ohne Mißtrauen seine Bitte. Mohammed Ali ging mit seinen Begleitern. Im Dorfe angekommen, trat er unter dem Vorwande, sein Gebet zu verrichten, in die Moschee und entbot vier der angesehensten Ortseinwohner zu sich, indem er ihnen sagen ließ, er habe ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen. Kaum waren die Argwohnlosen in die Moschee eingetreten, als er sich ihrer bemächtigte und sie, trotz der Protestation der überraschten Dörfner, gebunden und als Geißeln nach Cavale transportiren ließ, wo sie bleiben mußten bis der rückständige Tribut entrichtet war.

Der Tschorbagi beförderte ihn bald zum Buluk-Baschi, und verheirathete ihn mit einer jungen reichen Wittwe aus seiner Verwandtschaft, die ihm den Tussum und Ismael gebar. Ein französischer Kaufmann aus Marseille, Namens Lyon, hatte für Mohammed Ali, seit dessen Kindheit, ein lebhaftes Wohlwollen gehegt und ihn mit Wohlthaten überhäuft; dies hatte zur Folge, daß er stets eine gewisse Vorliebe für die Franzosen gezeigt hat, so wie, daß er sich frühe schon Duldsamkeit gegen die verschiedenen Religionsbekenner zum festen Grundsatz machte. Er war nicht undankbar gegen Lyon: denn als er bereits Vicekönig von Aegypten war, erfuhr er, daß dieser auf die Rückkehr in sein Vaterland bedacht sey, und lud ihn freundlich nach Cairo ein. Jedoch Lyon starb noch ehe er sich einschiffte, und Mohammed Ali sandte der Schwester seines Wohlthäters unter den Versicherungen seines lebhaftesten Bedauerns ein Geschenk von zehntausend Piastern. Ehe er seine militairische Laufbahn begann, beschäftigte er sich mit dem Tabakshandel, der dem Kundigen in Rumelien viel einbringt, und, treu seinem frühern Hange, liebt er es noch jetzt zuweilen Handelsspeculationen zu machen.

Im Feldzuge gegen die Franzosen in Aegypten sollte auf Befehl des Capitain-Pascha der Bezirk von Cavale ein seiner Größe angemessenes Truppencontingent stellen. Der Tschorbagi, dem dies Geschäft übertragen war, machte Mohammed Ali zum Befehlshaber des

aus dreihundert Mann bestehenden Haufens. Ali Aga, Sohn des Tschorbagi, sollte eigentlich dieses Corps befehligen, und Mohammed Ali ihm nur als Rathgeber zur Seite stehn; der junge Aga aber, abgeschreckt durch die Mühseligkeiten der kriegerischen Laufbahn und wenig begierig nach Lorbeeren, kehrte bald in die Heimath zurück und überließ seinem kriegslustigen Begleiter das Commando, der nun den Titel eines Bim-Baschi erhielt. Bei mehren Gelegenheiten zeigte er persönliche Tapferkeit, insbesondere aber in einem hitzigen Gefecht gegen den französischen General La Grange bei Ramanyeh. Er verlor hier zwar den größten Theil seiner Leute, aber der Capitain-Pascha, unter dessen Augen er focht, gab ihm zur Belohnung ein größeres Commando. Jetzt war es seine Hauptsorge, die Zuneigung der albanesischen Söldlinge zu gewinnen, die ihm späterhin in seinem Kampfe gegen die Mameluken sehr zu Statten kam. Von der Zeit an, wo die Franzosen Aegypten verlassen hatten, beginnt eigentlich die Reihe von Thaten, vermittelst deren es ihm gelang sich zu seiner jetzigen Größe emporzuschwingen; bevor jedoch diese erzählt werden, wird es nöthig seyn die Verhältnisse kurz auseinanderzusetzen, in denen er damals zum Ganzen stand.

Der Sultan Selim hatte im Jahre 1517 Aegypten von den Mameluken erobert, und überließ ihnen zufolge eines Tractates die Verwaltung des Landes, indem er vierundzwanzig Beys aus ihrer Mitte wählte, die ihm als Vasallen den jährlichen Tribut entrichten mußten. Bis zur Landung der Franzosen in Aegypten blieb die Herrschaft dieser Beys unangetastet, aber in der Schlacht bei den Pyramiden von Ghizeh ging sie unter. Murad und Ibrahim Bey konnten zwar den französischen Waffen nicht widerstehen: aber sie gaben die Hoffnung nicht auf, im Besitze eines Landes zu bleiben, das ihre Väter fast dreihundert Jahre inne gehabt hatten. Diese Hoffnung bekam neue Nahrung, als die Franzosen Aegypten verließen, und sie von den Engländern die Versicherung erhielten, daß sie ihrer Seits alles thun würden, um sie in ihren angestammten Ansprüchen auf Aegyptens Herrschaft beim Divan zu Constantinopel zu vertreten. Aber der Divan, der ihre Herrschaft unter keiner Bedingung wieder hergestellt wissen wollte, deutete ihnen an, daß sie Aegypten verlassen

müßten; jedoch würden sie, als Entschädigung, Besitzungen in den europäischen Provinzen erhalten. Das Cabinet von St. James schien sich damit zu beruhigen, weil es, die Hartnäckigkeit und Kriegslust dieser Sklavenmiliz kennend, überzeugt war, die Beys würden sich nicht so leichten Kaufs ihrer Vorrechte begeben und ihre Ansprüche fahren lassen. Dies war in der That der Fall; und wahrscheinlich wäre es den Beys gelungen sich, unterstützt durch englische Subsidien, zu behaupten, wenn sie unter einander selbst einiger gewesen wären, europäische Disciplin beobachtet und von Meutereien abgelassen hätten, und insbesondre wenn ihnen nicht Mohammed Ali durch schlaue Berechnung und durch Unterstützung der Pforte den Untergang bereitet hätte. Nächst dem bekannten Ibrahim, in welchem die Franzosen immer ihren bedeutendsten Gegner gesehen hatten, waren es zwei andre Beys, die sich in der Zeit, wo Mohammed Ali auftrat, durch Einsicht und persönliche Tapferkeit auszeichneten. Der erste war Elfy Bey, früherhin Murad Beys Leibdiener und dann Commandant von Charkyeh. In der Pyramidenschlacht verlor er fast alle seine Leute; und ohnerachtet ihn Murad wegen seines Jähzorns und seiner Rohheit nach Oberägypten verwies, blieb er doch seinem Herrn treu. Er war, nach türkischer Art, ein Gelehrter, d. h., er las gern, trieb Astrologie, Wahrsagerei und besonders Architektur, an der er so viel Vergnügen fand, daß er in allen Feldzügen einen leicht aufzurichtenden Kiosk mit sich führte. Der Hauptzweck seiner kriegerischen Streifzüge war die Unterdrückung der räuberischen Beduinen, obwohl er die größte Zuneigung zu arabischen Mädchen hatte; denn er war ein Wüstling, liebte Putz und Schminke und hatte großen Hang zur Verschwendung. Als Murad mit den Franzosen Frieden schloß, nahm er denselben nicht an, sondern setzte den Krieg auf seine eigne Hand fort; eben so wenig nahm er türkische Dienste, die ihm Jussuf-Pascha anbot, sondern schloß sich an die Engländer an, von denen er allein Heil für Aegypten erwartete. Er hatte vierzig Kachefs (Officiere) und tausend Mameluckon im Dienst, und zeigte Mohammed Ali einen unversöhnlichen Haß bis ans Ende seines Lebens.

Der andre war Bardissy-Bey, ein geborner Cirkassier aus der Caste der Landgutbesitzer. Früh wurde

er seinen Eltern geraubt, und an Selim Aga, Arsenalaufseher in Constantinopel, verkauft. Als dieser starb, kam er an einen Schiffscapitain, der ihn in Alexandrien an Murad verkaufte. Dieser setzte ihn bei der Finanzverwaltung an, wo er sich überaus anstellig und gewandt zeigte. Er kaufte sich dann selbst einige Mameluken *), und Murad erhob ihn zu demselben Posten, den Elfy bei ihm bekleidete, d. h., er machte ihn zu seinem Sohocabar (Leibdiener, Knappen). Er stieg zum Kachef und endlich durch seine Ländereien zum Bey. Osman-Bey-Bardissy, von Natur mit einem durchdringenden Blick begabt, trat nun mit Würde auf, und in der Pyramidenschlacht zerhieb sein Damascener Flintenkolben und Bayonette; ja, als er nicht anders in die dichten Linien der Franzosen eindringen konnte, ließ er sein Roß sich bäumen und auf sie einstürzen. Als einen Beweis seiner Körperkraft, führt Mengin an, er habe selbst gesehen, wie Bardissy einem Stier mit Einem Hiebe den Kopf abhieb und sogar noch des Thieres Beine verletzte. Als Murad mit Kleber Frieden schloß, lebte er mit den französischen Officieren im besten Vernehmen.

Bardissy glaubte sich, im Bunde mit den Albanesern, allein in Aegyptens Besitz erhalten zu können, während Elfy sich an die Engländer anschloß. Die Pforte widerstrebte Beiden, und Mohammed Ali zeigte sich hier so zweideutig und dem Anscheine nach so unschlüssig, daß sich schwer entscheiden läßt, welcher Partei er eigentlich zugethan war. So stand es in Aegypten, als die Pforte Mahomed Pascha Kusruf als Statthalter sandte, der den 5ten Februar 1802 sein bedeutendes Paschalik antrat und, den erhaltenen Aufträgen zufolge, seine kriegerischen Unternehmungen damit eröffnete, daß er sechstausend Mann gegen die Mameluken in Oberägypten sandte, die unter Elfy's Befehl dort standen. Beim Dorfe Del Hue ward er geschlagen und die Beys drangen in Niederägypten ein. Hierauf ernannte Kus-

*) Etymologisch bedeutet das Wort Mamelukh im Arabischen 1) jedes Besitzthum und 2) einen Sklaven. Die Mameluken sind auch in der That nur eine Sklavenmiliz, die sich in frühern Zeiten durch Stahl und Gift emporgeschwungen.

ruf den Mohammed Ali im Lager bei Abukir zum General und sandte ihn den Beys entgegen. Mit ihm zog Jussuf Bey und Taher Pascha. Bei Damanhur stand Bardissy mit achttausend Mann, von dem sich Elfy, auf den Rath der Engländer, getrennt hatte. Den 23sten November kam es zur Schlacht, in welcher Jussuf fünftausend Mann, sein Geschütz, Munition und Gepäck verlor, während Bardissy der Sieg kaum sechzig Mann kostete. Mohammed Ali hatte zu fern gestanden, um dem Jussuf zu Hülfe kommen zu können, und ließ es ruhig geschehen, daß dieser ihm den Vorwurf machte, er habe ihm keine Hülfe leisten wollen. Die Folge des Siegs war, daß Bardissy das schlecht befestigte Minyeh in vier Tagen einnahm, wodurch ihm der Weg zur Hauptstadt offen stand. Der Statthalter ließ in dieser Verlegenheit Taher Paschas Truppen zu sich nach Cairo kommen. Diese hatten keinen Sold bekommen, waren schon verdrießlich über den Verlust bei Damanhur und forderten die Bezahlung mit dem Ungestüm türkischer Söldlinge vom Statthalter. Dieser wies sie an seinen Schatzmeister; der Schatzmeister an Mohammed Ali, welcher versicherte, kein Geld zur Auszahlung an sie erhalten zu haben.

Taher Pascha zettelte nun, in Folge versteckter Pläne, einen Aufstand unter den Truppen an, der den 2ten Mai 1803 ausbrach. Kusrufs Palast ward beschossen und er floh nach dem wohl befestigten Damiette. Sogleich ließ sich Taher Pascha zum Kaimakan, d. h. zum Stellvertreter des Statthalters ernennen. Ja er lud sogar die Mamelucken ein, sich Cairo zu nähern, eine Aufforderung, die von diesen nicht unbenutzt blieb. Aber er genoß nur kurze Zeit die Früchte seines Verraths. Diejenigen türkischen Söldlinge, die nicht mit am ersten Aufruhr Theil genommen hatten, verlangten von ihm ebenfalls den rückständigen Sold. Sie empörten sich, weil er ihre Forderungen nicht befriedigen konnte, und hieben ihm den Kopf ab. Es ist unerwiesen, ob Mohammed Ali hierbei die Hand im Spiel hatte. Die Aufrührer wählten nun in der Person des Pascha Ahmed einen neuen Statthalter. Dieser sandte sogleich Scheikhs an Mohammed Ali mit der Aufforderung, sich zu unterwerfen und ihn anzuerkennen. Der schlaue Mohammed, der bis dahin einen theilnahmlosen Zu-

schauer aller dieser Wechsel und Auftritte abgegeben hatte, gab ihm eine Antwort, aus welcher hervorgeht, daß er schon damals nach der Statthalterwürde strebte und ruhig Zeit und Stunde erwartete, die seine geheimen Pläne mit günstigem Erfolge krönen möchten. Diese Antwort war: „Ahmed ist nicht allein Ausländer, sondern auch von der hohen Pforte zum Pascha von Janbo in Arabien bestimmt; um jene Statthalterschaft, nicht um die von Aegypten hat er sich zu kümmern."

Nachdem er diese Antwort ertheilt, that er den überraschenden Schritt, sich ins Lager der Mameluchen nach Ghizeh zu begeben, mit ihnen einen Bund zu schließen und nach Cairo zu ziehen. Hier kündigte er einen Generalpardon an, ließ, um gerecht zu seyn, Taher Paschas Mörder enthaupten und nahm den neuen Statthalter Ahmed im Fort Sulkowsky gefangen. Da jetzt das Land ohne Statthalter war, so wollte der in Damiette noch lebende Kusruf den Zeitpunct benutzen und seinen Posten sich wieder erobern. Aber Mohammed Ali nahm ihn ebenfalls gefangen, behandelte ihn indeß menschlich. Jetzt triumphirten die Beys, die den Glanz des Halbmondes im alten Gebiet der Pharaonen erloschen und sich in ihrem vorigen Glanz bald wieder hergestellt zu sehen wähnten; aber ihre Freude wurde nicht allein durch die Nachricht verbittert, die jeden Muselmann erschüttern mußte, daß nämlich die Wechabiten die heilige Stadt Mecca erobert hätten, sondern auch durch die Verbreitung des Gerüchts, daß die Pforte einen dritten Statthalter mit neuen Truppen nach Aegypten senden werde.

Das war kein bloßes Gerücht. Den 8ten Julius 1803 landete zu Alexandrien Pascha Ali Gezairly, vom Divan bestimmt, in Aegypten Meutereien und Mameluckenfehden zu unterdrücken und als Statthalter dem Lande den lang entbehrten Frieden zu schenken. Natürlich aber versagten ihm die in Cairo befindlichen Beys und Albaneser den Gehorsam. An der Spitze der Beys stand Bardissy, auf dessen Vorschlag man die drückendsten Steuern abschaffte, damit das Volk auf der Seite der Beys bliebe. Seit Murads Zeit an die Verwaltung der Finanzen gewöhnt, verfuhr Bardissy dabei mit Vorsicht und Sachkenntniß; um so schwerer ward es Gezairly, die Absicht seiner Sendung zu er-

füllen, und fast verlor er den Muth. Aber nicht viel besser ging es auch Bardissy, der durch folgenden Vorfall innerlich höchst beunruhigt wurde. Während er Vertheidigungsanstalten in Damanhur traf, näherte sich ihm ein hundertundsechs Jahre alter Milizofficier, der für einen Propheten galt. Bardissy fragte ihn, ob er glaube, daß der Bund der Albaneser und Mamelucken von Dauer seyn werde? Der Alte sagte: „zur Zeit des großen Beirams werde viel Blut vergossen werden." „„Und wer wird Sieger seyn?"" fragte der Beklommene weiter, und erhielt die Antwort: „Die Fremden (Mamelucken) werden von den Wölfen gefressen werden." — Bardissy ward nachdenkend, strich mehre Male seinen Bart und ließ dem Alten Caffee reichen. Seine Muthlosigkeit wuchs, als das außergewöhnliche Fallen des Nilwassers Soldaten und Landbewohner in Schrecken setzte. Der Mangel an Lebensmitteln riß ein und es fehlte an Gelde. Er kehrte deshalb, nebst Mohammed Ali, der in gleicher Noth war, nach Cairo zurück, um sich das Nöthige zu verschaffen. Sie legten dem schon erschöpften und ausgesogenen Lande eine Steuer auf, die alles erbitterte. Das Volk verwünschte die Mamelucken und schrieb ihrem sündlichen Treiben das ungewöhnliche Fallen des Nils zu. Ali Gezairly wurde nun durch die Ulemas ersucht, durch Vergleiche mit Albanesern und Mamelucken dem Lande den Frieden zu geben. Er sandte deshalb den 12ten December einen Hatti-Scherif des Großsultans an die Beys, wodurch ihnen die Erlaubniß ertheilt wurde, mit einem jährlichen Einkommen von funfzehn Beuteln in ihren Dörfern zu bleiben, doch sollten sie von Meuterei lassen und der Pforte Grundsteuer und andre Abgaben entrichten. Bardissy schien, durch Noth gedrungen, den Vorschlag anzunehmen; aber die Feindseligkeiten wurden dennoch nicht eingestellt. Beide Theile standen mit mißtrauischen Blicken einander gegenüber, immer bereit zu schlagen, sobald sie etwas Feindseliges zu sehen meinten. Endlich wollte der Pascha den Ausschlag geben und die Mamelucken angreifen: aber seine Officiere versagten ihm den Gehorsam und führten als Entschuldigung an, der Pascha habe den Auftrag, Frieden zu schließen, nicht aber, Schlachten zu liefern; überdem sey seine Macht viel zu gering, um sich einen glücklichen Erfolg versprechen zu können. Gezairly verlor

den Kopf und ging voll Verzweiflung in Bardissys Lager, dem er sich auf Gnade und Ungnade ergab. Bardissy behandelte ihn zwar Anfangs großmüthig: bald aber entdeckte er einen geheimen Briefwechsel seines Gefangenen mit dem Scheikh Sadat, der schon seit der französischen Zeit als Unruhstifter bekannt war, und deutete dem Pascha an, er werde ihn an die syrische Gränze bringen lassen. Noch ehe der Unglückliche aber dort anlangte, ließ er ihn im Januar 1804 nicht weit vom Dorfe Korayn niederhauen. Wahrscheinlich ahnte Gezairly sein Ende. Schon in der Gegend des Dorfes übergab er seinen Mördern sein Leichentuch, das er nach orientalischer Sitte bei sich trug, bat um Beerdigung und starb als ein Mann. So verfuhren die Mamelucken mit den Beamten der Pforte.

Bardissy, der fortwährend, aber ohne daß er es selbst ahnte, unter Mohammed Ali's heimlichem Einflusse stand, glaubte jetzt nach Willkür über Aegypten schalten zu können, als ihm die unerwartete Rückkehr Elfy Beys aus England in neue Unruhe und Besorgniß stürzte. Dieser war seit einem Jahre auf jener Insel gewesen und hatte nichts Geringeres beabsichtigt, als sich zum Oberherrn von Aegypten zu erheben. In ihm sah Bardissy seinen furchtbarsten Nebenbuhler, während er Mohammed Ali übersah, vielleicht eben, weil er ihm zu nahe stand. Elfy ward von seinen Anhängern mit Frohlocken empfangen. Mohammed Ali überfiel mit seinen Albanesern ein kleines, dem Elfy zugethanes Corps und hieb es nieder. Bardissy ließ den Hassan Bey, einen warmen Anhänger Elfy's, ermorden und zog seinem Nebenbuhler persönlich entgegen, der auf der Barke des englischen Consuls Betrucci auf dem Canal Menouf schiffte. Elfy floh, von Albanesern verfolgt, denen sein reiches Gepäck in die Hände fiel, ins Dorf Koransyl; hier aufs neue verfolgt, verdankte er seine Rettung blos dem Umstande, daß er dem ihn verfolgenden Araber seinen Pelz und seine Edelsteine hinwarf, die dieser nicht fahren lassen wollte.

Die Feindseligkeiten zwischen beiden Mameluckenchefs wußte Mohammed Ali zu seinem Vortheil zu benutzen. Plötzlich erklärte er dem Bardissy, daß er nebst seinen Albanesern den rückständigen Sold verlange und ihn als Feind behandeln werde, wenn er nicht au-

genblicklich Zahlung leiste. Bardissy legte den Kaufleuten der Levante und den Franken eine schwere Contribution auf; aber Mohammeds Söldlinge fingen abermals Händel an und bedrohten den geängsteten Bey aufs neue. Als dieser den Einwohnern Cairo's eine schwere Kriegssteuer auflegte, wurden diese so erbittert, daß sie sich, wider Vermuthen, empörten, so daß die Scheikhs den Aufruhr nicht dämpfen konnten. Was den Scheikhs nicht gelang, brachte Mohammed mit leichter Mühe zu Stande, und diesmal wohl blos in der Absicht, um dem Bardissy sein Uebergewicht über die Gemüther zu bekunden. Es war den 12ten März 1804, als er seine Albaneser gegen Bardissy's Palast vorrücken ließ, der zu spät einsah, daß er weiser gehandelt haben würde, wenn er mit Elfy im Bunde gewirkt hätte. Zu gleicher Zeit rückte der dem Mohammed ergebene Hassan Bey vor Ibrahims Palast. Durch Verabredung mit dem Chef von Bardissy's Artillerie richtete dieser das Geschütz gegen seines Herrn Wohnung. Bardissy belud einige Dromedare mit seinen Schätzen und machte einen wüthenden Ausfall, der ihm wenigstens Gelegenheit gab, nach Bacatyn zu entkommen, wo er, leicht verwundet und tief erschüttert durch seines vorigen Bundesgenossen Treulosigkeit, anlangte. Mitten in der Nacht sandte Mohammed Ali an den Cadi einen Firman des Sultans, nach welchem die Pforte Churschid Pascha zum Statthalter Aegyptens ernannte, und forderte ihn auf, diese Ernennung den Scheikhs ungesäumt bekannt zu machen. Gern hätte er Bardissy und Ibrahim, der ebenfalls entkommen war, verfolgt: aber seine Albaneser hatten Sold zu fordern — und dies rettete beide.

Den 6ten April zog Churschid Pascha, bereits der dritte Statthalter, den die Pforte sandte, in Cairo ein und sein erstes Geschäft war, den noch immer gefangenen Kusruf zu befreien und nach Constantinopel zurückzusenden. Seine Lage war der seiner Vorgänger ganz ähnlich. Die leere Casse nöthigte ihn zu Gelderpressungen, und seine disponible Macht bestand aus Aufrührern. Dazu kam, daß die Mameluccen nicht müßig waren. Obwohl Mohammed Ali sie einige Male zurückdrängte, so drangen sie immer wieder erhitzter vor und bedrohten selbst Cairo. In dieser Stadt rüstete sich nun alles zum Widerstande. Man machte Verschanzungen vor den

Thoren und besetzte die Mauern mit Geschütz. Diese Anstalten kosteten aber Geld, und der Statthalter schrieb neue Contributionen aus. Das Volk empörte sich. Die Empörung begünstigte die Raubsucht der Soldaten, die sich furchtsam gegen die Mameluken und trotzig gegen die Bürger zeigten. Die Mameluken eroberten eine Verschanzung vor der Stadt und schnitten ihr die Wasserverbindung ab. Der Statthalter wollte einen Ausfall machen, fand aber die Soldaten ungeneigt und mußte den Plan aufgeben. So drohte von außen die größte Gefahr und im Innern wüthete der Krieg. Es fielen täglich Opfer der Undisciplin. Die Geschäfte ruhten. Die Straßen wurden öde. Die Frauen wurden im Innern ihrer Bäder gemißhandelt: — und mitten in diesem Elende legte der Statthalter neue Kriegssteuern auf! — Er sah wohl ein, nichts als Geld könne ihn retten. Auf Mohammeds Rath ließ er zwei der reichsten Einwohner verhaften und ließ sie nicht eher los, bis sie dreihundert Beutel erlegt hatten. Unmittelbar darauf schrieb er eine gezwungene Anleihe von tausend Beuteln über zweiundzwanzig der wohlhabendsten Kopten aus und erpreßte von den Ehefrauen der Beys zwölfhundert Beutel. Dieses Geld und die Annäherung eines Corps kurdischer Reiter retteten ihn und die bedrängte Stadt. Die bezahlten Soldaten machten unter Mohammed Ali einen Ausfall und trieben die Mameluken bis Tanteh zurück.

Während beständiger Scharmützel, in denen bald die Mameluken, bald Mohammed Ali siegten und die zu keinem Ziele führten, kam den 18ten Julius der Befehl aus Constantinopel an den Statthalter, fünfhundert Mann gegen die aufs neue vorgedrungenen Wechabiten nach Janbo in Arabien zu senden. Der Statthalter forderte die Officiere zu dieser Unternehmung auf; diese wollten aber lieber in Cairo bleiben, als in den brennenden Sandwüsten Arabiens den gefürchteten Glaubensfeinden sich entgegenstellen, und die Aufforderung blieb ohne Erfolg. Derselbe Firman gab aber auch an Mohammed Ali, Omar Bey und andre bedeutende Albaneser die Weisung, sofort Aegypten zu verlassen und in ihre Heimath zurückzukehren. Der schlaue Mohammed sah wohl ein, daß jetzt der Zeitpunct gekommen sey, wo er erfahren müßte, wie Volk und Soldaten für

ihn gestimmt seyen. Er erklärte, er werde gehorchen; zugleich bot er seine Grundstücke zum Verkauf aus, um zu zeigen, daß es sein Ernst sey. Aber das Volk und die Soldaten erklärten ihm, er könne und dürfe nicht abreisen, indem er der Einzige sey, der Ansehen genug habe, der Undisciplin zu wehren und Ruhe und Ordnung in der Provinz zu erhalten. Dies war wirklich der Fall. Er hatte oft das Volk gegen die Gewaltthätigkeiten der räuberischen Söldlinge geschützt und hielt, soweit es bei türkischer Miliz möglich ist, strenge Mannszucht. Dazu kam, daß der Statthalter nicht nur wegen seines Geldhungers, sondern mehr noch wegen der Einrichtung einer geheimen Polizei verhaßt war, die oft die unschuldigsten Einwohner am ersten denuncirte. Der Statthalter, der jene günstige Stimmung für Mohammed nicht ahnte, verlieh seinem Schwertträger (Selickdar) das Commando über die Provinz Ghizeh, das Mohammed besessen hatte, bis ihm dieser erklärte, weder Volk noch Soldaten wollten ihn abreisen lassen. Der Statthalter fügte sich ins Unvermeidliche und war sogar froh, als Mohammed, den er immer mehr fürchtete, geneigt war gegen die Mameluken in Person zu ziehen, was nicht nur deshalb nothwendig wurde, weil der Selickdar von ihnen geschlagen war, sondern auch, weil sich Bardissy und Elfy endlich versöhnt hatten. Bardissy hatte schon früher die Nothwendigkeit gefühlt, sich mit seinem Nebenbuhler zu versöhnen; nur der Aberglaube hinderte es. Denn als beide sich in ein Zelt, das auf einer Nilinsel errichtet war, begeben wollten, sah Elfy, der sich auf seine hieromantische Kenntniß nicht wenig einbildete, am Ufer eine zerstückte Schlange liegen, worauf er sogleich umkehrte, weil ihm dies Zeichen Unheil aus der Vereinigung zu verkünden schien. Was aber der Aberglaube früher gehindert hatte, brachte jetzt die Noth zu Stande. Beide Mameluckenchefs sahen bald ein, welchen Erfolg Einmüthigkeit in Sinn und That zur Folge hat; sie waren in den Treffen, die jetzt zwischen Mohammed geliefert wurden, fast immer Sieger. Neue, durch den Statthalter den ausgesogenen Provinzen aufgelegte Contributionen erhielten jedoch das belagerte Minyeh und bürgten für die Treue der Soldaten, die, solange sie Sold erhielten und nebenbei rauben durften, ihm ergeben blieben. Zugleich ließ er zu

seinem persönlichen Schutz dreitausend Dehlis aus Asien kommen. Sobald aber Mohammed von dieser Maaßregel in Kenntniß gesetzt war, verließ er mit seinen Albanesern den Kampfplatz und eilte nach Cairo, um zu verhüten, daß der Statthalter zu mächtig würde. Dieser versammelte, in höchster Entrüstung gegen Mohammed, die gesetzverständigen und vornehmsten Einwohner Cairo's, schilderte Mohammeds Treulosigkeit und wünschte ihren Rath. Auf diese Anfrage bei Mohammed vertheidigte er sich und führte als Hauptgrund seiner Maaßregel die Nichtbezahlung des Truppensoldes an. Zugleich war er nicht müßig, die Gemüther gegen den Statthalter mehr und mehr zu erbittern, und dies mit so günstigem Erfolge, daß Türken und Albaneser sich empörten, Cairo's männliche Einwohner aus der Stadt jagten und Weiber und Kinder verhafteten. Der Statthalter hoffte nun seinen Nebenbuhler auf andre Weise los zu werden und wirkte in Constantinopel einen Firman aus, durch den er zum Statthalter von Gedbah ernannt wurde. Er lud ihn hierauf zu sich ein; aber der eine Schlinge befürchtende Mohammed erschien nicht, sondern ließ sich Bestallung und Ehrenpelz zusenden. In dem Augenblick, wo er, decorirt mit diesem Ehrenzeichen, das Haus verlassen wollte, verhafteten ihn seine, den rückständigen Sold fordernden Krieger. Er hatte dies selbst veranstaltet, um dem Volke seine Autorität über die Soldaten zu zeigen; denn wenige Worte machten ihn frei. Er bestieg sein Roß, warf Gold und Silber unter das Volk, und die Albaneser ließen ihn ziehen. Unterdessen war schon erfolgt, worauf er rechnen konnte. Die Scheikhs hatten sich nämlich zum Cadi begeben und den Statthalter wegen seiner schlechten Verwaltung Aegyptens und seiner unmenschlichen Gelderpressungen insbesondre verklagt. Dieser, davon in Kenntniß gesetzt, beschied Scheikhs und Cadi vor sich. Mißhandlungen fürchtend, erschienen sie nicht und der Cadi verschloß sein Tribunal, als ein Zeichen, daß die Männer des Gesetzes dasselbe nicht mehr in Ausführung zu bringen wagen, weil ihnen der Schutz der Regierung fehlt. Bald darauf begaben sich die Scheikhs zu Mohammed Ali und sagten ihm, daß sie dem Statthalter den Gehorsam verweigern müßten und seine Strafe dem gerechten Gott überließen. Einer der Scheikhs

Namens Seyd Omar Makram rief aus: „Er muß abgesetzt werden!" — „„Wen aber,"" fragte Mohammed, „„wollt ihr an seiner Statt wählen?"" — „Euch," erwiderte der Scheikh; „Ihr sollt unser Statthalter werden; denn wir sind überzeugt, daß Ihr Recht und Gerechtigkeit übt und üben werdet!" — Der schlaue Mohammed lehnte Anfangs den schweren Beruf ab, nahm aber am Ende, auf der Scheikhs dringendes Bitten, die Ernennung an. Sofort ließen sie seine Erhebung ausrufen und bekleideten ihn mit dem Ehrenpelz.

Obwohl er sich jetzt im Besitz einer Würde sah, nach der er schon lange mit der ganzen Glut seines Ehrgeizes gestrebt hatte, so konnte doch seine Freude nicht ungetrübt seyn, denn er sah ein, daß seine Ernennung nicht allein durch den Divan sanctionirt werden müßte, sondern er ahnte auch, daß Churschid Pascha ihn nicht anerkennen werde. Dieser flüchtete sich, gegen die Ernennung protestirend, in die Citadelle, die er verproviantiren ließ. Aber das Glück hatte sich wider ihn erklärt. Alles fiel von ihm ab; alles erklärte sich für Mohammed, der eiligst einen Waffenstillstand mit den Mameluken schloß, um sich ungestört zur Beschießung der Citadelle anschicken zu können. Jedoch überließ er zunächst die polizeiliche Verwaltung des Landes den Scheikhs, um den Schein der Legitimität und des Gehorsams gegen den Großherrn zu beobachten. Noch ehe die Citadelle genommen war, kamen schon großherrliche Depeschen an, die Mohammed Ali's Ernennung bestätigten und Churschid Pascha andeuteten, in Alexandrien fernere Verhaltungsbefehle abzuwarten. Die Ulemas machten sofort den Inhalt derselben dem Volke bekannt und forderten den neuen Statthalter feierlich auf, sein Amt anzutreten. Dies war den 9ten Julius 1805.

Die Pforte schien es für nöthig zu halten, einen Augenzeugen der Vorgänge in Aegypten zu haben, und sandte deshalb den Capitain Pascha mit zweitausendfünfhundert Mann dahin. Er überbrachte Mohammed den Bestätigungsfirman und gab dem abgesetzten Statthalter Befehl, den 3ten August die Citadelle zu räumen. Mohammed Ali's erste Sorge war nun, sich Geld zu verschaffen. Er verfuhr vorsichtiger als seine Vorgänger dabei und schonte, soviel sich thun ließ, das ausgesogene Land. Seine zweite Sorge war, den Mame-

lucken, die den Waffenstillstand gebrochen hatten, einen tödlichen Streich beizubringen. Arglist sollte ihm dies Mal die Stelle offener Gewalt ersetzen. Einige seiner Officiere mußten sich mit den Mamelucken in ein Einverständniß einlassen und mit ihnen verabreden, daß sie das unbesetzte Cairo überrumpeln möchten, während Mohammed mit seinem Gefolge dem Schauspiele des aus seinen Ufern tretenden Nils beiwohnen werde. Sie rückten in die unbesetzten Thore ein, die man hinter ihnen schloß. Die Unglücklichen sahen zu spät ein, daß sie verrathen waren; viele verloren ihr Leben; alle büßten ihre Schätze ein, die sie gewöhnlich mit sich führen. Unter den Gefangenen war auch Ahmed Bey, vormals Befehlshaber von Damiette. Als dieser mit den andern Gefangenen vor Mohammed geführt wurde, sagte dieser: „Vortrefflich, daß auch Du in die Schlinge gingst!" — Ahmed forderte zu trinken. Als man ihm die Hände losgebunden, entriß er einem Aga den Dolch und zückte ihn gegen Mohammed, der sich nur dadurch rettete, daß er rasch die Stufen der Palasttreppe hinaufeilte. Ahmed ward sogleich niedergehauen und am andern Morgen wurden dreiundachtzig Mameluckenhäupter, mit Stroh gefüllt, nach Constantinopel gesandt, wo das Geschenk hoch aufgenommen wurde. Um Schlag auf Schlag folgen zu lassen, ließ Mohammed funfzehnhundert Albaneser gegen den Bey Ibrahim und dessen Sohn Murzuck rücken; sie wurden aber völlig geschlagen und zerstreut.

Die Erbitterung der Mamelucken gegen Mohammed Ali wuchs in dem Maaße, wie sein Glück zunahm. Elfy leitete beim Capitain Pascha eine Unterhandlung ein, die Mohammeds Sturz zum Zwecke hatte; aber der französische Consul rieth dem Capitain Pascha, die Feindseligkeiten wo möglich ohne Schwertschlag beizulegen. In Folge dieses Rathes wurde den Mamelucken, mit Mohammeds Bewilligung, der Landstrich zwischen Girgeh und Esné angeboten, aber von diesen nicht angenommen, wodurch sich das ganze Friedensproject zerschlug. Nachdem der Capitain Pascha zu Mohammeds Freude nach Constantinopel zurückgekehrt war, ließ dieser seine Söhne Tussum und Ibrahim nach Aegypten kommen, um sie unter seinen Augen für ihre künftige Bestimmung zu bilden. Der Krieg mit den wi=

derspenstigen Mameluken erlaubte ihm immer noch nicht, sein Augenmerk auf die innere Verwaltung zu richten. Er wollte in Person gegen sie ziehen und sah sich genöthigt Gelderpressungen zu machen, die jetzt denen seiner Vorgänger ganz gleich kamen. Von den Kaufleuten Cairo's erhob er tausend Beutel; vom griechischen Patriarchen, der, um Zahlung leisten zu können, einen Theil vom Silberzeuge seines Klosters verkaufen mußte, hundertundvierzig Beutel; den Ehefrauen der Beys entriß er das Grundeigenthum; er confiscirte die Güter einiger Individuen, die dem vorigen Statthalter als Spione gedient hatten, den Kaufleuten, die unter französischem Schutze standen, nahm er zweihundert Beutel ab; ja sein Commandant Dehly Mohammed zu Damiette plünderte auf seinen Befehl öffentlich die Christen, zwang die Juden ihre Kinder zu verkaufen und sandte dies Blutgeld seinem Herrn. Mit diesen Summen rüstete er sich und bezahlte seinen Kriegern den rückständigen Sold; doch waren diese noch nicht zufrieden, und als bedenkliche Gährungen unter seinen Albanesern ausbrachen, mußte das verödete Land auf dem Wege einer außerordentlichen Steuer abermals dreitausend Beutel aufbringen! Freilich war jetzt gerade ein Zeitpunct, wo er sich die Soldatengunst erhalten mußte: denn Elfy negociirte unter Englands Verwendung mit der Pforte um die Oberleitung Aegyptens und hatte ihr, im Falle sie ihm geneigt wäre, einen jährlichen Tribut von funfzehnhundert Beuteln gelobt. Indem Mohammed voll Besorgniß den Erfolg jener Unterhandlungen erwartete, ward ihm unverhofft ein unzweideutiger Beweis von den Gesinnungen des Divans. Er erhielt nämlich den 1sten April 1806 mit einem Hatti-Scherif des Sultans den Ehrenpelz und die drei Roßschweife, die der Capidschi Baschi unter Escorte von siebenzig Tartaren überbrachte, aber auch zugleich den wiederholten Befehl, das Land nicht mehr wie bisher durch außerordentliche Steuern zu drücken. Ermuthigt hierdurch, strebte er der innern Verwaltung mehr Energie zu geben und hatte die Freude, nach einiger Zeit wahrzunehmen, daß in Niederägypten die Industrie sich wieder hob, die Theurung sich minderte und dem unglücklichen Lande etwas Ruhe vor Meuterei und Undisciplin gegönnt wurde.

Es ist schwer zu bestimmen, wie weit Elfy's Un-

terhandlungen beim Divan gediehen waren; doch ahnte Mohammed nich viel Gutes, als am 1sten Julius der Capitain Pascha, nebst dem türkischen Großadmiral, plötzlich wieder in Aegypten erschien. Seine trübe Ahnung trog ihn nicht. Den 5ten desselben Monats schon erhielt er die Weisung, sich sofort nach Alexandrien zu begeben, indem er zum Statthalter von Salonichi ernannt sey. Er ließ hierauf dem Capitain Pascha erklären, er sey zwar bereit, dem erhaltenen Befehle Folge zu leisten, zweifle aber, daß ihn die Truppen, denen er zwanzigtausend Beutel schuldig sey, ziehen lassen würden. So war es wirklich. Die Soldaten erklärten, er dürfe nicht von ihnen gehen, theils wegen seiner Schuld, theils weil sie zu keinem Andern Vertrauen haben könnten. Er versammelte sie in diesem, seine Zukunft entscheidenden Augenblick um sich und redete sie folgendermaaßen an: „Ihr wollt mich hindern, des Großherrn Befehle zu vollziehen? Könnt ihr Widerstand leisten, wenn wir angegriffen werden? Eure Soldaten sind ohne Mannszucht; sie drücken die Einwohner und quälen mich unaufhörlich um Geld. Ihr, die Heerführer derselben, versteht es eben so wenig Euch in den Schranken des Gehorsams zu halten und zieht ein der Freude geweihtes Leben den Mühen des Krieges vor. Vermittelst erraffter Reichthümer führt ihr ein glänzendes Leben, während ich der einzige Zielpunct unserer Feinde bin und unter der Last der Geschäftsführung fast erliege. Wollt Ihr, daß ich bei Euch bleibe und Euer treuer Kampfgenoß sey, wie Ihr mich immer sahet, so schwört auf das heilige Buch des Korans, daß Ihr mich nicht verlassen und daß Ihr, wenn es die Noth verlangt, eher sterben, als die Sache, die wir vertheidigen, aufgeben wollet!"—

Siebenzig Heerführer leisteten sogleich den feierlichsten Eid auf das Buch des Propheten, und eine alte Sitte der Albaneser erneuernd, schritten sie einer nach dem andern über einen auf den Boden gelegten Säbel, dessen Enden die beiden Aeltesten gefaßt hatten. Diese an sich einfache Ceremonie ist in der Albaneser Augen ein unauflösliches Band, das sich ohne Infamie nicht wieder lösen läßt und sie für immer an den Befehlshaber kettet.

Jeder der gegenwärtigen albanesischen Officiere legte

hierauf das, was er besaß, zu Mohammeds Füßen, wodurch über zweitausend Beutel zusammenkamen. Dieser sandte ohne Säumen dies Geld in Wechseln durch einen Vertrauten nach Constantinopel, damit dieser dort über diese Summe nach Maaßgabe der Zeit und Umstände disponiren möchte, und ohne sich zunächst um die Befehle des Capitain Pascha und des Großadmirals zu kümmern, verstärkte er seine Achtsamkeit auf Volk und Soldaten, versah auf den Nothfall die Citadelle mit Proviant, war bald hier, bald dort, bald verkleidet, bald mit den schimmernden Zeichen seiner Würde geschmückt, war Jedem im Volke zugänglich und überall aufmerksam auf Undisciplin und Meuterei. Freilich mußten ihn Elfy's Schritte beunruhigen: denn um des Capitain Pascha Gunst zu erschleichen, sandte ihm dieser als Geschenke Pferde, Schafe, Geld und Kleidungsstücke für sein Gefolge, und der Capitain Pascha, der in Mohammed jetzt einen Rebellen sehen mußte, machte dem Elfy ein Gegengeschenk mit zwei Mörsern, fünfhundert Flinten und Kriegsmunitionen.

Mohammed Ali dagegen genügte es nicht, die albanesischen Soldaten durch einen Eidschwur an sich gefesselt zu haben; er mußte auch in Constantinopel die Operationen seines Gegners entkräften. In dieser Absicht versammelte er die Ulemas und den Scheikh Seyd Omar in seinem Audienzsaale, eröffnete ihnen die Absichten der Pforte hinsichtlich Elfy's und äußerte die Besorgniß, es möchte am Ende doch den Engländern gelingen, die Pforte für ihre Pläne zu gewinnen. Die kategorische Erklärung, welche in Folge dieser Audienz von Scheikhs und Ulemas nach Constantinopel gesandt wurde, lautete im Wesentlichen also: „Der Capitain Pascha ist in Alexandrien angelangt und hat den Statthalter in Kenntniß gesetzt, daß der fortdauernde Krieg mit den Mamelucken das Land unglücklich mache, und daß dieser die Pforte um ihre ehemalige Gunst gebeten habe; daß er zum Statthalter in Salonichi ernannt sey und Mussa Pascha seine Stelle ersetzen solle. Nur unserm allerhöchsten Oberherrn kommt es zu, Befehle zu ertheilen; Jedermann kennt das Verfahren dieser Beys; ihre Willkür war unser erstes Unglück; sie haben sich mit Schimpf und Schande bedeckt. Die Häupter verstehen nicht den Untergebenen Befehle zu er-

theilen, und die Herren nicht, ihre Sklaven in Unterthänigkeit zu erhalten. Sie wagten es muselmännische Pilger zu tödten, das Volk zu berauben und bitter zu kränken. In diesem Jahre haben sie Pilger, Kaufleute und Arme, die von Cosseyr kamen, übel behandelt. Wir können für ihre trüglichen Versprechungen keine Gewähr leisten, denn sie sagen was sie nicht denken. Was die Anleihen und außerordentlichen Steuern anbetrifft, mit denen freilich Mohammed Ali das Volk gedrückt hat, so ist das Geld allein angewandt um jene Argen zu verjagen; überdies sind sie mit Zuziehung und Bewilligung der vornehmsten Einwohner ausgeschrieben worden. Aegypten ist der Pforte unterthänig. Wir werden demjenigen gehorchen, dem sie ihre Stelle bei uns anvertrauen wird: aber wir können für die Beys, zu denen wir kein Vertrauen haben, nicht bürgen. Sie treten Volk, Arme und Sklaven mit Füßen, das Volk aber ist ein von Gott anvertrautes Pfand, unter der Hut des Großherrn. Wir beten zum Allmächtigen für die Erhaltung der kostbaren Tage unsers Oberherrn und zur Vertilgung seiner Feinde." — Sie versäumten nicht, auf Mohammeds Rath eine ähnliche Erklärung an den Capitain Pascha und Großadmiral abgehen zu lassen.

In jenen bedenklichen, Mohammeds Loos entscheidenden Tagen sagte er zu Mengin: „Mit dem Säbel habe ich Cairo genommen; nur Gewalt kann es mir wieder entreißen. Diese Stadt ist kein öffentliches Badehaus, wo Jeder nach Willkür eintreten kann. Die Beys haben 1500 Beutel einigen Mitgliedern des Divans versprochen, für deren Zahlung sich die Engländer verbürgt haben. Durch diese Summe hoffen sie Aegyptens Herren zu werden. Auch ich kenne die Türken und weiß, wie man mit ihnen verfahren muß. Im vorigen Jahre bewirkte ich mit fünfhundert Soldaten eine Revolution, die mich an die Spitze des Landes stellte; jetzt habe ich funfzehnhundert treu ergebene Landsleute um mich." Zugleich sagte er zu Einigen seines Gefolges: „Cairo steht jetzt auf der Auction: derjenige bleibt Herr, der den letzten Hieb mit dem Säbel zu geben vermag." —

Er wagte in jenen Tagen nicht Cairo zu verlassen und ließ eine neue Aufforderung des Capitain Pascha und des Großadmirals ohne Antwort. Die Pforte

weiß die Streitigkeiten ihrer Beamten gewöhnlich finanziell zu benutzen. Der Großadmiral erklärte nach einiger Zeit, die hohe Pforte sey gesonnen, Aegyptens Besitz dem jetzigen Statthalter zu bestätigen, wenn er ihr viertausend Beutel zahle. Mohammed sandte, nachdem eine gezwungene Anleihe die Summe herbeigeschafft hatte, seinen Sohn Ibrahim mit derselben an den Großadmiral, welchem er außerdem nicht unbedeutende Geschenke überreichen ließ. So hatte er denn in Constantinopel den Sieg über seine Gegner davongetragen; aber noch erfreuter war er, als er bald nachher die Kunde von ihrem Tode vernahm. An einer vernachlässigten Gallenkrankheit und den Folgen schwerer Wunden starb nämlich am 19ten November 1806 im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens Bardissy Bey. Bald schlug auch Elfy's Stunde. Auf brittische Landung hoffend, mußte er sich aus Mangel an Proviant nach Oberägypten ziehen. Mohammed begleitete ihn zur Seite, ohne daß es zu einem Treffen kam. Von der Cholera morbus befallen, erklärte er Chalyn Bey zu seinem Nachfolger und verkündigte sterbend Mohammeds Sieg. Der Gram über gescheiterte Entwürfe und nicht, wie man hätte meinen sollen, Stahl und Gift, tödteten so zwei Männer, deren Tod Mohammed mit Klugheit benutzte. Er begnadigte alle Cairer in Elfy's Lager; den Qualed-Arabern bewilligte er den nachgesuchten Frieden; Chalyn Bey indessen, der sich als Bardissy's und Elfy's Nachfolger betrachtete, nahm ihn nicht an, wurde jedoch bald durch die Albaneser zurückgetrieben.

So hätte er jetzt vor den Beys Ruhe gehabt: aber er schien bestimmt zu seyn, die Waffen nie niederzulegen. Der Krieg zwischen England und der Pforte war im Anfang des Jahres 1807 ausgebrochen. Im März erschien unter Admiral Lewis die brittische Flotte vor Alexandrien und nahm es ein. Zugleich wurden die Beys eingeladen von den Engländern, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen die Türken zu machen. Die Albaneser und Türken leisteten schwachen Widerstand. Mohammed war, wie gewöhnlich, in Geldverlegenheit. Als die Ulemas erklärten, das Volk werde sich gegen die Ungläubigen bewaffnen, erklärte er dagegen, die Herbeischaffung einer hinreichenden Geldsumme sey nothwendiger als jene Bewaffnung. Der Scheikh Seyd

Omar ließ sich bewegen, Cairo's Einwohnern eine Contribution von neunhundert Beuteln aufzulegen, die Mohammed in den Stand setzten den rückständigen Sold zu bezahlen und Cairo zu verschanzen und zu verproviantiren. Mitten unter diesen Rüstungen drangen die Beys fast bis Cairo vor; und ehe er an die Engländer denken konnte, mußten diese zurückgetrieben werden. Nachdem ihm dies gelungen war, wandte er seine ganze Streitkraft gegen die Engländer, die, sechstausend Mann stark, auf fünfundzwanzig Schiffen gelandet waren. Zunächst zog er dem General Fraiser entgegen, der Rosette eingenommen hatte. Er vertrieb ihn nicht allein aus diesem Platze, sondern schlug auch neue Angriffe muthig zurück, und unter den Getödteten war der englische General Wacop und Obersten Maclood. Der Major Vogelsang wurde mit dem ganzen Corps, welches er commandirte, gefangen genommen, worauf sich General Steward auf Alexandrien zurückziehen mußte. Oft schon hatte ihn das Glück durch den Tod seiner Feinde begünstigt; so war es auch in diesem Kriege: denn der Admiral Lewis starb am Bord seines Schiffes, und General Fraiser sah die Streitkräfte der Seinen sich täglich mindern, und der Mangel an Lebensmitteln wurde drückend. So bedurfte es blos noch einiger kleinen Gefechte, um die Engländer zu nöthigen, eine Uebereinkunft mit Mohammed Ali zu schließen, durch die sie die Erlaubniß erlangten, sich, nachdem sie Alexandrien geräumt, wieder einzuschiffen, nachdem sie mehr als die Hälfte ihrer Truppen eingebüßt hatten. Jetzt unterließ er nicht der Pforte zu melden, die Besiegung und Vertreibung der Ungläubigen sey ihm völlig gelungen.

Nachdem er sich mit Chalyn Bey durch Abtretung von funfzig Dörfern in der Provinz Benesch verglichen hatte, trat eine etwas ruhigere Zeit von fast zwei Jahren für ihn ein. Es ist nicht zu leugnen, daß er dieselbe der Regentenpflicht und Politik gemäß benutzte. Alle Bettler, Müßige, dürftige Städtebewohner und herrenloses Gesindel mußten sich, auf seinen Befehl, zur Urbarmachung unbebauter Stellen auf dem Lande ansiedeln. Wer sich dazu nicht entschließen wollte, mußte auswandern. Er kehrte sich nicht an das Geschrei und die Klagen über Härte und sah bald, wie hierdurch das verödete Land bevölkert, die städtische Industrie erhöht

und die Zahl der Unruhstifter und Meuterer gemindert wurde. Demnächst wandte er sein Augenmerk auf die Handhabung einer schärfern Zucht unter den Soldaten jeder Waffengattung, und seine strenge Consequenz that hier fast Wunder. Diese Strenge traf auch Officiere: den einen derselben, der sich Erpressungen erlaubt hatte, jagte er, nachdem er seine Güter confiscirt, aus dem Lande. Den Nilaquäduct, der nach der Citadelle von Cairo führt, ließ er repariren, und der Canal von Menouf, der Damiette's Gegend das Nilwasser fast entzog, wurde geschlossen. Manche Zölle erhöhte er; und als die Scheikhs sich darüber beschwerten, bewies er ihnen, daß sie selbst mehr als zweitausend Beutel zögen, und sie schwiegen still. In diesen Zeiten der Ruhe wagte er es überhaupt, den Scheikhs und Ulemas zuweilen Vorschriften zu machen und vorsichtig dahin zu wirken, daß diese seine politischen Handlungen nicht immer mit der Fackel der Religiosität beleuchteten.

Im Jahre 1809 endete dieser Zeitpunct der Erholung. Der Krieg mit den widerspenstigen Mamelucken brach nicht nur aufs neue aus, sondern ein Firman des Großsultans gebot ihm auch, gegen die Glaubensfeinde der Muselmänner, die Wechabiten, zu Felde zu ziehen. Die bedeutenden Rüstungen zu diesem Feldzuge erforderten bedeutende Summen. Er belegte 2200 Dörfer jedes mit 10 bis 40 Beutel, was ihm 55,000 Beutel eintrug, ließ dann 10,000 Cameele kommen und baute in zehn Monaten achtzehn Kriegsschiffe. Um Aegypten persönlich gegen die Beys vertheidigen zu können, ernannte er seinen Sohn Tussum zum Befehlshaber der gegen die Wechabiten bestimmten Armee. Lange zögerte er indessen, ehe er die Armee abgehen ließ: denn er hoffte erst die Beys gänzlich zu unterdrücken und glaubte auch vor den Engländern nicht sicher zu seyn. Er untersuchte deshalb sorgfältig seine Militairmacht in Alexandrien, vermehrte die Festungswerke und legte den Grund zum Magazinwesen des Staats, indem er Oberägyptens Erzeugnisse aufkaufen und an vielen Orten Vorrathshäuser anlegen ließ. So flossen zwei Jahre über diesen Rüstungen hin und noch ehe er die Wechabiten angriff, führte er einen Plan aus, den er schon lange im Stillen gefaßt zu haben schien. Gewiß würde er viel reiner dastehen und so manches, was uns Occidentalen empört,

würde sich mit orientalischer Sitte entschuldigen lassen, wenn man das folgende blutige Blatt aus der Geschichte seines Lebens reißen könnte.

Am 1sten März 1811 ließ er alle Civil- und Militairbeamten, sowie alle Mameluckken einladen, den Feierlichkeiten beizuwohnen, unter denen er seinem Sohn Tussum das Commando über das gegen die Wechabiten bestimmte Heer geben werde. Die Astrologen hatten die günstigste Stunde bestimmt. Die Mameluckenbeys begaben sich mitten unter dem Gefolge des Vicekönigs nach der Citadelle, ohne im geringsten eine Ahnung von der bevorstehenden Greuelscene zu haben. Die Spitze des Zuges richtete sich gegen das Thor El-Azab. Der dahin führende Weg ist in Felsen gehauen, eng und mit Mühe zu passiren. Die vorspringenden Felsspitzen erlauben an manchen Stellen nicht zwei Reitern nebeneinander zu reiten. Sobald alles in das Thor war, ward im Namen des Statthalters befohlen, alle Mamelucken, die in ihrer Prachtuniform erschienen waren, niederzuhauen. Die Mamelucken wollten sich mit dem Säbel vertheidigen: aber bald sahen sie ein, daß sie verloren seyen, indem nicht nur tausend Säbel auf sie eindrangen, sondern auch aus den Fenstern auf sie geschossen wurde. Chalyn Bey, der am meisten zu fürchten war, fiel hier ebenfalls von Kugeln durchbohrt. Alle Gefangene, die zum Kiaga-Bey geführt wurden, ließ dieser enthaupten und Mancher, der auch nicht zum Tode bestimmt war, wurde an diesem Tage mit ermordet. In und vor der Citadelle sah man eine Menge Todter und neben ihnen ihre Pferde in voller Kriegspracht, erschlagene Knappen der Mamelucken (says), zerbrochene Waffen und mit Blut bespritzte Kleider. Alles ward die Beute der Soldaten; am Morgen zählte man vierhundertundsiebenzig Mamelucken; doch von den sogenannten französischen Mamelucken ward keiner getödtet, weil sie Mohammed Ali's Kiaga-Bey, oder sein Lieutenant, in einem Zimmer neben dem seinigen eingeschlossen hatte. Aehnliche Gemetzel fanden zugleich in den Provinzen Statt, und man führte noch aus Sayd achtundsechzig Mamelucken nach Alt-Cairo, die bei Fackelschein getödtet wurden. Ihre Häupter wurden am andern Morgen zur Schau gestellt und die Leichname in den Nil geworfen.

Was **Mohammed Ali** während des Blutbades fühlte, läßt sich schwer bestimmen. Kaum war der Zug in den Felsweg eingetreten, so ward er unruhig und sein Gesicht zeugte von starker Gemüthsregung. Seine Unruhe wuchs, nachdem die ersten Schüsse gefallen waren. Als man die Gefangenen vor ihn brachte und mehre Köpfe ihm eingeliefert wurden, schien er zwar heiterer zu werden: aber es schien dennoch als ob sein Inneres zerrissen sey. Bald nachher kam sein Arzt, der Genueser **Mendrici**, in den Audienzsaal und sagte lachend: „Die Geschichte ist aus; das ist ein Festtag für Ew. Hoheit!" Aber der Vicekönig sagte kein Wort und forderte zu trinken. Ob er dies Trauerspiel zufolge geheimer Aufträge der Pforte gab, oder ob er schon mit dem Plane umging, es um seiner eigenen Sicherheit willen zu geben, ist ungewiß; aber die Vernichtung der letzten Reste dieser unruhigen, meuterischen Miliz gereichte dem Lande zur Wohlfahrt: denn von jenem Tage an datirt sich die Ruhe und der Wohlstand jenes lange Zeit im Innern bewegten Reiches.

Nachdem jetzt das Land von innern Feinden befreit war, brach im October 1811 das Heer unter **Tussums** Oberbefehl gegen die Wechabiten auf. Eine große, Gepäck und Lebensmittel führende Caravane, nebst vier Scheikhs, welche als Apostel der Wahrheit unter den Wechabiten auftreten sollten, waren in seinem Gefolge. Angekommen in Arabien, fand **Tussum** lebhafte Unterstützung durch den angesehenen **Cherif Ghaleb**, und nahm **Yanbo** und den Hafen **Qualad-el-Moylah** ein; aber bei **Safra** erlitt er eine große Niederlage, die das Heer muthlos machte. Diese Nachricht verbreitete Unmuth und Trauer in **Cairo**; aber **Mohammed Ali** wußte auch dies Mißgeschick dadurch zu seinem Vortheile zu benutzen, daß er, unter dem Vorwande, die Geistlichen hätten nicht genug für das Waffenglück gebetet, über die geistlichen Ländereien eine starke Contribution ausschrieb. Um noch auf andre Weise Geld zu gewinnen, ließ er die schweren Münzen umprägen, was ihm monatlich vierhundert Beutel einbrachte. Die gewonnenen Gelder sandte er nebst frischen Truppen an seinen Sohn, der das Heer neu organisirte und bis **Medina** vordrang. Diese den Muselmännern so werthe Stadt nahm er nach siebenundfunfzig Tagen mit Sturm. Auch **Mecca**

ergab sich zu aller Gläubigen Triumph, und die Schlüssel beider Städte sandte er nach Constantinopel. Der Vicekönig begab sich nach diesen Siegen in Person nach Arabien, wo er freilich nur einen Monat verweilte, um seinem Sohne fernere Verhaltungsbefehle zu geben und sich selbst von der Lage der Dinge zu überzeugen. Als er nach Cairo zurückkehrte, erhielt er durch den Großsultan einen Beweis, wie sehr dieser seine Thaten zu schätzen wisse, indem ihm mit einem ehrenvollen Schreiben ein kostbarer Säbel und Dolch, drei mit Diamanten besetzte Federn, ein Pelz und ein Shawl von Cachemire eingehändigt wurde. Aehnliche Geschenke empfingen Tussum und der Cherif Ghaleb.

Die Siegsfreude der Türken war jedoch von kurzer Dauer. Die Wechabiten drangen aufs neue vor und bedrängten Medina. Nicht sowohl sie, als vielmehr Wassermangel und übermäßige Hitze thaten den Türken großen Abbruch, die, an das Wohlleben am Nilufer gewöhnt, die Bedrängnisse in Arabiens Wüsten peinlich empfanden und laut zu murren anfingen. Tussum hatte bereits achttausend Mann und fünfundzwanzigtausend Lastthiere verloren, und der ganze Feldzug hatte funfzigtausend Beutel gekostet. Als der Vicekönig von der Lage des Heers in Kenntniß gesetzt wurde, fühlte er dringend die Nothwendigkeit, sich persönlich an die Spitze des Heeres zu stellen.

Am 28sten August 1813 landete er mit seinem Schatzmeister Ahmed Agha zu Djeddah, und sein persönliches Erscheinen brachte sogleich mehr Kraft und Thätigkeit in alle militairische Operationen. Er machte Mecca, wo ihm der Cherif Ghaleb einen Palast hatte einrichten lassen, zum Centralpunct seiner Unternehmungen. Aber er war in dieser heiligen Stadt nicht blos Krieger und Staatsmann, sondern betrachtete sich hier auch als frommen Pilger, der keinen Tag hingehen ließ, ohne die durch den großen Propheten geweihten Stätten zu betreten und fromme Gebete zu verrichten. Oft verweilte er im Seminar der Gesetzgelehrten bis Morgens drei Uhr. Häufig sah er Personen bei sich, die sich durch Geist und Kenntniß auszeichneten. Er schien hier heiterer und zufriedener zu leben, als in Cairo; nur ging es ihm mit den Unternehmungen gegen die Wechabiten zu langsam und er hielt den Cherif Ghaleb für die Ursache, indem

es ihm schien als suche dieser den Krieg in die Länge zu ziehen. Auf diesen bloßen Verdacht hin beschloß er dessen Verhaftung. Sie erfolgte im November, als Ghaleb dem Tussum Pascha einen Besuch machte. Während sich beide freundlich unterhielten, entfernte sich des erstern Gefolge, und nachdem Tussum dies bemerkt, forderte er Sorbet, als ein Zeichen, daß er das Ende der Audienz wünsche. Ghaleb erhob sich vom Divan um sich zu entfernen, als ein Officier eintrat, seinen Dolch von ihm verlangte und ihm im Namen des Großsultans ankündigte, er sey sein Gefangener. Tussum erklärte dem Bestürzten, sein Vater werde bei der hohen Pforte alles zu vermitteln suchen und er möge ganz unbesorgt seyn. Um zu verhindern, daß Ghalebs Söhne sich empören möchten, schickte der Vicekönig seinen Geheimschreiber in das Gefängniß zu Ghaleb und ließ ihm sagen, er möge seinen Söhnen den Rath geben, sich ruhig zu verhalten und das Ende abzuwarten; er werde einen unter ihnen an seiner Statt zum Cherif ernennen und für ihn selbst der Vermittler in Constantinopel werden. Der leichtgläubige Ghaleb veranlaßte das Verlangte und so ward die Ruhe der Stadt und des Umlandes gesichert. Kurz nachher wurden auch Ghalebs Kinder ins Gefängniß abgeführt und er selbst wurde nach Cairo gebracht. Indessen kamen, auf Mohammeds Bericht, Befehle von Constantinopel, den gefangenen Cherif nebst seinen Kindern wieder auf freien Fuß zu setzen, und man schickte sogar zwei dem Unglücklichen geraubte Perlenkränze von großem Werth zurück. Mohammed stellte ihm nun diese und ein Geschenk von fünfhundert Beuteln zu. Der Cherif begab sich darauf mit seiner Familie nach Salonichi, wo ihn der Gram bald tödtete; auch seine Kinder starben in einem Zeitraum von zwei Jahren.

Die Wechabiten nahmen im Lande Yemen den Platz Konfodah, welcher durch die Unvorsichtigkeit eines Officiers, der an die eine Stunde von der Stadt entfernten Wasserquellen keine Posten gestellt hatte, verloren ging. Die Feinde bemächtigten sich derselben und schlugen die zu spät herbeieilenden Türken zurück. Diese retteten sich in größter Unordnung auf die Schiffe, und alles Gepäck fiel in die Hände der Sieger. Der Cherif Rayeh, welcher gehofft hatte Ghalebs Nach-

folger werden zu können und sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, trat in Einverständniß mit den Wechabiten und ging mit seinem ganzen Gefolge zu ihnen über. Diese, die immer so operirten, daß sie einem Haupttreffen auswichen, ließen den Türken Tag und Nacht keine Ruhe, welche von Wassermangel gedrückt wurden und unter denen bösartige Krankheiten, durch das ungewohnte Clima veranlaßt, ausgebrochen waren. Diese Widerwärtigkeiten verstimmten den Vicekönig, der überdies aus Cairo unerfreuliche Nachrichten erhielt. Sein Kiaga-Bey hatte sich, auf seinen Befehl, des Privateigenthums aller der Eigenthümer bemächtigt, welche die Steuern des laufenden Jahres schuldig geblieben waren, und dies veranlaßte im Februar 1814 einen Aufstand, den er trotz seiner Bemühungen nicht stillen konnte. Die Scheikhs sandten eine Vorstellung gegen diese harte Maaßregel an den Vicekönig, der aber, weil er das Geld zu seinen fernern Unternehmungen gegen die Wechabiten nicht entbehren konnte, darauf nichts erwiderte. Nachdem der Kiaga endlich durchgedrungen, sandte er Hassan Pascha mit siebentausend Beuteln und einer gleichen Anzahl Hülfstruppen nach Arabien.

Obwohl jetzt Mohammed mit erneuter Kraft den Krieg fortsetzen konnte, so würde es ihm doch schwer geworden seyn, sich den Frieden von seinen fanatischen Feinden zu erkämpfen, deren Hauptmacht aus dreißigtausend Mann bestand, wenn ihm nicht, wie einst im Mameluckenkriege, der Tod zu Hülfe gekommen wäre. Der Wechabitenfürst Souhoud starb im achtundsechzigsten Jahre seines Lebens zu Derayeh, und sein Nachfolger Abdallah zeigte friedlichere Gesinnungen, obwohl er die Waffen nicht sogleich niederlegte. Erst nach mehrern kleinern und größern Gefechten, in denen größtentheils der Sieg sich auf Tussums Seite neigte, erklärte er, er sey bereit Frieden zu schließen. Man kam tractatenmäßig überein, daß die Wechabiten nicht ferner gegen die hohe Pforte sich auflehnen sollten; Abdallah sollte demjenigen, den der Vicekönig von Aegypten zu seinem Nachfolger bestimmen würde, die Residenz Derayeh einräumen, jedoch solle er arabischer Fürst nach wie vor bleiben. In dieser Würde übernahm er die Verpflichtung, die mohammedanischen Caravanen zu beschützen, den Raub aus des Propheten Grabe zu er-

setzen und Gesandte nach Cairo und Constantinopel zu schicken, oder in Person nach der Hauptstadt zu reisen.

Diese unerwartet rasche Unterwerfung der Wechabiten und mehr noch Napoleons Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1815, veranlaßten den Vicekönig, Arabien zu verlassen und nach Aegypten zurückzukehren. (Tussum blieb noch zurück.) Er hielt in der Hauptstadt unter dem Beifalljauchzen des Volks als Sieger einen glänzenden Einzug. Er wollte jetzt den schon lange entworfenen Plan ausführen, die Soldaten auf europäischen Fuß zu setzen: aber Vorurtheil und hergebrachte Sitte waren zu mächtig, als daß es ihm hätte gelingen können, obwohl er hatte bekannt machen lassen, er werde Jeden, der sich dieser Maaßregel widersetze, fortjagen oder nach dem Verhältniß seines Vergehens strafen. Auf seinem Lustschloß zu Chobra wollte er den Erfolg seines Befehles erwarten. Die Soldaten wurden unruhig und waren bald einig, den zu kühnen Neuerer abzusetzen. Man wollte ihn in seinem Palast überfallen und dann gefangen nehmen. Sie hätten, meinten sie, ein Recht zu dieser Maaßregel, da der Koran verkündige: „Der Monarch selbst soll nichts neues einführen; jede Neuerung ist ein Irrthum, und jeder Irrthum führt zum Feuer." — Die Verschworenen theilten Abdyn Bey, der seinem Herrn, dem Vicekönig, treu ergeben war, ihre Absicht mit. Dieser verkleidete sich, eilte zu Mohammed Ali und setzte ihn von der Gefahr, in der seine Freiheit und sein Leben schwebe, in Kenntniß. Mohammed ließ augenblicklich die Palastwachen verstärken und begab sich in die Citadelle. Da die Verschwornen erfuhren, daß seine Person zunächst in Sicherheit sey, so plünderten sie wenigstens seinen Palast, und damit sich nicht begnügend, sondern froh, einen Vorwand für Meuterei und Raub gefunden zu haben, drangen sie auch plündernd in die Häuser der Bürger. Mohammed Ali, welcher einsah, daß er zu rasch gehandelt hatte, verfuhr diesmal nicht mit gewohnter Strenge, nachdem es ihm gelungen war die Flamme der Empörung zu dämpfen; sondern suchte durch Auszahlung des rückständigen Soldes und durch außerordentliche Geschenke die Gemüther zu beruhigen und wieder für sich zu gewinnen. Zugleich entschädigte er die geplünderten Bürger, namentlich die

Kaufleute und verbot Soldaten und Civilpersonen, außer dem Dienste Waffen zu tragen. Das Geld zu jener Soldauszahlung und zur Entschädigung der Kaufleute zog er diesmal von seinem Finanzintendanten Mallem Ghaly auf folgende Weise. Er hörte mit Vergnügen, daß dieser sein Amt nicht treulich verwaltete und sich Betrügereien zu Schulden kommen ließ. Sogleich confiscirte er nach türkischer Art seine Güter; sein Denunciant ward sein Nachfolger. Als aber Ghaly erklärte, er werde ihm vierzehntausend Beutel zahlen, wenn er wieder in seinen Posten eingesetzt würde, trug Mohammed Ali kein Bedenken den Vorschlag einzugehen.

Unterdessen hatten sich in Arabien aufs neue düstere Wolken wider ihn zusammengezogen. Der Wechabitenfürst Abdallah erfuhr schon an demselben Tage, wo er mit Mohammed den Friedenstractat abschloß, daß aus dem südlichen Arabien zwei Corps von zweitausend und viertausend Mann ihm zu Hülfe anrückten, und daß die Provinz el Gebel frische Truppen zu senden versprochen habe. Diesen Verstärkungen trauend, reuete es ihn, so rasch beim Friedensabschluß gewesen zu seyn; und da Tussum, auf das Gerücht, sein Vater sey in der letzten Rebellion in Cairo umgekommen, Arabien schleunigst verlassen hatte, so hielt er sich jetzt für ungestört, neue Kriegsrüstungen zu machen. Er sandte zunächst an den Vicekönig ein Entschuldigungsschreiben, daß er von den Schätzen, die sein Vater aus des Propheten Grabe geraubt habe, nichts mehr besitze und sich nicht entschließen könne nach Constantinopel zu reisen, obwohl er dies früher tractatenmäßig eingegangen sey. Der Vicekönig erwiderte, indem er ihm die zugesandten nicht unbedeutenden Geschenke zurückschickte, er müsse neuen Krieg gewärtigen, wenn er die stipulirten Puncte nicht erfülle. Während die Wechabiten neue Gesandte nach Cairo schickten, vollendeten sie ihre Kriegsrüstungen und standen schlagfertig da. So mußten denn im September 1816 neue Truppen nach Arabien abgehen, die sich in Suez einschifften. Das Geld zu diesem Feldzuge verschaffte sich Mohammed auf eine etwas ehrendere Weise. Die große Theurung des Getreides nämlich im ganzen südlichen Europa benutzend, verkaufte er überaus theuer die bedeutenden Vorräthe seiner Magazine in Alexandrien. Zum Heerführer konnte diesmal Tussum nicht

gewählt werden. Umgeben von Musikern, Tänzern und georgischen Mädchen, hatte er bisher zu Berembal, im Hauptquartier bei Rosette, als ein Wollüstling der Levante gelebt. Eine derselben, die er jüngst gekauft hatte, war ein Muster weiblicher Schönheit. In ihrem Besitze schwelgte er so übermäßig, daß er nach wenigen Tagen Convulsionen bekam und trotz aller angewandten Mittel starb. Man gab vor, er sey an der Pest gestorben; wäre dies aber der Fall, so wäre die Georgierin, welche leben blieb, ebenfalls ein Opfer dieser Krankheit geworden. Die Leiche ward nach Cairo gebracht, um in der fürstlichen Familiengruft, einem Gewölbe von antiker Form, beigesetzt zu werden. Der unglückliche Vater folgte ihr zu Fuß und theilte an Moscheen und Arme reichliche Almosen aus. Tussums Bruder Ibrahim, der ihn stets gehaßt hatte, legte keine Trauer an und war in jener Zeit viel zu lebhaft mit seinen Kriegsplanen beschäftigt, indem er vor Verlangen brannte, sich mit Lorbeeren zu schmücken, denn Er war es, der diesmal den Oberbefehl über das gegen die Wechabiten bestimmte Heer erhalten sollte. Mit den gewöhnlichen Ceremonien ward er in diese Würde eingesetzt. Seine Mutter gab ihm eine Reihe kostbarer Perlen und Edelsteine, um sie am Grabe des Propheten niederzulegen, und er schwur sein Haupthaar so lange wachsen zu lassen, bis er sich des mütterlichen Auftrags entledigt und als Sieger zu den Seinen zurückgekehrt seyn werde.

In drei Tagen schiffte er bis Siouth den Nil hinauf und landete den 29sten September, zu Yanbo. Nachdem er hier Heerschau gehalten, zog er gen Medina, wo er sich jenes Auftrags entledigte und am Grabe des Propheten um dessen Beistand für das Glück seiner Waffen flehte. Bei dieser Gelegenheit schenkte er seinen Mameluken und schwarzen Sklaven die Freiheit, gelobte, alle Rum- und Weinflaschen eigenhändig zerschlagend, keinen Wein mehr zu trinken, und beschenkte Moscheen und Arme mit fürstlicher Freigebigkeit. Seine strenge Mannszucht bestrafte das kleinste Versehen der Türken mit dem Tode, und so erweckte seine Frömmigkeit Bewunderung, seine Freigebigkeit Liebe und seine Strenge Furcht. Er machte den Wechabiten viele ihrer arabischen Verbündeten abspenstig und siegte in den ersten Treffen, die er ihnen lieferte. Die hohe Pforte ernannte

ihn hierauf zum Pascha von drei Roßschweifen, was seinen Ehrgeiz noch mehr entflammte. Um den herrschenden Fiebern und andern Krankheiten zu steuern, die der Mangel an trinkbarem Wasser herbeiführte, gestattete er einem Theile des Heeres immer Ruhe und ließ vierhundert Baracken bauen, um die Truppen gegen die Einwirkung giftiger Südwinde zu schützen, durch welche Maaßregel die Krankheiten sich wirklich im Lager minderten. Demnächst schritt er zur Belagerung von el Rass, welches zwar nach drei Monaten capitulirte, ihm aber über dreitausendvierhundert Todte kostete. Viel glücklicher war er vor Kohbra, welches ihm nach kurzer Zeit die Thore öffnete, so wie vor Anyzeh, dessen Citadelle er in die Luft sprengte. Die ganze Provinz el Kassym unterwarf sich der Pforte, und Ibrahim Pascha schrieb jetzt über den Theil des eroberten Landes eine Kriegssteuer von vierundzwanzigtausend Beuteln aus. Dazu sandte ihm Mohammed Ali frische Truppen und Geld, und so sah er sich im Stande den Feldzug mit Glück fortzusetzen; denn der türkische Heerführer kann immer auf die Treue der Soldaten rechnen, sobald diese Geld in seinen Händen sehen. Freilich fehlte es auch nicht an Mißvergnügten in seinem Heere, indem seine Strenge, an die der orientalische Soldat sich schwer gewöhnt, Erbitterung erregte. Man darf sich deshalb nicht wundern, als einst des Nachts, da er ruhig mit seinem Gefolge in einem Zelte arabische Mährchen erzählte, dieses plötzlich in Flammen aufging, und einige Tage nach diesem Ereigniß eine Kugel in seinen Turban flog, als er, Musterung haltend, an der Spitze des Heeres stand. Heldenthaten lohnte er echt orientalisch, denn er zahlte für jeden im Hauptquartier eingelieferten Wechabitenkopf oder für ein paar Ohren funfzig Piaster. Dies feuerte die Truppen ungemein an, und dieser Freigebigkeit muß man es zum Theil zuschreiben, daß er im Anfange des Jahres 1818 Chakra, eine der schönsten Städte Arabiens, eroberte. Hier erholte sich das Heer. Zwei Monate später zog er durch eine fruchtbare Oase bis Dorama, welchen Platz er einnahm und dem Abdallah freien Abzug gestattete.

So errangen seine fortwährenden Siege endlich den Frieden. Weder eine furchtbare Pulverexplosion, noch eine Augenkrankheit, an der er litt, noch auch die Strei-

fereien der den Wechabiten ergebenen Beduinen hemmten seine Fortschritte. Er rückte auf Tourfyeh, wo sich Abdallah selbst befand. Dieser wollte sich zwar nicht ergeben, aber die Einwohner, des Krieges müde, drangen auf Capitulation. Den 9ten September sandte er einen Parlementair an Ibrahim Pascha, der ihn um eine Audienz ersuchte. Sie ward bewilligt. „Bisher," sagte Abdallah, „war Krieg meine Bestimmung; jetzt soll ich Frieden schließen, so wollen es die Meinen." — Ibrahim erwiderte: „„Die Capitulation muß freiwillig seyn und nicht erzwungen; will Abdallah sich länger vertheidigen, so werde ich ihm selbst Pulver und Blei liefern, wenn er keins mehr hat."" — „Nein," sagte Abdallah, indem Thränen aus seinen Augen flossen, „nicht die Feinde haben mich besiegt, der Allmächtige selbst will meine Erniedrigung." — Man schritt sofort zur Capitulation. Eine der Bedingungen war, Abdallah solle nach Cairo reisen. Dieser war anfangs unschlüssig, ob er die Bedingung eingehen sollte, erfüllte sie aber doch, erwägend, daß, wenn er sich durch die Flucht rettete, seine Familie in Ibrahims Händen als Geißel bliebe. Als Zeichen des Friedens empfing er das weiße Tuch und reiste mit einem kleinen Gefolge nach Cairo ab.

Hier waren indessen Gebete für Ibrahims Waffenglück angeordnet, und den 18ten October, wo die Friedensnachricht anlangte, löste man, zum Zeichen, daß sie erhört seyen, die Kanonen. Der Vicekönig nahm den unglücklichen Wechabitenfürsten mit der Güte auf, die der orientalische an schonungslose Strenge gewöhnte Despot hegen kann. Er wollte dem Mohammed ein Kästchen von Elfenbein, gefüllt mit seltenen Perlen und Edelsteinen, die sein Vater aus des Propheten Grabe geraubt hatte, überreichen: aber dieser rieth ihm dasselbe in Constantinopel zu verschenken, wohin er ihn senden müsse und wo er sich für ihn verwenden werde. Obwohl der Vicekönig Wort hielt, so fruchtete diese Verwendung bei dem fanatischen Pöbel in jener Hauptstadt gar nichts. Um diesem ein Schauspiel zu geben, ward der Fürst drei Tage in den Hauptstraßen der Stadt umhergeführt und hernach auf dem Sophienplatz enthauptet. Seine Angehörigen sandte indessen Ibrahim, auf seines Vaters Befehl, nach Aegypten, wo ihnen ein ihrem

Stande angemessener Unterhalt gegeben wurde. Die Residenzstadt Toursyeh schleifte er und machte sie dem Erdboden gleich.

Nachdem so der Krieg in Arabien geendigt war und der siegreiche Ibrahim am Grabe des Propheten seine Dankgebete verrichtet hatte, kehrte er nach Aegypten zurück und hielt, auf den Befehl seines Vaters, im December 1819 seinen feierlichen Einzug in Cairo. Mit Thränen der Freude sah der Vicekönig den Sohn in die Moschee Sultan el Ghoury einziehen. Nach morgenländischer Sitte machte Jedermann dem Sieger Geschenke, welche ihm an diesem Tage sechstausend Beutel eintrugen. Die Freude des fürstlichen Hauses wäre vollkommen gewesen, wenn sie nicht durch den Tod von Ibrahims Sohn, Osman Bey, getrübt wäre. Sechs Wärterinnen desselben, die man der Nachlässigkeit in der Behandlung des Kindes beschuldigte, ließ Mohammed Ali ohne weiteres im Nil ersäufen. —

Der Beherrscher Aegyptens scheint fortwährend das Bedürfniß zu fühlen, Kriege zu führen; wahrscheinlich kommt zu diesem Drange die Erwägung, daß der orientalische Söldling, sobald er unbeschäftigt ist, sich zu Unruhstifterei und Meuterei geneigt fühlt. Dies vermochte ihn im Jahre 1820 zu dem Entschlusse, Ober- und Nieder-Nubien und nachher das Königreich Sennaar zu erobern. Zugleich hatte er hierbei die Absicht, die durch lange Kriege geschwächte Bevölkerung seines großen Paschaliks durch Negerstämme zu vermehren. Im Hafen von Alt-Cairo versammelte er sofort achttausend Nilschiffe, die mit Soldaten, Lebensmitteln, Artillerie und Gepäck beladen wurden. Zu Esné wurden Cameele und Dromedare versammelt, um das Heer durch die Wüste zu transportiren. Nicht Ibrahim ward diesmal zum Heerführer bestimmt, sondern Ismael, des Vicekönigs dritter Sohn, sollte Lorbeeren sammeln. Das Heer begleiteten drei Ulemas, die den südlichen Muselmännern aus dem Koran beweisen sollten, es sey heilige Pflicht, sich ohne Blutvergießen Aegyptens Herrn zu unterwerfen. Nach dem Abgange des Heeres reiste Mohammed Ali nach Alexandrien, nachdem er Ibrahim als seinen Stellvertreter für Cairo ernannt hatte; dort wollte er in Person die großen Fabrikeinrichtungen organisiren, von denen er einen bedeutenden Ge-

winn hoffte. Noch ehe er nach seinem Lustschlosse zu Chobra zurückkehrte, erhielt er Schreiben von Ismael, der Verstärkungstruppen verlangte, indem das Heer mehr durch Krankheiten als durch das Schwert der Feinde geschwächt sey. Die Nubier leisteten in der That nur geringen Widerstand; Ismael war bereits bis Dongola, der Hauptstadt Ober- und Nieder-Nubiens, vorgerückt. Wenige Monate nachher kam schon die Nachricht nach Alexandrien, daß der König von Sennaar mit Ismael Friedensunterhandlungen gepflogen habe, deren erster Artikel sey, der König wolle sich als Vasall des Vicekönigs von Aegypten anerkennen, aber den Rang und Titel eines Fürsten beibehalten. Zufrieden mit diesem Erfolg und darauf hinwirkend, daß die Glieder seiner Familie sämmtlich die Ehre genössen, seine Staaten erweitert zu haben, sandte Mohammed Ali seinen Schwiegersohn, den Defterdar (Schatzmeister) mit viertausendfünfhundert Mann ab, sich des Königreichs Kordafân zu bemeistern; und obwohl diese Eroberung nicht so leicht von Statten ging, als die von Nubien und Sennaar, so sah er doch die Unternehmung nach kurzem mit günstigem Erfolge gekrönt. Die Freude, welche er über diesen bedeutenden Zuwachs seiner Staaten empfand, verwandelte sich bald in bitteres Leid, indem er die Nachricht erhielt, sein Sohn Ismael sey in Sennaar ermordet worden. Dieser hatte nämlich einen der vornehmsten Einwohner gedachter Hauptstadt wegen eines unbedeutenden Vergehens prügeln lassen. Der Gemißhandelte beschloß seinen Tod; und als Ismael in einem vier Meilen vom Hauptquartier entlegenen Dorfe, unter Bedeckung von vierhundert Mann, übernachtete, begab sich der Rache schnaubende Neger mit mehreren Mördern Abends in des Paschas Wohnung und erdolchte ihn, so wie den größten Theil seiner Umgebung, von der wenige entkamen, um die traurige Nachricht ins Lager zu bringen.

Als im Jahre 1821 der Krieg zwischen der Pforte und den Griechen ausgebrochen war, mußte zwar der Vicekönig, seiner Pflicht gemäß, sein Contingent gegen sie stellen: aber er theilte die gehässigen Gesinnungen seiner Glaubensgenossen gegen die Ungläubigen nicht; deshalb fanden sogar alle flüchtigen Griechen bei ihm gast-

freundschaftlichen Schutz *); auch war er überzeugt, daß durch die unweisen Maaßregeln der hohen Pforte der Aufruhr der Griechen vermehrt worden. Unter den Befehlen seines Admirals Ismael Agha Gibralta ließ er zu Alexandrien sechszehn bewaffnete Kriegsschiffe auslaufen, die nach Rhodis bestimmt waren; in den Dardanellen vereinigte sich diese Flotte mit der türkischen und theilte die Schicksale die sie trafen. Die Kosten dieser Rüstung deckte eine drückende außerordentliche Steuer, worüber man in Cairo und Alexandrien laut murrte.

Von jeher hatte Mohammed Ali seine wahren Gesinnungen und Pläne versteckt gehalten; eben deswegen läßt sich im gegenwärtigen Augenblick schwer beurtheilen, ob es ihm mit der völligen Unterdrückung der Griechen rechter Ernst sey. Einigen Nachrichten zufolge ist er ein persönlicher Griechenfeind und ihre Unterdrückung liegt ihm eben so sehr am Herzen, als der Pforte selbst; aber einzelne Züge widersprechen dem. Er soll der Pforte die Bedingung gemacht haben, im Feldzuge gegen sie unumschränkt handeln zu dürfen, und verlangt nach Endigung des Krieges die Statthalterschaft über Morea und die griechischen Inseln. Sein Sohn Ibrahim, der den Wechabitenfürsten Abdallah besiegte, soll den Oberbefehl zu Lande und zu Wasser erhalten, und in einem diesjährigen Verzeichniß der Statthalter, das in Constantinopel erschienen ist, steht dieser sogar schon als Statthalter von Morea aufgeführt. Der Sultan soll den Vicekönig zum Generalissimus aller gegen die Griechen rückenden Heere gemacht haben; und wenn dies der Fall ist, so hat er etwas Unerhörtes gethan, indem nie einer seiner Vorgänger einem Vasallen so viele Macht in die Hände gelegt hat. Mit zweiunddreißigtausend Mann, welche der Kammerherr des Sultans, Negib Effendi, ihm zuzusenden versprochen hat, könnte allerdings Mohammed Ali mit Hülfe seiner auf europäischen Fuß disciplinirten und exercirten Neger große Dinge thun. Dieses Negercorps, welches er, trotz des

*) Nach den neuesten Nachrichten sind viele Flüchtlinge aus Scio in ägyptischen Dörfern angesiedelt, wo sie, unter dem Schutze der Regierung, ruhig leben und sich besonders vom Seidenbau nähren.

Widerspruchs von Seiten der Ulemas, Scheikhs und Soldaten errichtet hat, besteht aus achttausend Mann. Der Anführer desselben ist der ehemalige französische Generaladjutant Seve, jetzt, nachdem er Renegat geworden, Soliman Bey; Franzosen haben diese Neger exercirt und sie haben eine vortreffliche Feldmusik. Dazu kommt, daß Mohammed zu Farchout in Oberägypten eine Kriegsschule angelegt hat, wo die Söhne der ägyptischen Fellahs (Bauern) ebenfalls auf europäischen Fuß exercirt werden. Er soll diese weit zuverlässigern Krieger schon auf vierzigtausend Mann gebracht haben. Kommt hierzu noch eine Flotte von dreißig Segeln, welche, unter Anführung des Capitain Pascha, mit achtzig Bairaks (Fahnen) und viertausend Mann am Bord, aus dem Hafen Constantinopels nach Ipsara gesegelt seyn soll, während die ägyptische Flotte bei Hydra sich sammele, so wird Griechenlands Schicksal allerdings bedenklich. Indessen sind neuerlich alle diese großen Rüstungen in Aegypten häufig unterbrochen worden. Zunächst durch das Auffsteigen des Pulvermagazins in Cairo, welches den 21sten März d. J. halb 10 Uhr Statt hatte und eine ungeheure Feuersbrunst veranlaßte. Briefe aus dieser Hauptstadt geben einen furchtbaren Abriß von den Verwüstungen derselben. Sechstausendvierhundertzweiundsiebenzig Menschen, worunter zwei Paschas nebst Mohammed Ali's Kiaga-Bey, haben das Leben eingebüßt. Vom Thore Romely östlich bis zur alten Citadelle sieht man nichts als Bruchstücke von Mauern, zerbrochene Dachbalken, Wagen und Lafetten. Außerhalb des neuen Thores fangen die Ruinen in der Entfernung von funfzig Schritten an; eine weite Strecke hin sieht man unter Trümmern viertausend verbrannte und zerrissene Pferde, Maulthiere und Cameele. Ein schöner Artilleriepark, der in dem sogenannten Josephssaale und in dem Amphitheater am östlichen Ende der Stadt stand, ist bis auf sechsundzwanzig Stück zerstört. Auch das ganze Arsenal ist vernichtet, mit Ausnahme eines Magazins für Geräthschaften, einiger Kisten mit Flinten und der Kanonen-Bohrmaschine. Von dem kleinen Feldartilleriepark, der auf dem Romelyplatze stand, sind nur funfzehn Sechspfünder gerettet. Die neue Citadelle, worin sich die Münze, der Saal für den Divan und die verschiedenen Regie-

rungsbureaux befinden, litt nur wenig. Man rechnet, daß die gänzliche Wiederherstellung der Citabelle und des Arsenals in den vorigen Stand mehr als funfzig Millionen türkischer Piaster kosten würde. Dazu kommt die hin und wieder ausbrechende Flamme der Empörung, die nun einmal im leicht entzündlichen Gemüth des Orientalen schwer zu dämpfen ist. Wenig oder nichts ist indessen auf einen Bericht aus Cairo zu geben, nach welchem der bekannte und hier oft erwähnte alte Ibrahim Bey einige Tage vor der Pulverexplosion die Citadelle von Cairo überrumpelt und sich in ihren Besitz gesetzt habe, indem die Pforte, aus altem Mißtrauen gegen Mohammed Ali, ihm das Paschalik von Aegypten zugesagt und ihm geheime Befehle ertheilt habe; denn wenn es schon schwer zu glauben ist, daß die Pforte die ihr in allen so verhaßte Mameluckenherrschaft in Aegypten wieder hergestellt wissen wollte, so ergibt sich die Unwahrheit dieser Nachricht noch mehr daraus, daß dieser Ibrahim Bey im Jahre 1816 im achtzigsten Jahre, nach Mengins Berichten, gestorben ist. Glaublicher ist die Nachricht, daß ein arabischer Schwärmer, der sich für den Vorläufer oder Wesir eines vor tausend Jahren gestorbenen Propheten El Mokodi ausgibt, plötzlich mit einer beträchtlichen Schaar fanatischer Anhänger zu Cosseir erschienen sey und sich der Stadt Kennah am Nil bemächtigt habe. —

Wenn man Mohammed Ali's Gelderpressungen, seine Eroberungssucht, seine Verschlagenheit und insbesondere die durch ihn veranlaßte Ermordung der Mameluckenbeys betrachtet, so muß er uns als gewöhnlicher orientalischer Despot, ja als ein Jugurtha unserer Zeit erscheinen, dessen Handlungen durch Geldgier, glühende Ehrsucht und Stolz geleitet werden: wenn man aber die Tücke seiner Widersacher, die Bestechlichkeit des verdorbenen, wankelmüthigen Divans und die Empörungssucht der Eingebornen und Söldlinge in Erwägung zieht, so mildern sich vielleicht die uns anwidernden Züge in seinem Bilde um etwas, indem er oft nothgedrungen zu Maaßregeln seine Zuflucht nehmen mag, die sein eigenes Herz verwirft; und mehr noch mag man sich mit ihm aussöhnen, wenn man einen Blick auf das wirft, was er seit dem Augenblick, wo er die Verwaltung Aegyptens antrat, für die Civilisation des alten

Staats der Pharaonen gethan hat. Dies mag hier noch eine Stelle finden.

Von großem Nutzen für das Land sind schon die Bauten, die er, größtentheils durch französische Baumeister, seit dem Antritte seiner Regierung hat ausführen lassen. Die Städte Cairo, Alexandrien und Rosette hat er nicht allein stärker befestigt, sondern auch bedeutend im Innern durch Anlagen verschönert. Die Ebenen zwischen Rosette und Alexandrien sind größtentheils mit dem Meere in gleicher Höhe und nur durch sandige Striche von demselben getrennt, in welche die Fluthen häufig eindringen, wo sich dann stehende Wasser und trübe Bäche bilden, die pestilenzialische Düfte aushauchen. Mohammed Ali hat, um diesem Uebel zu steuern, einen ungeheuern Damm aufführen lassen, der die Wasser zurückhält und vierzig früherhin mit Ueberschwemmung bedrohte Dorfschaften sichert. Der große, in den frühesten Zeiten gegrabene Canal, der die Nilwasser bei Ramanyeh aufnimmt, um sie nach Alexandrien zu führen, und der durch die Zeit für die Schiffahrt unbrauchbar geworden war, ist durch hunderttausend Arbeiter im Zeitraume von wenigen Jahren wieder in Stand gesetzt. Nächstdem hat er seine Aufmerksamkeit auf die Bebauung des Landes gerichtet. Er hat die Felder genauer ausmessen und eintheilen lassen, um die Abgaben ihrer Besitzer richtiger bestimmen zu können. Ueberall, selbst auf wüsten Plätzen und wo es die Natur des Bodens erlaubt hat, sind Anpflanzungen, besonders von Maulbeerbäumen, angelegt, deren Ertrag schon jetzt nicht unbedeutend ist. Die besten Werkzeuge für Garten- und Feldbau hat er aus Europa kommen lassen und seine eigenen Gärten sind mit exotischen Pflanzen geziert. In Fejum wird ein Rosenöl bereitet, das dem persischen gleich kommt und wovon er alljährlich eine bedeutende Quantität nach Constantinopel sendet. Die räuberischen Beduinen hat er nach und nach zum Feldbau gewöhnt und dadurch die innere Ruhe des Landes mehr gesichert.

Ein Hauptgegenstand innerer Wirksamkeit für die Blüthe seines Paschaliks ist der Handel, zu welchem er durch sein eigenes Beispiel ermuntert. Zunächst hat er von jeher sein Augenmerk auf den vortheilhaften Austausch der Landeserzeugnisse gerichtet: Tabak, Reis,

Caffee, Baumwolle und Oel. Erst im vorigen Jahre hat er funfzigtausend Stück Creas (Doppel-Leinwand) nach Livorno geliefert. Man schätzt den jährlich in Aegypten blos eingeführten Tabak auf dreißig Schiffsladungen, deren jede zweihundert Tonnen enthält. Um rasche Handels- und andre Nachrichten zu erhalten, hat er eine Telegraphenlinie mit neunzehn Stationen errichten lassen; die Depeschen von Cairo nach Alexandrien sind nur vierzig Minuten unterwegs. Er hält streng auf die Befolgung der Handelsgesetze und schützt die Caravanen des In- und Auslandes. In den meisten Städten blühen Manufacturen und Fabriken für Seife, Stahl, Seide, Lein, Baumwolle, gebrannte Wasser und Zucker-Raffinerien. Aus allen Ländern Europa's hat er Künstler und Manufacturisten kommen und sich ansiedeln lassen. Mit Schweden und Indien unterhält er die lebhafteste Handelsverbindung. Er selbst liefert zuweilen an bedeutende ägyptische Häuser für zwei bis drei Millionen Waaren und creditirt, bis sie dieselben umgesetzt haben. Der alte Hafen von Alexandrien, vor seiner Regierung blos ottomannischen Schiffen offen, ist jetzt allen Europäern ohne Ausnahme frei geöffnet, die ehedem nur in den neuen, gegen Stürme schlecht geschützten Hafen dieser Handelsstadt einlaufen durften und dennoch eine drückende Steuer dafür erlegen mußten. Im gegenwärtigen Augenblick geht er sogar damit um, die Verbindung des Nils mit dem rothen Meere, durch Ausbesserung der dahin führenden Canäle, wieder herzustellen, eine Unternehmung, die dem Handel einen kaum zu berechnenden Vortheil gewähren würde.

Mit demselben Eifer beschützt er Künste und Wissenschaften. Weder Nationalvorurtheile, noch die Gesetze des Islam oder die Beispiele seiner Vorgänger hindern ihn, fremde Alterthumsforscher und Künstler mit Wohlwollen aufzunehmen, die früherhin nie die Erlaubniß erhielten, ungestört sammeln und forschen zu dürfen. Er ertheilt nicht allein gern die Erlaubniß dazu, sondern läßt sich auch von ihnen Bericht erstatten und kolossale Statuen, Mumien, Sphinxe, Obeliske, Sarkophage und Naturerzeugnisse in alle Museen der Welt ausführen. Die Araber treiben jetzt einen lebhaften Handel mit diesen Alterthümern. So hat man jetzt schon mehre Buchstaben des alten ägyptischen Alphabets entdeckt und man

hofft sogar die übrigen Ringe dieser geheimnißvollen Kette aufzufinden; nicht minder ist viel neues über den ältesten Cultus bekannt geworden. Löblich ist die Duldsamkeit, die er den verschiedenen Religionsbekennern erweist und die im grellen Abstich steht mit dem fanatischen Eifer der Mamelucken, die alle Jahre in Cairo die einst den Kreuzfahrern entrissenen Waffen und Geräthe in Procession umherführen ließen, damit die Erbitterung und der Haß gegen die Christen nie erlaue. Er würde sicher noch liberaler seyn, wenn ihm die Ulemas nicht häufig das Wort des Propheten vor Augen hielten und so schweigend eine Drohung aussprächen, die er nicht unbeachtet lassen kann. Sie widersetzten sich sogar, als er, dem Wunsche der europäischen Schiffer genügend, Quarantaineanstalten im Hafen von Alexandrien einrichtete und ein Hospital für Franken in der Nähe gedachter Stadt baute: allein er hat sich an ihr Geschrei weder bei dem einen noch bei dem andern gekehrt, und des letztern Erbauung hat ihm zehntausend türkische Piaster gekostet. Die fremden Consuln sieht er gern um sich und erleichtert ihnen ihre schwierige Stellung, in einem Lande, wo ihnen Rohheit und Fanatismus stete Gefahr droht. Ein nicht unbedeutender Theil seiner Umgebung besteht aus Franzosen, Engländern und Italienern. Als sein Sohn Ibrahim die Wechabiten besiegt hatte und seinen oben erwähnten Einzug in Cairo hielt, gaben ihm die fränkischen Consuln ein Fest, in welchem sich Pracht und Geschmack vereinigten und der französische Consul Dedenat-Duvent las ihm ein (etwas breites) Lobgedicht vor, das er ins Türkische übertragen ließ. Das Frankenquartier in Alexandrien läßt er stets durch zuverlässige Truppen besetzen, deren Führer er selbst wählt. Der französische Exconsul Drovetti, der eine bedeutende Sammlung ägyptischer Alterthümer nach Paris gesandt hat, wurde nicht allein auf allen seinen Reisen von ihm beschützt, sondern erhielt auch Geschenke an Kunstsachen und Alterthümern; ebenso der von ihm sehr geschätzte Sir Sidney Smith, dem er eine in den Ruinen von Canopé gefundene griechische Inschrift zugesandt hat. Auch ist es bekannt, mit welcher herablassenden Güte er im Jahre 1822 Menu Minutoli empfing und welche kostbare Geschenke er ihm machte.

Es macht ihm Ehre, daß jetzt die Landstraßen

Aegyptens, auch die weniger betretenen, sicher sind. Beträchtliche Geldsummen werden ohne Bedeckung ungefährdet von einer Stadt zur andern gefahren; in volkreichen Städten sind die Douanenmagazine, wo die kostbarsten Waaren aufgespeichert werden, kaum verschlossen, und die Thore des Bazars sind allen Besuchern offen. Man hört selten, wenigstens in Städten, von Räuberei und Diebstahl, und diese Sicherheit ist den Reisenden äußerst willkommen, die früherhin nie ohne hinlängliche Beschützung zu ziehen wagten: fünfhundert Bewaffnete waren z. B. sonst nöthig, um ohne Gefahr bis zu den drei französische Meilen von Cairo entfernten Pyramiden zu kommen; selbst der Nil und das Delta konnten ohne Bedeckung nicht beschifft werden. Die muselmännischen Pilger, die, durch Aegypten ziehend, nach Mecca und Medina wandern, ließen sich oft Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten gegen die Franken zu Schulden kommen; Mohammed Ali läßt sie jetzt nie ohne von ihm selbst gesandte Bedeckung weiter ziehen und versieht sie, um allen Erpressungen vorzubeugen, mit hinlänglichen Lebensmitteln.

Das Heer ist gegenwärtig auf fünfundvierzigtausend Mann gebracht. Albanien und die Barbaresken-Staaten liefern gewöhnlich die Infanterie; die Cavallerie besteht größtentheils aus Mamelucken und Beduinen; letztere entwöhnt er so durch militairische Zucht von Räuberei, und sie haben ihm im Kriege gegen die Wechabiten vortreffliche Dienste geleistet. Das Heer ist in die verschiedenen Plätze gelegt und die Zahl der eingelegten Truppen darf in keiner Stadt über fünftausend steigen, mit Ausnahme von Cairo, wo zehntausend Mann unter Waffen stehen. Die Seemacht besteht aus zweiundzwanzig Kriegsschiffen, Fregatten, Corvetten und Briggs, wovon jetzt sechzehn Fahrzeuge gegen die Griechen ausgelaufen sind. Seine jährlichen Einkünfte belaufen sich — wenn sonst Debenat-Duvents Angabe nicht übertrieben ist — auf zweiundzwanzig Millionen Thaler nach unserm Gelde; außerdem besitzt er höchst einträgliche Domainen; der Pforte zahlt er jährlich zwei Millionen Thaler Tribut und eine tractatmäßige Quantität an Getreide; eine gleiche Summe fast erhält jährlich der Schatz des Propheten in Mecca, und mehre reiche Geschenke gehen nach Constantinopel an den Großsultan, die Favo-

ritinnen und die vornehmsten Beamten im Serail und Divan. —

Der Islam gebietet alljährlich sieben Feste, von denen das große und kleine Beiramsfest (das Aufhören der Fastenzeit) die wichtigsten sind. Zu diesen Festen, welche alle Muselmänner beobachten, kommen zwei, die in Aegypten blos volksthümlich sind: der Abzug der heiligen Caravane nach Mecca zur Frühlingszeit und das Austreten der Nilgewässer. Das erste Fest verbindet mit dem religiösen zugleich einen mercantilischen Zweck. Der Vereinigungspunct der aus Constantinopel und den asiatischen Provinzen kommenden Pilger ist Damaskus in Syrien; der Vereinigungspunct der aus Africa kommenden Cairo. Sie vermehren in dieser Zeit die Bevölkerung, den Verkehr und Reichthum dieser Stadt und machen sie zu einem der bedeutendsten Meßplätze der Erde, wo die Reichthümer aller Erdtheile zusammenfließen. Die Stadt kann alsdann die Pilger nicht fassen; ein Lager von acht bis zehntausend Zelten zieht sich rings um sie her, welche, so wie alle Barken, mit denen der Nil übersät ist, Nachts prachtvoll erleuchtet sind. Jedes Haus ist zum Empfang der Pilger geschmückt; jeder Stadtbewohner trägt sein Festkleid; überall ertönt orientalische Musik und religiöser Gesang; und der Occidentale muß den asiatischen Luxus anstaunen, der sich am Hofe und in Privathäusern entfaltet.

Bei weitem wichtiger ist jedoch dem eingebornen Aegypter das zweite Fest, das schon im grauen Alterthume gefeiert wurde. Der Nil ist der eigentliche Ernährer der Aegypter: sie trinken seine Wasser; sie bewohnen seine Gestade; sie verdanken seinem Austritt die reiche Fülle ihrer Ernten; so huldigen sie ihm noch bis zum heutigen Tage wie einer wohlthätigen Gottheit; und die Festlichkeiten, unter welchen man im Anfang des Augustmonds den Canal öffnet, der die neuen Nilgewässer nach Cairo führt, erinnern an die Feste im Alterthum. Alles strömt herbei, zu schauen, zu bewundern und zu jauchzen. Die Gegenwart Mohammed Ali's an dem Nilufer, der asiatische Luxus der Hofbeamten, der glänzende Truppenzug auf der Insel Raudha und an beiden Ufern des Flusses die benachbarten, von allen Seiten herströmenden Volksschaften, tausend den Nil durch-

kreuzende Barken, Trompetengeschmetter, Tänze und Jauchzen verherrlichen es, und die Nacht bietet ein unbeschreiblich schönes Schauspiel. Die Masten sind mit Lampen und Transparenten behangen und aus der Tiefe der Fluth strahlen die zitternden Lichter tausendfach zurück. Alle Zuschauer drängen sich um die Mündung des Canals in den Nil, so lange er noch durch den Damm verschlossen ist. Der Vicekönig gibt das Signal zum Hinwegheben der Balken. Pauken und Trompeten ertönen; ein Scheikh verkündet mit lauter Stimme die Höhe des Standes der Gewässer, worauf Artilleriesalven erfolgen; die Fluthen stürzen sich in den Canal und fließen nach Cairo. Der Vicekönig wirft Geld in den Canal; geschickte Taucher holen es heraus; gewandte Schwimmer stürzen sich in die Fluthen und kommen mit ihnen zuerst in Cairo an, wo man sie wie Boten des Glücks empfängt, weil sie die segnenden Wasser gleichsam mitbringen. Damit endet das Fest noch nicht. Man verläßt, nachdem der Damm hinweggeräumt ist, die Insel Raudha und die Ufer, um in Cairo die Fluthen wachsen zu sehen, welche die Hauptstraßen und Quartiere der Stadt erfüllen. Alle Paläste, Moscheen und Minarets sind erleuchtet; prächtig geschmückte Gondeln, mit Thronhimmeln versehen, kreuzen überall. Man erkennt leicht die, in welchen sich türkische Damen befinden, an ihrer Zierlichkeit, ihrem Reichthum und besonders an den verhängten Fenstern. Am Hofe des Vicekönigs ist der höchste Glanz verbreitet. Sein Palast ist Abends allen Einwohnern offen, so wie allen Europäern, die ihm ihre Huldigungen darbringen. Die Palastzugänge, die Façaden, die innern Höfe und alle Zimmer sind erleuchtet; kostbare Teppiche zieren die Säle, durch die man bis zum Zimmer des Vicekönigs gelangt; zwölf ungeheure Fackeln auf hohen silbernen Candelabern erleuchten es*). Er sitzt auf seinem Divan, umgeben von seinen Officieren und ersten Staatsbeamten; er hört jeden mit Wohlwollen; er hat jedem etwas Verbindliches zu sagen und

*) Der Kiaga-Bey, Mohammed Ali's Lieutenant (mehr sein Wesir) und Gouverneur von Cairo, repräsentirt in einem andern Saale, der von sechs Fackeln auf silbernen Candelabern von gleicher Größe und Form erleuchtet ist.

sucht auf alle Weise die Heiterkeit zu erhöhen, mit welcher das Volk die Segen bringenden Gewässer begrüßt. —

Sollte dieser Mann, der sich unleugbar über die ephemere Größe und den Geist der übrigen Großbeamten der Pforte erhoben hat, bei der Bestechlichkeit des veränderlichen Divans und bei dem Fanatismus eines meuterischen Volks, noch länger herrschen und seinen Lebenspfad mit denkwürdigen Thaten bezeichnen, so erhalten vielleicht die Leser dieser Blätter das Nachträgliche über ihn, woraus sich wahrscheinlich ein richtigeres Urtheil über ihn ergibt, als es sich im gegenwärtigen Augenblick, wo die Würfel seines Lebens und Wirkens noch auf dem Tische liegen, fällen läßt.

Druckfehler
in der
ersten Abtheilung
der Biographie der Herzogin von Kurland.

Seite	5	Zeile	5	statt	wurden	lies	waren		
=	38	=	11	von oben	statt	Gewalt	l.	Gestalt	
=	65	=	4	=	unten	=	aimabilité	l.	amabilité
=	67	=	13	=	oben	=	que auroit	=	ce qui auroit
=	—	=	2	=	unten Note	st.	Rebublick	=	Republik
=	—	=	15	=	oben	statt	il feraient	=	ils feraient
=	—	=	9	=	unten	=	de le	=	de les
=	—	=	4	=	unten	=	et decision	=	à une décision
=	68	=	7	=	oben	=	suscité	=	suscitée
=	—	=	10	=	oben	=	d'éffet	=	effet
=	77	=	5	=	unten	=	conveniance	l.	convenance
=	82	=	18	=	unten	=	verbreitet	=	vorbereitet
=	90	=	1	=	oben	=	Von	=	Vor
=	—	=	7	=	unten	=	volontier	=	volontiers
=	91	=	8	=	unten	=	meilleurs	=	meilleures
=	92	=	15	=	unten	=	continué	=	continués
=	98	=	2	=	unten	=	dicté	=	dictées